
B 1,074,468





# Historisch-politische Blätter

für das

# katholische Deutschlan

Des Jahrgangs 1849

Erster Band.

# Historisch-politische
# Blätte

für das

## katholische Deutschlan

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

---

Dreiundzwanzigster Ban

---

München, 1849.
In Commission der literarisch-artistischen Anst



# Inhaltsverzeichniß.

**Summarium.**

Die deutsche Reichsversammlung am Ziel ihrer Bah
— Wirrwarr. — Stadium, wo man am Berge steht. -
Lasaulx, Raveaux, Vogt, Zimmermann. — Die vore
lige Verkündigung der Grundrechte und ihre Vermengu
mit der deutschen Sache. — Die Vereinbarung mit Prei
ßen, die Veruneinbarung mit Oesterreich. — Ein U
theil aus der „Allg. Zeitung“. — Die Aufnahme d
Grundrechte in den Einzelstaaten. — Die Stimme ein
hannöver'schen Bauern. — Grund des Mißlingens all
Frankfurter Bestrebungen. — Das alte Märlein v
dem Fischer un siine Fru, de Ilsebill. — Die unum
schränkte Souveränetät der einzig und allein Berechti
ten. — Die fremde Nachäfferei äußerer Verfassungsfo
men und die prophetischen Warnungen in den Schri
ten von Görres. — Die französische Februarrevoluti
und die deutschen „Errungenschaften“. — Die Wahl
zum Parlament und das allgemeine Stimmrecht. -
Die abstracte Vertretung von Deutschland ohne La
und ohne Stand. — Die widersinnige Zusammensetzu
des Verfassungsausschusses. — Die unbedingte Souv
ränetät der Nationalversammlung über Vergangenhe
Gegenwart und Zukunft. — Der homerische Zeus u
die Frankfurter Olympier. — Die Erfahrung en d
chéance. — Die Schöpfung der Centralgewalt. — Prei
gebung der Einzelregierungen der Großstaaten. — Te
rorism der Gallerien. — Die Parlaments-Seemacht. -
Uebergriffe in die Executive. — Schleswig-Holstein u
das gescheiterte Professoren-Ministerium. — Die Se

Summarium.

Die Bayern in der Paulskirche. — Souverainer Hochmuth. — Keine Vereinbarung mit den Fürsten. — Keine Vereinbarung mit den Einzelstaaten. — Keine Ausgleichung der Gegensätze. — Wo Stimmenmehrheit in allen Fragen entscheidet, besteht kein Bundesstaat, sondern ein Einheitsstaat. — Verderbliche Folgen für Bayern. — Bankerott der Frankfurter. — Der Weg zu einer wahren Einigung des freien Deutschlands. — Vergeßlichkeit der meisten bayerischen Abgeordneten. — Sie erinnern sich der Verfassung nicht, noch daß sie gewählt sind zur Volksvertretung beim Bunde. — Ihr Versäumniß bei den Grundrechten. — Die Republikaner und die Erbkaiserlichen unter ihnen. — Die bayerischen Piepmaier. — Gombarts Mahnungen zur Vereinbarung. — Lasaulx's Freimuth. — Die angefeindeten „Ultramontanen". — Die linke Majorität der bayerischen Kammer, ihre Umsturzpläne mit den Grundrechten. — Die offene Zuschrift des Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München. — „Seine offene Verwahrung" gegen das Verdrängen Oesterreichs und ein preußisches Erbkaiserthum. — Der Protest des constitutionell-monarchischen Vereins von Augsburg gegen die unbedingte Einführung der Grundrechte. — Die Adresse der linken Kammermajorität. — Der Münchner Fackelzug vom 9. Februar. — Die elfhundert Adressen aus allen Theilen Bayerns gegen die Adresse der Kammermajorität und für verfassungsmäßige Berathung und Sichtung der Grundrechte.

## I.

## Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im G
## des Christenthums.

Daß wir an der Pforte einer neuen Zukunft stehe
künden uns jeden Tag die erschütternden Ereignisse,
überstürzender Eile Schlag auf Schlag sich folgen. De
des Lebens und der Verjüngung führt in diesen stür
Tagen einen verhängnißvollen Kampf mit dem Geiste d
lösung, der Zerstörung, des Todes.

Das Geschick der Zukunft, die Bewahrung der h
Güter der Menschheit hängt von der Entscheidung diese
pfes ab. Keinem ist es darum fürder gestattet, theil
zuzusehen, will er nicht durch unthätige, feige Versäun
seinem Kreise einen Theil des kommenden Unglücks, der
den Strafgerichte auf sich laden.

Mit mächtiger Stimme rufen die Ereignisse Jed
seine Ueberzeugung wohl zu prüfen, auf daß er sich des
bewußt sei, was er will; denn er muß dafür einstehen u
Gegner im Kampfe Rechenschaft zu geben wissen.

Mehr als in einer andern Zeit ist es daher in d
ren auch Pflicht eines Jeden, den inneren Kern, den
Gehalt jener Schlagworte zu prüfen, welche die Part
ihrem Feldgeschrei genommen. Je ernster der Kam

furchtbarer Mißbrauch
Tagen, die an schön
aufopfernder Tugend
arm sind.

Unsere Zeit wirft
nachtsäpfel unter die b
unbestimmter, je vielde
werden sie von Tausen
rung aufgefangen, wäh
unerfahrnen Haufens si
benutzen wissen, um dar
dürftigen zu betäuben,
entflammen, und ihn so,
rem Ehrgeiz, ihrer Raubg
zeuge des Umsturzes dien
was sich schon so oft i
und wovon auch die Gesch
Zeugniß gibt: je herrlich
lauten, um so ruchlosere

chefs fanatisirt, auf zahllosen Barrikaden die Fahne der
Republik aufpflanzten, als sie mit Feuer und Schwert,
Raub und Mord einen wüthenden Bürgerkampf beganne
hätten sie gesiegt, nur mit der Vernichtung des Eigen
der Ehe und aller Familienbande und dem Untergan
menschlichen Gesittung hätte aufhören können: streckten
ihre Kugeln nicht Jeden unter dem Rufe: Freiheit, G
heit und Bruderliebe! nieder?

Und als im September desselben verhängnißvollen
zwei edle Abgeordnete des deutschen Volkes, Lichnows
Auerswald, die sich als muthige Vertreter des Rech
das Vaterland verdient gemacht, in der Erfüllung ihrer
waffenlos überfallen und mit teuflischer Roheit zerfetzt, v
melt und hingemordet wurden: führte da die kannibalisch
derbande nicht auch den Wahlspruch auf ihrem Banner:
heit, Gleichheit und Bruderliebe?

Und als im darauf folgenden October, kurze Ze
Lamberg's Ermordung, in der Kaiserstadt an der
ein greiser Feldherr, ein constitutioneller Minister, von
meuterischen Soldaten verlassen, unter den Mordschläge
Hammers niedersank; als sein Leichnam an dem Latern
geschändet wurde und der Reichstag um Amnestie nac
handelten da die Mörder nicht auch als die gedungenen
zeuge jener, die stets Freiheit, Gleichheit und B
liebe im Munde führen, und glaubte die berauschte, tau
Menge, die dem Mord ihren Beifall zubrüllte, nicht
Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe hätten eine
errungen?

Und als im November dieses Blutjahres auch die
Friedensstadt an der Tiber Zeugin eines gleichen Frevel
de; als an derselben Stelle, wo Cäsar vor zwei Jahrta
gefallen, der Abgeordnete von Bologna, der Minister des
ten Pius, Graf Rossi, auf dem Gange nach der Dep
kammer unter dem Dolche eines Meuchelmörders sank, u
darauf die Rotten verführter, eidvergessener Soldaten w

geschrei in dem Wahn
Brüderlichkeit der
ruhmvollen, der alten f
und jener feige Meuche
ner des Fürsten, einen
gestreckt, verdiene eine
demselben Volke, an de
so oft im höchsten Freu
ten gefleht hatte und T
kniet war, weil er es
trauen mit Wohlthaten
Freiheiten eingeräumt h
der Freisinnigsten weit ü
in dem schnellen Fluge
sind auch hier die Frücht
folgten, und welche sch
neuen Jahres den Blick
Gleichheit und Brüd
len Herzen mächtig wied

ln in
ſener
nfür-
zum
rbre-
) die
Blut-
und
inen
iert,
Die-
:der-
von
ahre
eier-
rge-
Ber-
und
igen
lles
utig
igen
des
eit,
eb-
Ber-
ſind
innt
ten,
ſch-
ng-
Se-

ach
zu

ſeyn? Wer möchte nicht als ein freigeborner S
Hauſes in gleicher Brüderlichkeit ſeinen Mi
verbunden ſeyn? Glüht ja oft noch in dem Auge de
altersmüden Sklaven dieſe Sehnſucht nach der verlor
heit, und vermag der gewaltigſte Unterdrücker mit
Macht in der Bruſt des Unterdrückten jenen göttliche
der freigeſchaffenen Seele nicht zu vernichten, noch ei
Gefühl zu vertilgen, daß ihm von ſeines Gleichen Un
ſchehen, und daß ein Tag der Vergeltung kommen w

Allein neben dieſem angebornen Triebe nach
nach brüderlicher Gleichheit iſt unſerer Natur auch ei
eingepflanzt. Es genügt dem Menſchen nicht, für
frei von fremden Feſſeln und Banden zu ſchalten und
ten, er möchte auch, daß ſeine Mitmenſchen ihm de
und dienen, ſeine Gedanken in Thaten zu verwande
Wünſche zu erfüllen und ſeine Pläne auszuführen.
ihn jeden Widerſtand, der ihn an ſeinem Ziele hi
überwinden, jeden Gegner in einen dienſtwilligen Gen
Untergebenen zu verwandeln. An der Spitze eines d
Gefolges, ſtärker durch die vereinigte Kraft, will er,
nen Geiſt oder ſeine Leidenſchaft im Guten oder Böſe
im Leben durchführen. Mit anderen Worten, Jede
für ſich frei ſeyn, mehr oder minder aber, je nach ſei
ren oder weiteren Geſichtskreiſe und der Größe der
nenden Kraft, über ſeine Mitmenſchen herrſchen und

Dieſem doppelten Verlangen des einzelnen Menſ
Freiheit und Herrſchaft, das nicht minder in den
lebt, hat das Chriſtenthum, wie den anderen Bedürf
menſchlichen Geiſtes und Herzens, ſeine wahre und
friedigung zum Heile des Einzelnen wie der geſammten
heit gewährt. Dort aber, wo ihm dieſe wahre Be
und Verſöhnung nicht zu Theil wird, die die Herr
ligt und die Freiheit umfriedet, indem ſie beide einem
Geſetze unterwirft, da artet die Herrſchaft in ſchranke
rannei und die Freiheit in zügelloſe Frechheit aus.

sein Ruf an uns erg

Es lehrt uns,
dessen göttliches Eben
dem wir unser tägliche
len. Es lehrt uns ni
Schuld befleckt schwach
aber auch für Alle da
ist, und daß Alle berufe
wieder herzustellen, um
gemeinsamen Vaterhause
ben der gleichen Verheiß
ihres gemeinsamen Zieles,
einander als Brüder in
helfen.

So versteht das Ch
Brüderlichkeit der Me
um die Freiheit beschaff
so ist seine Freiheit jene
keine Gewalt der Erde

zu
ne
it
ſte
ie
i-
ſe

),
n
l-
n
ß
n
b
n
-
z
,
t

:
ı

des Menſchen als ſein theuerſtes Gut anerkennend, rich
an dieſen ſeine Forderungen. Liebe deinen Bruder wie
ſelbſt, ſo lautet das Gebot der chriſtlichen Gleichheit.
Jeder von uns ſoll in dieſem Geiſte freiwillig mit ſeiner
ſon und all dem Seinen opferbereit dem Bruder die hül
Hand bieten. Die Religion der aufopfernden göttlichen
die am Kreuze für fremde Schuld gelitten, geht daher
das Chriſtenthum zur Verwirklichung ſeiner Brüderlich
wohlgemerkt! nicht von Eigenſucht, von Neid und Hoch
ſondern von Liebe, Selbſtverläugnung und Demuth aus.
ſagt nicht: Dein Mitmenſch iſt dein Bruder, darum ge
ihm hin und fordere Opfer und Dienſtleiſtungen als eine S
von ihm, und theile dich mit ihm in ſein Gut, denn es
auch dein Erbtheil; verſteht er ſich aber nicht freiwillig z
ſer gleichen Theilung, zu dieſer brüderlichen Gütergemeinſ
dann brauche Gewalt und ſchlage ihn todt, wenn er ſich
So ſpricht das Chriſtenthum nicht! es ſagt vielmehr: D
der Bruder deines Mitmenſchen; liebe ihn wie dich ſelbſ
beweiſe ihm dieſe brüderliche Liebe, indem du den Hun
ſpeiſeſt, den Durſtigen erquickeſt, den Traurigen tröſteſt
den Unwiſſenden unterrichteſt; kurz, indem du die Gaben, d
der gemeinſame Vater verliehen, mit ihm theileſt; Gott
es dir lohnen.

Von dem eigenen Inneren alſo aus ſoll die
rung, die Verjüngung und Befreiung der Welt aus
und nicht durch Zwang und Gewalt, die wir gege
Bruder üben. Durch Opfer, die wir ſelbſt bringen, lä
die Brüderlichkeit ſich verwirklichen, und nicht durch Lei
gen, die wir fordern. Nicht fremde Opfer alſo ſolle
erzwingen, ſondern eigene freiwillig darbringen
dieſer Geiſt der aufopfernden Liebe läßt ſich nicht einm
der gleichen Theilung genügen, er gibt vielmehr dem B
das ganze Erbtheil hin. Und dieß iſt die Weiſe, wie
Chriſtenthum ſich bemüht, die Ungleichheiten dieſer Welt
zugleichen; durch ſolch ein Uebermaß brüderlicher Hin

stalt Fluch und Rache h
Natur des Menschen, un
nie in das wirkliche Lebe
Worte und Bilder gebli
Thaten geworden und h
Leben so vieler gottbegeist
Jahrhunderten der christli
Zeugniß. Nicht Wenige h
Gottes und werkthätiger
ihr Hab und Gut freudig
ren Brüdern mit allen Kr
äußere Freiheit dahingegeb
Sklaverei verkauft, um m
fen, oder wie der heilige V
sich unter den Galeerensträfl
dern ungetheilt zu gehören,
schaft und Gleichheit jedes
gen zu theilen.

Diese wahrhaft ...

Erfüllung der Pflichten hingebender Aufopferung zu ihren
schließlichen Lebensberuf gemacht. Es gibt kein Leiden
Noth der Menschheit, zu deren Linderung und Stillu
Christenthum nicht eine Genossenschaft von Brüdern oder
stern gegründet hätte, die sich für ihr eignes Erbe in d
tertheilung irdischen Glückes nichts als Armuth, Enth
keit und Gehorsam vorbehalten.

So ist das Christenthum keine todte Lehre der Sch
blieben; so hat es die Welt nicht durch Gewalt, durch
ten und Revolutionen, sondern durch die Macht der U
gung und opferwilliger Begeisterung, in einer Weise um
delt, daß selbst die, welche es heute als seine erbittertst
ner bekämpfen, von seinem Erbtheil zehren, und ohne
wissen, auf dem von ihm gewonnenen Boden stehen. I
derungen sind in der Regel nicht ihrem eigenen Geiste,
mißverstandenen Wahrheiten des Christenthums entsprun
eben darum die Geister um so leichter berücken und ve
als ihnen in der That ein Schein von Recht und W
beiwohnt.

Um diese weltumgestaltende Wirksamkeit des Christe
anschaulicher zu machen, wollen wir ihr an einem leb
Beispiel durch den Lauf der Jahrhunderte folgen und
wie es schirmend und schützend an die Wiege des Kinde
ten, um dort Vaterstelle zu vertreten; wie es hier die G
der Menschheit, die Achtung vor ihrer Würde und ihre
ten selbst in ihren schwächsten und hülflosesten Gliedern
sie nakt und blos das Licht der Welt erblicken, allmäh
Anerkennung gebracht, und sie der brüderlichen Liebe und
herzigkeit ihrer Mitmenschen theilhaftig gemacht hat. W
nen hier das Loos jener unglücklichen, in's Elend hi
stoßenen neugebornen Kinder, für welche die Eltern ni
gen wollen, oder nicht sorgen können. Die christlich
wie sie unsere Kirche überall ausgebreitet hat, ist hie
sehr in unsere ganze Weise zu empfinden und zu denke
gegangen, daß wir uns kaum vorstellen können, daß d

stenthum ganz andere Gesetze und Sitten vorgefu
erst langsam überwinden mußte, und die uns jetzt
unnatürlich und jedem menschlichen Gefühl widerstr
nen. Wenn heute Vater oder Mutter ihr neug
in den Fluß werfen, oder es in Winterskälte dem
aussetzen: so geschieht es heimlich und verstohlen
bestrafen den Kindesmord, und Jeder wendet sich
von diesem unnatürlichen Frevel ab. Und doch ist
die langsam gereifte Frucht des Christenthums un
von der brüderlichen, Alle gleich umfassenden Mensch
heidnische Alterthum der klassischen Welt und seine
dachten hierüber ganz anders. Sehen wir darum
zu, um augenfällig zu erkennen, was wir hierin d
thum verdanken.

Rom und Griechenland, von denen ihre Bew
men, daß sich hier die Menschheit in ihrer schönst
Blüthe entfaltet, wußten nichts von dieser Heiligk
des als eines Gliedes der großen, Gott angehör
schenfamilie. Sie wußten nichts von jener Liebe,
Kind des Königs, wie für das Kind des Bettle
von der Natur mit allen geistigen und leiblichen
Glückgütern ausgestattete, wie für das ärmste und v
keinen Unterschied macht, die sie alle mit dem glei
lichen Bande umschlingt und in ihre Mutterarme
Rom und Griechenland war das Kind Privateige
Eltern oder Staatsgut. Es war wie der Sklave
die den Eltern gegenüber kein Recht hatte. Der V
es leben lassen oder tödten, er konnte es verkauf
pfänden; von Menschenrechten war keine Rede;
ihm zu eigen an, wie das Junge, das ihm seine
worfen. Niemand konnte ihn darüber zur Rechens

In Athen wurde das neugeborne Kind dem V
nach der Geburt dargeboten. Nahm er es in sein
war es gerettet; schien ihm sein Vermögen zum l
gering, oder das Kind zu mißgestaltet und schw

kehrte er die Augen von ihm ab, und das Kind wu
tödtet oder ausgesetzt. Hatte er es aber auch aufgen
so stand ihm doch immer noch das Recht zu, es als s
genthum zu verkaufen. Solon beschränkte dieses Verka
auf verführte Töchter, die der Vater als Sklavinnen f
durfte. In der communistischen Republik Sparta,
souveraine Staatsgewalt, wie es in unseren Tagen vo
gewissen Seite auch versucht wird, die Familie und d
heit des Einzelnen gänzlich verschlang, galten die Kind
gerichtig als Staatsgut. Der Neugeborne wurde den E
ältesten vorgestellt. Fanden sie ihn zu schwächlich: so
er in einen Schlund beim Berge Taigetus ausgesetzt,
daher den Ort der Niederlassung nannten. In Eph
war das Aussetzen der Neugebornen wenigstens nur
Fall der höchsten Noth beschränkt, und zwar bestimm
Gesetze, daß der Vater, der sein Kind aussetzen woll
Armuth geschwollene Füße haben müsse. Theben
hievon in sofern eine Ausnahme, als das Tödten der
bornen gesetzlich untersagt war. Allein auch sein Ge
kannte die Kinder nicht als Freigeborne an, sondern
sachliches Eigenthum. Wollte der Vater keinen Gebra
diesem seinem Eigenthum machen und seine Kinder nic
ziehen: so mußte er sie zur Obrigkeit bringen, welche
Besten der Staatskasse verkaufte **). Diese Ansicht war
in die heidnische Denkweise eingedrungen, daß selbst die
ragendsten und gebildetsten Geister ihr wie einer Sac
sich von selbst verstünde, huldigten. Wir begegnen ih
auch eben sowohl bei jenem großen Denker, der sich dur
ahnungsvolles Gemüth auszeichnete, wie bei seinem nic
der großen Schüler, der durch scharfen, beobachtenden B
seinen Namen in der Geschichte menschlicher Geistesbild
rühmt gemacht. Plato, der Lehrer des Aristoteles,

*) Proclus comment. ad Hesiodi opera et dies v. 494.

**) Aelian. Var. Histor. II, 7.

Verstand geht noch w
genau nach dem Verm
sie diese gesetzliche Zah
hindern, der Ueberschu
auszusetzen **). Das
die brüderliche Gleichhei
scheinen des Erlösers.

Das alte Rom hat
strenge Härte aufgenomm
Wölfin gesäugt, erschein
seus und Herkules selbst
römische Vater hatte unb
über seine Sklaven und s
tes Gesetz, welches dem R
das die Decemviren in d
stattete dem Vater, seinen
Ruthen zu streichen, ihn,
Landbau zu verwenden und
diese Gewalt auf ...

zuprägen; ja sie schien ihm fast unauflösbar. Nicht n
folgte daher die Freilassung des Sohnes aus der väter
Gewalt unter ähnlichen Rechtsformen, wie die des Skl
nein, das Gesetz forderte noch einen vorhergehenden Schei
kauf, und zwar mußte dieser Verkauf dreimal wiederholt
den; erst nach der dritten Freilassung hatte diese gese
Gültigkeit, während bei dem Sklaven die einfache Freila
genügte. Das Verfahren war folgendes: Vater und
mußten vor dem Magistrat erscheinen; in Gegenwart von
erwachsenen römischen Bürgern als Zeugen händigte der
dem Käufer seinen Sohn ein. Auf der Wage wurde dem
ter der Kaufschilling zugewogen, der Käufer sprach:
mein, mit diesem Geld und mit dieser Wage habe ich mi
erkauft. Der Käufer hieß nach dem Kaufe der Vertrau
vater und ließ nun den Gekauften frei, indem er ihm
Streich gab zum Zeichen seiner Gewalt, und ihn mit der
forttrillte, zum Zeichen, daß der Gekaufte nun frei sei und
könne, wohin er wolle. So mußten Scheinverkauf und
lassung in Zwischenräumen dreimal wiederholt werden,
das Gesetz ihre Kraft nicht anerkannte, und der Sohn i
wieder als natürliches, unveräußerbares Eigenthum in die
walt und den Besitz des Vaters zurückkehrte. War der
in dieser Weise dreimal dem Käufer eingehändigt, dreima
diesem freigelassen, dreimal dem Vater anheimgefallen,
hatte dieser ihn zum viertenmal als frei aus der Hand g
sen: erst dann trat die Freilassung in Kraft, erst dann hör
Leibeigenschaft auf, und der Vater als Freilasser war
nicht mehr der unumschränkte Herr und Eigenthümer
Sohnes, sondern sein Schutzherr, sein Patronus. So
uns dieses Gesetz mit seinem unbedingten Gehorsam auc
scheint, wie sehr wir uns über diese Strenge bei einem
Volke wundern mögen: so ist doch kein Zweifel, daß die
sche Macht und die römische Freiheit gerade auf diesem
damente ruhten; denn so erwuchs die römische Jugend i
Gewohnheit jener unbedingten Subordination und Zucht,

das Kriegswesen forderte und in jenem ehrfurchtsvoll
unter dem Gesetze und seiner Obrigkeit, wie ihn
kanische Verfassung bedarf. Dieselbe Unterwürfi
der römische Vater von seinem Sohne erwartete,
weltbeherrschende Rom von seinen eroberten Provi
wußten es die Römer selbst gar wohl, daß bei ke
nen bekannten Völkern die väterliche Gewalt in sol
und Unumschränktheit geübt ward, wie bei ihnen
erkannte dieß selbst an *).

Heute dagegen, wo man die Volkssouverain
den Windeln findet, wo man den Schülern gest
ihren Rector zu erwählen, wo nach dem allgemei
recht die ungebildete blinde Masse ihre Stimme b
dentenwahl der französischen Republik abgibt, wi
Zucht, von Gehorsam und Unterwürfigkeit nichts
Folge aber ist, daß wir trotz allen Errungenschafte
Phrasengeklingel statt Freiheit nur Frechheit, Anar
denherrschaft haben.

Hinsichtlich des Rechtes der Aussetzung der
berichtet uns Dionys in seiner römischen Gesc
mulus habe, um seine Stadt groß und volkreich
die Römer verpflichtet, alle Kinder männlichen
und von den Töchtern die erstgebornen aufzuzieh
Kinder unter drei Jahren zu tödten, außer wenn
bei der Geburt verkrüppelt oder eine Mißgeburt
solche Kinder auszusetzen, verbot er den Eltern nic
dieselben vorher fünf Nachbarn gezeigt und dies
hätten. Die Uebertreter aber strafte er mit der
Vermögens zu Gunsten der öffentlichen Kasse **)." 
das ohne Zweifel gleichfalls in die zwölf Tafeln **

*) Institut. I, 9, 2.: Jus potestatis quod in lib
proprium est civium Romanorum. Nulli c
homines, qui talem in liberos habeant pos
lem nos habemus.

**) Dionysius Hal. II. 15.

***) Cicero de legibus. III. 8.

gestattete also jedenfalls die Aussetzung und Tödtung der
und nachgebornen Töchter, und beschützte das Leben de
nicht aus Menschenliebe, sondern zur Vermehrung der Bev
nur bis zum dritten Jahre. Es beschränkte zwar das v
Recht der Aussetzung und Tödtung durch die geforderte
mung von fünf seiner Nachbaren. Allein selbst diese
gelhaften Beschränkungen wurden, wie zahlreiche Beis
weisen, nicht geachtet. Mit der sich mehrenden M
welterobernden Stadt, mit ihrem wachsenden Reichth
der steigenden Sittenverderbniß war nichts gewöhnlic
das Aussetzen und Tödten der Kinder ohne Rücksicht a
und Geschlecht, so wie das Vernichten des Lebenske
Mutterschooß. Zu den Zeiten der Kaiser hatte diese
türliche Grausamkeit, die den Menschen unter das Th
wohl ihren höchsten Gipfel erreicht, wie Geschichtschre
Dichter in ihren Schilderungen uns genugsam beweisen
Stoiker hatten sich, wie es scheint, zur Beschwichtigu
Gewissens, die Vorstellung gebildet, daß das Kind i
terschooß, und so lange es noch nicht selbstständig
geathmet und die Brust getrunken, gar kein Mensch
und daß darum auch seine Tödtung nicht als Mensc
gelten könne; eine Anschauung, die sich auch in die
Rechtswissenschaft ***) scheint Eingang verschafft zu

---

*) Sucton Octav. c. 65. — Calig. c. 5. Aug. 65. — Tacit
Quintilian declamatio 327. — Juvenal Satir. VI, 595 u.
Andr. 3, 1. Heaut. 4, 1. — Seneca de Ira I, 15 s
tentosos fetus extinguimus; liberos quoque, si
monstrosique sunt, margimus. Der Stoiker Muson
jüngerer Zeitgenosse des Tacitus, schrieb eine eigene S
ter dem Titel: εἰ πάντα τὰ γενόμενα τέκνα θρεπτέο
er sich gegen den Unfug des Aussetzens und Abtreibens erk
Stobaeus Florilegium 75, 15 — 84, 21.

**) Plutarch, de Placitis Philosophorum lib. V, Cap.

***) Lex Cornelia ad eum pertinet, qui hominem
*Infans autem homo nondum est.* Gotofr. in legem
ad legem Corneliam.

uber Bethlehem erschi
Lichte die kalte Finstern
liche Verderbniß erleuch
jeden Volkes, dem Hö
Christenthum seine Arm
seinen Sacramenten, an
der Knecht als ebenbürti
Antheil. Die Kleinen u
Beladenen, die Unterdrü
land, der, Alle zu erlösen
gerufen, daß er sie labe
Kinder hatte er, der selb
gelegen, auf seine Arme g
Großen hatte er gesproche
Kleinen, so werdet ihr n
Die Herrschaft der Gewalt
der Liebe, die Keinen auss
macht, hatte begonnen. D
freundlichkeit mußte in dem

dienen müssen, so mußte der christliche Herr, w nicht der Strafgerichte schuldig machen und auf ßungen verzichten, ihm jetzt als einem Bruder mi Liebe begegnen. Auch das Kind im Muttersch neugeborne Säugling war eine unsterbliche Seele; war der Heiland und der Erlöser erschienen; auch i das Heiligthum Frieden und Schutz, und der Kind die alten Gesetze gestattet, ja in gewissen Fällen b ten, war Menschenmord, den die Kirche verdam strafte.

Wir können diesem Gange der Entwickelun Stufe folgen, wie diese christliche Ueberzeugung v meinen brüderlichen Menschenliebe, anfänglich schw einen engen Kreis beschränkt, sich weiter und weite wie sie der Männer des Staates und der Recht sich bemächtigte und fortschreitend erst die alten Mord gestattenden Gesetze milderte, dann sie gänzli hierauf sie durch neue ersetzte, die den Frevel b verpönten und endlich Verfügungen in's Leben rief, Leben und die Freiheit der früher Gemordeten und gang Geweihten wahrhaft christliche Vorsorge tra wir in raschem Ueberblick diesem wirklichen Fortsch Menschheit dem Christenthume verdankt.

Der christliche Philosoph Athenagoras der während den Christenverfolgungen des zweiten J lebte und die Grundsätze der neuen christlichen Le dem Kaiser Marcus Aurelius, im Gegensatze zum zu enthüllen suchte, nimmt diese Rechte der Mensch ausdrücklich für den ersten Lebenskeim im Mutte für den verstoßenen Säugling in Anspruch, inde Vernichtung für Menschenmord erklärt. Und d gung bemächtigte sich bald mehr und mehr der G schon unter Trajan und Hadrian die väterl über Tod und Leben der Kinder in engere Gr schränkt ward. Der berühmte Jurist Julius P

so war die Verderbn
gen, daß diese Gesetz
und Aussetzung und
lian **) gegen das (
heidnischen Zeitgenosse
vorhält.

Ein entscheidender
den ersten christlichen Ka
das Recht über Leben un
zum Christenthum bekann
Vater sich in so großer
nicht ernähren könne, s
Kleider und Nahrung ve

---

*) Seine Worte lauten: Ne
tum perfocat, sed et
gat et is qui publici
quam ipse non habet.
selbe sagt beinahe wörtlich

erläßt derselbe einen Aufruf an barmherzige Me
ausgesetzten Kinder anzunehmen, und um sie desi
zu bestimmen, verleiht er solchen Pflegeeltern
Unterhalt und Erziehung, nach der Weise des
das Eigenthumsrecht über die vom Tode Geret
als Sklaven bedienen zu können. Den Bischöf
ihres Hirtenamtes für das Loos der Ausgese
hatten, ertheilte er den Auftrag, den Pflegeel
nahme der Kinder ein Zeugniß über ihr Eigen
ran auszustellen, das sie gegen die Ansprüche
Eltern schütze. Unter den Kaisern Valentinian,
Gratian endlich wurde das väterliche Recht ü
Tod den Behörden übertragen, und durch die V
Jahre 374 die Todesstrafe auf den Kindermor
Jeder unter dieser Strafe verpflichtet, seine
nähren *).

Hatte das Christenthum so das Leben be
gesichert, so fügte es in stiller, geräuschloser W
die Gabe der Freiheit hinzu. Diesen Sieg er
Justinian: Wenn unsere Gesetze, so lautet die
ordnung, einen Sklaven der Freiheit zurückgeben,
der Verpflegung nicht werth hielt, wie sollten
daß man solche der Sklaverei überliefere, welche
burt an der öffentlichen Barmherzigkeit anheimfie
che die öffentliche Barmherzigkeit auferzog **). U
die Voraussetzung, als habe sich eigennützige
Erfüllung einer Pflicht der Barmherzigkeit be
Indem der Kaiser auf diese Weise den Pflegeelt

---

*) Cod. IX, tit. 16. lex 8: Si quis necandi inf
aggressus aggressave sit, sciat se capitali
puniendum. — Lex 2. Cod. de infantibus e

**) Lex 4. Cod. de infantibus exposit.

***) Lex 3 ibid.

genommen. Hier ha
Stämme ihre Reiche
dosianische Gesetzgebu
der Conzile und den
men. Von diesen Ger
schreiber, daß gute S
Gesetze in dem verdorb
welche die Zahl der K
bekannt. Die Frauen
Ehe galt ihnen heiliger
von der öffentlichen M
mit ihrem Schwert das
stenthume die Wege ber
faulgewordene entartete
selbst ihr Herz bereitwill
boten und die kirchlichen
Eingang bei ihnen. So
welche sich der ausgesetz
der Conzile von Arles im
der Synode

digen, sich der verlassenen armen Wesen anzunehm
es that, mußte ein Stück Geld erlegen; nach dem a
dostanischen Rechte gehörte das Kind ihm noch leibeig
Beispiel dieser Art erzählt uns aus dem Trierer Land
B. Goaris, indem sie zu Erläuterung dieser Sitte be
bei den Trierern der Gebrauch geherrscht, daß, wenn
eines Kindes genaß, dessen Vater sie nicht nennen w
welches sie aus Armuth nicht ernähren konnte, sie
marmorne Muschel (concha marmorea) aussetzte,
hiezu bestimmt war, damit die, welche es dort sahen
leid bewegt würden und jemand sich seiner annehme
sich nun dieser Fall ereignet, fährt sie fort, nehmen d
wächter das Kind und erkundigen sich unter dem
Niemand seine Pflege übernehmen wolle, um späte
verfügen zu können. Meldete sich Jemand, so wurde
zum Bischof gebracht, der die darüber von den Kirch
ausgestellte Urkunde unterzeichnete und so das Anrech
Kind bekräftigte *). Noch ist uns die Formel erh
solche Urkunden ausgestellt wurden **), und es würde
lohnen, Nachforschungen darüber anzustellen, ob sic
seren ältesten Kirchen keine Spuren jener marmornen
nernen Becken an den Thüren finden, worin die M
Kinder aussetzten.

So rief der christliche Geist denn auch bei den Fran
mildthätige Anstalten zur Aufnahme der Ausgesetzten,
sen, der Kranken und Reisenden hervor, wie sie in
tularen Karls des Großen und unter Ludwig dem
ausdrücklich erwähnt werden.

Allein in jenen Jahrhunderten, die der Völkerw
folgten, herrschte in dem größeren Theile des christli

*) Wandelbertus Diaconus in vita B. Goaris. Da
dem französischen Werke: Des Hospices d'enfans t
Europe, et principalement en France par Bern
Remacle. Paris 1838, wo die Daten zusammengestell

**) Capitularia regum Francorum ed. Sirmond To

pa's eine andere schmachvolle Sitte, die ihren U
jener alten heidnischen Ansicht verdankte, daß di
ein sachliches Eigenthum ihren Eltern leibeigen zug
die Eltern hienach das Recht hatten, ihre Kinder
den und zu verkaufen: so machten sie vorzüglich i
Theurung und Hungersnoth davon Gebrauch. Al
in den kriegerischen Stürmen jener Jahrhunderte,
und Mord, die Sitten verwilderten und der Sinr
eiserner wurde, um so größerer Mißbrauch wurde a
sem harten Rechte getrieben. So finden wir den Gebra
derverkaufs vom fünften Jahrhundert bis zum zwöl
lien, in Spanien, in Frankreich, in Deutschland,
und im ganzen Norden in Uebung. Die Beschlüs
cile und die Lebensgeschichten der Heiligen jener
davon vielfaches Zeugniß ab. Es fand hienach
öffentlicher Kinderhandel sowohl von Seite der Höhe
Geringeren statt. Sie trieben die Kinder wie Thier
und boten sie an den Küsten von Frankreich und

Hiemit war der Kirche eine neue Gelegenheit
Rechte der Menschheit zu wahren und die unglückl
unter ihren Schutz zu nehmen, indem sie den Gläu
Wort und Beispiel ihre Lehre von der Gleichheit all
als Kinder desselben Gottes, von der Erlösung Aller
selben Heiland, und von der brüderlich aufopfernder
Keinen ausschließt, Keinen preisgibt, in die Seele

(Schluß folgt.)

## II.

### Miscellen.

Endlich einmal doch ist dem berüchtigten Prie
und Reichtagsdeputirten Füster das Meßlesen nicht
worden; dieß zwar nicht in der Erzdiöcese Wien, welc
lasterhaften Wandels und seines grundverderblichen
nur allzu lange Zeuge seyn durfte, sondern in der (
Olmütz, welche hievon bald durch den weitverbreit
Kunde erhielt. Gedachter Füster hatte die Stirne,
Propst von Kremsier, dem Herrn Landgrafen von Fü
um die Erlaubniß einzukommen, in der dortigen K
heilige Handlung verrichten zu dürfen. Der Propst
bei seinem Eintritt vom Kopf zu den Füßen scharf
und hierauf ihm bemerkt haben; wie er es wagen di
solches Gesuch an ihn zu stellen? Niemals werde er
selbe einwilligen. —

Es muß mit einem Menschen, um nicht zu sa
nem Priester, weit gekommen seyn, wenn in dem

lung ehrenwerther G
haben in Ihnen einen
wählt, der seine polit
Verfassung der Mona
Versammlung durch je
die Abreise des Kaisers
des Sechszehnten Ludw
zu stellen wagte."

„Obwohl unverant
ßerung als Deputirter,
nigsmord, gegenüber ei
Volke eine solche Schm
zu dem Geständnisse: wi
Gesittung endlich, und I
so viel dazu beigetrage
demische Jugend zu
und Ihre öffentlichen
mentes darauf hinw
lichem und

im Parlamente zu entfernen, wenn Sie es mit der G
träglich halten, denselben ferner einzunehmen, so gla
doch, ehe wir durch eine begründete Petition an d
Reichstag Ihre Versetzung in Anklagezustand erbitten
dieses Mittel in Anwendung bringen zu sollen, um nic
im Parlamente durch einen Mann vertreten zu seyn,
unserer Ueberzeugung als Priester seinem Stande und
ligion, als Professor der Bildung und Intelligenz, al
tirten der Freiheit und dem Vaterlande weder Ehre n
theil gebracht hat und bringen kann."

Eine beachtenswerthe Zeiterscheinung bleibt es i
daß sowohl die obige Zuschrift, als ähnliche Mißtra
an den jüdischen Reichstagsabgeordneten Goldmark
Andere seiner Genossen ihre Früchte nebenbei in milde
für die Armen und die Militärspitäler, dann wieder
bei den letzten Ereignissen verunglückten Familien trag
dieser Veranlassung führte schon dasjenige Blatt der
Zeitung, welches jene Zuschrift mittheilte, eine bei ih
gangene Gabe auf. In der Zeitung vom 6. Dezem
man unter den Gaben für die Armen, eine von 5 f
mit größerer Schrift bemerkt: in meiner großen Freud
Mißtrauensvoten an die Reichstags-Deputirten Fü
Goldmark; einer anderen Gabe von 10 fl. ist das M
gefügt: „Aus patriotischer Freude über das dem Deput
ster zugewendete Mißtrauensvotum." Die zweite Ruf
vier Gaben ausdrücklich aus solcher Veranlassung an;
der Ausruf: „P. Füster, die Mariahülfer schämen f
Wahl." Am folgenden Tag war unter ähnlichen
zu solchen Gaben zu lesen: „Daß ich voreilig zur P
P. Füster als Reichstags-Deputirten seiner Zeit mitstim
strafe ich mich mit 2 fl." In jener Zeit, in welcher
schende Terrorismus ein solches Mißtrauensvotum u
oder höchstens gegen ein gemäßigt gesinntes Mitglied

... gegen we
die alsbald in weit
haben einst unter der
angeschlagen, daß hie
sam gemacht, und s
sowohl als dem Pul
verwaltet die Presse
Wie nehmen sie es a
als wenn die Presse
Stimme nicht zu höre
dem Reichstag zurück
ger der öffentlich Geb
sitzen in demselben so
vorgefallen, als hätten
mit Vorzug erhalten.
plex circa pectus, in
nichts durchdringen kan
Stande wäre. Das
deihlichen Staatsbau.

s sei eine
ihm ver-
verlassen."
ight hon-
irgend ein
— Diese
orden sind,
ng finden,
icht gering
n aufmerk-
xen Obern
ten. Nun
i sie selbst.
, eben so,
auf deren
r, die aus
ein Einzi-
oatzen oder
gar nichts
rsten Klasse
is aes tri-
urch welche
rzurufen im
einem ge-

gten Thron-
ie Aufgabe,
e. Er wird
zu erwarten
n oder den



Massen, nie eine Ueberzeugung zum Opfer bri
Kriterium der Nachwelt zur Richtschnur seine
macht." Wer sollte nicht mit diesen Worten
menste sich einverstanden erklären. Indeß sei e
zu bemerken, daß es Coterien von mancherlei R
und daß diejenigen, welche sich so gerne gebahr
sie die öffentliche Meinung gepachtet und sei
guten Räthe ihnen als Monopol anheimgegeben
auch nichts anderes als eine Coterie sind. Klul
terie sind nur Benennungen derselben Sache, di
nen Formen und mit abweichenden Zuthaten ers

---

## Der Hungert
## ka

In welcher nah
schlesien zum Kathol
ausführlich zu lesen
Epidemie von Dr. R.
Krankenhause und P
Berlin bei Reimer. 1
ligen Kultusminister
wissenschaftlicher Bezi
folg versprechenden W
erte vom 22. Februar
es anerkennen

— allein die mittlerweile ausgebrochene politische
machte es für ihn wünschenswerth, an den Beweg
Hauptstadt Theil zu nehmen, um Angesichts de
französischen Republik bei dem Sturz uns
Staatsgebäudes zu helfen."

Somit erkennen wir den Standpunkt unseres Eid
Missionärs, vernehmen wir nun die Mahnrufe de
unserer Belehrung und Warnung.

Nachdem er das Land Oberschlesien und dessen
geschildert, kommt er S. 13 auf den Kulturzustand d
zu sprechen „dem jede Spur einer Kulturgeschicht
weil sie schrecklicherweise keine Entwicklun
Kultur besitzen." — Als ein besonderes Hinderni
tur erkennt er „die katholische Hierarchie.
gends außer in Irland und seiner Zeit in Spanie
katholische Clerus eine absolutere Knechtung des
Stande gebracht, als hier; der Geistliche ist der unu
Herr dieses Volkes, das ihm wie eine Schaar Leib
Gebote steht. Die Geschichte seiner Bekehrung vo
weine (also doch etwas von Kulturgeschichte! Ref.)
noch glänzenderes Beispiel dieser geistigen Hörigkeit
es Pater Matthew an den Irländern geliefert hat.
schlesier waren dem Brandweingenuß in der extrems
ergeben. An den Abenden, wo das Volk von den
Märkten zurückkehrte, waren die Landstraßen von B
Männern und Weibern, buchstäblich übersäet; das
der Mutterbrust wurde schon mit Schnaps gefüttert
nem einzigen Jahre gelang es dem Pater
(Brzozowski) alle diese Säufer mit einem
zu bekehren," (das wäre selbst einem Berliner Pro
gelungen, darum muß dieses unwillkührlich gegebene
Zeugniß ein wenig versalzen werden, denn) „freil
dabei alle Mittel, gesetzliche und ungesetzliche, kird

die

Ober-
he, ist
er diese
Charité-
Berlin.
dama-
mie in
en, Er-
m bau-
müssen
pell es
Retorten
die das
htschaft
aß der
Kürze
Punkte
einige,
gesucht

nen einen Ersatz in
alles aus der nied
kes erklären. Ref.)
den Arzt, sondern
nichts, was sollte
Zustand der Gemüt
Epidemie wohl zu b
in den Kreisen hat
Herr Lorinser Alles
ungen zu fördern."
fast gar nichts. S
der aus Breslau u
Künzer; die Zeit
und wohin sie kamen
Namen der Mut
Eifer dieser Männer
eine sehr beschrän
nur, um das Volk n
archie zu bringen un
himmlisch

ib körper=
allein die
emein ab=
t auf die
n Maaße
versichert,
entgegen=
e und ih=
(Läßt sich
des Vol=
er nicht
kramente
Diesen
nnge der
Ansicht
Oppeln,
Bestreb=
geschah
en Brü=
tual Dr.
es voll
aben im
erth der
keit doch
de doch
er Hier=
es den
emselben
mit dem
)" „Da
en, ehe
ticht zu=
genden
auf den



Dr. Lorinser, der auf sträfliche Weise das Treiber
lichkeit unterstützte, heißt es weiter: „Es sei fern
daß ich einzelne Glieder dieser Geistlichkeit anschu
einen grausamen und unmenschlichen Gebrauch ihre
Gewalt gemacht zu haben, allein es kann niemand
daß eine so mächtige Hierarchie, der das Volk
horchte, das Volk zu einer gewissen geistigen Entwick
bringen können, wenn sie gewollt hätte," (man de
die Geschichte seiner Bekehrung vom Brandwein R
es liegt im Interesse der Mutter Kirche, die V
dumm und unfrei zu erhalten; Oberschlesien ist nu
Beispiel in der großen Reihe der alten, unter dene
Mexiko und Irland obenan stehen." (Trotz dieser
Verdummungssucht muß der Herr Doctor — freilich
großen Aerger — gestehen: „Die einheimische katho
lichkeit hat in ihrem Eifer für das hungernde und
große Opfer, selbst die der körperlichen Aufopferun
scheuet — und sich dadurch wesentlich von de
lischen unterschieden, von der z. B. Herr Past
Rybnick sich geweigert hat, zu Typhuskranken seine
in Sohran zu kommen, um ihnen geistlichen Trost z
(Der Herr Doctor fällt aus der Rolle, dieser edle
ja eher eine Bürgerkrone verdient, gerade weil er
chen Trost — dieses Vehikel der Verdummung —
Ref.) „Aber alle diese Aufopferung, deren persönliche
ich gern und rühmend anerkenne, kann die schwere
sühnen, daß man ein großes Volk so tief in U
Aberglauben und Faulheit hat versinken lassen;"
es weiter unten) „die Mutter Kirche, die mächtig
Hierarchie benutzte die Thatlosigkeit und Pflichtverg
Staatsbeamten — die barmherzigen Brüder erschien
Schauplatz des Jammers selbst, versehen mit den,
thätigen Händen theils direkt, theils durch Vermi
Breslauer Comités gespendeten Gaben" (und gab

Während man viell
Quelle materiellen
nirter ausgebeutet w
theil: die Zahl der
war in seiner Weise
chen Asceten der er
die Materie nicht au
stiger Versunkenhe
Doctor vollständig k
heiten hat er vermuth
der Intelligenz gewonn
versunken ist, um di
vernachlässigen, auf
menschenfreundlich an

ven
as
:m
nb
e,
is
ie
j-
'e

# IV.

## Parlamentarisches Abendfest in Hochheim

Halten Sie mich ja nicht für den Grafen von Reich
bach, den Ersatzmann des Fürstbischofs Diepenbrock
Breslau, welcher gestern bei seinem ersten Auftreten in
Reichsversammlung in puris naturalibus vor die Gallerie
die Augen der deutschen Gesetzgeber trat, und mit ächtslavi
Grazie „von seiner Mutter her" erklärte, mit dem habsb
schen Reichsverweser habe es im Bewußtseyn der Nation
reits ein Ende und alle deutschen Herzen schlügen seinem,
absoluten, Nachfolger, dem König von Preußen, entge
Nein! so vorlaut brechen meine Gedanken nicht los, et
behalte ich allzeit im Hinterhalt, selbst vor den histor
politischen Blättern, welche mehr reden und sticheln
fen, als andere gemeine Leute. Ich sah auch gleich
betrübten Wirkungen der Profanation der hiesigen politis
Mysterien, in welchen die schlesische Diana mit ihren
schen Kaffeschwestern die heimlichsten Gedanken nackt zur S
stellt. Einige Herren auf der rechten Seite von der S
Elbe und Oder schlugen über Reichenbach beschämt die A
nieder wie Feldmanns Liese und Steinbergers Trautchen,
ihnen der würdige Pfarrer von Grünau ein wenig das
wissen erforscht, mit dem Unterschiede jedoch, daß die

silberbeschlagenen 2
Reichenbach minder
gewesen, er hätte s
nützigen Erfinder der
Aber leider war er
Glas mit dem Rat:
Meinungsgenossen au
mation hinwies, deren
dieser Hinsicht die rei
gen austriakischen Spr
knechterei aufzuweisen
sich seit längerer Zeit
bekommen, mit bedeuten
mitteilungseifer, richtete
gen eine so indiscrete
Einheitsgedanken zurecht
Grafen aus Schlesien v
zum Glücke ging diesem
Befaden aus, und viele

u zu=
auf=
das
jegen
God
:ische
den
Bäre
ırede
gen=
ssen.
das
iner
for=
) in
bri=
hen=
der
ımm
Ber=
ge=
hen
sten
lber
Re=
iber
ıren
fal=
ich
ihle
tel,
hes
:em

nd

die Taunus=Eisenbahn leistet unserer Brüderlichke
trefflichsten Dienste. Die Männer der Linken, welch
„Recht auf Arbeit" in die französisch=deutschen Gr
bringen eifrig bemüht sind, wollen es bei uns f
anerkennen, und stellen unseren Klubb auf Hochhe
Verschwörung der Jesuiten gegen die deutsche F
Das irrt uns aber so wenig als die ungarischen,
und welschen Bestechungsgelder das zarte Gemü
Reichstagsabgeordneten, die nach dem Grundsatze:
beiter ist seines Lohnes werth!" für diese nationa
lichkeit mit der größten Folgerichtigkeit in ihren
den Wiener Aufruhr als deutsche Nationalangele
Bedenken der sächsischen Kammer gegen die Om
Reichsversammlung als Nothwendigkeit gegen die
tung der hiesigen Rechten und den unerläßlicher
Herrn Vogt durch's rothe deutsche Blutmeer als ei
der Nation in Schutz nehmen. Doch genug der V
che etiam loquacem delassare valent Fabium!

Es war der heiterste Novemberabend, als uns
waggons aus verschiedenen Gegenden vor Hochheim
führten gegen Abend halb fünf Uhr. Lenardo, der flinke
seres Freundes Ludwig von Rosenberg, erwartete uns b
Eisenbahnstation, um abseits durch herrliche Wein= u
gründe unser Führer zu seyn. Er stammt aus Bergamo
ter, ein Siebmacher, bettelte sich im theuern Jahr
seinem jungen Sohne durch Deutschland. Sie kame
heißen Sommertage an die Hügel von Hochheim u
sich, um auszuruhen, unter einem schattigen Apfelb
Schlaf legte sich auf ihre ermüdeten Glieder. Als
nardo aus demselben erwachte, war sein Vater
schwunden. Die Abendglocke von Hochheim läute
hinaus in die blühende, duftende Welt; Lerchen
den lauen Lüften, und im Strahlengefunkel eines gl
genden Saumes im Westen sank die Sonne jenseits

... nachgeschichte
faßte Zutrauen zum
deutscher Zunge stam
Hause und seit dieser
berg ein vielgeschäftig
Augenblick ruhen kann
zu allem Guten das
So war er auch
Welt als Führer uns
mit den kunstvoll gru
Frankfurt angethan, w
voler Laune noch nie i
lung gesehen hatte. A
Redner der conservative
collective Verstand von
den liederlichen Brentan
Preußen und den Landf
eine Linie gestellt hatte,
dernde Pistolen aus, wä
vogelgestalt dem Stiere

ganz von antiker Schönheit, aber doch von derber Biernatur, die in Deutschland stets in verdienten Ehren steht, mit der schriftlichen Erläuterung: „Der Genius der Wahrheit.“ Er blickte offenbar ein wenig verstohlen nach dem Geldsacke: „Zweitausend Gulden monatlich“, hinüber, und die bewölkte Stirn zeugte, daß zwischen Wahrheit und Geld für unsere Demokraten nur ein sehr schmaler Zwischenraum klafft, der von emsigen Freunden republikanischer Zartheit wohl auszufüllen ist. Bei Gagern ist die Sache freilich anders, und Karikaturen dieser Art sind gute Belege für die schmutzige Geschichte des Neides gemeiner Seelen.

Ueber der Brust um die Schlüsselbeine des Halses eiferte Schmerling, der Reichsminister, auf zwei fadendünnen Beinchen mit einem unverhältnißmäßig dicken Kopfe, gefolgt von einem lumpigen Gerichtsdiener, mit einem Frankfurter Bürger, der entwaffnet werden sollte und sich weigerte, seinen Zahnstocher, die einzige spitzige Waffe, die er bei sich trug, aus der Westentasche abzuliefern — ein so köstliches, wohlgetroffenes Bildchen, daß Schmerling sich für ein so liebevolles Studium seiner schmächtigen Persönlichkeit nicht genug bedanken kann, besonders auch für die äußere Einfassung, denn links hing ein weißes Blatt, an dem man vergeblich irgend eine Linie des Zeichners suchte, nur am unteren Rande stand geschrieben: „Die rühmliche Thätigkeit der Reichskommissarien Welker und Mosle in Wien“, während rechts der Fürst Windisch-Grätz den thätigen Vertretern der Reichsgewalt mit Fußtritten auf bedenkliche Weise an den Leib rückte und thatsächlich die Unterschrift: „Empfang der Reichskommissarien beim Fürsten Windisch-Grätz“, erläuterte. Auf dem Haupte trug Lenardo eine papierne Spitzhaube, wie die lustigen Personen in Bauernkomödien, mit kleinen Röllchen aus Messing besetzt und weithin flatternden farbigen Streifen. Das Frontispice dieser Zuckerhutförmigen Verlängerung des schwarzgelockten Jünglings nahm die herrliche Karrikatur ein, in welcher Herr Vogt von Gießen

auf das treffendste v
der Linken ein so lott
leichtfertig ekle Frivoli
politische Geilheit, die
heit kümmert, daß er
riats eine um so tiefer
Köpfe der abgewürgten
jagtes Wildpret von sei
man nun ihm zur Seite
Halskragen, breitkrämpig
Knöchel, dort den alten
Franzosen an der Gabel
Worten: „O wie famo
man dem guten Lenardo
zugestehen und seinen Sch
Ueber diesem lehrreich
nerbühne nach rechts für d
lament in Frankfurt, bloß
ander getrennt, und auf

Rede seines jungen Doppelgängers den Takt mit de
die nach altfränkischer Art in Ziegenklauen auslaufen,
die ausdruckslose Stupidität seines Gesichtes eine scha
Theilnahmlosigkeit lügt unter dem blutrothen Federbusc
Lenardo seine Narrenmütze verziert hatte. Daß sich 
seite des lebendigen Mummenschanzes nicht minder i
und namentlich auf dem Rücken „die Faschingskomöd
lich ausnahm, worin Herr von Gagern den römisch-
Kaiser spielte, und die zarten Sitzorgane, wie Vogt
fiologischzart ausdrückt, die wohlgerathenen Portrait
rühmten Mitglieder der Reichsversammlung mit wü
Anstande ausstellten, darf ich meinen Lesern nach de
Gesagten nicht mehr weiter auseinandersetzen.

Lenardo lief mit italienischer Lebhaftigkeit vor
und kauderwälschte ergötzlich und bunt durcheinander
unsere Verwunderung über seinen Anzug bemerkte. „
die Stiefel meines Herrn geputzt, und die Blumen
Madonna Adelheid begossen, und dem Kanarienvogel
nora Elise das Eigelb mit Zucker gehackt, so bin ich
ein Vogel, und ich weiß mir in solchen Zuständen
lauter Gedanken nicht zu helfen. Da haben sie nun
furt ein Parlament gemacht von sechshundert gelehrte
das hätte ich so gern einmal gesehen; man konnte kei
mehr essen, ohne daß von demselben etwas eingebroc
Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr vor la
gierde nach diesem Parlament. Ich stieg alle Mo
über die Vesperglocke des Kirchthurms hinauf und sp
Frankfurt, das wirklich bisweilen vor mir lag wie E
cken auf einer grünen Wiese. Il mio Signor bene
ich will sagen, mein gnädiger Herr Ludovico von K
erbarmte sich über mein parlamentarisches Schmach
führte mich eines Tages mit in die Versammlung de
testen Leute, die ich jemals gesehen hatte. Denn al
Papier in den Händen, Papiere wurden gelesen, Pa
theilt, Papiere zerrissen und unter die Bank geworfe

meinem Herrn sehr
ich ganze Wagen v
wenn ich wöchentlic
der Deputirten aufr
vor lauter Anträgen
Dingen, ich glaube
Das Samenkorn fiel
Stunden war ich m
ich suchte sie beim E
und voll Gedanken vo
mir ein ganz artiges
Seit dieser kritisc
Wochen zwei Mal auf
die Papiere in Empfa
haufenweise umherliegen
furt an der Oder! Er
Dutzend Anträge, alle w
gedruckt und gehen schne
bekomme ich umsonst,
tirten die

Wenn ich die Papierstöße bei ihm abhole, so schen
mit christlicher Freigebigkeit jedesmal einen Groschen, 
„Sei brav, Lenardo, und nimm dir an mir ein 
Dafür bringe ich ihm jeden Montag ein Fläschlein 
die ich aus Kräutern bereite. Ach, er hat gar so ei
nen schwarzen Bart! Auf diese Weise erlange ich m
Mühe und Sorgfalt alle Wochen dritthalb Zentner Pa
liefere es um geringen Preis auf der Eisenbahn na
heim. Da wird es mit Fleiß sortirt in vier Abth
nämlich in Petitionen, Anträge, Fragestellungen und A
berichte. Mit den ersten, die nach Herrn Nauwerk v
herrühren sollen, handle ich in's Gebirg von Nassau
fein weißes Papier mit schwarzen Tupfen gesucht ist,
einzuwickeln. Zugleich dienen sie den Landleuten zum
ter, wenn sie lesen, um was man sie alles Petitione
läßt, und wovon sie ihrer Lebtage nie geträumt hab
alter Schäfer von der Lahn sagte mir unlängst: „A
die Juden und Schreiberseelen in unserem Namen jü
protestiren!" Aus den Anträgen ziehe ich noch größ
winn bei den lustigen Winzern vom Bingerloch abn
nach Köln, welche dieselben an Sonntagen im Wi
unter Fideln und Pfeifen verlesen und meinen, noch sei
land frisch und gesund, weil so viel ernste Narrheit un
verspottung im Volke keime, und zu Frankfurt so gr
verhandelt werde. Die Unterschriften schneide ich i
Stückchen heraus und verkaufe die Namen: Nauwer
Vogt, Spatz, Berger, Wesendonk, Simon von T
ähnliche besonders, jeden um einen guten Groschen,
Damen von Darmstadt und Worms, welche sie auf 
terbrod streichen und mit ungemeiner Herzensfreude in
gen hinabschlucken. Sie müssen sehr gut schmeck
die liebenswürdigen Kunden sehen darnach so bezaube
daß ich an meine selige Schwester denke, als sie d
Honigfladen geschleckt. Die Fragestellungen und Aus
richte sind minder geschätzt, die Minoritätsgutachten

Sonne am
diger Halber, welch
keit in Anspruch nim
Bei diesem Pa
rikaturen bekannt gen
zen Leibesschmuck gen
der deutschen Einheit
essen. Bei diesen W
sen, spielte ein Lied
gens, und sing im T
auf einer vorspringende
Alle Bildchen am Leib
Bindfaden befestigt war
lich krauses, flughaftes
seltsamen Anblick, daß d
kelte: „Ein Teufelsbube
sagte Lenardo kalt: „S
horchen dem Takte, die s
und ich muß oft weinen,
Linke umarmt und küßt

landes, dort in's grüne, baumreiche Mittelland, welch
zwischen Hochheim und dem tieferen Taunusgebirge in
nigfaltiger Schönheit eingelagert. Zu unserem Erstaune
die Villa festlich geschmückt; um den Haupteingang mit
hellgrünen, rosendurchflochtenen Bogen; aus allen Fenste
Teppichen und schwarzrothgoldenen Fahnen; über dem
des Daches mit der Flagge des Hessenlandes; in halber
der Fronte mit dem Doppeladler des deutschen Reiches
welchen seidene Bänder aller Farben im Abendwinde s
An der Thür standen zwei schwarzbekleidete Diener mit
Schärpe, jeder einen künstlichgearbeiteten silbernen Te
der Hand, worauf für jeden Gast eine Devise lag, fü
mit der Inschrift: „Heinrich von Gagern", für den Ka
„Anthropologische Glossen zur ersten deutschen Reichsver
lung", für den hessischen Offizier: „Karl Vogt von Gi
für den Abgeordneten Heim: „Oesterreich und Frankfurt
den Maler Denk: „Der katholische Verein im Hirschgra
Frankfurt." Der ältere Bediente rechts an der Thür e
mit hochrothem Gesicht und merklich stotternder Zunge, e
von seinem Herrn den Auftrag zu vermelden, daß nur
nige eingelassen werden dürfe, welcher bereit sei, über d
auf der Devise bezeichneten Gegenstand beim heutigen Fe
deutschen Einheit in der Villa Rosenberg eine Rede zu
Der hessische Offizier ließ vor Schrecken den Stock fallen
Kapitän lachte laut auf, fast jedes Gesicht wurde läng
es gewöhnlich war, eine verlegenere Gruppe als die
war vielleicht nur im deutschen Hofe zu Frankfurt zu seh
wesen, als der schwatzhafte Correspondent der Oberpos
zeitung die Geldsendungen für die Linke aus Posen in di
sammlung schleuderte. Es galt einen raschen Entschluß
Abendluft blies kühl an unsere schweißtriefenden Wangen
das Gewirbel dürrer Herbstblätter mißrieth, unter dem
thau in Zelten zu wohnen.

Ein herzhafter Anlauf trug uns wie schwimmendes
gras über die Schwelle. Die Flügelthüren des Garten

welcher das Erdgeschoß einnahm, öffneten sich von selbst, und das stolze Männerlied: „Was ist des deutschen Vaterland?" empfing uns im Gewoge einer gewählten zahlreichen Gesellschaft aus Mainz, Wiesbaden, Bibrich und andern Nachbarorten. Der Saal, durch Gasflammen reichlich erleuchtet, bot ein wundervolles Schauspiel. Rings an den Wänden prangten Georginen in großen Töpfen mit der strahlenden Blüthenfülle, wie sie die feuchte Luft der Rheinlande in's Leben treibt, durch einen buntfarbigen Asternkranz mit einander verbunden. Darüber an den Mittelräumen der Wand sah man im verjüngten Maßstabe eine kunstreiche Nachbildung der schönsten Gemäldepartien aus Schraudolphs und Schwarzmanns geistreichen Farbendichtungen im Dome zu Speier, den heiligen Bernard, die heilig' Katharina von Siena, die Apostel und Propheten mit d' launenvollen Zauber einer mittelalterlichen Decoration, die ' diesen kühnen poetischen Traum einer längst entschwund' katholischen Zeit geisterhaft aufregte. Um das Gesimse s' sich eine kraus gewundene Einfassung von lebendigem auf einem weißen Grundstreifen, und verästelte sich an d' genüberstehenden Wandseite um das lebensgroße Bild d' sers Rudolf, der einst im Dome zu Speier begraben, ' Fahne wie neuerstanden in den Zimmerraum mit t' Aehnlichkeit hereinragte. Ihm zu den Füßen erh' schwarzweiß ausgeschlagene Tribüne, zu höchst mi' sidentenstuhle, wo Ludwig von Rosenberg im schw mit blauem Barette und einer weißen Schärpe e stand, um seines Amtes mit Nachdruck zu pfle tiefer ruhte die Rednerbühne auf rothüberzogene einem vorstehenden Tische, auf welchem in fo die letzte Blüthe und Würze des Herbstgarten' tete. Männer und Damen, alle festlich gesch erwartungsvollen Mienen den Saal und ließ' schmalen Durchzug bis vor die Tribüne, wo Verbeugung des Präsidenten bewillkommte.

Wir nahmen auf dem vordersten Div'

senberg sprach mit scharfbetonter Stimme: „Die
eröffnet! Ich bitte die Herren und Damen, welch
waren, das Fest der deutschen Einheit mit ihrer Ge
beehren, ihre Plätze einzunehmen. Unser ehrenwerth
der Kapitän des Delphin, hat das Wort." Diesem
Blut in's Gesicht, welches etwas breit gerathen wa
mete noch lauter als es sonst bei seinem starken Leib
gewöhnlich, und schien zweifelhaft, was er thun s
deßhalb entstandenes Geflüster der Zuhörerschaft schlu
thige Präsident mit einer schallenden Ziegenglocke
er, wie wir später erfuhren, aus dem Grunde gew
um das monarchische Princip auf breitester Gru
Deutschlands künftiger Reichsverfassung anzudeuten.
weile hatte sich der Kapitän mit der alten Herzhafti
Helden, welcher auf einem englischen Schiffe bei Na
trosendienste gethan, auf die Tribüne geschwungen, u
mit heißerer Stimme also:

„Meine Herren! Wie ich heute in einer so geb
sellschaft zur Ehre komme, vor ihr eine Rede zu
mir so unbegreiflich als dem unverletzlichen Volksve
Aufruhrsprediger Robert Blum die Verhaftung in W
sen seyn mag. Aber ich weiß aus der Noth eine
machen, wie der tapfere Simon von Trier am 18.
im Unwesen der Barrikadengefechte, und gebe mich
regen ihres Urtheils furchtlos preis. Glücklicherwei
den Auftrag erhalten, anthropologische Glossen zum
schen Reichsparlamente zu machen, und hierin kan
geborner Frankfurter aus vieljährigem vertrauten Um
der gutunterrichteten Judengasse und als Jugendfreun
gen Börne auch unvorbereitet Erkleckliches leisten."
Beifall von allen Seiten des Hauses.) Der Präsid
muß den Redner ermahnen, sich aller aufreizenden
zu enthalten, da die Verhandlung über diesen interes
genstand ohnehin leicht die Leidenschaft erregen kan
Kapitän fuhr mit einem malitiösen Lächeln, das er

Theilen zwischen der Versammlung und dem
Profil durch den Ausläufer seiner Nasenspitz
in seiner Rede weiter: „Wie der Boden, so
alterprobtes Sprüchwort, und so schmerzlich di
scher Einflüsse der Liebfrauenstadt am Main
kann sich trotz ihrer Kaiserkrönungen, trotz d
ihrer Trinkwasser, trotz des respektabelsten S
ganz Deutschland denselben nicht entziehen." (
Stimme: „Zur Ordnung!")

„Zunächst hat sich die Topographie ders
ihrer Bewohner verewigt. Die Gegend wicke
scharfkantigen Gebirgsnatur mit den abfallen
des Taunus, des Spessart und des Odenwal
land hervor, wo alle spitzigausfahrenden Unter
und einige Charakterlosigkeit der Landschaft u
(Oho! Oho!). Aus diesem Grunde suche m
Volke keine ausdrucksvolle Begränzung, keine
Schroffheit, keine unveräußerliche Festigkeit de
Meinungen, die um so unbequemer sind, je f
dem Herzen aufsitzen. Wie dort von Bergen
Rede seyn kann, so fehlt auch die Charakters
schen fast ganz, und ist jedenfalls nicht größer
und Liebfrauenberg, die Niemand findet, wel
Nase nachgeht. Selbst die ausgeprägteste Nat
gallertartiger Weichheit, fähig, die widersprechen
mit gleicher Geschmeidigkeit aufzunehmen und de
greis Proteus erschrecklich naturgetreu durch al
Lebensereignisse zu spielen (Gelächter.) Meine
ben Sie ja nicht, daß ich übertreibe; ich mach
den unparteiischen Studien eines langen Lebens
Göthe im Leben und in der Literatur gewesen,
gesinnte, genußsüchtige, allschmiegsame, bürgerlich
stokratischgemeine Geist mit der Fertigkeit allen Gr
dem Wege zu gehen und sich in die fremdartigst
lichkeit einzuleben, das ist collectiv das Volk in u

furt. Im merkwürdigen Umstande, daß der Dichter der
genie Grieche, Italiener, Franzose, Engländer, Götz von
lichingen und Werther, Faust und Egmont, Tasso und
helm Meister mit gleicher Virtuosität war, liegt der in
Grundzug der Frankfurter Natur beschlossen. Nur ein Frankf
konnte Göthe seyn (großer Beifall)! In der weiteren Er
nung, daß unser größter und einziger Dichter in der Bil
von Frauencharakteren weit glücklicher war als in der Ch
teristik von Männern, sehen wir hinlänglich erklärt, daß
nur das gelingt, was im Bereiche der weichen Formen
im Leben wie in der Liebe, im Senat wie im Kirchenvor
und daß die Herrschaft der Frauen zu jener allumfass
Macht gelangen konnte, die als bewegender Athem durch
sere freistädtische Republik geht und den Pantoffel zum S
unserer bürgerlichen Vollkommenheit gestempelt hat." (
meine Heiterkeit.) Der Präsident: „Ich muß dem Redne
merken, daß er kein Recht hat, Anspielungen zu machen, w
den Bürgermeistern zu Frankfurt ihr ohnehin schwieriges
noch lästiger machen. Ich muß darauf bestehen, daß er
streng an die Sache halte, und von den Stenographe
warte ich, daß sie ihren Collegen in der Reichsversamm
nachahmen und alle Anzüglichkeiten auf die Obrigkeit gebül
mildern." Der Kapitän: „Aus gleichen Gründen ist die S
che unserer Gegend so wohlklingend, so mundsam, weil
Charakteristische, Markichte und Grobkörnige ausgeschiede
weil der Redefluß die rollenden Bruchstücke der Alpenr
in's Runde abgeschliffen hat. Man spricht die Worte
sondern dehnt sie teigartig, lallt sie so süß wie der roma
Mund sein Anima mia, cuor mio in der Stunde des Ju
rausches. Ich wundere mich daher immer, daß unser gel
Doctor Böhmer noch keine Urkunde aufgefunden hat, w
nachweist, daß wir Abkömmlinge eines wälschen Volksstam
sind, der sich zu den Zeiten des Kaisers Hadrian am
niedergelassen und die deutsche Barbarensprache so gem
hat, daß sie es sich nicht herausnehmen darf, die Ohre

Zuhörer zu rädern. Ja, wir erleben es täglich, daß das deutsche Wort zu Frankfurt je nach dem Bedürfnisse von seinem natürlichen Umfange einiges abzugeben artig genug ist, wie nach Karl Vogt die Mollusken des Oceans in Gläsern je nach dem Maße der vorhandenen Nahrung mit jedem Tage gliederärmer werden. (Sensation.)

Diese liebenswürdige, breiweiche Volksart macht es begreiflich, daß die Frankfurter Gegend für politische und religiöse Neulehren so vortrefflich gelegen ist, nicht um sie ernstlich aufzunehmen, o das wäre zu unbequem! nicht dieselben zu bekennen mit Muth und Kraft, das verdürbe die Eßlust! nicht dafür das Leben einzusetzen, ach das wäre zu gräßlich! Man will das „allerliebste Ding" bloß durchspielen, wo nicht aus Neugierde, doch wenigstens aus Langerweile, die für ein Frankfurter Gemüth so tödtliche Folgen haben kann (Zeich des Entsetzens). Einen Putsch ja! aber um Himmels wi keine Revolution mit ihrer Nervenzerrüttung zum Unheil süßen Theestunde, wo alle Geister ausrasten und die E ruhe ihre schönsten Triumpfe feiert. (Rauschender Beifall.) Lachen zum Weinen, vom Entzücken zum Grausen ist be bei uns kaum so lang als die Brücke von Sachsenha schönen Aussicht, und zwischen den beiden Brückenköp sich das wunderlichste Gemisch von Lust und Leid, F der Reichsverweser, Lichnowsky und Vogt, Winke kraus und quer, ohne die bösen Folgen nachhaltig die zarten Seelen das Leben verbittern könnten. erholt sich weit schneller als Maria Stuart im vom tödtlichen Streiche des Henkerbeils und d Schwere des Einerlei ist bei uns so unbekann im gesetzgebenden Körper. (Allgemeine Zustimm

Nur der Zahlennerv ist in unserem Org sam elastisch, und in dieser Beziehung unser rung ein Oase mit unerschöpflicher Fassu (Große Bewegung.) Wer nicht rechnen winnchen gleichgültig ist, wessen Her

nicht Geistliches und Weltliches, Kirche und Politik, Republik, Kaiser und Reich unterordnet, der mag ein großer Mann seyn, aber Frankfurter ist keiner, das ist gewiß. Selbst unsere Frauen sind hierin so geregelt wie ein Schuldenbuch, und so speculativ wie ein Geschäftsführer des Hauses Rothschild und Söhne. (Einsprache.) Aus diesem Grunde sind wir trotz unserer republikanischen Institutionen conservativer als in absoluten Monarchien, und aristokratischer als an den Höfen der deutschen Kleinfürsten. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit soll man ausrufen, singen, in Placaten anschlagen, im Montagskränzchen spielen, im demokratischen Vereine brüllen, auf der Börse näseln und raunen, aber wer damit in's Leben rückt, wer die Ungleichheit der Güter und die Würde der Patrizierfamilie antasten will, den muß man brennen, zwicken, köpfen, hängen, und ich habe die Frankfurterinnen nie liebenswürdiger gefunden, als in diesem unerbittlichen Eifer gegen die Krebsscheeren des unheimlichen Gewürms aus den proletarischen Schlupfwinkeln. Die Thräne des Mitleids, welche bei solchen Gelegenheiten oft zur Abwechselung in's schöne Auge tritt und dem unstrebsamen Bettelkinde zur socialen Beruhigung „ein Täßche" Thee bereitet, ist die erhabenste Verklärung des Frauenthums in meiner Vaterstadt, das sich, der untersten Volksschichte gegenüber, selbst zu fühlen gelernt hat. (Donnernder Beifallssturm, besonders aus dem Hintergrunde, wo aus Bedienten, Köchinnen und Landleuten einige Gallerie gemacht wurde.) Der Präsident: „Ich bitte, die lauten Beifallsbezeugungen zu unterlassen, sonst bin ich genöthigt, das Haus räumen zu lassen."

Der Kapitän: „Meine Herren! ich kann in Wahrheit mit Raveaux von Köln sagen: mich rührt weder ein Beifall von oben, noch der Beifall von unten, die innere Ueberzeugung allein bestimmt das freie Wort meiner Zunge. Ich kenne meine Landsleute zu gut, ich liebe sie zu uneigennützig, als daß irgend ein ungenaues Wort mir entwischen könnte. So lang in Frankfurt der Niersteiner im Keller und das Huhn im Topfe sicher

ist, rührt die Obrigkeit in zeitgemäßer Anschmiegung an die Ideen des Jahrhunderts keine Hand. Man muß „die liebe Straßenjugend“ des Herrn Vogt austoben lassen. Einige Katzenmusik mit Fenstereinwerfen und Gassenbrüllen bringt Abwechselung in die Stagnation des bürgerlichen Lebens, und kann dem Senate nur als Beweis des zeitgemäßen Fortschrittes gut angerechnet werden. So lange die Emeute nur einigermaßen manierlich bleibt, muß man sie dulden wie die Flöhe im Pelze des deutschen Professors, welcher die Flohnatur gründlich und nach allen Seiten studieren wollte. (Zeichen allgemeinen Erstaunens.) Kommt die Sache zu Pulver und Blei, so kann man es der Stadtgarde nicht übel nehmen, wenn sie eingedenk der „süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens“, den Schlafrock mit gehöriger Wattirung höher anschlägt, als des „ewigen Ruhmes lockender Silberton“, und mit Frau und Kindern ächt patriarchalisch um geröstete Kartoffeln und Pfannkuchen sitzt, geborgen vor der Hand „der rauhen Wirklichkeit.“ Und muß man in ruhigen Zeiten die „Heiligkeit hesiodischer Nächte“ aufrecht erhalten, so begreift man leicht, d[illegible] Bürgermeister und Rath Recht haben, die Scharwache verwarnen, mit ihren Stiefelabsätzen nicht zu mörderlich neueingesetzte Gassenpflaster aufzutreten, und die Nerv[illegible] Gichtbrüchigen zu schonen. Und hat ein Bube von Bo[illegible] unsanft am Bäckerladen gerüttelt, so ist das Zartg[illegible] Rathsverwandten gewiß höchlich zu loben, wenn den menschenfreundliches Betragen gegen das „arme K[illegible] Pflicht gemacht wird. Ich gestehe aufrichtig, alle [illegible]ster sind höflich, das weiß alle Welt, aber die könnte man aus lauter Zuneigung auf dem Butt[illegible] (Lärm im entgegengesetzten Sinne.) Der Präside[illegible] den Redner zur Ordnung, so zweifelhaftes Lob [illegible] zur deutschen Einheit führen.“

Der Kapitän: „Ich kann mir den [illegible] Herrn Präsidenten nicht gefallen lassen. M[illegible]

mich hieher geschickt, die volle Wahrheit zu sagen, und ich erkenne Niemanden das Recht zu, meine freie, unabhängige Ueberzeugung zu beschränken." (Großer Tumult! Von der einen Seite: „Redefreiheit"; von der andern: „herunter von der Tribüne!" Der Präsident, mit Mühe die Ruhe herstellend: Sie haben nicht das Recht, die abwesenden Bürgermeister von Frankfurt in die Debatte hereinzuziehen.) Ich lasse mir die Weisung gefallen, meine Rede steuert vorwärts, und solche Bewegung geht auch ohne Bürgermeister den unvermeidlichen Gang. (Neuer Tumult. Der Präsident: „Ich kann mein eigenes Wort nicht mehr verstehen; wenn nicht augenblicklich Ruhe eintritt, so bin ich genöthigt, die Sitzung zu schließen.")

Der Kapitän fortfahrend: „Eigentliches Gesindel gibt es in der Stadt nicht. Gewerbefreiheit, Fabriken, unbeschränktes Ansässigkeitsrecht dulden die seidenen Republikaner nicht. Daher reichen die Wohlthätigkeitsanstalten vollkommen aus, die Arbeitsunfähigen zu versorgen. Die Bettelei florirt jedoch in der üppigsten Blüthe, und gewiß es wäre grausam, diese liebenswürdige Ansprache an die Fremden in der mittelalterlichen Kaiserstadt zu unterdrücken. Mädchen mit Rosen, Knaben mit ungültigen Lotterieloosen, alte Weiber mit Ortlepps Gedicht „Germania", Hausirer mit Wachs- und Holzpuppen, Guckkastenträger und Geigerlein legen sich schaarenweise an die Rockschöße der Gäste und Durchreisenden, und wem der gute Ruf lieb ist, erfüllt die Wünsche dieser „herzigen Närrche." Jedermann wird es begreiflich finden, daß die Frankfurter sich selbst am besten gefallen, weil sie am meisten der Idee entsprechen, die sie sich von einem vollkommenen Menschen gemacht haben, und die Bescheidenheit des Katzenbuckels wird mit jedem Tage unbeliebter, gewiß zum Segen der ganzen menschlichen Gesellschaft. (Rauschender Beifall.) Das verhindert jedoch nicht, daß sie sich gegen Fremde äußerst freundlich und wohlwollend benehmen. Je unähnlicher dieselben ihnen sind, desto lieber haben sie ihre Gesellschaft. Das Schwäbischspaßhafte,

das Tirolischnaturwüchsige, das Rheinländischderbe, das West phälischgrobe oder das Westphälischfeine, wie man es gerad haben will, das Bayerischlustige und das Oesterreichtreuherzig findet um so größeren Beifall, je charaktervoller und kantige es auftritt. „Das Natürliche ist doch gar zu lieb!" war un ist ein Frankfurter Grundsatz schon von Göthes Zeiten her Daß die Natur oft zur Nacktheit, und die Einfachheit zur Ka rikatur wird, bemerkt man in Frankfurt nicht, oder sagt höch stens: „das schad't nichts!"

Auch in moralischer und kirchlicher Beziehung ist da Ausdrucksame, das Abgränzende unbeliebt. Die 12,000 Ka tholiken, 60,000 Protestanten und 8000 Juden leben wie See anemone der mannigfaltigsten Art im nämlichen Element vo durchsichtiger Klarheit, Oberflächlichkeit und Natürlichkeit, un wer es wagt, einen Stein in die Fluth zu werfen, und sie m unterscheidenden Ringen zu kräuseln, kann auf dauerndes Mi fallen des hohen Senates, der Frau Kirchenräthin Ohne-Ber und des Caplans Zeitgemäß rechnen. (Bravo!) Der Religion unterricht ist so dünn gesäet, wie der Waitzen in den sie magern Jahren. Die Kinder lernen Anstand, obligate berde, Formel und Kirchengang mit Emsigkeit, aber die D bringung des inneren Menschen mit göttlichen Dingen allen Confessionen rar. Herzliche Andacht im Geist der lischen Kirche üben nur gezählte, auserlesene Seelen meistens gilt sie als Dummheit oder Gleißnerei. (Tumul Versammlung. Die Frauen remonstriren mit ihren Sa Auf den Bänken der Männer dumpfes Gemurmel. T rie zischt. Der Präsident: „Der Redner ist im Un er sagt, daß in Deutschland Religion und Andacht heit und Gleißnerei gelte!" Der Kapitän ist sicht nur mit Mühe sammelt er sich wieder und fähr Da, wie gemeldet worden, in meiner Vaterst kirchlichem als politischem Gebiete die Ausdr Gedankenarmuth trotz des Phrasengeklingels

Freunde deutscher Kraft und Größe überhand nehmen, so hat es mich schon oft gewundert, warum meine lieben Mitbürger mit ihrer hoffnungsvollen Straßenjugend nicht wenigstens den Schein von Geist und Charakter retten, warum sie nicht dem Beispiele des Reichstagsabgeordneten Löwe von Kalve in der Nationalversammlung folgen, der mit seinem falschen Pathos häufig in die Lage kommt, mitten im wächsernen Präparate seiner Parlamentsrede vom Zusammenhange und von allen vernünftigen Gedanken verlassen zu werden. In solchen hochnothpeinlichen Zuständen ruft er dann stets wie Crösos auf dem Scheiterhaufen: „O Magdeburg, Magdeburg!“ oder: O Tilly, Tilly!“ oder: „O Reformation, Reformation!“ So wenig diese Ausrufe zur Sache gehören, so bleibt der glänzende Erfolg nie aus, die Gallerie klatscht und die Linke knurrt und brüllt vor Entzücken. Wenn ich einmal Frankfurt auf dieser tragischen Stufe von Charaktergröße erblicke, so schlage ich einige Schwielen an meinen klatschenden Händen nicht an, unsere verfassungsgebende Stadtversammlung von hundert und zwanzig Mitbürgern, die aus Verstoß in die Wahlurne gerathen, hat die Ehre Deutschlands gerettet.“ (Schallendes Gelächter auf der rechten Seite des Hauses. Auf der Linken ballt ein Käsehändler die Faust gegen den Redner, wie Doctor Pattay in der Reichsversammlung, der Metzgermeister Fusel agirt wie geistesverwirrt in die Luft, Venedey nachahmend, und Mohr von Worms schüttelt den Bart wie ein Löwe seine Mähnen im Kampf mit der Hyäne. Ungeheures Durcheinander. Die Füße und Stöcke arbeiten aus Leibeskräften. Der Präsident sich mühsam Gehör verschaffend: „Meine Herren! ich sehe keinen Grund zu einem Ordnungsrufe. Der Redner hat in diesem Punkte sich nicht von der Sache entfernt. Ich bitte um Ruhe.“ Der Kapitän fortfahrend.)

Die Stimmung einer so volkreichen Stadt, wie Frankfurt, muß natürlich ihre Wirkungen auch auf das benachbarte Land üben, und der Spruch: „Wie die Henne, so die Eier!“ findet

seine volle Gewähr in den Anwohnern, mit dem Unterschiede jedoch, daß besondere Umstände mitwirken, die Schattenseite des Frankfurter Charakters aus dem feinen Firniß der gesellschaftlichen Bildung zu lösen und ungehindert walten zu lassen. Da im Bereiche des engeren Stadtgebietes keine Fabriken geduldet werden, schießen sie desto üppiger in den Nachbarorten auf. Offenbach, mittelst der Eisenbahn in sieben Minuten erreichbar, verfertigt besonders viel Luxuswaaren in Silber und Gold, die leider in aufgeregten Zeiten am wenigsten Abnahme finden. Hanau, zweiundzwanzig Minuten des Eisenbahnflugs von Frankfurt entlegen, arbeitet auch in Leinwand und Baumwolle, und beschäftigt in guten Verkaufszeiten eine große Menge von Proletariern, die im arbeitslosen Zustande eine ungewöhnliche Kraft und Keckheit den Straßenaufläufen zur Verfügung stellen. Bornheim und Bockenheim, kaum eine halbe Stunde vor den Stadtmauern, müssen ohnehin als Vorstädte der Kaufherrenstadt betrachtet werden. Durch die Fabrik- und Mischlings-bevölkerung aus allen Orten und Enden ist die Eigenthümlich-keit und Gesundheit der Landbauern ganz verwischt worde[n]. Tracht, Genügsamkeit, Unversehrtheit des moralischen Ke[rns] sind untergegangen im Andrange der städtischen Bedürfnisse[,] Unersättlichkeit, der Schamlosigkeit. Der Abschaum vor[...] tungsschmutzblättern ist an die Stelle der Bibel und der postille Spangenberg's getreten, und hat alle praktisc[he] fühligkeit für ein arbeitsames Leben zerstört. Die stol[...] sünde geberdet sich wie eine Wahnsinnige im Ra[...] Aepfelmost.

Aus diesem trüben Elemente stammen die Frankf[...] mägde, welche Madam in edler Würde ihres St[...] zur Familie rechnet, und oft schlechter bettet, als [...] Hündche" mit dem rothen Seidenbande um den H[...] süßklingenden Röllchen, das alle Herzen erfrischt [...] ein Wort hinzusetzen? Soll ich von der Gewich[...] sprechen? Meine Herren! diese versteht sich

ständen von selbst. (Bravo!) Aus dem nämlichen Elemente stammen die derben Bursche, Turner und ehrsamen Gesellen des Handwerks, das Gesicht meistens verkratzt, wie das eines Reichstagsabgeordneten, welcher deßhalb unlängst dem Zahne ruchloser Verläumdung anheimgefallen ist, auf jedem Ellbogen mit einem Loche, aus dem nicht eben reine Battistleinwand hervorzipfelt, reich bethrant und marmorirt mit Originalschmutzflecken, von deren Farbehältigkeit und Frische man anderwärts keinen Begriff hat, sorglose, oft geistreiche Jungen vom reinsten republikanischen Wasser. Des Tages stampfen sie nöthigenfalls auf der Gallerie der Reichsversammlung um den Spottpreis von zwölf Kreuzern. Abends betteln sie in den Wirthshäusern, auf Scheidewegen oder im Parke, und des Sonntags schreien sie in Volksversammlungen und hängen sich zum Mittranke an reiche Viehhändler, Schlächter und Reichstagsabgeordnete. Sie sind schnell in ihren Zügen von einem Orte zum andern. Man könnte sie die Antilopen der politischen Wüste Deutschlands nennen, wenn sie nicht zufällig männlichen Geschlechtes wären.

In diesem Schrott und Korn reifte der politische Meuchelmord an Lichnowsky und Auerswald; Robert Blum nennen sie den Schwan der deutschen Freiheit, dessen staatliche Gegner Geier und den unpoetischen Simon von Trier ihren Tyrtäus. Die allgemeine Charakterlosigkeit prägt sich in ihnen zum frakturmäßigen Satze und Glauben aus: „Das Eigenthum ist verletzlich", und ihnen zu Liebe ist die Linke beim Worte der Grundrechte: „Unverletzlich", sitzen geblieben.

Zur gänzlichen Demoralisation der Gegend kommen die Spielhöllen in Wilhelmsbad, Homburg vor der Höhe und Wiesbaden. Die Natur mit den schönsten Partien der Vorhügel des Taunus, herrliche Wald- und Laubgehänge, geschmackvolle Parkanlagen mit allem Luxus der Cur- und Gasthäuser, und die in verführerischer Form ausgeworfene Lockspeise

des Lasters machen diese Trink- und Badeanstalten in ganz Europa bekannt und besucht. Abschaum und Blüthe der Russen, Engländer und Franzosen schwellt den Strom der Unterhaltung und mehrt das Gift des Umgangs in sittenlosem Wandel und ruchlosen Grundsätzen. Tausend Jünglinge und Männer kommen an diesen schmachvollen Stätten moderner Verwilderung zur Erfahrung, die der Reichstagsabgeordnete Moritz Hartmann, bekannt als Reichsliebäugler und Dichter des neuaufgewärmten Hussitenhasses, laut seines eigenen Bekenntnisses, in „Kelch und Schwert" gemacht, daß sie vor der Zeit „altern und die schönen Sünden mit jedem Tage mehr abfallen." (Die Damen bekommen Anfälle von Nervenreiz und Herzklopfen.) Und doch können sie sich von der galoppirenden Badeschwindsucht nicht retten, weil diese Sünden nach dem nämlichen Gewährsmann so „unbeschreiblich schön und höllisch sind." (Laute Seufzer lassen sich vernehmen.) Das Spiel am grünen Tisch, das jede gesunde Natur mit Grausen erfüllt, ist nicht bloß das Verderben vieler Familien von Rang und Vermögen, sondern auch des gemeinen Volkes, das hier oft schon ar Abende des Samstags den mühsam verdienten Wochenlo' einsetzt und verspielt.

Ich werde nie die langen dürren Finger ältlicher Fra neben der schwieligen, schwarzen Hand des Holzfällers ve' sen, die, miteinander wetteifernd, das letzte Geld in di' hängnißvollen Ringe schieben, und verstörten Gesichte' innerer Vorwürfe von dannen gehen. Die Entsittlich' ganzen Gegend hängt damit zusammen, und man m hen, daß die zusammengehäufte Würze des Scandals ' den und Einheimischen, besonders die örtlichen, unve' Spuren fürstlicher Maitressenwirthschaft, maßlosen G' derung und weltvergessener Genußschwelgerei nich tragen, alles moralische Gefühl abzuschleifen. Hochschule des gräßlichen Neides, welcher die Ma' letarier gegen die Besitzer zähnfletschen macht, ı

Verachtung gegen die Obrigkeit ausbildet. Die französischen Spielpächter verschwenden ungeheure Summen, die sie leichtfertigen Spielern abgenommen, um die größtmögliche Masse der Wagehälse in ihre Netze zu ziehen, und dem armen Volke zu zeigen, „wie man leben kann, wenn man Geld hat."

Wie gerade in solchen Kreisen rings auf dem Lande neben den gemeinsten Laster krasser Aberglauben, neben völliger Religionsgleichgültigkeit religiöse Schwärmerei, neben atheistischem Materialismus mystische Geheimnißkrämerei wuchern kann, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Heldenthaten des Kagliostro, der Frau Krüdener, und ähnlicher Gesellschaftsreiter einst auf dem nämlichen oder verwandtem Boden die besten Geschäfte gemacht haben. Und es bleibt der Geschichte vorbehalten, den regenerirten Deutschen zu erzählen, wie es in allerneuester Zeit dem Herrn Ronge gelungen ist, in dieser Fäulniß seine duftigsten Orgien zu feiern, und wie bei einem Schmause jede anwesende Dame es für das schönste Glück ihres Lebens betrachtete, vom berauschten Reformator sich öffentlich küssen zu lassen.

Absit omen für die deutsche Reichsversammlung, die im warmen Beete dieser anthropologischen Studien sich tagend niedergelassen hat. Niemand wird läugnen wollen, daß die Einflüsse dieser Zustände auf ihre innere und äußere Gebarung von großer Bedeutung gewesen sind. Daher haben wohlgesinnte Männer vorgeschlagen, dieselbe nach Würzburg, Augsburg, Nürnberg oder Regensburg zu verlegen, während die Männer der extremen Linken Leipzig, Berlin oder Wien empfahlen, da Frankfurt zu einer großartigen Schilderhebung im republikanischen Sinne zu weich und zu feige wäre. In der Mitte zwischen beiden lehrten die Weltverbesserer, gerade weil die hiesige Gesellschaft verrottet sei, müsse die Reichsversammlung hier bleiben, um diesen wundesten Fleck des deutschen Nationallebens durch ihren Anhauch zu heilen. Meine Herren! Der

Schiffskapitän des Delphin ist zu wenig Philosoph, um diese Frage zu entscheiden. Auch hat seine Heiserkeit dergestalt zugenommen, daß bloß Herr Eisenstuck von Chemnitz, Reichstagsabgeordneter für land- und volkswirthschaftliche Fragen in der Nationalversammlung noch ergötzlicher krähen kann. Ich räume die Tribüne mit der Ueberzeugung meine Pflicht, dem deutschen Volke gegenüber, in vollem Maße gethan zu haben." (Langer, anhaltender Beifall.) Der Präsident war genöthigt, eine halbe Stunde die Debatte auszusetzen, bis die Geister sich ausgebraust und die alte Ruhe wieder gewonnen hatten. Es war nicht das erste Mal, daß ein Spiel, scherzhaft begonnen, in tiefen Ernst überging, und Referent ist keineswegs gesonnen, diese Wendung der Hochheimer Abendgesellschaft zu bedauern oder in's Spaßhafte zurückzuführen. „Trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so hat Deutschlands ernsteste Stunde geschlagen", sagt mit eben so viel Uneigennützigkeit als Weltklugheit der Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, und so kann einiges Nachzucken derselben in Hochheim keineswegs befremden, wenn auch daselbst keine Minister-Portfeuilles vergeben oder ungeschickten Händen zu entringen sind.

(Schluß der stenographischen Berichte folgt nächstens.)

## IV.

## Zeitläufte.

Den 23. December 1848.

Blicken wir auf die Geschichte der letzten Wochen zurück, so hat plötzlich eine Reihe völlig unerwarteter Begebenheiten die Physiognomie der Zeit in ihren wesentlichsten Zügen verändert, und unvermuthet eigenthümliche, von keinem Sterblichen vorhergesehene Constellationen geschaffen, unter denen das neue Jahr auf die Weltbühne tritt.

Das wichtigste und hoffentlich nachhaltigste dieser Ereignisse ist die Thronveränderung in Oesterreich. Nachdem es dem Fürsten Windischgrätz gelungen war, die Anarchie und den Verrath an ihrem Hauptheerde Wien zu bändigen, hat Kaiser Ferdinand die Krone niedergelegt, sein zunächst zur Thronfolge berufener Bruder seinem Rechte entsagt. — Der älteste Sohn des letztern, Erzherzog Franz Joseph, hat den kaiserlichen Thron bestiegen. Ad multos annos! Für alle Freunde des Hauses Oesterreich war dieses eine freudig überraschende Kunde; die Neider und falschen Freunde, die gernegroßen Rivale, die heimlichen, schadenfrohen Widersacher, die trotz ihrer eigenen, fast bis zur Verzweiflung mißlichen Lage das Fell des Bären schon verhandelt und sich bereits angeschickt hatten, die Erbschaft von Habsburg-Lothringen anzutreten, — diese haben sich durch „das Mirakel des Hauses Oesterreich“ höchst unangenehm berührt

gefunden, und sind durch die unwillkommene Enttäuschung, welche die Vorsehung ihnen bereitet hat, sichtlich verstimmt.

Gestehen wir es uns offen: seit einer langen Reihe von Jahren war die Monarchie in Oesterreich eine Fiction gewesen. Heute ist sie dort hoffentlich eine Wahrheit geworden, und wird es, so hoffen wir zu Gott! täglich mehr werden. Seit dem Wiener Congresse herrschte in Oesterreich, trotz der nicht alltäglichen Regenteneigenschaften des Kaiser Franz, ausschließlich und absolut die josephinische Büreaukratie. Wie treu und redlich sie es dabei mit dem Interesse des Kaiserhauses gemeint, liegt seit dem Ausbruche der Revolution klar und offen vor den Augen der Welt. — War jenes Schlingkraut aller freien Bewegungen des Kaisers Franz I. Herr geworden, so war dessen, mit vielen Tugenden des Privatlebens geschmückter, rührend frommer, milder und demüthiger Nachfolger kein Herkules, der die Schlangen hätte ersticken können, die ihn von der Wiege an umwunden hielten. Glücklicherweise hat das vom Geiste des Illuminatismus durchsäuerte Josephinerthum seit den Märztagen die Maske weggeworfen, und seine langverhehlten Absichten unverhüllten Antlitzes auf dem Mar zur Schau getragen. Die josephinische Büreaukratie hat zulet der Person des Freiherrn von Pillersdorf der rothen An die Hand gereicht, und beide haben den vielgeprüften k chen Dulder wie einen Entthronten behandelt. Daß das tagsmitglied Füster den Urenkel der Kaiserin Maria in der Reitschule der kaiserlichen Burg mit dem Er wig's XVI. bedrohen durfte, ist eine Thatsache, die dem Gedächtnisse jener Oesterreicher entschwinden be Land und das Haus ihrer Herrscher lieben.

Es begreift sich leicht, daß Kaiser Ferdinand der Gegenstand solcher Kränkungen gewesen, nic entwürdigte Krone tragen wollte. Vier Woche Fürst Windischgrätz der undankbarsten und wide pörung Herr geworden, von der die neuere Ges ut, legte der vielgeprüfte und tiefgekränkte M

nieder. Die Geschichte wird ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich inmitten einer Brandung des Zeitenstromes, die wahrlich nicht durch seine Schuld entstanden war, mit unendlich viel mehr Würde und fürstlicher Haltung benommen, als Andere, deren Geistesreichthum und beredte Ideenfülle vor den Tagen der Prüfung in halb Europa sprichwörtlich gewesen war. „G'segn' Dich Gott, Franz! Ich hab's gern gethan!" Dieß waren die Worte, mit denen er bei dem feierlichen Acte des Kronenwechsels seinem kaiserlichen Neffen den Segen ertheilte. Was auch seit den Märztagen über Oesterreich ergangen seyn möge, unter den Feinden wie unter den Freunden der Monarchie wird keine Stimme der Anklage sich jemals gegen Kaiser Ferdinand erheben. Daß er in einer Zeit des Truges und der Lüge Niemanden je getäuscht und wissentlich nie wider die Wahrheit geredet, dieß wird sein schönster Denkstein in der Geschichte seyn!

Franz Joseph I., ein junger Herr, gesund an Geist und Körper, ausgerüstet mit vielseitiger Bildung und begabt mit jenem Geschenke der Vorsehung, welches über alle andern Gaben eines Herrschers geht, mit der Fähigkeit: einen festen, klaren, entschiedenen Willen zu haben, und außerdem im besten Sinne des Wortes ein Kind unserer Zeit, hat also, bevor es die Welt erwartete, den Thron seiner Väter bestiegen. Glückauf, junger Kaiser! Du bist in der Schule bitterer Erfahrungen frühzeitig zum Manne gereift. Du bist umgeben von Räthen, die das Vertrauen aller Bessergesinnten längst herbeigesehnt hatte. Wie Dein Heer gibt es an Muth, Treue und Kriegserfahrung kein zweites in Europa. Die Verräther, welche das fromme Herrscherhaus an den Rand des Abgrundes gedrängt hatten, sind aus seiner Nähe gewichen. Heil Dir! Du nennst Dich wieder einen Kaiser von Gottes Gnaden. So sei es auch! und vergiß nie, daß die Vorsehung Gottes allein es war, die Deine Krone wider aller Menschen Hoffnung und Vermuthen durch eine Reihe politischer Wunder rettete. Mögest Du die Lehre nie vergessen, welche

die ewige Macht, die der Menschen Geschicke im Kleinen wie im Großen lenkt, Dir und Deinen Unterthanen geben wollte, die Lehre: daß Gott allein es ist, der die Geschlechter zur Herrschaft beruft nach seinem Wohlgefallen, und die Gewaltigen vom Throne stößt, wenn sie seiner vergessen. Durch eine ununterbrochene Reihe wunderbarer Fügungen hat Gott insonderheit Dein Geschlecht geführt bis auf diese Stunde, und seinen Schild gehalten über das Haus Oesterreich, auch in jenen jüngstvergangenen Tagen, wo die Hoffnung auf der Menschen Hülfe selbst von den Kühnsten gewichen war. Drum, junger Kaiser! verlaß auch Du den Gott Deiner Väter nicht; halte fest an der Kirche, auf deren Felsengrund Deine Ahnen, die Deines Hauses Glück und Größe gründeten, ihr Heil im Leben setzten und ihre Hoffnung im Tode. Möge ihr Glaube Deinen Augen eine Leuchte seyn, in jenen schweren Stunden, wo die Noth zum raschen Entschlusse drängen wird, und ihr Wort ein Compaß, der Dich leite durch die wüsten Wogen der Zeit. Jene aber, die Deine natürlichen Gaben preisen und Dir sagen werden: Du bedürfest des Herrn Deines Gottes nicht, oder die Deines Glaubens Kraft und Freudigkeit durch kalten Hohn und spöttischen Zweifel zu stören suchen, — die halfern von Dir; sie sind Deine und Deines Hauses gefährlich[illegible] Feinde. Denn in den Tagen, denen wir entgegen geh[illegible] gibt es keinen Andern, der Dir helfe, außer dem Gott [illegible] Heere, und niemals noch hat es einen Deiner Väter [illegible] Vorväter gereut, wenn er die Kirche ehrte. Wohl ab[illegible] das Gegentheil sich gerade in der Geschichte des Hauses [illegible] reich sichtbar und augenscheinlich gerächt. — Derselbe [illegible] der Deinem Ahnherrn, dem zweiten Ferdinand verspra[illegible] er ihn nicht verlassen werde, und Wort hielt, — [illegible] auch Dich nicht verlassen, wenn du ihm treu bleibst[illegible]

So mögest Du denn unbeirrt durch die trügeri[illegible] verwirrende Thorheit der Zeit, die sich Weisheit d[illegible] nes kaiserlichen Amtes warten. Wahre und festige [illegible] [illegible]nes Herrscherrecht, trage Deine Krone zur [illegible]

und zum Heile Deiner Völker, und laß Dir Dein treues Heer, die edle gute Waffe, nie aus der Hand winden. Gedenke aber auch als einer heiligen Schuld, was Du Deinen Unterthanen versprochen: wahre Freiheit, — kein bloßes, heuchlerisches Spiel mit lügenhaften, politischen Formen! Gedenke, daß Du sie errettest von dem Fluche jener ungläubigen, tyrannischen Allesregiererei, die mehr als zwei Geschlechtfolgen hindurch wie ein böser Alp auf dem gottgesegneten, schönen Oesterreich lastete. Die Revolution hat, ohne zu wissen was sie that, den Riesen zu Boden geworfen, aber sie hat ihn nicht getödtet; trachte jetzt, daß beide, die demokratische Anarchie und die büreaukratische Tyrannei nicht gemeine Sache machen gegen Dein Haus und Dein Volk. Denn das war bisher Deines Hauses Sendung in den großen Krisen der Weltgeschichte, wo Europa aus seinen Fugen weichen wollte, dazwischentretend mit seinem guten Schwert und der Wage der Gerechtigkeit, mit weisem Maße das Recht zu schützen und Gleichgewicht der politischen Welt herzustellen. So haben Rudolf von Habsburg, Albrecht II., Karl V., Ferdinand II., Maria Theresia und Kaiser Franz Oesterreichs Beruf in der Geschichte geübt; sie haben den rechtlichen Bestand der christlichen Gesellschaft vor wilder Verwirrung und tyrannischer Anarchie geschützt, und ohne Oesterreich hätte längst schon neue Barbarei das Abendland überfluthet. Die wunderbare Fügung, die dieß Haus im Jahre 1848 gerettet, beweist, daß seine Uhr nicht abgelaufen, seine geschichtliche Mission noch nicht erloschen ist. Drum sei Dein Aufgang und Deiner Reise Morgen gesegnet, junger Kaiser! Zwar ist der Berg steil und hoch, der vor Dir liegt und Dein Weg weit und rauh. Es wird ein heißer Tag werden. Aber die Liebe und das Gebet des Landmannes, — der frommen, bessern, unermeßlichen Mehrheit Deines Volkes, die der Gifthauch des Unglaubens und der schlechten Lehre noch nicht anwehte, — die werden Dich geleiten, und alle guten Engel werden Dir zur Seite stehen, wenn Du für den Herrn, den

Du selbst im Himmel hast, in den Kampf des Lebens gehst. — Glück auf, junger Kaiser!

Nachdem die Anarchie in Wien eine blutige Niederlage erlitten, und Oesterreich es zuerst gewagt hatte der revolutionären Auflösung mit den Waffen in der Hand ernst und entschlossen die Spitze zu bieten, hat auch Preußen sich ermannt, seinem Beispiel zu folgen. Auch hier ist seitdem wider menschliches Vermuthen eine andere Wendung der Dinge eingetreten. Die in Berlin versammelte, constituirende Reichsversammlung war im raschen Fluge durch alle Stationen der republikanischen Monarchie geeilt, und zuletzt bei dem früher oder später unvermeidlichen Ziele der Steuerverweigerung angelangt, welche begreiflicherweise nicht nur das Königthum mit dem Umsturze, sondern alle und jede gesellige Ordnung in Preußen mit vollkommener Auflösung bedrohte. Allein gerade diese Appellation der, in der Theorie vom Repräsentativstaate lebenden und webenden, gebildeten Stände an das wirkliche Volk war der Wendepunkt der Schicksale Preußens, und von diesem Ziele an begann die Revolution in diesem Lande ihre rückläufige Bewegung. Da[s] wirkliche Volk gehorchte dem Rufe seiner vermeintlichen V[er]treter nicht nur nicht, sondern die vereinzelt stehenden V[ersu]che: der Krone den Nerv des Geldes zur Bestreitung der [lau]fenden Verwaltungskosten abzuschneiden, mißglückten auf [die] schimpflichste Weise. Viele Züge von Treue und Ehrenf[estig]keit in den alten wie in den neuerworbenen Provinzen b[ewie]ten deutlich, daß das eigentliche deutsche Volk immer r[un]vergleichlich besser ist als seine Buchgelehrten, Parla[mentsred]ner und politisirenden Literaten. Der in fast wörtli[cher Nach]ahmung des Fürsten Windischgrätz auch über Be[rlin aus]sprochene Belagerungsstand wurde dort durchgefüh[rt, ohne daß] ein Tropfen Bluts vergossen wäre. Hatte das a[ndere] gegebene blutige Exempel den Muth der anarch[ischen ...] an der Spree in der Wurzel gebrochen, so ware[n die Hin]richtungen im Stadtgraben zu Wien, welche b[...] Berlins die Wiederholung einer ähnlichen, fr[...]

wohlverdienten Züchtigung ersparten. Zwar verfiel der Berliner Reichstag, als er aus der Hauptstadt nach Brandenburg verlegt werden sollte, in eine Renitenz, die in den Annalen der constitutionellen Monarchie für alle Zeiten ihren Platz behaupten wird. Allein dieses Sträuben der Vertreter der Idee der Volkssouverainetät gegen die überlegene Gewalt der Krone gewährte den augenscheinlichen Vortheil, die Regierung selbst vollständig über die wahre Lage der Dinge aufzuklären und ihr die Unmöglichkeit einer Vereinbarung mit diesem Parlamente darzuthun, welches die Blüthe der höhern preußischen Beamtenwelt umschloß. — Der König löste also die Reichsversammlung auf und octroyirte eine Verfassungsurkunde, von deren näherer Kritik wir uns um so eher entbunden erachten können, als sie nach der eigenen Erklärung Dessen, der sie verliehen, einen zur Zeit noch provisorischen Charakter trägt, und ihre definitive Gültigkeit von einer Revision abhängig gemacht ist, die erst auf einem künftigen Reichstage bewerkstelligt werden soll. Wenn wir aber bemerken, daß sie unter allen, in Europa und Amerika bisher erschienenen Constitutionen am meisten der belgischen gleicht, so können wir uns, Angesichts des wunderbaren Wechsels in den menschlichen Dingen, unmöglich der Erinnerung an die Thatsache erwehren: daß der ununterbrochene Faden der Ereignisse, welcher zu diesem Ereignisse führte, sich ursprünglich rückwärts an einen gewissen verhängnißvollen Novemberabend des Jahres 1837 knüpft. Die preußische Regierung war es damals, welche aus freier Lust des Herzens, aber ohne zu wissen was sie that, den tiefen Frieden brach, welcher die, im Innern ihres Landes lautlos gährenden Stoffe gebunden hielt. Wer damals im prophetischen Geiste vorausgesagt hätte, daß dieselbe Gewalt nach eilf Jahren der Unruhe und des Kampfes nur noch in der Publication einer, in manchen Punkten noch über die belgische Freiheit hinausgehenden Constitution Heil und Rettung vor ihrem sichern Untergange suchen werde, dem hätte die damalige, überall nach belgischen Sympathien spürende geheime und öffentliche Polizei der Herren

Rochow und Bodelschwingh ein böses Spiel bereitet. Discite justitiam moniti et non temnere Divos! *)

Inzwischen sucht die verkündigte Verfassung nach des Apostels Ausspruch Allen Alles zu werden. Den Katholiken ist die freie Vereinigung zu Religionsgesellschaften, mithin auch zu Klöstern, Orden und geistlichen Bruderschaften gewährleistet, die selbstständige Ordnung und Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten durch die Kirche, und der Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds und der freie Verkehr mit Rom verbürgt. Die Bekanntmachung ihrer Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen. Ueber das Kirchenpatronat und die Bedingungen, unter welchen dasselbe aufzuheben, wird ein besonderes Gesetz ergehen. Dagegen ist schon jetzt das, dem Staate zustehende Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen aufgehoben. Dieß sind Schritte, die nicht mehr zurückgethan werden können; jede etwaige künftige Revision, jede spätere, vielleicht im entgegengesetzten Sinne wirkende Gesetzgebung, ja selbst eine mögliche dictatorische Gewalt würde fortan große Mühe haben diese Einräumungen jemals wieder ungeschehen zu machen. Die katholischen Unterthanen Preußens aber haben alle Ursache dieselben mit dem gerührtesten Danke (gegen die Vorsehun[illegible] entgegenzunehmen. Die Menschen gedachten es sehr bös[illegible] machen; Gott aber hat sie gezwungen, sich selbst mit ungl[illegible] licher Mühe und Anstrengung die Grube zu graben, in w[illegible] ihr verjährter, eingewurzelter Haß gegen die Kirche sie f[illegible] sollte. Diejenigen preußischen Katholiken aber, welche v[illegible] vielen, allerdings betrübenden Täuschungen, die sie e[illegible] noch immer kein rechtes Vertrauen fassen und die V[illegible] nicht aufgeben mögen, daß in den, das Princ[illegible] Staatserziehung festhaltenden Bestimmungen de[illegible]

---

*) Lernet gewitzigt das Recht und nimmer verachten die G[illegible]

Verfassungsurkunde, Hinterthüren offen gehalten seien, durch welche auf dem Wege der Schule thatsächlich nach und nach Alles und noch mehr wieder eingebracht werden könnte, was durch die vorerwähnten Einräumungen zu Gunsten der Kirchenfreiheit der Katholiken aufgegeben ist, — diese verweisen wir zum ruhigen, aber wachsamen Abwarten. Sie haben jetzt Waffen genug, auf vollkommen gesetzlichem und rechtmäßigem Wege ihr gutes Recht gegen jede hinterlistige Beeinträchtigung zu vertheidigen. Mögen sie diese Schutzmittel, vor Allem aber die Oeffentlichkeit gebrauchen lernen. Mögen sie aber auch nie vergessen, was sie der Staatsordnung, unter welcher sie leben, besonders aber dem jetzt regierenden Könige verdanken, und was sie beiden in allen billigen und gerechten Dingen, als gute Christen und getreue Unterthanen schuldig sind. Mögen sie stets Denen Herz und Ohr verschließen, die durch ungerechte, gehässige Anklagen der Staatsgewalt und durch phantastische Vorspiegelungen sie zur Losreißung von Preußen verlocken oder eine Stimmung der stehenden und systematischen Unzufriedenheit in ihnen unterhalten wollen, welche jede denkbare Art von Regierung unmöglich machen würde. Mögen sie jetzt den Ruhm: treue, verständige, wohlgesinnte, zu allem Guten lenksame Unterthanen ihres protestantischen Königs zu seyn, nicht minder eifersüchtig bewahren, wie die ihnen eingeräumten, kirchlichen Freiheiten. Dieß ist der beste Rath, den wir ihnen heute zu geben vermögen, wir, die wir eilf Jahre lang in diesen Blättern für jenes Gut gefochten, welches ihnen jetzt nicht durch ihr Verdienst, sondern durch Gottes wunderbare Hülfe zugefallen ist.

Ist auf die eben erwähnte Weise den gerechten Ansprüchen der Katholiken Genüge geschehen, so sucht das, auf die breiteste Grundlage gestellte System der Wahl zur zweiten Kammer die Demokraten zu versöhnen. Die reine Seelenzahl, geographisch vertheilt, wird vertreten, kein concretes Recht, kein Stand, kein Interesse als solches. Je 250 Individuen („Seelen") stellen einen Wahlmann, die Wahlmänner aus noch zu wä-

schreibenden Bezirken wählen die Abgeordneten. Auch dem zum Communismus neigenden Zeitgeiste ist, — im entschiedenen Widerspruche mit dem, was alle Welt, und auch wir bisher, für die Ueberzeugung der Königlichgesinnten in Preußen gehalten! — eine inhaltschwere Concession gemacht. Die Theilbarkeit des Grundeigenthums wird gewährleistet, die Auflösung alles großen Grundeigenthums vorbereitet, die Stiftung von Familienfideicommissen untersagt. Andererseits gehen aber auch die, in Preußen noch immer vorhandenen, aristokratischen und plutokratischen Velleitäten in sofern nicht ganz leer aus, als in einer ersten Kammer noch eine leise Spur und Erinnerung an den natürlichen Vorrang fortdauern zu sollen scheint, der den höhern Ständen in der Hierarchie der Gesellschaft gebührt. Die Mitglieder der künftigen preußischen Pairie sollen von Staatswegen keine Reisekosten und Diäten erhalten. Glücklicherweise ist neben dem Allen dem Könige die Verfügung über sein Heer, und die Befugniß vorbehalten, wenn es nöthig ist, den Kriegs- und Belagerungsstand eintreten zu lassen. Wir aber wollen dem Urtheil der Zeit über die Möglichkeit: mit dieser Verfassung Preußen zu regieren, um so weniger vorgreifen, als wir die Bürgschaft in keiner Weise unternehmen möchten, daß d[illegible] Regierung selbst an die praktische Anwendbarkeit der vorlieg[illegible] den Bestimmungen, wie sie sind, geglaubt habe. Jeden[illegible] wird auch in Preußen nicht die Deliberation der Men[illegible] sondern die Gewalt der Thatsachen die Verfassung sch[illegible] insofern diese keine bloße Urkunde, sondern ein lebensf[illegible] und dauernder Zustand des Landes seyn soll.

Während in dieser Weise die noch vorhandenen [illegible] der Ordnung und Vernunft in Oesterreich wie in [illegible] wieder nach ihrer von Rechtswegen gebührenden [illegible] streben, hat sich in Frankfurt ein Gewebe von Un[illegible] gesponnen, die zwar ihren ausgesprochenen Zweck e[illegible] nischen Centralisation niemals erreichen, desto l[illegible] Deutschland's wirklich vorhandene Einheit und beff[illegible] gigkeit vom Auslande in die äußerste und dring[illegible]

stürzen können. Eine größtentheils aus norddeutschen Gelehrten bestehende Partei, die früher schon, bei Gelegenheit des Waffenstillstandes von Malmöe, den Grad ihrer Befähigung zu praktischen Geschäften der Politik unwiderleglich dargethan, hatte während der verhängnißvollen Periode der Belagerung von Wien, wo Oesterreichs Seyn oder Nichtseyn auf der Spitze des Schwertes stand, den freundlichen und deutschpatriotischen Plan entworfen, den mächtigsten deutschen Bundesstaat durch Theilung zu vernichten. Die letztere sollte dadurch zu Stande gebracht werden, daß Oesterreich's deutsche Länder mit den nichtdeutschen fortan nur noch durch das lockere Band einer Personalunion zusammenhängen dürften. Jede außerdeutsche österreichische Provinz würde hiernach ungefähr in derselben Weise, wie der Agitator Kossuth es für Ungarn beabsichtigte, eine abgesonderte Staatshaushaltung, Volksvertretung, Diplomatie und Kriegsverfassung erhalten haben. Den nahe liegenden Erwägungen, daß die Verwirklichung dieses Anschlags vor Allem eine Frage der Macht sei; daß man eine europäische Großmacht nicht von Frankfurt aus ohne Schwertstreich theile; daß eine Monarchie von achtunddreißig Millionen Unterthanen bei dieser Entscheidung über ihren fernern Bestand doch immer auch ein Wort mitzureden und eine entscheidende Stimme zu führen habe; — allen diesen thatsächlichen Verhältnissen trug die Politik der Herren Waitz, Dahlmann und Beseler keine Rechnung. Im Vollgenuß ihrer Würde, als Vertreter der Majestät des deutschen Volkes, gefiel es dieser Partei, von der reformirten Kirche von Frankfurt aus: jene, durch die Personalunion nur schwach verdeckte Zerstückelung Oesterreichs zu decretiren. Zwar blieb die thatsächliche Auflösung dieser Monarchie aus, auf welche man gerechnet haben mochte, und die Unterwerfung der rebellischen Hauptstadt Wien stellte den Augenblick in nahe Aussicht, wo der Stern von Habsburg-Lothringen heller als je zuvor am politischen Horizonte strahlen werde. Aber dieser Umstand änderte den Plan der doctrinären Universitätslehrer in Frankfurt nur insofern, als Oesterreich jetzt ganz aus dem Bunde

gedrängt, Preußen dagegen eine deutsche Kaiserkrone geboten werden sollte, die König Friedrich Wilhelm IV. ungefähr mit derselben Macht bekleiden würde, welche die Constitution von 1791 dem unglücklichen Ludwig XVI. gelassen hatte. Als sogar dieses Maß der Gewalt von den, dort Ton angebenden radikalen Stimmführern noch für allzu gefährlich für die deutsche Freiheit gehalten wurde, ward in die Stelle des absoluten Veto's, welches dem Träger der künftigen Reichskrone zustehen sollte, ein blos suspensives gesetzt. Das projectirte neue, kaiserliche Reichsoberhaupt sollte nur das Recht haben, einen Beschluß der souverainen Volksvertreter durch Verweigerung der Sanction dreimal aufzuschieben. Beharren jene auf ihrem Willen, so ist dieser Gesetz, ohne weitere Rücksicht auf Zustimmung oder Nichtzustimmung des künftigen Kaisers. Es lebe die Doctrin der Professoren aus der afterfranzösischdeutsch-liberalen Schule! pereant die Erfahrung und der gesunde Menschenverstand! Auch Deutschland möge zu Grunde gehen, wenn e etwa nicht geneigt seyn sollte, sein politisches Leben in da Prokrustesbett einer widersinnigen und unmöglichen Schulthe rie zu pressen.

Das österreichische Ministerium hat das große Verdie diesem Gebahren statt der leicht zu entschuldigenden Entrüst den ruhigen Ernst und die würdige Haltung entgegengesetzt haben, die aus dem Bewußtseyn der geistigen und physis Ueberlegenheit zu fließen pflegen. Statt, worauf es a scheinlich angelegt war, aus allen und jeden Beziehung Deutschland auszuscheiden, hat es die einfache Erklärung geben, daß es nach wie vor die Pflichten treulich werde, welche der, in diesem Augenblicke noch immer bestehende Bund von 1815 seinen Gliedern auferlegt. zweifeln demnach stark, ob Oesterreich seine Stellung deutsche Macht aufzugeben irgendwie gesonnen sei, u eben so wenig, daß es eine wider seinen Willen d Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschl ten werde. Wir haben aber auch allen Grun

daß Preußen die ihm zugedachte Kaiserkrone nicht um den Preis eines Bruches mit Oesterreich auf der einen, und seiner Selbstvernichtung und willenlosen Unterordnung unter eine, nur durch einen monarchischen Titel schwach verdeckte deutsche Republik auf der andern, werde erkaufen wollen. Wir hoffen und glauben vielmehr, daß die beiden großen deutschen Mächte, von einem und demselben Interesse geleitet, die Thatsache gemeinschaftlich anerkennen werden: daß die Form, in welcher die allerdings wünschenswerthe und von Allen heiß ersehnte deutsche Einigkeit eine Wahrheit werden mag, allein und lediglich die, einer Conföderation der einzelnen, deutschen Staaten seyn kann.

Während in der bisher berichteten Weise Deutschland und Italien noch immer den Wahngebilden des doctrinären Liberalismus nachjagen, schließt das Jahr 1848 für Frankreich mit einer Thatsache, die den feierlichsten und förmlichsten Protest gegen jene Grundlehre des modernen Staatsthums enthält, nach welcher es der Beruf Aller seyn soll, Alles und über Alle zu regieren. Der auf die Spitze seiner Consequenzen getriebene Irrthum ist in sein Gegentheil umgeschlagen. Nach den Lehrsätzen eben jener Weisheit wurde nämlich das französische Volk, d. h. die gesammte, mündige und männliche Bevölkerung Frankreichs, in Urversammlungen zusammengerufen, um einen Präsidenten der Republik zu wählen. Neun Monate nach Errichtung der letztern ist diese Abstimmung geschehen und hat zu einem Ergebniß geführt, welches noch vor wenigen Wochen geradezu für widersinnig und unmöglich gehalten wurde. Unter 7,449,741 stimmfähigen, französischen Bürgern haben mehr als fünf Siebentheile (5,534,520) den Sohn des ehemaligen napoleonischen Königs Ludwig von Holland und Neffen Bonaparte's zum Präsidenten der französischen Republik, bis zum zweiten Sonntag im Monat Mai des Jahres 1852 gewählt. Die fast ans Lächerliche streifende Unbedeutendheit des, nur durch zwei verunglückte Aufstandsversuche (zu Straßburg und Boulogne) bekannt gewordenen Prätendenten des Kaiser-

reichs, der den größten Theil seines Lebens in der deutschen Schweiz zugebracht hat und schlecht französisch spricht, war unter allen Gebildeten in ganz Frankreich beinahe sprichwörtlich geworden. Aber die Masse der Landbewohner, das, was man früher in Deutschland den gemeinen Mann und seit der größern Verbreitung der communistischen Lehren, das Volk im eigentlichen Sinne nannte, dieß hat den Ausschlag gegeben. Völlig unschuldig an der constitutionellen Monarchie wie an der Republik, die es beide nicht verstand, hat es die Pläne der Schönredner durchkreuzt und die feinen Gewebe der Staatsgelehrten plump zerrissen. Weil es des unruhigen Geschwätzes der Sophisten müde war, wollte dieses Volk einen Herrn, und wünschte einen Bonaparte herbei, weil es sich nach dem eisernen Arme des Kaisers sehnte. Ein guter Theil soll heute noch des ehrlichen Dafürhaltens gewesen seyn: es handle sich nur darum, den alten Napoleon, den die Alliirten von 1814 so lange gefangen gehalten, wieder auf den Thron zu setzen. Die Mehrheit aber griff nach seinem nächsten männlichen Verwandten, in der, freilich dießmal ganz unbegründeten Hoffnung, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen seyn werde. So ist, durch eine wunderbare Fügung, dem Grundprincip aller Erbmonarchien vielleicht noch niemals eine so verschiedene Huldigung dargebracht worden, als durch diese ultra-demokratisch Abstimmung. Cavaignac, der Paris und ohne Zweifel av Europa in den blutigen Junitagen des vorigen Jahres gere und sein Amt durchaus als Ehrenmann geführt hat, ist in Wahlkampfe hauptsächlich deßwegen unterlegen, weil er ehrlicher Republikaner und Mitglied einer, tief in die Er rungen von 1793 verflochtenen Familie den Instinkt de kes gegen sich hatte, welches die Republik haßt und sie u Preis los werden will. Der Name Cavaignac I., meinte zösischer Bauer, habe keinen guten Klang; viel bess Napoleon II. Wir zweifeln selbst, ob er, wie es gesch 1,448,302 Stimmen aus den Wahlurnen hervorgegan wenn nicht sein, in jüngster Zeit bewiesenes, ehren

wackeres Benehmen gegen Papst Pius IX. ihm die Herzen und die Stimmen vieler Katholiken zugewendet hätte. Die winzigen Zahlen, welche Ledru Rollin (371,431), der Mann der folgerechten demokratischen Republik, und die socialistisch-poetischen Menschheitsbeglücker Lamartine und Raspail (17914 und 36,664) davon getragen haben, geben den Maaßstab für die numerische Stärke, der ihrer Gesinnung anhängenden Partei in Frankreich. — Sollte das allgemeine Wahlrecht und die weitere Durchführung des pseudopolitischen Princips bis zu seinen äußersten Consequenzen die tyrannische Herrschaft der Bevölkerung von Paris über Frankreich brechen, die Decentralisation vorbereiten und der Anfang der politischen Genesung Frankreichs seyn? Wir hoffen es aus ganzer Seele, wenn wir gleich noch nicht glauben können, daß dieses Land heute schon die letzte seiner Revolutionen erlebt habe. Menschlichem Ansehen nach wird auch Ludwig Napoleon Bonaparte, wenn er auch der Republik ihr Recht anthun sollte, selbst wieder nur ein Durchgangspunkt für künftige Gestaltungen seyn, die Gott allein kennt. Zuvörderst muß die Zukunft der nächsten Monate es zeigen, ob, wie Viele fürchten, der Name Bonaparte ganz Europa eine Kriegsfackel anzünden, oder ob die Sehnsucht der unendlichen Mehrheit des französischen Volkes nach Ruhe die Oberhand behalten wird.

Wir können die vorstehenden Betrachtungen über die Weltlage beim Beginne des Jahres 1849 nicht schließen, ohne einen Blick auf jene Macht zu werfen, welche nach der innigsten Ueberzeugung aller tiefer Blickenden allein geeignet ist, allen erhaltenden Kräften und Bestrebungen Grundlage und Mittelpunkt zu seyn, und eine Aussicht auf die Möglichkeit einer Wiederherstellung der sittlichen Ordnung in der europäischen Gesellschaft zu eröffnen. Dieß ist die Kirche, auf deren Grund und Fundament tausend Jahre lang das Gebäude des politischen wie des Familienlebens aller Völker des Abendlandes ruhte. Deßhalb hat auch der Riß, der vor dreihundert Jahren durch die lateinische Kirche ging, die Basis des europäischen

Lebens nach allen Richtungen hin erschüttert; eine Heilung der Krankheiten, welche in Folge dieser Verrückung des sittlichen und intellectuellen Schwerpunktes über die Welt gekommen, ist ohne Wiederherstellung der katholischen Einheit nicht denkbar. Die neueste Form dieser Krankheit war jene heidnisch-absolute Herrschaft über die Kirche, welche die Staatsgewalt seit 150 Jahren in protestantischen wie in katholischen Ländern in Anspruch nahm, und mehr oder weniger folgerecht zur Anwendung brachte. Diese Aufhebung des naturgemäßen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat war nicht ohne eine gewaltsame Störung der wichtigsten Lebensfunktionen in beiden Sphären möglich, die wir für eine der wichtigsten Ursachen der Revolution von 1848 halten. Ist mit diesem offenen Durchbruche eines lange heuchlerisch verhüllten und beschönigten Uebels zugleich ein Wendepunkt zum Bessern eingetreten? Wir könnten Alle, die zu sanguinischen Hoffnungen hinneigen, nur auffordern: selbst günstigsten Falls auf eine sehr langsame Genesung, auf starke Nachwehen und selbst auf mannigfache, theilweise Rückfälle gefaßt zu seyn. Aber wir halten es auch andererseits für unsere Pflicht den Kleinmüthigen znm Troste einig offenkundige, der jüngsten Zeit angehörige Thatsachen zusamm zustellen, die mit gutem Fug als günstige Zeichen gelten gen. — Die von bitterm Haß gegen Rom erfüllte, h das Schisma streifende Stellung der katholischen, beson bourbonischen Höfe um die Mitte des vorigen Jahrh ist bekannt. Heute hat der Hof von Neapel, nach bayrische Gesandte Graf von Spaur den Papst vor de sinn der revolutionären Fanatiker in Rom gerettet Oberhaupte der Kirche eine sichere, unabhängige der Festung Gaëta gewährt, und dieß zwar trot nicht ungegründeten Anlaßes zu politischen Besch chen Kurzsichtigkeit und Unkenntniß der Welth Hauptstadt der Christenheit dem südlichen Nachba bare Anregung und Begünstigung der Revolut gegeben hatten. Und was noch mehr ist: der

Familie haben den Statthalter Christi mit einem Aufschwunge begeisterter Liebe und Hingebung empfangen, der, ohne den geringsten Zusammenhang mit einer politischen Berechnung irgend einer Art, und rein aus dem Herzen stammend, wie er sich kund gab, den besten Zeiten des Mittelalters alle Ehre gemacht haben würde. Spanien, welches vor der ersten französischen Revolution z. B. durch Ansprüche auf ein Asylrecht, welches die Sicherheit Roms zur Fabel von ganz Europa machte, das Oberhaupt der Kirche an seinem eigenen Sitze verhöhnte,*) hat jetzt sich beeilt dem flüchtigen Papste eine Fregatte zu Gebote zu stellen und ihm alle Dienste anzubieten, welche einer katholischen Macht gegen den Nachfolger des Apostelfürsten obliegen. Deßgleichen Portugal.

Noch schärfer als in diesen Staaten tritt der Gegensatz zwischen dem heutigen Frankreich und dem frühern hervor. Bekanntlich hatte die Gesetzgebung der Schreckenszeit den christlichen Gottesdienst mit dem Tode bedroht, das Direktorium den Aufstand gegen den Papst in Rom selbst durch seine Gesandschaft in Rom anstiften und leiten lassen. In Folge des dadurch veranlaßten Krieges starb Papst Pius VI. in der Gefangenschaft der Republikaner, und Napoleon ließ seinen Nachfolger nach Fontaineblau schleppen, weil er sich geweigert hatte, ein willenloses Werkzeug seines Machtgebotes zu werden. Heute ist dieß anders geworden. General Cavaignac sendet auf die erste Nachricht von der Ermordung Rossi's eine Heeres-Abtheilung nach Civitavecchia, um dem Papste zum Schutze

*) Bekanntlich machte die Krone Spaniens nicht nur Anspruch auf das Asylrecht des Pallastes der spanischen Gesandtschaft, sondern dehnte dieses auf den spanischen Platz, ja auf alle dorthin mündenden Straßen, in einer nicht näher angegebenen Begränzung, aus. Mit Keulen bewaffnet durchstrichen die sogenannten **bravi d'Espagna** diesen Bezirk, um jeden päpstlichen Sbirren, der sich darin betreten ließ, ohne weitern Wortwechsel todtzuschlagen.

gegen die Revolution zu dienen, und er beeilt sich, um die erstarkte katholische, öffentliche Meinung in Frankreich für sich zu gewinnen, die ehrfurchtsvollsten Versicherungen der vollsten Anerkennung der Autorität des heiligen Stuhles an das Oberhaupt der Kirche gelangen zu lassen. Er wünscht nichts sehnlicher, als daß Pius IX. ein Asyl auf dem Boden der Republik suchen möge. Sein Gegner im Wahlkampfe um die Präsidentenstelle mißbilligt zwar die, inzwischen ohnedieß unnütz gewordene Intervention in Italien, hält es aber dennoch für gerathen die Anerkennung des Mittelpunktes der katholischen Autorität zu wiederholen, die sein Gegner ausgesprochen hatte, das Versprechen der Unabhängigkeit der Kirche in sein Programm aufzunehmen, und selbst, was das stärkste ist, sich von seinem Vetter, dem bekannten Fürsten von Canino loszusagen, der an der Spitze der Revolution im Kirchenstaate steht.

Diese veränderte Zeitstimmung hat sich, wie es herkömmlich ist, von Frankreich aus alsbald auch nach Deutschland mitgetheilt. Preußen hat, wie oben schon erwähnt, seinen Vortheil endlich erkannt, und nach eilfjährigem fruchtlosen Kampfe die Emancipation der Kirche aus der territorialistischen Staatsknechtschaft ausgesprochen. Wahrscheinlich ist es dieses welthistorische Ereigniß gewesen, welches die nächste Veranlassung gab, daß selbst das Frankfurter Parlament sich bequemte die in seinen „Grundrechten" gegen die Jesuiten, Liguoria' „und" Redemptoristen ausgesprochene, eben so unnütze als ı derſinnige und ungerechte Verbannung bei der zweiten Be thung stillschweigend zurückzunehmen. Hoffen wir, daß Oesterreich, wo jetzt die Zügel der Verwaltung in den Hä denkender, geistvoller und im besten Sinne des Wortes freisin Männer liegen, seine Stellung begriffen und den Entschl' faßt habe, nicht hinter der Zeit zurück zu bleiben. Das Hinderniß jedes Fortschritts zum Bessern auf dem Geb die Kirche betreffenden Gesetzgebung: die absolute ʞ einer, in der gehässigen Beschränktheit des Illuminati

zogenen, josephinischen Beamtenkaste, ist dort wenigstens aus dem Wege geräumt *).

Sollten aber alle diese Hoffnungen auch noch zu frühzeitig seyn, sollten böse Nachtfröste auch alle diese Blüthen einer kommenden bessern Zeit zerstören, so ist doch eine Thatsache nicht mehr rückgängig zu machen: der neue bessere Geist in den Trägern des kirchlichen Lebens selbst, diese innere Freiheit, die mehr gilt als jede bloß äußerliche Anerkennung durch die Staatsgewalt. — Die vorletzte Zusammenkunft deutscher Bischöfe geschah auf dem Congresse zu Ems, wo der Geist des finstersten Febronianismus und der geistlosesten rationalistischen Aufklärung, neben der storrigen Auflehnung gegen den obersten Hirten der allgemeinen Kirche den Vorsitz führte; die letzte war die Versammlung von neunzehn deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, die im Spätherbste dieses Jahres zu Würzburg statt fand. Den Geist zu dämpfen, der sich dort entzündet und in der „Denkschrift" ausgesprochen hat, die in den Händen aller deutschen Katholiken ist, dazu hat keine Macht auf Erden weder die Gewalt noch die Mittel.

*) Nach den neuesten Nachrichten beschickt auch Oesterreich das Oberhaupt der Christenheit wieder durch einen Gesandten, zum deutlichen Zeichen, daß es zwischen der geistlichen Würde und der weltlichen Herrschaft des Papstes einerseits, und andererseits zwischen Pius IX. und einer revolutionären Fraction in Rom sehr wohl zu unterscheiden weiß.

## VI.

### Kabinetsstücke.

Herr Fröbel hat in der Erzählung über seine Begegnisse in Wien, die er am 18ten November in der Paulskirche zu Frankfurt vortrug (Allg. Ztg. Beil. Num. 329), unter anderm gesagt: am 8. November sei mit dem Vorwand, es finde sich im Hause kein Platz mehr, in das Zimmer des Stockhauses, welches er bis dorthin mit Blum allein eingenommen, ein Dritter gebracht worden. Dieser habe sich sehr auffallend be- nommen, manche Fragen gestellt, so daß es ihm (Fröbel) ' schienen habe, er suche Beweismittel gegen sie zu finden. ' ser Dritte, welchen Fröbel unverkennbar als Spion im T der Behörde darzustellen sucht, war Matteo Padovani Triest, welcher einige Wochen später, gleich wie das werthe Mitglied der Paulskirche selbst zum Strang ver wurde, aber nicht so wohlfeilen Kaufs wie dieser dav sondern zwölfjährigen Festungsarrest abzusitzen hat. Di dovani hat am 29. November an seinen vormaliger fangenen folgenden Brief geschrieben:

„Vor das Kriegsgericht berufen, um Auskunft zu ertheilen über das, was zwischen uns zu der Zeit vorgegangen, da wir mit dem unglücklichen Blum in ein Zimmer uns gesperrt sahen, fand ich mich verpflichtet, die volle Wahrheit zu bekennen, ohne alle persönliche Rücksicht. Nach Ihrem schändlichen Benehmen gegen mich, und da derjenige, welcher mir Schweigen hätte gebieten können (Blum), nicht mehr ist, durfte ich nicht anders handeln. — Sie haben es gewagt, eine Person, die Sie gar nicht kennen, und zu einem mir unbekannten Zwecke zu brandmahlen. Sie haben in Ihrer ganzen Vertheidigungsrede von Anfang bis zu Ende gelogen, dieselbe erfunden, besser gesagt, poetisirt, um sich in den Augen Ihrer Zuhörerschaft interessanter zu machen. — Sind Sie ein Mann von Ehre, so werden Sie mir Genugthuung geben, öffentlich Ihr Unrecht bekennen und somit einen Widerruf thun. Ich halte mich daran, daß es geschehen werde; denn es ist Ihre Pflicht, das begangene Unrecht gut zu machen. Hätten Sie Sich die Mühe geben wollen, über mich und meine Familie Erkundigungen einzuziehen, so würden Sie anders gehandelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man dergleichen Leute, zu welchen Sie mich zählen wollten, nicht unter Personen meiner Art sucht. Ihre Antwort wird mir sagen, ob das Wort Ehre auch Ihr Wahlspruch sei.

Matteo Padovani.“

„Ich schreibe Ihnen aus meinem Gefängniß, welches nicht mehr in dem Zimmer ist, welches Sie eingenommen haben. Ich war es, der den verhörenden Hauptmann auf Ihre Schrift aufmerksam machte. Sie sagen, sie hätte Ihnen das Leben gerettet. Ich danke Ihnen für Ihre Erkenntlichkeit und schließe mit der Anzeige, daß ich es war, der ihm dieselbe, in der Ueberzeugung, sie könnte Ihnen nützlich seyn, zustellte. Daß ich sie gelesen, haben Sie selbst gesehen.“

Welcher von diesen beiden Vortrefflichen Recht habe, können wir nicht sagen. Oder gingen die Privilegien eines De-

...ligkeit und Ehrenhaftigkeit

---

Bei der Thronentsagung Kais...
junger Nachfolger vor ihm nieder ...
Da sprach der abtretende Monarch ...
lichen Geradsinnigkeit die bedeutungsvo...
gern' gethan!" Diese vier Worte ...
fachheit, welche das Haus Habsburg ...
der stets geziert, auf eine rührende W...
jetzt schon welthistorische Worte nenne...
noch mehr werden.

---

## VII.

## Parlamentarisches Abendfest in Hochheim.

(Vogt.)

„Hauptmann Rettich vom hessischen Infanterieregiment Erbprinz hat das Wort!“ rief der Präsident von Rosenberg, nachdem sich die Ruhe im Saale auf die Rede des Kapitäns über Frankfurt und seine Umgebung wieder einigermaßen hergestellt hatte. Der Gerufene war jedoch in leiblicher Mannslänge so kurz gerathen, daß er nur mit der Nasenspitze den Rand der Tribüne erreichen konnte. Aber die mitleidigen Damen in der ersten Zuhörerreihe eilten rasch mit einem Schemel herbei, welcher den Redner so ansehnlich vergrößerte, daß man Kopf und Nacken mit den rothen Aufschlägen in allen Theilen des Hauses leiblich sehen konnte. Rettich erfrischte sich mit einem Glase Wasser, das vor ihm auf einem Nebentische stand, und begann mit schriller Stimme also:

Ich bedaure von Herzen, daß ich nicht die emsige Reichsmaus Lette von Berlin bin, welche im volkswirthschaftlichen Ausschuße zu Frankfurt am Main so geschickt verlorne Brosamen aus allen Ecken und Winkeln der Klubbs und der Reichsversammlung zusammenlesen und in Zusatzanträgen der originellsten Art verarbeiten kann. Bei einer biographischen Skizze des Doctors und Professors Karl Vogt von Gießen würde

mir ein solches minutiöses Talent sehr zu Statten kommen, da ich mich über Fülle des Stoffes zur Schilderung dieses „genialen Atheisten“, wie ihn das Frankfurter Journal liebkosend nennt, nicht beklagen kann. Ich vertraue mich daher bei der Lösung dieser ehrenvollen Aufgabe meinem soldatischen Glücke, und im Falle es nicht gelingen sollte, das Urbild zu erreichen, bleibt ja noch immer der honette Ausweg übrig, mich einen Söldling „der verthierten Soldatesca“ zu schimpfen. (Beifall.) Bei etwaigen Pausen wegen des plötzlichen Ausfalls coursmäßiger Gedanken, die leider aristokratisch-spröde zu werden anfangen, werde ich nach dem Vorgange der berühmtesten Humoristen Deutschlands durch Anführung eines nicht zur Sache gehörigen lateinischen Verses die Lücke auszufüllen suchen. Mens immota manet, lacrimae volvuntur inanes. (Stürmischer Beifall.) Die „grobkörnige Salonsmanier“ meines Vorgängers hat mich gelehrt, daß sogar Zahnlose Nüsse knacken können, und alle zarten Seelen dankbar sind für den schönen weißen Kern aus der gelösten Schale. (Bravo! Einige Stimmen: „Zur Sache!“) Meine Herren! Wenn Sie mit Ihrem Rufe „zur Sache“ der rechten Seite dieses Hauses Ehre machen wollen, so muß er von der richtigen Einsicht in die Sache begleitet seyn. Ein Redner von der Wetterau ist ni gründlicher bei der Sache, als wenn er ganz und gar nich bei der Sache ist. (Pfui! pfui! auf der Linken.) Gerade die herrliche Schwebe außer aller Sache im Elemente „sinnlich Anschauung und Auffassung“ charakterisirt uns Gießener (Be fall), und wer sich an die Sache halten will, ist ein „Far tiker der Ruhe, dem auf dem historischen Rechtsboden die ten lahm geworden.“ (Großer Beifall.) Aus diesem Gr bin ich von Jugend auf ein besonderer Freund extravag Naturen gewesen, und Niemand wird in Zweifel ziehen Karl Vogt unter denselben eine vorzügliche Stelle ein (Ja freilich! auf allen Seiten der Versammlung.) Er zu Gießen geboren, das Jahr der Geburt ist mir ur (Sensation) und thut auch nichts zur Sache, da Vc

Kind dieses Jahrhunderts, auf endlose Jugend, und den Besitz der ganzen deutschen Zukunft Anspruch macht. Bei ihm wird es weder Abend, noch Morgen, und was von Runzeln an seiner Stirne sich angesetzt, hat einzig das Reichsministerium Schmerling verschuldet." (Lauter Zuruf: „Das ist wahr!")

Sein Vater, früher von Gießen wegen seiner politischen Ketzereien vertrieben, wanderte nach der Schweiz aus und übernahm zu Bern ein Lehramt. Hier theilte sich der gelehrige Sohn mit Gießener Geschmeidigkeit noch bei Lebzeiten des Erblassers in die politische Erbschaft seines Vaters, so wie in die reichen Schätze des schweizerischen Wühlerthums und erhielt ein scharfes Gepräge, das man ganz falsch beurtheilt, wenn es für ein reindeutsches gelten soll. Es ist radikalschweizerisch, und aus diesem Grunde hat Vogt nie so populär in Deutschland werden können, als Robert Blum und weniger begabte Naturen ähnlichen Gelichters. Wollte man behaupten, Vogt habe sich in freier Selbstbestimmung auf die Naturwissenschaften gelegt, so wäre das ganz unhistorisch. Er ist vielmehr in dieselben hineingenöthigt worden als letztes Mittel gegen die Langeweile und den Selbstmord einer von Gott und jeder Gottesspur entblößten Seele. Er trat frühzeitig in ein enges Freundschaftsverhältniß mit Agassiz und seiner Eistheorie, und ich muß gestehen, so oft ich ihn von den Findlingsblöcken reden höre, fällt mir unwillkührlich ein, daß Vogt selbst mit nichts naturgemäßer verglichen werden kann, als mit einem solchen Blocke, den die furchtbare Eiskälte grundsätzlicher Gottlosigkeit aus den Alpenabhängen in der Schweiz in's Flachland am Main hinausgeschoben hat. (Schluß! Schluß! Der Präsident: „Ich hoffe, Sie werden den Herrn Rettich mit gleicher Geduld anhören, als die deutsche Reichsversammlung den Herren Nauwerk. Noch kann von einem Schluße nicht die Rede seyn.") In jahrelangem Umgange mit Agassiz verlegte er sich als thätiger Mithelfer auf die Erklärung der Findlingsblöcke, der Gletscher und der fossilen Fische, und zog aus dieser Theilnahme insbesonders seine Vorliebe für das wunderbare, unerm

meßliche Reich der Flossen- und Muschelthiere. Mir ist dieser letztere Umstand immer beachtenswerth vorgekommen zur richtigen Beurtheilung Vogt's. Seine politischen und religiösen Ansichten haben sich so schlüpfrig, so kaltblütigherzlos, so schlammliebhaberisch ausgelassen, daß die Fischnatur an ihnen unverkennbar, und bei der Beweglichkeit seines Geistes der moralische Stumpfsinn und die kalte Lüsternheit seiner Haifischwitze leicht erklärlich ist. Er lebte mit Agassiz und gleichgesinnten Freunden monatelang auf dem Aargletscher zur Beobachtung der höchsten Alpenregionen, durchstrich die Schweiz nach allen Richtungen, und machte naturwissenschaftliche Ausflüge in's Jura- und Vogesengebirge.

Außer seinen naturhistorischen und geologischen Studien trieb er auch das Geschäft eines Wühlers in den Schweizer Wirren, welche die katholischen Kantone zu unterdrücken und eine atheistische Uebermacht der Revolutionäre aller Länder in den Schweizerbergen als Missionskern einer europäischen Propaganda zu begründen suchten. Von eigentlicher Politik war dabei keine Rede, sondern bloß vom Zerstören des Bestehenden nach allen Richtungen des Festlandes von Europa. Daher sein tiefer Schmerz über das Mißglücken des Freischaarenzuges an der Emmenbrücke, daher sein heller Jubel über die wohlfeilen Siege gegen Freiburg und Luzern. (Langanhaltender Beifall.)

Um diese Zeit verdiente er sich auch die ersten Sporen als Correspondent der Allgemeinen Zeitung zunächst in naturhistorischer Beziehung, sodann als geistreicher Schilderer gewöhnlicher Tagesereignisse, und dieß verdient jetzt eine besondere Aufmerksamkeit; wenn man bedenkt, daß zwischen den ehemaligen Herzensfreunden erbitterte Feindschaft herrscht. (Hört! Hört!) Durch diese Verbindung mit dem reichausgestatteten Augsburger Blatte wurde es ihm möglich, zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris zu gehen, und sich vermittelst seiner gewandten Feder besonders in seinen vortrefflichen Berichten über di

Sitzungen der französischen Akademie und den Zustand der Naturforschung für die genannte Zeitung eine unabhängige Stellung zu sichern. Hier befand sich der junge Mann in den Jahren 1845 bis 1846 in seinem Elemente. Die Anlage zur Frivolität erhielt im Umgange mit Herwegh, Heine und den Männern der atheistischen, naturhistorischen Schule an der Akademie die größtmögliche Ausbildung und die Materie machte ihre Macht über seinen Leib und seine Seele geltend. (Zeichen des Erstaunens.) Die Vorlesungen des Akademikers Elie de Beaumont über Geologie zogen ihn in zwei Wintersemestern dergestalt an, daß er die Lehre seines Meisters mit eigenen Zusätzen nach den neuesten Forschungen seines Freundes Agassiz unter dem Titel: „Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde" bei Vieweg zu Braunschweig 1847 in zwei Bänden herausgab.

Von Paris aus machte er, in Begleitung Herwegh's einen Sommerausflug nach Brest oder, wie er sich großartiger ausdrückt, an den Ozean, um daselbst die Wunder jener tausendgestaltigen Meerthierchen zu studiren, welche es seiner Sorgfalt zu verdanken haben, daß sie im Bewußtseyn damaliger Fachgelehrten größere Aufmerksamkeit fanden. Das Jahr darauf ging er in gleicher Absicht an's Mittelmeer, wo er bei Nizza längere Zeit verweilte und die Meerthierunterschiede in atlantischen und mittelländischen Wassern mit merkwürdiger Schärfe der Beobachtung an's Licht stellte. Man findet die Resultate seiner dießfälligen Forschungen im Buche: „Der Ozean und das Mittelmeer 1847, Frankfurt am Main." Während er auf diese Weise in Deutschland bekannter geworden war, erhielt er als Professor der Naturgeschichte in Gießen, wenn wir nicht irren, durch Verwendung des Herrn von Linde, damaligen Kanzlers der dortigen Universität, und späteren Ministers zu Darmstadt, eines gutgesinnten, wegen seiner katholischen Grundsätze hart angefochtenen Mannes, der Ihnen als Schriftsteller in rechtswissenschaftlichen und kirchlichen Gegenständen vortheilhaft bekannt ist. (Einsprache.) Vor dem Antritte

seines Amtes reiste er anfangs zu Land, später auf Dampfschiffen mit seinem Freunde Herwegh nach Rom, und lernte in flüchtiger Anschauung die Seestädte Genua, Livorno und Civitavecchia kennen. Eben so oberflächlich trieb er sich einen Monat in Rom und der angränzenden Campagna umher, geführt von seinem guten Bekannten, dem Maler Stahl, einem Deutschen, welcher unter anderem deßhalb so hoch in Vogt's Vertrauen stand, weil er mit dem Pinsel so erdgeistig und gemein war als Vogt im Fache der Naturwissenschaft. Von Rom ging er auf dem nämlichen Wege zu Schiff nach Genua und Frankreich zurück und nahm im Jahre 1847 seine Lehrstelle zu Gießen in Besitz. Der endliche Sieg seiner religionsfeindlichen Grundsätze in der Schweiz würzte ihm die ungewohnte Professorenmühseligkeit und den Schmerz fühlbaren Gehaltentzuges zu Gunsten der Wittwenkasse, wie es hier zu Lande gesetzlich festgestellt ist, und die Märzrevolution des Jahres 1848 öffnete ihm bald darauf den Himmel deutscher Politik, um die Ruhelosigkeit und die Niedertracht der Schweizer Wühler auf dem faulsten Fleck des deutschen Bodens mit ekelhaftem Cynismus wo möglich zu verewigen.

Nachdem er durch die Schule des auf seinen Antrag mit zehntausend Gulden honorirten Vorparlamentes gegangen, kam die Wahl in's Reichsparlament. Vogt, persönlich noch wenig bekannt, bestieg einen geräumigen Wagen, und belud ihn mit Tabakpacketen. So fuhr er durch's Gießener Land und machte die Bauern durch Geschenke dieses köstlichen Nasenreizes kirre. Seine drolligen Späße und Gemeinheiten, die überhaupt von der Person des Vogt unzertrennlich sind, wirkten als Zugabe und brachten ihn mit mäßiger Stimmenmehrheit als Reichstagsabgeordneten aus der Wahlurne. Seit dieser Zeit trägt durch heillose Aufmerksamkeit loser Spottvögel eine Sorte Tabak den Namen: „Vogttabak", und förderte die geistreiche Karrikatur zu Tage, auf welcher der Trafikant Dahlmann dem Erzherzog Reichsverweser den Vogttabak als die beliebtest Sorte anpreist, aber zur Antwort erhält: „Lieber Herr Dahl

mann! dieser Tabak ist mir zu stark." Meine Herren! ich bin gerührt durch Ihre stille Aufmerksamkeit, die Epoche machen wird in den Protokollen unseres parlamentarischen Lebens (Beifall), und glaube meinen Dank am besten auszudrücken, wenn ich hier meine Vorlesung über Vogt schließe. (Nein! Fortreden! Ruhe!)

Nun denn, da es Ihr souverainer Wille ist, den vorzüglichsten Kempen der Souverainetät des deutschen Gassenpöbels näher kennen zu lernen. (Ungeheurer Tumult! Stimmen: „Herunter mit ihm!" Der Präsident: „Ich finde keine Veranlassung, den Redner zur Ordnung zu rufen, denn die deutsche Straßenbevölkerung ist allerdings souverän." Unermeßlicher Beifallssturm von der Gallerie. Die Anwesenden auf den Sitzbänken erheben sich sämmtlich von ihren Sitzen mit dreimal drei Cheers auf den Präsidenten. Rettich hat indessen ruhig zwei Gläser Wasser zur nöthigen Herzstärke getrunken und fährt also weiter fort:) Die Fischerweiber von Nizza nannten den Herrn Vogt nach seinem eigenen Bekenntnisse „die Blume der Gesundheit" (wer denkt hier nicht an la fleur de Marie?) und muß sich doch selbst eingestehen, daß man ihn durchweg für einen „Viehhändler, Mehlspekulanten und dergleichen" gehalten habe, ohne leise Ahnung von seiner naturhistorischen und politischen Weisheit. Und in der That liegt in dem letzteren Urtheile des südfranzösischen Volkes unendlich viel Aufrichtigkeit und Wahrheit. (Bravo auf der Rechten.) Kaum eine leise Spur von Geist spricht aus diesem wohlbehäbigen, von Bart umwucherten Gesichte, das in seiner prosaischen Breite durch den Anflug des politischen Zornes und Hasses nur wenig gestört wird. Wenn wir in seinen Büchern lesen, daß er selbst mit humoristischen Witzversuchen von seinem „stattlichen Bäuchlein" redet (großer Beifall), so merken meine Zuhörer leicht, daß die Figur des Mannes statt in die Höhe unförmlich in's Breite gediehen ist, und eher auf Alles schließen läßt, als auf einen „großen Mann."

Es verdient überhaupt unsere Aufmerksamkeit, daß die

meisten jetzt lebenden Gassenvolksmänner ihre Gestalt erdwärts erweitert haben, als hätte ein Druck von oben oder ein Zug von unten ihre Lebenstriebe in's Breite und Formlose genöthigt, so wie auf der andern Seite die philosophischen Demokraten und akademischen Streitbengel so dünn gerathen sind, als hätten sie den Beruf, unaufhörlich durch das Schlüsselloch aus- und einzuschlüpfen, und den Verkehr der Volksväter mit der Gasse zu vermitteln. (Lauter Beifallsruf.) Die ersteren erscheinen dadurch als die gediegensten Repräsentanten der Materie, während die letzteren in bedientenhafter Dünnbeinigkeit dem „guten Faust" als „Wagner" dienen oder pudelhaft bellen, um doch auch etwas außer der Negation zu thun. (Laut! laut!)

Was ferner an Vogt so rein menschlich anspricht, ist sein guter Appetit (langanhaltender Beifall), den er mit der liebenswürdigsten Offenheit durch eine Reihe weißer Zähne hindurchblicken läßt, und den Professor des Morgens beim „heiß ersehnten Kaffee" oder des Abends beim „Glase Grog" in höchster Erdenseligkeit sitzen zu sehen, ist eine Art Sättigung für Liebhaber der Seelenkunde. Wenn er in einer italienischen Locanda mit Entzücken die Magd betrachtet, wie sie einem Huhne den Hals abschneidet, alles Blut ausrinnen läßt, und die Federn rupft in einer kleinen Viertelstunde, und diese Scene so interessant findet, daß er sie in seiner italienischen Reise nicht ohne auffallende Vorliebe für solche Operationen an der Materie ausführlich beschreibt, so zeichnet dieß nach meinem Gefühl den Mann weit besser, als die sublimste Abhandlung eines Seelenhistorikers. Diese Art Tiefsinns für solche Genrebilder folgt ihm mit unerbittlicher Consequenz in die Wissenschaft. Seine Beschreibungen von Thiermägen, Eßwerkzeugen und Afterdurchgängen sind stets mit besonderer Sorgfalt behandelt, und w einst Thales begeistert in die Milchstraße am Himmel geschau uneingedenk seiner irdischen Umgebung, so späht Vogt mit u nachahmlicher Befriedigung in dem langen Kanal des durchsi tigen Seethiers, welcher von der Mundöffnung an die er

gengesetzte Gränze führt. Und das ist zum Theil auch der Hauptgrund, warum seine Untersuchungen über Zeugung, Eierstock und Exkremente so verdienstlich sind. (Allgemeine Heiterkeit.)

Was hinter einer so gesunden Wirklichkeit (Zustimmung) steckt, zum Theil im Widerspruch mit seiner äußeren Erscheinung, kann ich zunächst mit Herrn von Eckstein's Worten ausdrücken, welcher von einem Franzosen (Girardin) sagt: „Viel Muthwillen, Witz, Geist, leichtes Begreifen, rasches Handanlegen an die Dinge, aber was weiter?" Ich führe diese Worte um so lieber an, da Vogt wirklich sehr französisirt ist, leider nur in den weltbekannten Fehlern dieses Volkes, und mit Girardin unter anderem auch das gemein hat, daß er gern Minister der Centralgewalt werden möchte, wie sein französisches Gegenstück Minister der Republik. (Pfui! pfui! von der linken Seite.)

Gehen wir tiefer ein in die wissenschaftlichen Leistungen des Herrn Vogt, so beklagen wir zuvörderst bei theilweise anerkannter Virtuosität in einzelnen Zweigen eine fast allenthalben hervortretende Oberflächlichkeit, die es mit nichts strenge nimmt, das Schwierigste mit einem Witzwort erledigen will, und am liebsten von Dingen redet, die ihm persönlich ganz unbekannt sind. Auch hierin ist er mehr Franzose als Deutscher. Sein Styl bewegt sich anmuthig, leicht und ungezwungen, wobei ihm die natürliche wetterauische Schmiegsamkeit des Ausdruckes, den mein Vorredner so schön geschildert hat, so trefflich zu Statten kommt als Göthe'n seine Frankfurter Mundart. Nur verfällt er leicht in's Gemeine, theils einem witzigen Gedanken zu Liebe, theils aus angeborner Lust am Schmutze, der bei uns überhaupt in unverdientem Ansehen steht. (Lautes Mißfallen. Eine Stimme: „Achtung vor dem historischen Rechte!") Und bei solchen Stellen fühlt man wieder, daß Vogt doch eigentlich kein Franzose ist, sondern ein abgründliches deutsches Gießner Kind. (Heiterkeit.) Denn ein Franzose

kann sittenlos werden, aber ungezogen und gemein kaum, außer er wäre durch die romantische Pariserschule verrückt geworden.

Ich bin nun an die Gränze gekommen, wo die eigentliche Nachtseite im Charakter des Herrn Vogt beginnt. (Zeichen allgemeinen Schreckens.) Bisher konnte man Vogt sogar liebenswürdig finden wie eine Blume von eigenthümlicher Bildung und Derbheit, wenn auch nicht ganz frei vom Duft der Stinkblüthe. (Allgemeiner Beifall.) Aber aus dem weiteren Verlaufe dieses schönen Geistes mit dem edlen Blute von Hermann und Thusnelda weht es uns kalt und schaurig an, und selbst Vogt fühlt die Versuchung zu frösteln in der furchtbaren Geistesöde, die er wahrscheinlich in Folge einer Verknöcherung im Gehirn um sich selbst geschaffen hat. (Hört! Hört!) Wenigstens kann ich mir die „Langeweile" nicht anders erklären, die ihn überall begleitet, die sich in Paris und auf der wälschen Reise an seine Sohlen heftet und ihm so bittere Klagen entlockt. „Die Zeit todtzuschlagen" ist ihm daher fast ein marterndes Bedürfniß. Wider seinen Willen protestirt der Geist des Gießener Professors gegen die Negation des Geistes, und die herkulische Anstrengung, das einzig Wesenhafte niederzukämpfen, erzeugt in ihm ein Gefühl der Abspannung, das am jungen, sonst lebensfrohen Manne nur höchst lehrreich seyn kann. (Die weiblichen Zuhörerinnen schluchzen vernehmbar.)

In seinen naturwissenschaftlichen Studien arbeitet er mit scharfsinnigster Berechnung überall dahin, „die Scheidewand zwischen dem Materiellen und Immateriellen niederzureißen und dadurch den Forderungen der Zeit zu genügen." Für ihn gibt es nichts, als das „sinnlich Wahrnehmbare." Aus diesem Grunde schwatzt er nicht ungern aus der Schule und lehrt vor aller Welt, daß man vorzüglich deßhalb die Naturwissenschaften studieren müsse, weil dieselben am besten geeignet seien, den christlichen Staat, diesen Inbegriff zarter Seelen, und den Katechismus und das ärgerliche bürgerliche Gesetzbuch zu zerstören. (Oh! Oh! Oh!) Folgerichtiger als man auf den ersten Anblick glauben möchte, trägt er einen tödtlichen Haß gegen alles Latein, „wovon sch

jeder Buchstabe ihm den guten Humor verdirbt", und hält die klassischen Philologen für „eine Landplage der menschlichen Gesellschaft." (Langedauernder Beifallsdonner auf allen Bänken des Saals.) Er kann sich ein solches Unwesen auf deutschem Boden nur dadurch erklären, daß die gelehrten Professoren Germaniens so unbekehrbar in gutwattirten Schlafröcken auf ihren Büchern sitzen und so völlig unweltläufig werden. („Das ist wahr!") Zur Begründung des Nichtvorhandenseyns geistiger oder persönlich höherer Kräfte benutzt er die Naturhistorie oft nicht ohne blendende Scheinbeweise, und eifert insbesonders gegen die vorgebliche Stufenleiter der Wesen, welche vom Unvollkommenen zur Vollkommenheit aufsteigen, und am Ende gar ein höchstes Wesen in mögliche Aussicht stellen könnten. Nach ihm sind alle Wesen von Haus aus revolutionär, d. h. keineswegs einander untergeordnet, sondern neben einander selbstständig bestehend. Er findet am Niedrigsten so gut einen freien Willen als im Menschen, und die allerwärts herrschende Gütergemeinschaft als Vorbild unserer europäischen Socialreform scharf ausgeprägt. Er entdeckt sogar an den unscheinbarsten Meerthieren und Infusorien eine Metamorphose, die mit dem Lebenslaufe des Menschen ganz übereinstimmt, eine verständige Jugend, thätige Manneskraft, Lust zu Reisen, endliche Müdigkeit, Ruhe, Verdummung und kindisches Alter, woraus unwiderleglich hervorgeht, daß bei allen natürlichen, d. h. überhaupt wirklich seienden Wesen von der Käsmilbe bis zum Menschen einschließlich die Jugend die klügste, herrschertüchtigste Art ist — für unsere Staatsformen gewiß von unberechenbarem Einfluß. Deßhalb sagt er als Repräsentant dieser klugen Jugend, die er auch als „liebe Gassenjugend" des Nähern zu bezeichnen pflegt, unverholen: „Wir wollen stolz seyn und den Kopf so hoch tragen, als wir nur irgend können und unsere Hälse reichen; nur die Lumpen sind bescheiden. (Unermeßlicher Beifall! Viele Stimmen: „Ganz richtig.") Ich konnte bei dieser erhabenen Stelle des vogtischen Stolzes nur bedauern, daß sein Hals so

kurz und die Welt somit um ein schönes Bild wahrer Menschenwürde ärmer ist. (Tiefe Bewegung.)

Auf diesem Wege ist es ihm ausgemacht, daß nur ein idealer Querkopf von Seelenunsterblichkeit reden kann, welche offenbar nicht länger dauern kann als die Materie in bestimmten Phasen des Uebergangs und Kreislaufes der ewigen Welt. Nur diese Ansicht erklärt den tödtlichen Haß, welchen Herr Vogt gegen das Christenthum und den Katholicismus insbesonders nährt, sowohl im Bezug auf Glaubens- als Sittenlehren, welche nach seiner Meinung das Menschengeschlecht leiblich und geistig verkrüppelt und entwürdigt haben, so daß es für jede große That, für alle bürgerliche Freiheit, für Kunst und Wissenschaft unzeugungsfähig oder fehlgeburtträchtig geworden ist. (Zischen auf der Gallerie.) Er nennt daher die Christen im bittersten Spotte stets nur Nazarener, und den Namen Christus spricht er nie aus ohne ruchlose Beimischung von Gassenwitz. Mit gleicher Wuth lehnt er sich gegen das Evangelium oder die Bibel auf, deren Inhalt er als verkehrt und unbedeutend lächerlich zu machen sucht, oder solche Momente daraus hervorhebt, welche in seiner ungewaschenen Art zur Lästerung des Heiligsten für christliche Ohren dienen können. In solchem Sprudel eines bisher unbekannten Wahnsinnes, gegen den die französischen Religionsverächter nach voltaire'schem Zuschnitte als mäßige, wohlgezogene Leute erscheinen, nennt er das Christenthum „die Barbarei des Glaubens, welche Weiber hat, die keine Kinder gebären, und Männer, die keine zeugen können, die Dummheit der Hoffnung, welche Lohn erwartet, der nicht genossen werden kann wie ein Schluck Wein, und den Wahnwitz der Liebe zu unkörperlichen, also gar nicht existirenden Wesen, welche die Phantasie erfunden und die Pfaffen zu ihrem Vortheil ausgemalt haben."

Indem er auf diese Weise die Grundzüge des christlichen Lebens mit meisterhafter Trefflichkeit anfeindet, will er aller christlichen Moral den Nerv abschneiden durch die Behauptung,

daß die Demuth im Sinne des Evangeliums eine Pfaffenerfindung sei zum Ruine der Völker und jeder kräftigen, volksthümlichen Entwickelung, und kann von Herzen bedauern, daß Chataubriand nicht früher gestorben, ehe er das Leben des Abbé Rancé, dieses unseligen Opfers der hündischen Demuth, geschrieben.

Diese unchristliche Weltansicht tritt besonders auf dem Gebiete der Kunst hervor, die Vogt, weil er einmal bei einem Zeichenlehrer gekritzelt und Fische abkonterfeite, mit seiner gewöhnlichen Oberflächlichkeit bespricht. Die Antiken haßt er. Die Verewigung des unsterblichen Menschengeistes mit seiner schöpferischen Kraft in Stahl und Marmor erschüttert den sinnlichweichen Grogtrinker, und singt ihm wider alle Gebühr ein Lied von der Eitelkeit des Genusses und vom unzerstörlichen ewigen Gedanken über den Kartenhäusern irdischer Bestrebungen. Was den Menschen mit gesundem Kerne vor dem Apollo des Belveder's und Laocoon ernst stimmt, treibt den Professor von Gießen schmählich in die Flucht, weil er die künstlerische Offenbarung des Geistes, den er läugnet, nicht aushalten kann. Er lächelt sogar, wenn er sich von seinem Schrecken erholt, denn er hat den Muth der Feigheit im beneidenswerthen Maße. Um so lieber berauscht er sich mit dem heiteren Spiel der Farben, und entwickelt eine grausenhafte Kunsttheorie für Maler, die ihm nur so viel werth sind, als sie alles Geistes bar und ledig. Die venetianische Malerschule hat bei ihm vorweg den ersten Kranz des Ruhmes, weil nach ihm Christus im venetianischen Style nichts weiter ist, als ein sinnlicher Mann von Venedig, der seinen Rehbraten so natürlich wie Vogt von Gießen in die Brühe tunkt, weil Maria die Hochgebenedeite nicht edler aussieht wie eine Köchin oder Zofe, weil hinter dem Vorhange des Bildes ein vorwitziger Senator mit seiner fleischrothen Ehehälfte porträtähnlich auf das Abendmahl hinausschaut, das der Herr mit seinen Jüngern feiert, und sogar der treue Haushund nicht fehlt, der aus Morea eingewandert, die Ehre genießt, auf den Füßen des Erlösers zu liegen.

Vogt hat von der eigentlichen Bedeutung der venetianischen Schule nichts anders, als den einzig kargen Nutzen zu ziehen gewußt, daß er sich sagen kann: „Der Nazarener sieht nicht viel schöner aus als unser einer!“ wobei jedoch die deutsche Professoreneitelkeit ein wenig größer ist als die Sinnlichkeit des belobten Kopfes. Am Ende gar das naive Eingeständniß, daß bei einer tüchtigen Vorstellung gar nicht viel darauf ankomme, ob das Bild Original oder Kopie sei! Heiliger Fra Domenico von Fiesole und Bartolomeo von San Marco! So reden deutsche Professoren, die unser Land und Volk regeneriren wollen!

Und die unerhörte Entdeckung, die Vogt bei Rafael und Michelangelo macht: „So lange diese Maler Christen waren, kein erträgliches Bild! Langeweile, Aengstlichkeit, kurz die christliche Demuth klebte ihnen an, welche alles Hervorragende zu Grunde richtet und niederbeugt. Erst als sie Heiden wurden, waren sie was sie immer bleiben werden. Die christliche Kunst ist nichts anders als die Darstellung verzerrter Züge, welche der Glaube dem Reinmenschlichen aufdrückt, nichts als die Verhäßlichung des menschlichen Ideals, das sie zerknirscht und mit allen möglichen Flecken des Körpers und Geistes (!) beladen muß, um den Kontrast des Göttlichen hervorzubringen. Der christliche Typus liegt in der Unterdrückung des Sinnlichen, welches den Menschen schön macht. Das Christenthum ist der lebendige Gegensatz aller Kunst, da sein Zweck ist, alles Sinnliche zu tödten.“ (Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung.) Die an Originalität gewiß einzige Kunstdoctrin wendet er au die christlichen Maler an, welche jetzt einen Namen in Eu ropa haben.

Als Hauptzielscheibe dient ihm Overbeck, der leidige N zarener, mit dem protestantischen Pfarrergesicht, obwohl wid sinniger Weise katholisch geworden. Und so malt er Nazaren die aus kräftigen Menschen zu ärmlichen Schneidergesellen h abgebracht sind, Gesichter, die aussehen wie Schafe Schlachtbank geführt, denen nichts übrig geblieben als K chen und Haut, die nazarenischer Aberwitz ebenfalls weg b

liren möchte.“ Veith früher in Rom, gegenwärtig zu Frankfurt am Main, einer der berühmtesten Meister im Fache der kirchlichen Historienmalerei, zugleich ausgerüstet mit den Früchten einer universellen Bildung, wie sie wenige Maler aufzuweisen haben, kommt nach dem absprechenden Urtheile Vogt's nicht besser weg, und wir gestehen, daß, wenn ein Maler Vogt's Urtheil für sich gewinnt, er nach unserem Gefühl in's unpoetische, trostlose Feld einer materialistischen Langeweile eingelenkt haben muß, wo alle Poesie und alle Kunst erstirbt wie der Keim im ewigen Eise Sibiriens. Noch weniger Anklang findet bei Vogt mit Recht der gemüthreiche Steinle, dessen Handzeichnungen eben so christlichinnig als meisterhaft zart ausgeführt sind, und der noch weit entschiedener als Veith in's Reich christlicher Kirchenandacht eingegangen ist, und selbst die Allegorie häufiger zur Anwendung gebracht hat, um das Unaussprechliche himmlischer Geheimnisse den Sterblichen zu vermitteln, was nach Vogt eben so verkehrt für das Leben als gottlos für den Cult der Materie ist.

Was könnten die angeführten Koriphäen der heiligen Kunst von einem Manne für ein Lob erwarten oder annehmen, welcher cynisch genug ist, vom „katholischen Wust einer Disputa zu sprechen, die nur Rafael einigermaßen genießbar machen konnte?“ Von einem Manne, der herzlos genug ist, von Rafaels Verklärung den Anlaß zu nehmen, alle Menschenbildung, allen geistigen Aufschwung, alles Gefühl heiliger Andacht mit der frivolsten Ruchlosigkeit zu verspotten? Er schlägt zu diesem Ende seinem Freunde Stahl vor, auch eine Transfiguration zu malen. Zum Grunde wird Rafaels Meisterbild dieses Namens im Vatican zu Rom genommen. Die Personen werden durch See- und Muschelthiere ersetzt, deren größere oder kleinere Durchsichtigkeit stufenweise aufsteigend die Verklärung der Materie andeuten soll. An Christi Stelle erblicken wir ein Rizostom mit zwei anderen Meerraubthieren zur Seite, einerseits durch ihre Dreiheit die christliche Trinität zu verhöhnen, andererseits durch die räuberische, hundertmäulige Art derselben

die güterfressende katholische Kirche zu kennzeichnen. Im Mittelfelde, an der Stelle der drei Apostel, sind wieder drei dunklere Meerthiere angebracht, in emporgerichteter Haltung, wodurch sie nach Vogt's Auslegung; das christliche Gebet, die Himmelssehnsucht und den von der Erde abgewendeten Sinn der Christen zu parodiren, nichts zu sagen von der schwarzen Bodengruppe, wo das scheußlichste Meergewürm noch hinter dem Gifte zurückbleibt, welches Vogt auf alles spritzt, was nicht abgeschmackt und niederträchtig ist. Sogar der Rechtsboden des Herrn von Savigny geht nicht ohne Tropfen des Hohnes aus. Und dieses Bild, die Historienmalerei der Neuzeit nach Herrn Vogt, setzt er mit der gehörigen Erläuterung an die Spitze des zweiten Theils seines Buches: „Der Ozean und das Mittelmeer.“ Und solchen abgeschmackten Wahnsinn eines gottvergessenen, dem schmutzigsten Treiben der Erde überlieferten Geistes duldet die deutsche Nation? Wahrhaftig, wenn sie das thut, dann lebe wohl deutsche Einigkeit, deutsche Freiheit und deutsche Ehre!

Nach solchen Vorsätzen kann der Nachsatz, die Politik des Herrn Vogt, nicht mehr zweifelhaft seyn. Sein Staatsgebäude ruht auf der Nothwendigkeit eines Lebens ohne Gott, ohne Religion, ohne Recht, ohne Tugend, auf der Unerläßlichkeit eines Krieges Aller gegen Alle, bis der letzte Funke menschlichen Gefühls ausgetreten, und die rohe Materie ihre eigenen Kinder gefressen hat. Und wenn er dabei so oft vom Blute spricht, so ist das keine Ziererei, wie vieles Andere im Wörterbuche der Wühler, die nichts so sehr fürchten als Bajonettspitzen, heiße Kugeln und geschärfte Schwerter, sondern eine Folge des vogtischen Systems, das der Grausamkeit und des Blutdurstes nicht ledig gehen kann und darf, denn beides liegt im Wesen der Thierheit, die uns hier als menschliches Ideal vorgepredigt wird. Und das Project dieser allgemeinen Verthierung in Deutschland wird getragen vom Manne, welcher jetzt unstreitig und ohne Nebenbuhler an der Spitze de linken Seite in der Nationalversammlung steht, und sich selbst

als einzig mögliche Macht der deutschen Zukunft prokla-mirt hat!

Daher darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Vogt jeden thierischen Ausbruche des Volkes nach seiner Art in Schutz nimmt mit der Gewandtheit eines Meisters der Lüge, der Verdrehung, der Schönrednerei, wie noch keiner dagewe-sen. Das beweist besonders seine vor einiger Zeit ausgege-bene Schrift: „Der 18. September in Frankfurt", worin er die gleißnerische Beschönigung und Rechtfertigung des Frank-furter Aufstandes, des Mordes an Lichnowsky und Auerswald, der Gewaltthat an der Reichsversammlung auf die Spitze ge-trieben hat, aber dabei so viele Eingeständnisse macht, die uns lehrreich werden können, wenn wir einmal für unser gutes deutsches Recht so unternehmend werden, als die Linke für die Unterwühlung Deutschlands.

Er gesteht mit der ihm eigenen Schwatzhaftigkeit ein, daß die Sympathien des Volkes in Frankfurt für die Linke nicht vom ganzen deutschen Volke herrührten, das noch nicht gewon-nen sei. Dieses in der Gesammtheit aufzuwiegeln, müsse der Linken vorzüglich angelegen seyn, und da der offene Aufruhr nichts fruchte, weil von zu Wenigen ausgehend, so bleibe nichts übrig, als durch Wühlerei im Volke die Majorität der Reichsversammlung zu vernichten. Jedes Mittel sei zu diesem Zwecke gut, und nichts sei thörichter, als in der Wahl dersel-ben wählerisch zu seyn. Schmerling habe sehr unrecht gehabt, das lustigheitere Osterspiel des 18. Septembers, wo alles nur Spaß gewesen, dieses Fest der lieben Straßenjugend, wozu die Soldaten selbst lächelten, so tragisch zu nehmen und daraus „Fäden zu spinnen zur Unterdrückung jeder freien Aeußerung, zur Verhinderung besserer Volkszustände und zur Umstrickung der öffentlichen Meinung." Man müsse einmal abkommen von der veralteten Thorheit, die Armee als Repräsentantin der deut-schen Einheit anzusehen. Hätte man am 18. September die Preußen entfernt, die Oesterreicher in vereinzelte Patrouillen aufgelöst, augenblickliche Amnestie für alle Thaten dieses

sich harmlosen Tages bewilligt, und insbesonders die Linke als mitverwaltende Stadtbehörde dem Volke gegenüber anerkannt, so wäre ohne Zweifel alle weitere Unordnung verhütet worden. Selbst die Mörder des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald hätten sich „ohne Roheit, ja sogar mit Höflichkeit“ betragen, und man müsse bedauern, daß die letztern nach ihrer herausfordernden Art die einzigen Urheber ihres eigenen Unterganges gewesen seien. Gefehlt habe in dieser Sache die Mehrheit der Reichsversammlung allein, weil sie sich in ihren Beschlüssen gegen so harmlose Vorgänge „habe hinreißen lassen zum Ausbruche tobender Leidenschaft, zur Beleidigung aller Würde, zum Vergessen alles parlamentarischen Anstandes und jeder parlamentarischen Sitte.“ Es sei daher für jeden deutschen Ehrenmann unerläßlich, alle Kraft des „Fanatismus“, alle „Kloaken der Leidenschaft“, alle „Schlangen der Verläumdung“, allen Schmutz „der Verdächtigung“ gegen die Majorität loszulassen. „Man muß sie besudeln mit dem Schmutz der Verdächtigung!“ schließt Vogt seine Schrift, die er im Auftrage der zwei äußersten Fractionen der Linken im deutschen Hofe und im Donnersberge für das deutsche Volk bekannt gemacht hat.

Solche Schriften läßt das Haupt der Linken drucken, kolportiren, unentgeltlich vertheilen, und klagt über Preßdruck! Und die Reichstagszeitung erfüllt redlich, was Vogt von jedem Freunde der deutschen Volksfreiheit fordert. Sie bringt jeden Tag unerhörten, in keinem civilisirten Lande jemals dagewesenen Schmutz von wildesten Ausbrüchen gegen die Majorität der Reichsversammlung, von Aufreizungen unverzeihlichster Art, wo die Lüge als privilegirtes Mittel in unausgesetzter Thätigkeit ist, von Verhöhnungen aller Ordnung und jedes sittlichen Gefühls. Sie wird in unzähligen Exemplaren auf dem Lande vertheilt, aufgedrungen, angepriesen, und jeder Mann der Linken ist ihr natürlicher Bundesgenosse, Verbreiter, Ausleger. Aus diesen Stricken flicht sich das Schiffstau der Begriffsverwirrung mit abentheuerlichen Gerüchten, Volksmißstimmun-

gen, Todesdrohungen und geballten Fäusten zurück in die Nationalversammlung, und sonst kluge Leute stehen verblüfft vor dem schrecklichen Phantom, eingeschüchtert, besorgt um ihr liebes Leben, ach! um's theure Haupt! Daher die lächerlichen, sinnlos selbstmörderischen Beschlüsse für die Wiener Revolution, für den Berliner Reichstag, die in der Versammlung sonst weder Anklang, noch Beistimmung haben. Sogar das Reichsministerium hat in dieser Sache den Kopf verloren, und während die Demokraten in der reformirten Kirche sich zuflüstern, wie ich es selbst gehört habe, daß Schmerling's Hals vortrefflich zum Geköpftwerden gemacht sei, während sie mit lüsternem Blutdurste sich an dieser Eigenschaft des Premierministers weiden, erklärt sich der geschlagene, ausgleichungssüchtige Mann, uneingedenk seiner früheren Haltung, uneingedenk seiner eigenen Erfahrungen, von der Tribüne gegen Windischgrätz! Ich gestehe, wenn das zur deutschen Einheit, Freiheit, Größe führt, dann bin ich kein Hesse mehr, jam dudum vera vocabula amisimus, quia alienarum rerum largitio liberalitas et malarum rerum audacia fortitudo vocatur!"

Rettich hatte den letzten Theil seiner Rede mit erhöhtem Nachdruck vorgetragen, die Versammlung war immer lautloser und ernster geworden, nur tiefe Athemzüge machten sich noch aus der Masse bemerkbar. Mit dem letzten Worte sprang der Redner in einem Satze von der Tribüne auf seinen Stuhl herab, und setzte sich schweigend zu den Schweigenden. Dem Präsidenten war das Haar zu Berg gestiegen, er hielt sich krampfhaft an den Ecken seines Pultes. Ueber ihm flammte unerwartet ein Gaslichtkranz auf um das Bild des Kaisers Rudolf, als hätte ein überirdischer Hauch ihn angeblasen. Die Hinterthür des Saales ging zu gleicher Zeit auf, und Lenardo klingelte herein mit einer Mandoline, und flog furienhaft um die Anwesenden in jenen seltsam wilden Sprüngen wie die Hirten auf der römischen Campagna, mit Zweigen umflochten, des Abends um ihre Feuer tanzen. Sein Karrikaturenbilderschmuck flatterte in grausiger Unordnung von Kopf und

Schultern, während sein schlanker, schöner Leib im Takte zur Mandoline eine Fülle von zierlichen Bewegungen entfaltete, die nur von innerer Harmonie getragen seyn konnte. Und als er dreimal um die Zuhörer gebraust, drückte er dem Herrn Rettich mit einem schallenden Kuß auf die Wange einen Kranz von Epheu auf die spärlichen Locken. Die ganze Gesellschaft erhob sich beglückwünschend, und hätte bald aus Zärtlichkeit die theuren Athemzüge des tapferen hessischen Offiziers in Bedrängniß gebracht, wenn nicht von der Hinterthür eine bekannte, leider entlehnte Melodie in die Versammlung erschollen wäre, mit dem untergelegten Texte: „Noch ist Deutschland nicht verloren!“ eine Poesie und Veranstaltung des thätigen Lenardo, der sich schon seit acht Tagen mit fünf Knabenstimmen aus der Nachbarschaft eingeübt hatte. Am Ende des Liedes war kein Auge thränenleer, und man konnte kaum unterscheiden, war es Freude, oder Schmerz, wir hoffen beides!

Für minder unterrichtete Leser muß ich hier ein für alle Mal beifügen, daß die Ausrufungen und Unterbrechungen der Zuhörer während der vorausgegangenen Reden, die wir stets gewissenhaft aufgezeichnet, ganz denen in der Reichsversammlung zu Frankfurt ähnelten, bald als Ironie, bald als Spott, bald als aufrichtiger, oft sehr naiver, selbst mit bekannten Grundsätzen nicht übereinstimmender Ausdruck menschlicher Herzen. Wollte ein Redner sich darauf als Urtheil über seine Rede berufen, er würde sehr irren. Sie gewähren bloß einen Einblick in unbewußt aufspringende Fächer der Seele, die sich sonst sorgsam zu verstecken pflegt. Deßhalb sind sie wichtiger als man wohl glauben möchte.

---

## VIII.

### Beiträge zur Anatomie und Physiologie des doctrinären Liberalismus.

Die politische Meinung der westlichen Hälfte des europäischen Continents bewegt sich seit ungefähr einem Menschenalter in drei Hauptrichtungen. Nach der einen Ansicht, — die wir hier voranstellen, nicht weil sie die meisten Anhänger hat, sondern weil sie die richtige ist, — muß der Staat als ein Werk der Natur, die Gesellschaft als ein von Naturgesetzen beherrschter Organismus aufgefaßt werden. Hiernach ist es die Aufgabe des Menschen, diese Gesetze zu erkennen, und bei der Regierung und Verwaltung der Staaten ihnen gemäß zu handeln; ungefähr eben so, wie alle Diätetik und Heilkunde nichts anderes ist, als eine Anwendung allgemeiner physiologischer Gesetze, die der Mensch nicht gegeben hat, auf einzelne Fälle im gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Lebens.

Dieser Gesinnung und Auffassungsweise steht eine andere gegenüber, die gerade in einem Titanenkriege gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft begriffen ist. Sie weiß, daß es eine Ordnung der Natur in der Gesellschaft gibt, aber sie will sie umkehren; sie will jedwedes Verhältniß von Herrschaft und Gehorsam auflösen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nur in verschiedenen Formen vorkommende sociale Hierarchie

auf den Kopf stellen, eine naturwidrige und unmögliche Gleichheit schaffen, und zu diesem Ende die tiefsten Fundamente des geselligen Verbandes: Ehe, Eigenthum und Familie für immer abthun und zerstören.

Eine dritte politische Richtung stellt sich zwischen diese beiden Gegensätze in die Mitte. Weit entfernt, die Welt und den Staat zu faßen, wie sie sind, und jene natürlichen Schranken der menschlichen Macht und Willkür anzuerkennen, welche die Vorsehung gezogen hat, will sie auf der andern Seite mit ihren politischen Experimenten doch auch wieder nicht bis auf den letzten Grund gehen. Sie will den alten Unterbau der Gesellschaft schonen und bestehen lassen. Aber sie trägt ein Phantom von politischer Freiheit, eine Staatsuniversalmedicin für jede Krankheit der Gesellschaft, einen Entwurf zu einem Musterstaate mit sich herum; ein Gedankending, welches sie sich größtentheils aus einer halbwahren, unlebendigen, auf augenscheinlichen Mißverständnissen beruhenden Theorie der englischen Verfassung abstrahirte.

Das erste unter den hier bezeichneten Systemen trägt keinen Namen, der es vollständig bezeichnete. Nennt man dessen Anhänger Conservative, — so ist daran ohne Zweifel so viel richtig, daß das Princip dieser Politik kein zerstörendes ist. Nur wäre es ein arges Mißverständniß, wollte man daraus folgern, daß in Folge eben dieses Grundsatzes Alles, was irgendwie besteht, auch das evident Schlechte, Widersinnige, Schädliche in Ewigkeit erhalten, jede Verbesserung, jeder Fortschritt, jede Aenderung aber für immerwährende Zeiten ausgeschlossen, verbannt und geächtet seyn solle. Wollte man die hier gemeinte, richtige politische Lehre schlechtweg als die historische bezeichnen, so wäre auch dieser Name nicht unbedingt der Sache gemäß. Abgesehen davon, daß Alles und Jedes, was je in der Geschichte sich ereignete, historisch ist, weiß Jedermann, daß die sogenannte historische Juristenschule den plattesten theoretischen und praktischen Irrthümern in der Politik gute Herberge und freundliche Pflege angedeihen

ließ. Dagegen ist es freilich auch klar, daß die gesunde, politische Lehre, von der wir sprechen, das Gesetz der historischen Entwickelung immer und nothwendig als einen ihrer Leitsterne anerkennen muß. Nur in Ermangelung besserer Namen mögen daher die hier erwähnten, — richtig interpretirt, — zur Bezeichnung aller vernünftigen, ruhigen, praktischen und sachgemäßen politischen Bestrebungen der Gegenwart dienen.

Den Gegensatz gegen die letztern bildet, wie oben schon bemerkt, jene Partei, welche sich allbekanntermaßen die radikale nennt. In der Mitte steht aber der doctrinäre Liberalismus.

Der Schutzpatron des letztern ist Montesquieu, während Jean Jacques Rousseau von den einigermaßen Unterrichteten unter den Radikalen als Stifter angerufen wird. Dagegen sind die Grundsätze der conservativ-historischen Richtung zuerst und am bestimmtesten von Carl Ludwig v. Haller ausgesprochen, wobei jedoch die, sich stillschweigend durch dessen gesammtes Werk ziehende Voraussetzung abgerechnet werden muß, daß eine Wiederherstellung der, vor der Revolution vorhandenen ältern Zustände überhaupt oder durch den bloßen Willen und Entschluß der Regierungen möglich sei.

Im Verhältniß zur Religion ist die conservativ-historische Politik entweder bereits christlich, oder sie führt in ihren Consequenzen zurück zum vollständigen und ungetheilten, praktisch-historischen Christenthume, d. h. zur katholischen Kirche. Der Radikalismus läuft, zu seiner vollen Entwickelung gelangt, in den Gotteshaß dämonischer Besessenheit aus; der Liberalismus entspricht in seiner Beschränktheit und Mittelmäßigkeit dem protestantischen Rationalismus, der, als solcher, schon seiner Selbstgenügsamkeit halber, jeder Bekehrung unfähig ist.

Von den hier bezeichneten drei Systemen hat das des Liberalismus die meisten Anhänger. Es empfiehlt sich durch eine gewisse scheinbare Milde und Mäßigung. Angeblich gleich weit entfernt von absoluter, roher Gewalt und von radikaler Auflehnung gegen alle menschliche Ordnung, nimmt

der Liberalismus den Ruhm der richtigen Mitte für sich in Anspruch und vereinigt, theils aus diesem Grunde, theils weil er dem gegenwärtigen Bildungsstande des deutschen Mittelstandes entspricht, die weitaus größte Mehrheit der gebildeten Deutschen dieses Jahrhunderts unter seinem Banner. Den meisten schwebt dabei dunkel und unbestimmt ein ganz richtiges Ziel vor. Der Quälereien des Polizeistaates müde, sehnen sie sich nach Privatfreiheit. Ihr Irrthum besteht nur darin, daß erstens ihr Haschen und Jagen nach einem abstracten Musterstaate überhaupt zu keinem gedeihlichen Ziele führen kann, und daß zweitens die Regierungsform mit der Privatfreiheit nichts gemein hat. Die wirkliche Freiheit liegt nicht in der künstlichen, mehr scheinbaren als wirklichen Theilung, Normirung und Abwägung der souverainen Gewalt. Denn die Erfahrung zeigt, daß sowohl ein hoher Grad von Privatfreiheit auf der einen, als die widerwärtigste, quälendste, bösartigste Tyrannei auf der andern Seite unter der unumschränkten Einherrschaft, unter der sogenannten constitutionellen Monarchie und unter der absoluten Demokratie gleichermaßen möglich sind. Nicht darauf kommt es an, wer die souveraine Gewalt hat, und ob sie in den Händen eines Einzelnen oder einer Versammlung liegt, sondern wie sie ausgeübt wird. — Das Ziel vieler ehrlichen Liberalen, — die Privatfreiheit, — ist nur zu loben. Aber auf den Wegen, auf welchen heute halb Europa danach ringt und läuft, wird es in Ewigkeit nicht erreicht werden.

Es wäre eine höchst lehrreiche und lohnende Aufgabe, die Naturgeschichte der spezifisch-liberalen Partei (im obigen Sinne) und ihrer Doctrin zu schreiben. Das Nachfolgende soll ein Beitrag dazu seyn. Es ist nämlich unsere Absicht, eins ihrer symbolischen Bücher zu beleuchten, dessen Prüfung in doppelter Hinsicht ungemein lehrreich ist. Die Wünsche, Meinungen, Gelüste und Vourtheile des Liberalismus (im engern, technischen Sinne des Wortes) sind hier ziemlich vollständig niedergelegt. Außerdem hat das Buch, von dem wir sprechen wollen, seit der französischen Restauration, vornämlich unter den hö-

hern Ständen, Propaganda gemacht. Wenn man auf die nächste Quelle vieler heutigen, liberalen Axiome zurückkeht, findet man sie in dieser Schrift. Es sind dieß die „Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution“ von Frau v. Staël. Bekanntlich war es diese Dame, welche den deutschen Romantiker A. W. v. Schlegel zu ihrem ungemein dürren und nüchternen, politischen Glauben bekehrte. Aus Dankbarkeit hat er denn wieder dem Geisteserzeugniß seiner vieljährigen Freundin, durch eine „Vorerinnerung“ zur deutschen Uebersetzung desselben, bei seinen deutschen Landsleuten nach Möglichkeit Eingang verschafft.

Bekanntlich hatte der Banquier Necker im Beginne der ersten französischen Revolution eine englische Staatsreiterbude auf französischem Boden errichtet. Bekanntlich ist aber auch dieß Experiment eben so komisch als gräßlich ausgegangen. Die drei constitutionellen Gewalten, die nach dem Anschlagezettel auf dem straffen Seile equilibriren sollten, stürzten herab und endeten jämmerlich an einer Luxation des Halsgelenkes. In die Stelle des wohlausgedachten liberalen Spiels trat die gräßliche Wirklichkeit. Immer und zu allen Zeiten herrscht der, welcher thatsächlich der Mächtigste ist. — Lag damals die größte Macht in den revolutionären Ideen, so konnte es nicht fehlen, daß der Wohlfahrtsausschuß, der diese zu handhaben und zu seinem Dienste aufzubieten wußte, sein Schreckensregiment antrat. Das Uebermaß des Mißbrauches dieser Gewalt stürzte die energischen, blutgierigen Häupter, und nun gerieth, wiederum kraft eines ganz einfachen Naturprocesses, die eine und untheilbare Republik in eine Fäulniß, die halb Europa verpestete.

Ein solcher Zustand konnte, wie jede moralische oder politische Anarchie, nur mit Militärherrschaft enden. Unter der Wucht des kaiserlichen Eisenarmes athmete das, allmählig aus seinem schweren, wüsten Freiheitstraume erwachende Frankreich wieder auf. — Nach den Erfahrungen, die das unglückliche

Land während seiner Irrfahrt nach den hesperischen Gärten der besten Verfassung gemacht hatte, war ihm der kaiserliche Despotismus ein wohlthätiges Labsal. Dieß ist das Wort des sonst nicht zu lösenden Räthsels: daß Bonaparte bei einem völlig verwilderten Volke, innerhalb einer, durch den Freiheitsschwindel aufgelösten Gesellschaft, einen begeisterten, freudigen Gehorsam finden konnte, mit dessen Hülfe er die Welt eroberte. Die einzige mögliche und naturgemäße, historisch begründete Verfassung für einen Staat, der durch revolutionären Mißbrauch der Freiheitsidee zu Grunde gegangen, ist der Militärdespotismus.

Aber auch diesem ist wieder durch die Natur der Dinge sein Maß und Gesetz gegeben. Napoleon Bonaparte ging unter, weil er den Zauber seiner Macht mißbraucht und mit jener geistigen Macht, welche allein seiner physischen Gewalt eine moralische Grundlage gewähren konnte, in frevelhaftem Uebermuthe gebrochen hatte.

Kurz nach dem Gottesurtheil seines Falles schrieb Frau v. Staël, wie wenn eben nichts Erhebliches geschehen wäre, jenes Compendium des Liberalismus, mit welchem wir uns hier beschäftigen wollen. Sie bietet die Doctrinen ihres Vaters Necker wie eine neue politische Universalmedizin feil. Aber hatte dieser nicht schon vor fünfundzwanzig Jahren den ersten Heilungsversuch gemacht? Freilich wohl, aber nach dieser Erfahrung läßt sich nicht urtheilen, denn der Patient ist bereits nach den ersten Dosen eines raschen Todes verfahren. Wäre er am Leben geblieben, so hätte sich das Arcanum wohl bewährt. Natürlich lag die Schuld nicht an dem kostbaren Tränklein, denn die wunderwirkende Arznei hilft nach der Versicherung ihrer Verfertiger gegen jedwedes Gebresten, — sondern an der fehlerhaften Complexion des Kranken, an der eingewurzelten Hartnäckigkeit seines Uebels, vornämlich aber an der Unwissenheit und dem Ungeschick der Aerzte, die ihn früher behandelten. Wäre nur dieß und das nicht geschehen oder, unverantwortlicherweise! — nicht unterlassen worden, so hätte

sich die Kraft und Tugend der englischen Wunderapotheke schon gezeigt. — Jetzt, da es anders gekommen, sei es unsere erste und heiligste Pflicht, uns nur nicht in dem zuversichtlichen Glauben an das unschätzbare Elixir wankend machen zu lassen.

So lautet ungefähr die Summe der Dialectik der Frau v. Staël. Und dennoch ist das Unglaubliche geschehen. Das französische Volk hat ihr und den Buchgelehrten ihrer Schule im Jahre 1814 mehr geglaubt als sich selbst und dem, was es schon mit eigenen Sinnen und an seinem eigenen Leibe erlebt und erfahren hatte. Es hat sich um seine eigene Freiheit wenig gekümmert, dafür aber an liberalen Formen parlamentarischer Debatten unmäßig ergötzt, und ein Menschenalter lang über den Doctrinen der Theoretiker von der Zusammensetzung der souverainen Gewalt gegrübelt. Es hat, alle Erinnerungen aus dem Anfange seiner Revolution von sich werfend, der Verheißung seiner doctrinären Lehrmeister geglaubt, und ohne die geringste Sorge um die wirkliche Freiheit in der Verwaltung der Provinzen und Gemeinden, und ohne irgend eine Sehnsucht nach der Wiederherstellung der ihm entzogenen, unantastbaren Rechte der Familie kund zu geben, nach den abgenutzten Schemen des Repräsentativstaates gegriffen, ist auf's Neue in die Schule gegangen, und hat mit seltener Geduld und unerschütterlichem Vertrauen einen dreiunddreißigjährigen Cursus der Experimentalpolitik durchgemacht. Der Weg war dunkel, holperig und labyrinthisch verschlungen. Aber der Schüler folgte gläubig und blind vertrauend seinen bewährten Lehrern, und stand in Folge dessen an einem schönen Faschingstage plötzlich wieder auf demselben Punkte, auf welchem er bereits im Jahre 1793 Fata erlebt hatte, von denen heute noch ganz Europa zu singen und zu sagen weiß. Wie der moderne Telemach von diesem Zauberlande wieder loskommen werde, steht zu erwarten.

Haben wir Deutsche ein Recht, über die kurzsichtige Leichtgläubigkeit der Franzosen zu lächeln? — Wahrlich nein! Die

Geschichte verkündete uns wie ihnen ihre Lehren. Wir hätten uns an ihrem Exempel spiegeln, uns durch fremdes Unglück warnen lassen sollen. Statt dessen haben wir, so aus der gesammten, französischen Geschichte der letzten dreiunddreißig Jahre, wie aus dem Anblick der jüngsten, grausenhaften Katastrophe, mit der sie schließt, im Wesentlichen nichts gelernt. Im Gegentheil, wir haben daraus die Ueberzeugung geschöpft: daß die aus einem Mißverständniß der englischen Verhältnisse abgezogene, liberale, englische Doctrin, welche in Frankreich bereits zum dritten oder vierten Male abgewirthschaftet hat, uns Deutsche geraden Weges und unfehlbar in das tausendjährige Reich der Freiheit und des Wohlstandes führen werde. Haben sich die Franzosen nach langer Irrfahrt wieder auf den Boden des Jahres 1793 gestellt, so haben wir Deutsche, noch weiter rückwärts greifend, mit 1789 anfangen zu müssen geglaubt. Waren die Franzosen in ihrer ersten Revolution doch wenigstens sie selbst, so haben wir Deutsche es uns zur politischen Lebensaufgabe gemacht, bei unserer Umwälzung das, was unsere westlichen Nachbarn vor fünfzig Jahren thaten, sklavisch zu kopiren. Wir nennen dieß Fortschritt und Nationalität. — Ueber diese Namen ist nicht zu streiten, nur scheint es uns, als wenn in der Sache wenig Grund zur deutschnationalen Ueberhebung über die Franzosen läge.

Man hat den bekannten Vorwurf oft nachgesprochen, den Bonaparte gegen die Emigranten schleuderte. Aber er paßt auf Alle, die ein Bild eines Normalstaates mit sich herum tragen, und die lebendige Wirklichkeit, auf deren Boden sie stehen, ihrem Gedankenbilde gleich machen wollen. Er paßt auf Alle, welche die Verfassungen der Staaten für Kunstproducte menschlicher Ueberlegung halten, auf Alle, die da meinen, daß sich Constitutionen durch Debatten schaffen lassen, auf Alle, welche glauben, daß die souveraine (d. h. unabhängige, höchste) Gewalt (die überlegene Macht) nicht ein Geschenk einer höhern Fügung, mithin nicht ein Erzeugniß von Thatsachen, sondern von Theorien sei. Diese Alle trifft der Vorwurf,

daß sie menschliches Belieben und menschliche Intelligenz in die Stelle der göttlichen Allmacht setzend, aus der menschlichen Sphäre in das Amt der göttlichen Vorsehung greifen. Strafe dieser Anmaßung sind dann jene Folgen der Constitutionsmacherei, wie wir sie heute vor Augen sehen.

Die Auffassung, welche davon ausgeht: daß es ein allgemein gültiges, allein Heil bringendes, auf alle menschlichen Zustände passendes Verfassungsmodell gäbe, ist der gefährlichste Aberglaube, den es in der Politik gibt. Allgemein gültig sind allein die Gesetze Gottes; es ist ein verderblicher Götzendienst: menschliche Ideale eines vermeintlich besten Zustandes in deren Stelle zu setzen. Dieser unglückliche Wahn hat sich furchtbar gerächt, ihm sind seit siebenzig bis achtzig Jahren mehr Opfer geschlachtet worden, als jemals auf den Altären irgend eines andern Aberglaubens bluteten. Wer aber einmal in diesem Zauberkreise gefangen, von einer nüchternen, praktischen Weltanschauung abgewendet, in einer Theorie des besten Staates festgerannt ist, lernt nichts mehr aus der Geschichte. — Dieser Fluch traf allerdings zur Zeit der Rückkehr Bonaparte's von der Insel Elba die Emigranten, die in Ludwig's XIV. Regiment ihren Musterstaat erkannten. Aber er trifft nicht minder die Anhänger der liberalen Doctrin, die mit ihren hohlen, todten Gedankenschemen die Leiden Europa's heilen wollen. Auch diese lassen sich, wie das Beispiel der Frau v. Staël zeigt, durch nichts, was unter ihren Augen geschehen ist, geschieht und ferner noch geschehen wird, irre machen. Auch sie haben nichts gelernt als ihre Formel, nichts begriffen als das Skelett ihrer Quasimonarchie, ihren dürftigen, politischen Katechismus, ausgezogen aus Montesquieu's, Locke's und Delolme's Abstractionen. Dafür halten sie aber auch mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit an diesem *einen* Schema fest, und werden es in Ewigkeit nicht vergessen. Darauf übrigens, ob das Bild des besten Staates, der eingeführt werden soll, der Vergangenheit (wie bei Bonald und Montlosier), oder der Zukunft (wie bei Proudhon, Cabet und Leblanc) angehört, ob es aus England

(wie bei Necker und Royer Collard), oder (wie bei Lafayette und der Gironde) aus Amerika hergeholt ist, darauf kömmt im Wesentlichen wenig an. Hauptkennzeichen des politischen Doctrinärs als solchen ist das Bestreben eine menschliche Vorstellung von dem Staate, wie er seyn sollte, in die Stelle der Thatsache auf der einen und des göttlichen Gebotes auf der andern Seite zu setzen.

Gewöhnlich setzt man dieser Auffassung der Politik die Frage als Einwand entgegen: ob denn das der Beruf des Staatsmannes sei, schlechthin gar nichts zu thun? ob wir unsere Ergebung in die Wege der Vorsehung dadurch bethätigen sollen, daß wir die Hände in den Schooß legen? — Dieser Frage liegt ein Mißverständniß zum Grunde, welches zum Theil durch die allerdings schiefe und halbwahre Theorie der sogenannten historischen Juristenschule veranlaßt wurde. Zuvörderst ist darauf zu antworten: daß der Mensch in jeder Lage seines Lebens, mithin auch als Fürst, Minister, Ständemitglied u. s. w. seine Pflicht thun soll, folglich handeln, wenn und in soweit er zum Handeln berufen ist. Dieß leidet keinen Zweifel. Es ist nur davon die Rede, daß die politische Thätigkeit nicht soll über den Boden wegfliegen wollen, auf dem der Handelnde steht; daß Jeder, der handelt oder Rath gibt, nicht, wie es mit dem heutigen Kunstausdrucke heißt: „mit der Geschichte brechen", sondern gerade umgekehrt an die Verhältnisse anknüpfen soll, denen er durch seine Vergangenheit und Gegenwart angehört. Jeder soll die Gränze seiner Macht anerkennen, denn dieß ist die Sphäre, in welcher sich seine Freiheit bewegen kann und darf. Hic Rhodus, hic salta! Jenseits derselben fängt die Nothwendigkeit oder (was dasselbe ist) die Unmöglichkeit an. Jeder soll mithin seine und seines Landes wirkliche Lage begreifen, und innerhalb dieser soll er thun, was seine Pflicht von ihm fordert. Aber er soll nur das, unter den vorhandenen Umständen Mögliche und Erreichbare wollen. Er soll jede Phantasterei von sich fern halten und dem Haschen nach politischen Idealen für immer entsa-

gen. Denn das Ideal ist in der Politik der gefährlichste Feind des wirklich Guten; es ist das Zerrbild der (sittlichen) Idee*), — und weil es außerhalb der Wirklichkeit steht, der Gegensatz gegen jede nothwendige, mögliche und vernünftige Reform, ohne welche kein Staat auf die Dauer bestehen kann. Gerade darum steht die Wirksamkeit des wahren, praktischen Staatsmannes mitten inne zwischen dem faulen Nichtsthun des büreaukratischen Schlendrians, und der unfruchtbaren oder widersinnigen Thätigkeit des Doctrinärs.

Höhere Fügung und eigene Wirksamkeit, Nothwendigkeit und Freiheit, selbstständige Bewegung und äußere Schranke verhalten sich zu einander auf dem Felde der Politik, wie in allen andern menschlichen Verhältnissen und Berufsarten. Die Natur ist es und nicht der Mensch, welche die Früchte des Feldes wachsen und gedeihen läßt. Aber der Landwirth, welcher, gestützt auf diesen unzweifelhaften Satz, seinen Acker nicht bestellen wollte, würde eben keine Früchte ärndten und in Mangel und Noth verkommen. Wollte er aber im Norden von Deutschland unter freiem Himmel Ananas und Südfrüchte bauen, statt Rüben und Kartoffeln, so wäre er nicht minder ein großer Thor. Ein Kaufmann, der sich auf Unternehmungen einläßt, die in keinem richtigen und vernünftigen Verhältnisse mehr zu seinen Kapitalien stehen, ist ein Schwindler.

*) Der Unterschied zwischen politischer Idee und politischem Ideal läßt sich am kürzesten dahin angeben: daß die politische Idee das ist, was der Staatsmann in einer bestimmten Lage, nach dem Willen Gottes, seyn oder thun soll. Politisches Ideal ist eine menschliche Vorstellung von dem vollkommensten Zustande der politischen Gesellschaft. Das Ideal ist seiner Natur nach und kraft innerer Nothwendigkeit immer unwirklich. Die Idee ist das Allerrealste, was gedacht werden kann. Das Ideal ist ein Gesetz, welches der Mensch den Dingen geben will; wer einer sittlichen Idee in der Politik folgt, erkennt die Vollziehung eines ihm gegebenen Gesetzes als seinen Beruf an. Wir bekämpfen das Ideal, aber Gott sei davor, daß wir einer ideenlosen Politik das Wort sprechen wollten.

Ein vollständiges und äußerst lehrreiches Paradigma einer Species des politischen Idealismus tritt uns in dem Buche der Frau v. Staël entgegen. Analysiren wir diese Mischung, so stoßen wir ungefähr auf folgende Bestandtheile. Oben auf schwimmt das, in mancher richtigen und feinen Bemerkung sich zu Tage legende Wesen der Pariser Weltdame, die, heimisch in den höhern Kreisen der Gesellschaft, die Außenseite der Dinge ziemlich rasch und gewandt auffaßt. Den Bodensatz des Gebräues bildet der Protestantismus, nicht jener consequente, vollendete, der sein Ziel erreicht und seine Laufbahn geschlossen hat, wie der deutsche der Herren Feuerbach, Ruge und Daumer, sondern jener, heute längst überwundene, genferisch altkluge, unruhige Deismus, der keine Autorität und kein Dogma will, der aber, wenigstens vor den Leuten, immer noch eine bürgerlich „reine Moral" prätendirt, während seine Ascetik in die bitterste Verachtung alles katholischen Wesens ausläuft. Dieser afterpuritanische Beigeschmack schlägt auch in der geistreichen Freundin des Herrn August Wilhelm v. Schlegel sehr stark vor; sie legt ihr protestantisches Interesse mit unglaublicher Unbefangenheit an den Tag, und weit entfernt, sich dieser Verbindung eines verwässerten Calvinismus mit der Politik zu schämen, macht sie kein Hehl daraus, daß ihr tiefer Haß gegen die alte monarchische Staatsordnung auf dem ursprünglichen Boden der Häresie gewachsen ist. Zwischen diesen beiden Elementen schwebt der neidische Haß der geldstolzen Banquierstochter gegen den alten Adel; ein Haß, dem man bitteres Unrecht thäte, wollte man ihn demokratisch nennen. — Durch keine chevaleresken Traditionen gemildert, ist diese Art nach unten hin exclusiver, als es der alte Feudaladel in seinen lächerlichsten Uebertreibungen je gewesen. — Die Blume endlich, die über der Mixtur aller dieser Ingredienzien schwebt, ist jene, schon oben als spezifischer Liberalismus bezeichnete politische Anglomonie, die wir im Nachfolgenden in einigen Marginalnoten näher zu beleuchten gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

## IX.

### Robert Blum's Ende.

(Sendschreiben an die Redaction der historisch-politischen Blätter.)

Was Ihre Zeitschrift Seite 729 über das Ende Blum's berichtet, ist von den Worten an: „weil aber Robert Blum“, bis zum Schluß durchweg unrichtig. Je beharrlicher eine Partei die Meinung verbreitet, daß Blum bei seinem irreligiösen Irrthum bis in den Tod beharrt, ja gleichsam als Zeuge für denselben gestorben sei, mit je abentheuerlicheren Zuthaten man seinen Tod auszuschmücken sich bemüht, je unverantwortliche- res Schweigen bei allem diesen diejenigen beobachten, welchen Pflicht und Stellung zur Kirche geböten, der Wahrheit Zeugniß zu geben und so manchen, die ein wahres Verlangen darnach tragen, aus dem Gefluthe der Widersprüche herauszuhelfen, um so erwünschter dürfte es Ihnen seyn, über Blum's Ende einen authentischen Bericht, dessen Wahrhaftigkeit in allen einzelnen Umständen ich mit dem besten Gewissen verbürgen kann, Ihren Lesern mitzutheilen. Mag man über Blum und seine Hinrichtung ein Urtheil fällen, welches es sei, der Katholik hat Ursache, die Gnade Gottes zu preisen, die auch dem Irrenden sich darbietet, ob er sie ergreifen wolle; er hat die Pflicht, demjenigen, der nun durch seinen Tod der menschli-

chen Gerechtigkeit genug gethan hat, alles dasjenige angedeihen zu lassen, was die christliche Liebe einem Glied der Kirche zu erweisen ermahnt; denn Blum hat nicht nur nicht „die Versöhnung, welche die Kirche ihm anbot, beharrlich von sich gewiesen", sondern er hat sie angenommen; er hat dem katholischen Priester gebeichtet, er hat aus der katholischen Priesterhand andächtig das heilige Sacrament empfangen: Blum ist als ein in die Kirche zurückgekehrtes, mit ihr ausgesöhntes Glied derselben anzuerkennen.

Folgendes sind die näheren Umstände über die Vorbereitung zum Tode.

Die Zeitungen haben berichtet, es sei zu diesem Amte der Pater Raimund von den Benedictinern in Wien ersehen worden, durch wen, wußte er vielleicht selbst nicht; ehren wir in dieser Wahl eine unerforschliche Fügung, die sich zu ihrem Zwecke das geeignetste Werkzeug ausersehen hat. Es war am Vorabend vor der Hinrichtung, nicht gar lange vor Mitternacht, als Herrn P. Raimund der Auftrag zukam, er möchte sich des folgenden Morgens um fünf Uhr im Stabsstockhaus (dem Gefängniß) einfinden. Daß es sich um eine Vorbereitung zum Tode handeln dürfte, konnte er ahnen; zu wem er berufen werde, das mußte ein Geheimniß für ihn bleiben. Es wurde erst gelöst, als er in das Wachzimmer zu den dort befindlichen Offizieren eintrat.

Unverweilt begleitete ihn der Profos in das Gemach, in welchem der Verurtheilte saß. „Wer hat Sie zu mir gesendet?" fragte Blum den Eintretenden, „ich bin Deutschkatholik!" — das weiß ich wohl, versetzte P. Raimund; aber den Rath eines Freundes werden Sie auch als solcher nicht verschmähen. Dann fragte Blum noch: „ist es gewöhnlich ihr trauriges Geschäft, Verurtheilte zum Tode vorbereiten zu müssen?" Worauf ihm Hr. Raimund antwortete: nein, es ist das erstemal, daß mir ein so schmerzlicher Auftrag zu Theil wird. Die weiche Saite klang jetzt in Blum's Seele; nichts von wilden, stürmi-

schen, blutdürstigen Gedanken, einzig das wehmüthige Gefühl; von seiner Frau, von seinen Kindern sich trennen zu müssen, sie nicht mehr sehen, ihnen kein Lebewohl sagen zu können, gab sich kund. P. Raimund bemerkte ihm: deren Anwesenheit würde seinen Zustand nur verbittern, ihm die Trennung noch schwerer machen. Er solle sich an Sokrates erinnern, der am letzten Abend seines Lebens Frau und Kinder aus dem Gefängniß weggeschickt habe, um nicht durch deren Jammern an der Unterredung mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit gestört zu werden. Er soll im Geist von ihnen sich trennen, schriftlich von ihnen Abschied nehmen, seinen Kindern noch weise Lehren geben, womit, dem Ausspruch der heiligen Schrift zufolge, ein Vater denselben einen Schatz zurücklasse, der mehr werth sei, als Gold und Silber.

Dieser Rath leuchtete Blum ein. Der Profos brachte augenblicklich die nöthigen Schreibmaterialien, worauf jener an Frau und Kinder einen Brief von zehn bis zwölf Zeilen schrieb und ihn dem Geistlichen übergab mit den Worten: „Weise Lehren vermag ich meinen Kindern nicht zu geben, aber ich habe sie zur Gottesfurcht ermahnt.“ Man hat nachher, je nachdem es für den Zweck dienlich erachtet worden, dem Brief allerlei Aeußerungen und Ausdrücke, wie: „ich sterbe für die Freiheit“ u. dgl. angedichtet, was nicht darin stand. Derselbe begann an die Frau: „du wirst bald keinen Gatten“, dann an die Kinder: „ihr werdet bald keinen Vater mehr haben.“ Blum ermahnte die Gattin, ihr Vertrauen auf Gott und gute Leute zu setzen, die auch wieder für sie und die Kinder sorgen würden, diese so zu erziehen, daß sie ihm keine Schande brächten. Mit dem Brief übergab er dem Geistlichen noch etwas Geld und einen Ring, was er seiner Frau ebenfalls zuzustellen bat.

Nach diesem leitete Blum die Unterredung auf den eigentlichen Zweck von Hrn. Raimund's Mission dadurch, daß er ihm erklärte, er könne an kein gesondertes Leben der Seele, daher auch nicht an die Fortdauer derselben nach dem leiblichen Tode glauben. Es sei unerklärlich, daß und wie die Seele

in den Leib des Kindes komme; vielmehr lehre alle Beobachtung, daß das Seelenleben erst allmählig erwache und mit der Erstarkung des Körpers ebenfalls erstarke; so wie, wenn im Greisenalter die körperliche Kraft abnehme, auch das Seelenleben abnehme, zuletzt gar erlösche und verschwinde. Herr P. Raimund bemühte sich, diese Ansichten durch mancherlei Gründe zu widerlegen. Um darzuthun, daß die Seele, auch ohne der Organe des Leibes zu bedürfen, thätig seyn könne, erinnerte er Blum an jenen Traum des heiligen Augustinus, in seinem Buche von der Stadt Gottes, wo seine Seele während des körperlichen Schlafes erst in die Wohnungen der Seligen, darauf in die Räume der Verdammten geführt ward, um so die Freuden der einen, wie die Qualen der andern zu empfinden.

Ob dieses, ob andere Worte auf Blum einen erweckenden Eindruck machten, mag unentschieden bleiben; das ist gewiß, daß er bald darauf auf die Knie fiel und den Geistlichen dringlich um Darreichung des heiligen Sacraments bat. Dieser bemerkte ihm: er werde wohl wissen, daß dem Empfang desselben die Beichte vorangehen müsse; sei er zu dieser bereit, dann werde er ihm auch jenes mit Freuden geben. Blum erklärte sich, die Beichte ablegen zu wollen; der Profos verließ das Zimmer und Hr. P. Raimund hörte die Beichte, worauf er ihm als katholischer Geistlicher nach katholischem Gebrauch das heilige Sacrament gab. Darauf bat ihn Blum noch um Verzeihung dafür, daß er ihn beim ersten Begegnen nicht so empfangen, wie sich wohl gebührt hätte, und fügte bei: er habe sich von den katholischen „Pfaffen" eine andere Vorstellung gemacht.

Indeß kam der Zeitpunkt zur Abfahrt. Hr. P. Raimund setzte sich zu ihm in den Wagen. Auf dem Wege nach der Brigittenau (nicht Augarten, wie es Seite 729 irrig heißt) wurde in der Reiterkaserne der Leopoldstadt Halt gemacht, und Blum von dem dort befehligenden Offizier veranlaßt, seinen

Wagen zu verlassen. Dieß weckte für einen Augenblick Hoffnung der Begnadigung; allein bald kam der Befehl, wieder einzusteigen und der Zug ging weiter. Die geweckte Hoffnung veranlaßte Blum, seinem geistlichen Begleiter zu bemerken: es ruhten noch so viele Entwürfe in seinem Kopfe, ob diese alle nun mit ihm unter die Erde gehen müßten? Bald darauf schallte der Ton einer Glocke herüber. Dieser versetzte ihn mit einem Mal nach Köln, wo er als Knabe in der Kirche der Benedictiner so oft ministrirt hatte, führte ihm lebendiger seine betagte Mutter vor Augen, die ihn jedesmal mit der frommen Ermahnung: beharre in der Furcht Gottes! nach der Kirche entlassen. P. Raimund nahm hievon abermals Veranlassung, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie der Geist, trotz der Bande des Körpers, bald da bald dort, wo es ihm beliebe, weilen könne. So sei er jetzt bei seiner Mutter in Köln, kurz zuvor habe er sich nach Paris versetzt, von wo er seinem Begleiter erzählte, gerade damals in der Nationalversammlung sich befunden zu haben, als die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen votirt worden sei.

Unterwegs fragte er noch, wohin die zur Vollstreckung des Urtheils befehligten Jäger schößen. Auf die Antwort: einer auf die Stirne, zwei auf das Herz, sagte er: ja, sie wissen gut zu zielen und haben mich auch getroffen, und hob den Arm in die Höhe, um an dem Rock die Spur einer durchgegangenen Kugel zu zeigen. An der Richtstätte angelangt, ist er eben so wenig „weinend und halb ohnmächtig zusammengesunken“, als er die Jäger „beschworen hat, nicht auf einen deutschen Mitbruder Feuer zu geben;“ wohl aber hat er den Hrn. P. Raimund gefragt: „ob man nicht auch mit unverbundenen Augen die tödtliche Kugel erwarten könne.“ Als ihm dieser gesagt hatte: einmal erfordere es die Vorschrift, daß die Augen verbunden würden, sodann möge er wohl glauben, daß es den Jägern weit schwerer ankommen würde, die anbefohlene Pflicht zu üben, wenn ihr Blick dem seinigen begegnen

müßte, ließ sich Blum die Augen verbinden, fiel auf die Kniee und sank alsbald wohlgetroffen zusammen.

Das ist der kurze, aber ganz genaue Bericht über Robert Blum's Ende. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß Hr. P. Raimund selbst durch eine rechtzeitige Veröffentlichung dessen, was zwischen ihm und Blum vorgegangen, so mancher Lüge den Riegel vorgeschoben, so manche ängstliche Seele beruhigt und so vielen, die im Widerspruch der Nachrichten nicht wußten, woran sich halten, zur Gewißheit verholfen hätte. Hoffen wir noch, die so ersehnten Aufschlüsse von ihm, selbst mit seines Namens Unterschrift, als aus der zweifellosesten Quelle, zu erhalten!

---

## X.

## Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Geiste des Christenthums.

(Schluß.)

Wie häufig der Kinderverkauf in den Jahrhunderten war, die zwischen dem Untergang der alten Welt und der neuen christlichen Zeit in der Mitte liegen, davon wollen wir nur einige Beispiele anführen. So wurde die heilige Bathilde dem Hausmaier Archembald, der heilige Theau dem heiligen Eloi verkauft. Ein anderes Beispiel der gallisch-fränkischen Geschichte bietet das Leben des heiligen Eusitius dar. Als Kind wurde er zur Zeit großer Noth von seinen Eltern dem Abt des Klosters Patriciacum verkauft. Der Abt, auf seinen Sklavendienst verzichtend, gab ihm eine fromme Erzie-

hung. Der junge Zögling widmete sich dem geistlichen Leben, und trat als Bruder in das Kloster ein. Um jedoch in ungestörter Stille sich ganz dem inneren Leben zu widmen, zog er in die Einsamkeit und baute sich an den Ufern des Cher aus Baumästen und Erde eine Einsiedelei, wo er ein durch Wunder begnadigtes Leben führte, und sich das Kloster Selles en Berri erhob. Eben so wird uns von einem unserer deutschen Apostel, dem heiligen Anscharius, erzählt: wie er sich mit seinem Begleiter Autbertus zu dem dänischen Fürsten Harald im Jahre 846 begeben; dort kauften sie, von göttlicher Liebe erfüllt, so viele Kinder, als sie habhaft werden konnten, die sie zu frommen Christen erzogen. Aehnliches wird auch von dem Bischof von Mastricht, dem heiligen Amandus, berichtet, der in den Gegenden von Nordbrabant viele Gefangene kaufte, die er in den Lehren des Heiles unterwies. Nicht minder bekannt ist, wie Papst Gregor der Große, da er noch seinem Kloster angehörte, durch den Anblick angelsächsischer Sklaven, die er in Rom feilbieten sah, so sehr zu Mitleiden bewegt ward, daß er die Fahrt nach England antrat, um dort das Evangelium zu verkünden! Als er später zur päpstlichen Würde erhoben wurde, gab er sogleich dem Priester Candidus, Verwalter einiger, dem römischen Stuhl in Gallien gehörigen Ländereien, den Auftrag, von einem Sklavenhändler angelsächsische Knaben zu kaufen und in einem Kloster erziehen zu lassen, damit er sich ihrer als Glaubensboten zur Bekehrung des angelsächsischen Britanniens bedienen könnte. Der heilige Augustinus war es, der das Werk in England vollführte.

Auf diese Weise hat die katholische Kirche jenes uralte Uebel der Sklaverei und des Menschenhandels zum Heile der Völker benutzt. Ihre Priester und Sendboten haben sich, keine Gefahr scheuend, unter die wildesten Heiden begeben; sie haben dort um den Preis ihres Martyrerblutes die Kinder gekauft, aus denen selbst wieder Heilige und Glaubensboten erwuchsen, die, in ihr Vaterland heimkehrend, dort den Samen christlichen Heiles, christlicher Gesittung, christlicher Barmherzigkeit

und christlicher Freiheit ausgestreut haben. Die Geschichte unserer Kirche bis in die jüngste Gegenwart gibt uns hievon zahlreiche Beispiele.

Wie die Kirche aber in dieser Weise aus dem Uebel selbst sich die Werkzeuge zu seiner Bekämpfung und Heilung schuf, so legte sie dort, wo sie genugsame Macht über die Gemüther gewonnen, die Axt an die Wurzel des Uebels selbst. Dieß zeigt unter anderen ein Beschluß eines englischen Conciliums, das unter dem Vorsitz des Erzbischofs Anselmus von Dornbern zu St. Peter in London, im Jahre 1002, gehalten wurde. Seine achtundzwanzigste Verordnung lautet: „Daß Keiner fürder sich irgendwie jenes infamen Gewerbes (infame negotium) unterfange, wodurch bishero Menschen in England gleich vernunftlosen Thieren feilgeboten wurden" *).

Allein die alte Unsitte war noch zu tief gewurzelt. Das sehen wir aus dem Beschluß eines Conciliums der gesammten Geistlichkeit von Irland, welches im Jahre 1171, also 169 Jahre nach jenem englischen gehalten wurde. Der dort einmüthig, in einem so frühen Jahrhundert gefaßte Beschluß bildet eine der ehrenvollsten Erinnerungen unserer Kirche, weil er beweist, wie früh sie das wahre Gefühl von der Würde der Freiheit des Menschen den Völkern in die Seele geprägt, und wie es hiezu nicht erst der „Reformation" bedurfte. War es ja eben dieser christliche Geist, der damals die versammelte irische Geistlichkeit in der Unterjochung ihres Vaterlandes durch die englischen Eroberer eine gerechte Strafe dafür sehen ließ, daß sie von den Engländern Sklaven gekauft. Das denkwürdige Zeugniß lautet in der Geschichte des Giraldus Cambrensis wörtlich, wie folgt; „Nachdem dieß also vollbracht war, wurde die gesammte Geistlichkeit Irlands nach Ardmachia zusammenberufen; dort wurde über die Ankunft der Fremd-

*) Wilkin Concilia magnae Britanniae et Hiberniae. Tom. I, p. 382 ad. A. 1002 ex Will. Malmesb et Eadmero.

linge auf der Insel des ausführlicheren Raths gepflogen und die Gedanken gewechselt, bis zuletzt der einstimmige Ausspruch Aller dahin ging: wegen der Sünden ihres Volkes, und insbesondere, weil sie früher die Sitte geübt, Engländer von Sklavenhändlern, von Räubern und Piraten zu kaufen, und sie der Knechtschaft anheimzugeben, sei ihnen dieß Unheil durch eine strafende Züchtigung Gottes widerfahren; daher seien auch sie im Wege der Wiedervergeltung von demselben Volke unter das Joch der Sklaverei gebracht worden. Die Engländer hatten nämlich", so fährt der Geschichtschreiber fort, „da ihre Herrschaft noch aufrecht stand, nach einem, dem gesammten Volke anhangenden Laster, die Sitte, daß sie selbst dann, wenn auch keine Theurung oder Hungersnoth sie drängte, ihre eigenen Kinder und Verwandten nach Irland verkauften. Daher man mit Wahrscheinlichkeit wohl glauben kann, daß, gleichwie einst die Verkäufer durch ein so schweres Verbrechen das Joch der Knechtschaft verdient, so nun die Käufer. Also wurde in dem vorgenannten Concil der Beschluß gefaßt und unter der Zustimmung der Gesammtheit öffentlich verordnet: daß die Engländer auf der ganzen Insel, von den Banden der Knechtschaft erledigt, ihrer früheren Freiheit wiedergegeben würden" *). — So wurde die Freilassung der Engländer ein christliches Sühnopfer des unterjochten Irlands.

War bisher das Loos der ausgesetzten Kinder der Barmherzigkeit der Einzelnen anheimgestellt, so nahm jener dem Christenthum innewohnende Verbrüderungsgeist mit der lebendigeren Entfaltung des kirchlichen Lebens sich bald der Verlassenen an. Es entstanden eigene Bruderschaften, die sich unter bestimmten Regeln der Kranken, der Hülflosen, der Waisen, und so auch der Findlinge annahmen. Eine der frühesten Genossenschaften dieser Art sind „die Brüder vom heiligen Geist" in Frankreich. Daher wir auch noch gegenwärtig in so vielen

---

*) Wilkin Concilia Britt. tom. I, ad A. 1171 ex Girald. Cambren. expugn. Hibern. cap. 18.

deutschen Städten Hospitäler vom heiligen Geiste haben, ein bedeutsamer Name: da es ja eben der heilige Geist war, der die Liebesflamme christlicher Barmherzigkeit geweckt hatte und sie mit seinem milden Oele nährte, daß sie, kein Opfer scheuend, die kalte, von Zwietracht zerrissene Welt mit ihrem tausendfachen Elend wärmte und versöhnte.

Indessen könnte man uns einwenden, was wir von dem Kindermord und dem Kinderverkauf der alten Welt erzählt, das seien eben Geschichten der alten Zeit, und auch ohne das Christenthum würde die Menschheit in dem natürlichen Gange ihrer Entwickelung zu höherer Gesittung darüber hinausgekommen seyn. Daß dem aber nicht so ist, daß wir diese Achtung vor dem Menschenleben und der Würde und Freiheit des Menschen einzig dem Christenthum verdanken — um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nur einen Blick auf jene Länder werfen, wo das alte Heidenthum noch fortbesteht, oder wo der Halbmond des falschen Propheten die Sonne des Christenthums verdrängt hat.

Wie viele Opfer die Sitte der Kinderaussetzung in dem weiten chinesischen Reiche gefordert hat, ist bekannt. In Persien wird mit den Mädchen noch immer ein schändlicher Handel getrieben. Die Zerstörung des ersten Lebenskeimes ist in Indien allgemeine Sitte. Im Negerreich von Sennaar ist der Kinderverkauf die Tagesordnung; wie einst die Kinder in England gleich den Heerden zu Markt getrieben wurden, so fand es Klapperton noch gegenwärtig von der Benin-Baie bis Saccatu. Und wie im alten Rom und im alten Hellas so halten es noch gegenwärtig die Wilden im Norden von Amerika: die Eltern setzen ihre mißgestalteten Kinder, die ihnen zur Last seyn würden, aus oder tödten sie. In Brasilien ging ein mächtiger Stamm, die Guaycurus, durch Abtreiben der Frucht ganz zu Grunde. Auf Otaheite bestand noch bis vor wenigen Jahren eine geheime Genossenschaft, deren Band die Frauengemeinschaft und der Kindermord bildete. So sind auch in Ceilon und Java Kindermord

und Aussetzung im gewöhnlichen Gebrauch. In Neu-Wales ist die grausame Sitte in Schwung: wenn ein Mann seine Frau verliert, so legt er das lebendige Kind auf den Leichnam der Mutter und erstickt es, indem er einen großen Stein darauf fallen läßt; die Verwandten schließen darauf das Grab völlig. In Neuseeland und bei den Hottentoten erwürgen die Mütter selbst ihre Kinder, ohne darin ein unnatürliches Verbrechen zu sehen. Tödtet in Neu-Irland eine Mutter ihr Kind, so wird sie von der Strafe frei, wenn sie einen Sklaven oder eine Sklavin der Freiheit zurückgibt *).

Das ist die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die noch gegenwärtig in der heidnischen Welt geübt wird. Wie aber in den Jahrhunderten des Mittelalters, so ist auch noch heute der Geist unserer Kirche bemüht, dem alten Moloch seine Opfer zu entreißen. Hat ja doch erst in jüngster Zeit ein Bischof in jenem Frankreich, das so viele Anstalten werkthätiger Liebe geschaffen, eine Genossenschaft unter dem bedeutungsvollen Namen: „von der heiligen Kindheit Jesu" gestiftet, die den Zweck hat, die ausgesetzten Kinder des Orients vom Tode zu retten und ihnen eine christliche Erziehung zu geben, wie dieß Gregor der Große mit den angelsächsischen Knaben schon vor zwölf Jahrhunderten gethan.

Aehnliche Rückblicke ließen sich auch über andere Zweige der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit durch den Lauf der Jahrhunderte anstellen. Ist es ja doch derselbe Geist uneigennütziger Aufopferung, der auch die barmherzige Schwester bewegt, ihr Leben in der dumpfen Luft der Krankensäle am Bette der Leidenden und Sterbenden zuzubringen. Dort liegt der ärmste Kranke, vielleicht ein heimathloses Waisenkind, von den furchtbarsten Schmerzen gequält, von ekelhaften Wunden und Geschwüren überdeckt. Das Christenthum gibt dem von Vater und Mutter Verlassenen in seinen Leiden eine liebreiche, wachende und pflegende Schwester. Sie war, umgekehrt wie der

*) Remacle am a. O. Seite 348.

arme Kranke, vielleicht von reichen, vornehmen Eltern geboren, eine einzige, innig geliebte Tochter; sie entsagte aber allen Freuden und Genüssen, die ihr die elterliche Liebe, Reichthum und Rang darboten, um sich freiwillig dem Dienst ihrer leidenden Brüder zu widmen.

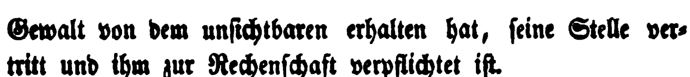
Das ist eine jener Früchte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie das Christenthum sie versteht. Das ist sein Communismus, seine Gütergemeinschaft, die, vorübergehend an den Freuden der Welt, ihren vollen brüderlichen Antheil an jedem Leiden fordert. Es bedarf keiner weiteren Erinnerung an so viele andere Genossenschaften, die in dem gleichen Geiste der Aufopferung anderen und wieder anderen Bedürfnissen der leidenden Menschheit sich gewidmet. Nur einer möchte ich noch gedenken, weil sie uns die christliche Brüderlichkeit in ihrem hellsten Lichte zeigt. Es findet sich diese Brüderschaft in den südlichen Ländern weit verbreitet, sie besteht z. B. in mehreren italienischen Städten aus Mitgliedern der reichsten und vornehmsten Familien des Landes, und zwar vorzugsweise aus Weltlichen und nicht aus Geistlichen. Die Mitglieder haben die Verpflichtung, die letzten Tage und Nächte mit dem zum Tode verurtheilten Verbrecher zuzubringen, um seine in einem langen Leben voll Lastern und Verbrechen vielleicht verhärtete Seele zu erweichen, um ihm Trost und Muth und Vertrauen in seiner Angst und Verzweiflung zuzusprechen und ihn vor dem Tode mit Gott, mit den Menschen und seinem Gewissen auszusöhnen. Ein solcher Graf oder Herzog, dessen Pallast von Gold und Sammet glänzt, dem alle Freuden und Genüsse zu Gebote stehen, welche die Welt dem glücklichsten Menschen zu bieten weiß, der freiwillig ihnen entsagend, die letzte Nacht mit einem verurtheilten Verbrecher, einem Raubmörder oder einem Giftmischer zubringt, um ihm den letzten Bruderdienst zu erweisen, und der dann den Unglücklichen zur Richtstätte begleitet — bis zum letzten Augenblicke ihn stützend und tröstend: ein solcher Graf oder Herzog ist wohl ein Bild, an dem die sogenannten Demokraten und Republikaner dieser Zeit

die wahre brüderliche Gleichheit besser kennen lernen könnten, als bei Krawallen und Katzenmusiken und Aufruhrpredigten, die mit dem Gesetze und dem Gehorsam auch Freiheit, Frieden und Wohlstand vernichten.

Wie das Christenthum in dieser Weise den Menschen auf das innigste mit dem Menschen verbindet, so schlingt es, hoch über den Nationalitäten stehend, das versöhnende Band brüderlicher Liebe auch von Volk zu Volk, von Land zu Land. Selbst den armen Wilden, der fern über dem Meere, von der übrigen Welt verlassen und vergessen, oder von ihrer Habgier wie ein scheues Wild gehetzt, an einer einsamen Küste die Wildniß unzugänglicher Urwälder mit Pfeil und Bogen durchstreift, selbst ihn sucht dieser Geist gleicher Brüderlichkeit, der keinen vergißt, in seiner schreckenvollen Einsamkeit auf; der Missionair verläßt Eltern und Heimath, um ihm, unter Gefahren und Mühen ohne Zahl, das Evangelium zu verkünden, ihm die ewigen und zeitlichen Wohlthaten des Christenthums mitzutheilen und die Märtyrerkrone dafür als Lohn zu empfangen. Die aber, welche ihn nicht begleiten können, weil sie ein anderer Beruf daheim hält, auch sie möchten sein Werk wenigstens mit ihrem Gebet und ihrem Almosen unterstützen: ein Verlangen, das jenen großen, die weite Erde umfassenden katholischen Missionsverein hervorgerufen hat, der auch in unserem Bayerlande so zahlreiche Mitglieder zählt, und wohl eine der schönsten Blüthen dieser brüderlichen Gleichheit aller Menschen und Völker ist, wie sie uns das Evangelium verkündet hat. In diesem Geiste erkennt auch der Katholik in dem Oberhaupt seiner Kirche keinen auswärtigen Machthaber, sondern den gemeinsamen Vater aller Gläubigen, an dessen Fürsorge Alle den gleichen Anspruch haben, und vor dem jeder Unterschied, jede Feindschaft der Nationen verschwindet. Diese uralte, im Wesen der Kirche gegründete Wahrheit, hat die jüngste Denkschrift des deutschen Episcopats unserer Zeit wieder mit folgenden Worten in's Gedächtniß gerufen: „Zum Schluße legen die Bischöfe feierlich Verwahrung ein gegen jene, nur auf

feindseliger Gesinnung oder Mangel an Einsicht beruhende Darstellungsweise, welche in der katholischen Kirche, die kraft ihrer göttlichen Mission alle Völker des Erdkreises umfaßt, Inland und Ausland unterscheidet, und darum den lebendigen Verband der Bischöfe und ihrer Heerden mit dem Vater der Christenheit, mit dem heiligen apostolischen Vater zu Rom, als Sünde an der Nationalität, als undeutsch und gefährlich zeihen zu können wähnt, und nicht ablassen möchte, den Verkehr der Bischöfe und Gläubigen mit dem heiligen Vater und des heiligen Vaters mit ihnen einer fortwährenden mißtrauischen Controle zu unterwerfen."

Allein während das Christenthum auf solche Weise alle Menschen und Völker durch seine aufopfernde brüderliche Liebe, die es von jedem fordert, verbindet, ist ihm jene Unterordnung, ohne welche kein lebendig gegliedertes Ganze bestehen kann, nicht minder heilig. Die engere Verbindung oder Gemeinschaft der Gläubigen in der Kirche, sie ist ihm ein solcher vielgegliederter Leib, dessen Glieder in gegenseitiger Unterordnung alle unter sich und mit Christus ihrem Haupte verbunden sind. Und zwar findet von seinem Statthalter, dem Oberhirten, angefangen, bis hinab zu dem letzten Gläubigen, der in der Vorhalle die Taufe begehrt, eine Reihe von Unterordnungen und kirchlichen Würden statt, die durch die höheren und niederen Weihen bezeichnet werden und die ansteigend, unbeschadet jener brüderlichen Gleichheit, zum Gehorsam nach oben verpflichtet sind, während sie sich frei in ihrem Kreise bewegen, und nach unten die zur Erhaltung, Einigung und Belebung des Ganzen nothwendige Gewalt ausüben. Das Christenthum hebt daher keineswegs, auch nicht im Bereiche der Kirche, wo die Liebe waltet, alle Ungleichheiten auf, weil ohne sie kein gemeinsames Wirken möglich ist. Es hat den Obern die Schlüsselgewalt und das Lehramt übertragen, und fordert von den Gläubigen hingebenden Gehorsam; es scheidet den Priester- und Laienstand und gliedert nicht minder den Priesterstand selbst in einer ansteigenden Stufenleiter bis zu dem sichtbaren Oberhirten, der seine





Gewalt von dem unsichtbaren erhalten hat, seine Stelle vertritt und ihm zur Rechenschaft verpflichtet ist.

Allein die Ungleichheit der Würden und Gewalten hebt die menschliche Gleichheit der damit Betrauten deßhalb nicht auf; da ja auch sie vor dem Höchsten, vor dem Allmächtigen, ja alle Menschen und Brüder sind und bleiben. Die Pflichten gegen Gott, gegen seinen Nebenmenschen und gegen sich selbst sind für Jeden die gleichen. Auch von dem Höchstgestellten wird für seine Person nicht minder Selbstverläugnung und Demuth gefordert, wie von dem Letzten; ja es wird von ihm, eben weil ihm mehr anvertraut ist, mehr gefordert; wie auch die kleine Gabe der Wittwe schwerer wiegt, als die große glänzende Spende des Reichen. Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern, ist die tägliche Bitte des Höchsten wie des Niedrigsten. Und wie erhaben die Würde der Geweihten und die ihnen verliehene Macht auch seyn mag, der Gehorsam und die Ehrfurcht der Gläubigen gilt ihrer Würde und nicht den Menschen, denn als solche sind sie nicht minder arme, gebrechliche, sündhafte Geschöpfe und Brüder, und bedürfen der gleichen Barmherzigkeit Gottes, und haben die gleichen Pflichten zu erfüllen, wie die Geringsten. Der heilige Vater spricht, wie der letzte Priester, täglich sein mea culpa; er muß seine Sünden bereuen und bekennen, wie jeder seiner Brüder; sein Herrschen ist ein Dienen, und er wäscht dessen zum Zeugniß, nach dem Beispiele des Heilandes, seinen zum Gehorsam verpflichteten geistlichen Söhnen die Füße, und nennt sich keinen Herrn der Herren, sondern einen Knecht der Knechte Gottes.

In dieser Weise bildet die ganze Gemeinschaft der Gläubigen eine große Hausgenossenschaft, die noch immer, wie in der Zeit der ersten Christen, das gleiche gemeinsame Liebesmahl in der Communion vereinigt, wo sie den Leib und das Blut des Erlösers empfangend, zu einer heiligen Blutgenossenschaft verbunden werden, eine weltbeschattende Weinrebe, die sein göttliches Leben durchdringt. Der Einzelne bittet daher auch

in dem Vaterunser nicht für sich, sondern für uns Alle, Einer für Alle und Alle für Einen. Und leidet von dieser Gemeinschaft ein Glied, so leidet das Ganze, und jede Wohlthat, die christliche Bruderliebe dem Geringsten und Letzten erwiesen, sie ist ihm, dem Höchsten, erwiesen. Höher konnte das Christenthum wahrlich die Würde des Menschen nicht stellen, keinen vollkommeneren Ausdruck für die Gleichheit Aller konnte es finden, keinen ehrenreichern Adelsbrief konnte es dem Aermsten und Unterdrücktesten ertheilen, und seine Noth und Verlassenheit unter keinen mächtigeren Schutz stellen. Empfängt der unglückliche Krüppel ein Almosen und spricht er dem Geber sein „Vergelt's Gott!", dann fühlt er den Trost in seinem Herzen, daß der gemeinsame Vater für ihn die Schuld dem Bruder überreichlich zurückzahlen wird, während dem Reichen, der den armen Mitbruder von seiner Thüre gestoßen, ein Tag schwerer Rechenschaft droht.

Doch nicht auf die Lebenden allein beschränkt sich diese brüderliche Gemeinschaft der Christen; sie schlingt das Band ihrer segensreichen Liebe, wie um die Völker und Länder, so auch um Zeit und Ewigkeit, die sie durch gegenseitige Mildthätigkeit verbindet. Denn dort in der Ewigkeit, in dem Vaterhause, thronen jene unserer Brüder als gnadenreiche Heilige, welche sich auf Erden dem werkthätigen Dienst der Liebe geopfert und unvergängliche Schätze gesammelt. Wir, die Lebenden auf Erden, wir bedürfen ihrer Fürbitte; während wir selbst wieder mit der brüderlichen Spende unseres Almosens an Bedürftige und mit der Gabe unseres Gebetes den armen Seelen der hingeschiedenen Brüder im Feuer der Reinigung zum Ziele ihrer Sehnsucht verhelfen können. Das ist die große Gütergemeinschaft von Dießseits und Jenseits, die Brüderlichkeit, die allgemeine, wie das Christenthum sie uns lehrt; und dieß ist auch der Geist, der uns aus den Hirtenworten der jüngst in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands anweht, wenn sie uns darin zurufen: „Von je war die Kirche die Mutter der Armen; tretet nun, da sie selbst arm geworden ist an zeitlichem Gute, als ihre getreuen Kin-

der für sie ein. Ihr höret viel reden in diesen Tagen von Gleichheit, Brüderlichkeit, allgemeiner Menschenliebe. Geliebteste! lasset Andern das Reden und übet die Werke. Liebet, wie der heilige Johannes mahnt, nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und in der Wahrheit! Und zeiget in einer Welt, in welcher unter der Herrschaft der Selbstsucht und Sinnlichkeit das rechte Verständniß der christlichen Liebe verloren gegangen zu seyn scheint, daß der Liebe, die aus dem Glauben geboren wird, kein Opfer zu schwer, keine Handlung zu groß ist um Deß willen, Der uns zuvor geliebt und sich für uns in den Tod dahingegeben hat." — So weit die Hirtenworte der deutschen Bischöfe.

Was sie von uns und von sich selbst fordern, das Opfer gänzlicher Hingebung, das hat einer der katholischen Oberhirten unserer Tage mit christlichem Heldenmuthe dargebracht. Als der Erzbischof von Paris im Junius 1848 wehrlos die Brust den Kugeln der Aufständischen hinter ihren Barrikaden darbot, um seine, von ehrgeizigen Aufwieglern verführten Kinder vor dem gewissen Untergange zu retten und die Stimme des Friedens und der Versöhnung in dem wüthenden Bürgerkrieg erschallen zu lassen: da standen sich die christliche Brüderlichkeit und die Brüderlichkeit der rothen Republik, die mit Feuer und Schwert, mit Mord und Raub ihrer Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinschaft die Wege bahnt, einander gegenüber. „Ein guter Hirt gibt das Leben für seine Heerde", sprach der opferbereite Priester und sank tödtlich getroffen unter den Kugeln; und bis zum letzten Hauche kam kein Wort des Hasses gegen seine Mörder über seine Lippen, nur Worte der Liebe für seine Brüder und Worte der Demuth über seinen eignen Unwerth. — Möge dieß große Beispiel unserer Zeit in ihrem Streben nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit voranleuchten als Leitstern, dann werden wir vor den Irrwegen jener selbstsüchtigen Zügellosigkeit und Frechheit bewahrt bleiben, die den Namen der Freiheit schändet, und einer besseren, glücklicheren Zukunft entgegengehen.

---

## XI.

### Aus dem badischen Oberlande.

(Von dem Fuße des Kaiserstuhls, den 13. December.)

Auch in unserem Freiburg, das von Natur ein Paradies, von den politischen Spukgeistern zur „gemüthlichen Hölle“ umgewandelt wird, hat eine Blumfeier statt gefunden. Das Einladungsschreiben ließ, was Unverschämtheit auf breitester demokratischer Basis betrifft, nichts zu wünschen übrig. Wir wollen es der Partei, um die beliebte Phrase des Fragmentisten auch einmal gegen die Seinigen zu wenden, nicht verargen, wenn sie dem Namen ihres Chorführers eine menschliche Thräne und ein Wort der Erinnerung widmet, des Einzigen ihres Geschlechtes, der den Muth hatte, für seine Sache zu stehen und zu fallen, während die Uebrigen nach dem Witzworte eines Frankfurter Juden sich mit dem Laden begnügen und das Schießen andern überlassen; die Proletarier sind ja gut genug, für diejenigen zu sterben, die sie verführt haben! Aber die Schamlosigkeit, mit welcher die Nachkläffer jener Meute, die von Aufruhrswegen in der Paulskirche zu sitzen sich rühmt, nun mit einemmal den Leichnam Blum's auf den verletzten Rechtsboden hinüberzerren, um so eine Art moralischen Zwanges auf diejenigen zu üben, die zwar ein gutes Herz, aber kein selbstständiges Urtheil haben, diese perfide Schamlosigkeit scheint uns eine nachdrückliche Rüge und derbe

Züchtigung zu verdienen. Gleich im Eingang muß es uns befremden, Robert Blum einen Reichsabgeordneten genannt zu finden, ein Druckfehler vielleicht, aber durchaus geeignet, in dem minder Unterrichteten das arge Mißverständniß zu erwecken, als ob etwa Robert Blum als Abgesandter oder Commissär des Reichs, des heiligen, römischen Reichs deutscher Nation, nach Wien gegangen wäre, und nicht vielmehr im Auftrag einer Fraction der Minderheit, — ohne Urlaub, gleich einem Soldaten, der seinen Posten verlassen hat. Weiter lesen wir: „Die Mörder von Auerswald und Lichnowsky trifft neben der Verachtung des Volks die gerichtliche Verfolgung; die Robert Blum opferten, finden in der Gewalt ihre Sicherheit vor den Gerichten!" In der That, wenn der österreichische Feldmarschall, gestützt auf seine „verthierten Söldlinge", Robert Blum, den harmlosen Spaziergänger, in den Anlagen des schönen Frankfurts hätte aufheben und wegen mißliebiger Reden oder selbst wegen verläumderischer Reden in der Reichstagszeitung, sofort „latouristiren" lassen, dann würden wir die Parallele mit jener niederträchtig feigen Mordthat am Platze finden, und mit dem Verfasser der Zuschrift an die Strafe des Himmels appelliren, der, zu seinem Troste sei es gesagt, die flüchtigen Meuchelmörder von Lichnowski und Auerswald nicht entrinnen werden. Wenn aber Fürst Windischgrätz mit Umgehung eines Gesetzes, das für ihn gar nicht bestand, in so fern es in Oesterreich nicht publizirt worden, an einem zum Umsturz der bestehenden Gesetze bewaffneten Aufwiegler und Empörer das Standrecht übte, und zwar dießmal ein Standrecht, welches weder so spät publizirt worden, daß man es nicht mehr hätte üben können, wie dieß anderswo zu großem Aergerniß der Bevölkerung vorgekommen ist, noch so früh, daß nicht Jedem, der ein reines Gewissen und guten Willen hatte, der freie Abzug offen gestanden wäre, dann ist es freilich an der Zeit, „zu trauern" und „dem Gefühl Worte zu leihen" und „den Schmerz", nein die Entrüstung, „darüber kund zu geben": — daß eine so harte Nothwendigkeit über „die Gewalthaber eines der größten deutschen Staaten" gekommen ist; daß außer dem Hingerichteten noch so mancher andere von den Männern die Mitschuld hievon zu tragen hat, die berufen sind, die Gesetzgebung des deutschen Bun-

desstaates zu berathen; daß endlich der constitutionelle Engländer in den Urtheilen seiner Presse über die Erschießung Blum's den Deutschen lehren muß, wo das Verbrechen seinen Sitz und seine Quelle hat, und wer es ist, der den Gesetzen Hohn spricht, während der Deutsche feiert, wo er Buße thun sollte in Sack und Asche.

Nach solcher Sprache kann es uns nicht wundern, in einem weiteren öffentlichen Aufruf der berüchtigten Oberrheinischen Zeitung die Betheiligung an der Feier geradezu als einen Beweis gefordert zu sehen, daß man nicht mit Windischgrätz „nach deutschem Blut" lechze; nur darüber könnten wir erstaunen, daß, während jenes Einladungsschreiben doch nur von einem Advokaten, das ist einem „Ranzenfegers" nach einem guten rheinischen Ausdrucke, unterschrieben ist, unter diesem Aufruf auch die Namen eines Hofgerichtsrathes und eines Professors der hiesigen Hochschule zu erscheinen sich nicht entblödeten; ich sage, wir könnten darüber erstaunen, wenn nicht der Vorgang eines Christ, eines Peter und leider noch manches andern unwürdigen Gliedes der Badischen Beamtenwelt uns an die Erfahrung gewöhnt hätte, daß getäuschte Erwartungen des Ehrgeizes nur zu viele Ueberläufer unter die Fahnen der äußersten Opposition geschaffen haben, und wenn es nicht zweitens gewisse Lichter gäbe, die so düster brennen, daß man kaum sie selber sieht, geschweige das, was sie beleuchten sollen. Der bekannte Musiker Andreae hatte die Gewohnheit, von manchen Leuten zu sagen: bei ihrer Geburt wurde ein Feuerwerk abgebrannt, um damit anzudeuten, daß sie ihre reflectirende Urtheilskraft nicht erst mit Erfindung des Schießpulvers zu behelligen brauchten.

Bei dem gehässigen Charakter, den die Feier unter solchen Umständen annahm, gereicht es uns zu besonderer Genugthuung, Ihnen mittheilen zu können, daß sie bei der hiesigen Bürgerschaft nur ein Minimum von Anklang fand, wie denn auch die Haltung des Gemeinderaths und namentlich des Bürgermeisters von Rotteck die höchste Anerkennung verdient. An dem Zuge sollen sich meistens nur Fremde: Handwerksburschen und Leute ähnlichen Schlags betheiligt haben; von der Rede des deutschkatholischen Pfarrers

Brucker hörte ich meinen Tischnachbar tadelnd bemerken, daß sie den rechten Punkt nicht getroffen habe, sondern hauptsächlich nur auf deutschkatholische Propaganda ausgegangen sei; aufrichtig würden wir es übrigens bedauern, wenn der beste Theil der Feier, wie es bei den erwähnten Elementen allerdings sehr wahrscheinlich ist, am dürftigsten ausgefallen seyn sollte, die Sammlung nämlich für Blum's Hinterbliebene; denn wir wünschen seinen Kindern von ganzem Herzen die Mittel zu einer Erziehung, die sie befähigen würde, an unserm Vaterlande in vollstem Maße wieder gut zu machen, was ihr Vater, wir wollen sagen in unglückseliger Verblendung, an ihm gesündigt hat.

---

## XII.

## Wien im November 1848 und die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung.

Daß die Zeitereignisse, besonders wenn sich deren Wirkungen und Folgen andauernd und verschiedenartig in die individuellen Zustände hineinflechten, zugleich eines Jeden Ueberzeugungen, Ansichten und Richtungen in mannigfaltiger Weise berühren, abweichender Darstellung oder Beurtheilung nicht entgehen können, ist natürlich. Welcher Standpunkt für jene, welches Motiv für diese immerhin gewählt werde, Eines bleibt Pflicht unter allen Umständen: daß nicht ein Standpunkt gesucht werde, der bloß ein verschiefteres Bild möglich mache; daß man nicht von Motiven ausgehe, welche nicht wesentlich in der Natur der Sache begründet sind. Dennoch wäre es die unerfüllbarste, ja ungerechteste Forderung, von einem öffentli-

chen Blatt, zumal von einem solchen, welches auf so breiter Grundlage allartiger Mittheilungen sich bewegt, wie die Allgemeine Zeitung, zu verlangen, daß es nur solchen Berichterstattern den Zugang eröffne, welche jener doppelten Verpflichtung stets getreulich eingedenk blieben. Müßte es doch bei der Stellung, welche die öffentlichen Blätter in unsern Tagen dem Publikum gegenüber einnehmen; bei den Anforderungen, welche diese an jenes macht, und bei der ganz eigenthümlichen Gegenseitigkeit, die zwischen beiden sich ausgebildet hat, selbst der gewissenhaftesten Umsicht unmöglich fallen, der redlichen Treue in der Erzählung, der ungetrübten Parteilosigkeit in der Beurtheilung ausschließlich das Wort zu gestatten. Weiter, als daß jeder Auffassungsweise, jeder Art der Beurtheilung Raum gegönnt werde, sich auszusprechen, kann es in unserer Zeit ein Blatt, welches der Mittheilung des tagtäglich auf dem weiten Erdenrund Vorfallenden oder die Gemüther in Bewegung Setzenden gewidmet ist, anbei anderes anstrebt, als bloß vorsätzlich oder augenfällig einer auflösenden Partei zu huldigen, können diejenigen, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, es nicht bringen.

Indeß wäre damit, daß man verschiedenartige Berichterstattungen und abweichende Urtheile aufnimmt, einer wahren Unparteilichkeit, auf die man in vorkommenden Fällen mit der zweifellosen Zuversicht eines günstigen Ausspruches als an die letzte Instanz sich sollte berufen können, nach unserm Dafürhalten noch lange nicht genug gethan. Auch das Maß und der Umfang der von jeder Seite aufgenommenen Berichte ist in Anschlag zu bringen; die Stellung, die man ihnen anweist, nicht gleichgültig; die oft nur dürftig verhüllte Vorliebe für Ton und Färbung der einen oder der andern ebenfalls in Berücksichtigung zu ziehen. Es tragen sich aber in dem jetzigen Weltleben Dinge zu, es kommen heutzutage Fragen zur Erörterung, bei denen es nur Klötzen möglich wäre, parteilos zu bleiben. Das Zeugniß, vollkommene Unparteisamkeit in allen, auch den





tiefgreifendsten Dingen zu bewähren, dürfte, wie jetzt die Sachen stehen, vielleicht nicht einmal das höchste Lob seyn, welches ein Mensch sich beilegen oder von andern einärndten, was er mit gutem Gewissen vor sich selbst in Anspruch nehmen könnte. Je mehr er aber mit angerühmter Unparteisamkeit Anderer dennoch imponiren möchte, in vorkommenden Fällen sie als Schild vorhalten will, desto größere Feinheit bedarf es, um, wo die Sache nicht vorhanden ist, vernünftiger Weise nicht einmal vorhanden seyn kann, deren Schein sich anzueignen. Wer hiezu das Geschick besitzt, der darf sich versichert halten, daß sich die Menge mit jenem vollkommen begnügen, ja an dem Surrogat größern Geschmack finden werde, als an dem echten Stoff.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Allgemeine Zeitung über die Zustände von Wien während des Monats Novembers einige Berichterstattungen, vornämlich in der letzten Hälfte des Monats in den Beilagen, geliefert habe, welchen treue Schilderung der Gegenwart, richtige Würdigung der getroffenen Vorkehrungen, parteilose Auffassung ihrer Beweggründe und Wirkungen und ein gerechtes Urtheil über das kurz Vorangegangene nicht kann abgesprochen werden. Aber ungleich zahlreicher sind diejenigen Mittheilungen, aus denen ein lang geübter Redactionstact leicht hätte herausfühlen können, daß dieses Lob ihnen nicht zu spenden sei. Es ist aber eine schon seit Jahren gemachte Erfahrung, daß, so bald in einem Lande der bestehenden Ordnung eine Krisis sich bereitet; so bald die Partei des Umsturzes entweder in verdeckten Machinationen oder in offenkundigen Unternehmungen regsamer und entschiedener auf ihr Ziel lossteuert, dieselbe auch zahlreicher in der Allgemeinen Zeitung sich vertreten läßt, bei etwaigem Mißlingen um so lauter in ihr das Wort nimmt, desto tiefer herabsetzt, was auf der andern Seite vollführt oder vorgekehrt wird. Zu welchen Folgerungen diese unbestreitbare Thatsache immerhin Veranlassung bieten möchte, wir beschränken uns auf die ein-

zige: daß der Partei des Umsturzes ungleich regsamere und unermüdlichere Kräfte zu Gebote stehen, als derjenigen, welche, ohne stabil oder gar reactionär zu seyn, die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt mehr an die Erhaltung des durch die Jahrhunderte bewährt Befundenen in Verbindung mit dessen wohlberechneter Entwicklung knüpft, als an stürmischen Umsturz und (wenn es gut geht) den unfruchtbaren Versuch einer Verwirklichung utopischer Träumereien.

Als die fleißigsten Berichterstatter der Allg. Zeitung während des verflossenen Monats November erscheinen neben einigen sparsamer auftretenden vorzüglich vier Individuen, jedes durch ein besonderes Zeichen unterschieden. Keinem derselben kann angerühmt werden, daß er sich die Aufgabe gestellt habe, dem Auslande ein treues Bild des jedesmaligen Zustandes von Wien zu zeichnen; daß er jener Wahrhaftigkeit sich beflissen, welche besonders in so bewegten Zeiten, bei so mannigfaltig sich kreuzenden Stimmen, bei so unheilbringendem Gewoge der Leidenschaften mehr die unerläßliche Pflicht, denn eine lobenswerthe Eigenschaft eines solchen ist, dessen Berichte mittels des Organs, welches dieselben in alle Welt verbreitet, eine gewisse Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen wollen. Von einem in öffentlichem Dienste Stehenden, was dem Vernehmen nach einer derselben seyn soll, ließe sich erwarten, er würde die getroffenen Vorkehrungen, welche zur Zurückführung eines gedeihlichern und befriedigendern Zustandes durch das unmittelbar Vorangegangene unausweichlich geboten waren, weniger in's Licht kleinlichter Splitterrichterei, um nicht zu sagen nergelnder Gehäßigkeit, stellen. Der Correspondent mit dem Zeichen πρ verdient deßwegen Beachtung, weil er selbst angibt, durch die Redaction der Allgemeinen Zeitung nach Wien geschickt worden zu seyn, der Gesendete aber offenbar die Gesinnung der Sendenden am besten kennen, dieser zu entsprechen geeignet seyn muß. Auch der dritte gibt sich keine Mühe, seine Antipathien gegen diejenigen Maßregeln zu verhüllen, welche nicht zu ver-





meiden waren, so fern dem Zustand ein Ende sollte gemacht werden, der offenbar an Wiens Verödung in der letzten Zeit, an der immer weiter um sich greifenden Stockung jeglichen Verkehrs, an der von Tag zu Tag steigenden Unbehaglichkeit, an dem hereingrinsenden Zerfall der sonst so blühenden und reichen Stadt die alleinige Schuld trägt. Lagen aber am 5. November „Handel, Wandel, Gewerbe, Industrie noch darnieder, so hatten deßwegen die (damaligen) gegenwärtigen Machthaber die Wunden der unglücklichen Stadt nicht noch mehr aufgerissen.“ Es konnte dem Correspondenten *₊* nicht unbekannt seyn, daß jener erste Schlag zur Niederlage am 15. Mai geführt, sie seit dieser Zeit immer größer ward, vom 1. bis 5. November aber die so tief gedrungene Wunde so schnell nicht zu heilen gewesen sei.

Daß eben dieser am 5. November die Besorgniß ausdrückte: „die unglückliche“ (ist sie solches mit dem 31. October geworden, oder war sie es vorher?) „Stadt Wien dürfte von dem unerträglichen Joch der Demagogen erlöst worden seyn, um dem nicht minder unleidlichen Joch der Militärherrschaft zu verfallen“, kann in den ersten Tagen der noch nicht völlig formirten Ordnung der Dinge, und wo noch der Phantasie freies Feld eingeräumt war, allerlei Schreckbilder einer möglichen Zukunft an die Wand sich zu malen, so hoch nicht angerechnet werden; obwohl in solchen Fällen das „Unleidliche“ gleich mit dem Eintreten eines durchweg veränderten Zustandes und nicht erst hintendrein zu kommen pflegt. Aber schon an dem Tage, an welchem dieser Ehrenmann schrieb, war von seinem geträumten „unleidlichen Joch“ nichts weiter zu fühlen, als was jeder Billigdenkende für unvermeidliche Folge der Umgestaltung der Dinge (wie viele sprachen damals und jetzt noch von Errettung aus drohendem Untergang) anerkennen mußte. Wenn in einer Stadt, in Verbindung mit weitverzweigter Meuterei, ein schauervoller Meuchelmord, nicht als Folge brutaler Aufwallung, sondern nach angelegtem Plan,

vollführt wird; wenn mit dem Sieg von jener, die Wirksamkeit aller Autoritäten erlischt; wenn diejenigen Behörden, welche scheinbar übrig geblieben sind, zu Mitverbündeten oder zu willenlosen Werkzeugen derjenigen herabsinken, die in wilder Gewalt Alles bemeistern wollen; wenn sämmtliche Bande sich lösen und jegliches Gut auf dem Spiele steht; wenn gegen den rechtmäßigen Fürsten und sein Haus und alle diejenigen, die noch Vertrauen zu ihm und Anhänglichkeit an dasselbe bewahrt haben, ungescheut die blutdürstigsten Reden geführt werden und die nakte Rebellion das Herrscherdiadem um ihre Stirne sich bindet; wenn dieselbe endlich nach angewendeter, aber in geübtem Wortbruch vergoltener Langmuth durch siegreiche Waffen überwältigt wird, alsdann hat man doch keine Ursache, über das pflichtgebotene Bemühen, die nicht gebesserten, nur niedergeworfenen Urheber und Förderer aller dieser Dinge ausfindig zu machen und wenigstens zur Kenntniß zu bringen, Klage zu führen. Um dieses zu erzielen, bedurfte es für die ersten Tage einiger außergewöhnlicher Maßregeln, welche vorübergehend auch dem Unbetheiligten etwas lästig fallen, nie aber denselben gefährden, oder auch nur kränken konnten. Fühlte man sich etwa unter der unmittelbar vorangegangenen Herrschaft der Gesetzlosigkeit nicht ungleich mehr gehemmt? um von peinlichern Empfindungen nicht zu sprechen. Womit denn kündigte sich dieses „mögliche Joch unleidlicher Militärherrschaft" an? darin, daß während der vier ersten Tage nach Einnahme der Stadt Niemand ohne Erlaubniß einer Commission aus den innern Thoren heraus durfte. Ließen sich die Ereignisse in Wien seit dem 6. October unter dem Standpunkt einer augenblicklichen Aufwallung des gereizten Mißvergnügens auffassen, dann hätte dieß allerdings eine zu harte Maßregel genannt werden mögen. Ueberschauen wir aber eines Blickes die Zustände, wie sie sich von jenem Tage bis zum Abend des 31. Octobers gestaltet haben, so muß wohl das unparteiische Urtheil dahin gehen, daß die Pflicht gegen Fürst, Monarchie und Hauptstadt





ein anderes Verfahren nicht einmal zugelassen hätte, so man anders auch nur einiger Hauptagenten der Rebellenwirthschaft sich versichern wollte. Es sind deren ohnedem viele entkommen, und wären die Militärbehörden schlaffer verfahren, so hätten nicht allein desto mehrere derselben freie Hand bekommen, ihr bisher getriebenes Spiel anderwärts wieder zu beginnen, sondern diese Schonung als Freibrief zu dessen Fortsetzung ausgelegt, da sie ein unbestreitbares Recht dazu ohnedem in Anspruch nahmen.

Es ist wahr, die Zahl derjenigen, welche am 31. October mannigfaltiger Ursachen wegen in die Stadt sich zusammengedrängt hatten, und die ihre Rückkehr in die Vorstädte durch die Nothwendigkeit, sich mit Passirscheinen zu versehen, erschwert sahen, oder die solche bedurften, um außerhalb der Linien sich zu bewegen, war sehr groß; die Möglichkeit, sich solche verschaffen zu können, stand für die ersten Tage mit dem Bedürfniß in keinem Verhältniß, da hiezu nur eine einzige Commission und ein einziges Lokal angewiesen war. Zu diesem wurde der Zugang durch Mannschaft zu Fuß und zu Pferd abgesperrt. Wirft man derselben (was nicht in Abrede zu stellen ist) soldatenmäßige Rohcit vor (die Infanterie bestand aus Polen, die Reiterei aus Italienern, mit denen man sich sonach nicht verständigen konnte), so sollte man eben so wenig verschweigen, daß das wilde Anstürmen eines meist aus Individuen der niedern Stände bestehenden Volksgedränges gegen jenen einzigen Zugang eben auch nur durch Gewalt sich abwehren ließ. Schreiber dieses sah sich drei Tage hintereinander genöthigt, um einen Passirschein zu erhalten, in dieses Gedränge sich zu wagen. In diesem fand er doch solche, welche der Erinnerung beipflichteten: man müsse sich eben in das durch die Nothwendigkeit Herbeigeführte fügen; vor wenigen Tagen habe man sich noch Aergeres müssen gefallen lassen, und nicht einmal sich beschweren dürfen. Andere gaben ihre Zustimmung zu der Bemerkung: wenn es bitter sei, oft den ganzen Tag

unter freiem Himmel harren zu müssen, um nur seines Weges dahin, wohin Neigung, Pflicht oder Beruf zögen, wandeln zu können, so sei es gewiß (für diejenigen, welche die Scheine auszufertigen hätten) eben so wenig ein Spaß, vom frühen Morgen bis in den späten Abend an ein mechanisches Geschäft angebunden zu seyn, welches keinen andern Reiz haben könne, als das Bewußtseyn, seiner Dienstpflicht Genüge zu thun. In dieser Ueberzeugung fand sich Schreiber noch mehr bestärkt, als er die versammelten Offiziere im finsteren Lokale bei Kerzenlicht jeden Eintretenden mit der wünschenswerthesten Freundlichkeit behandeln sah. Die ganze Veranstaltung war eine so außergewöhnliche, daß sich dessen gar nicht zu verwundern ist, wenn im ersten Anfang das Geschäft nicht so fertig von statten ging, wie ein solches, in welches man durch lange Uebung eingewöhnt ist. Man muß absichtlich über das Vorhergegangene hinwegsehen, oder in demselben bei weitem nicht den abnormen Zustand erblicken, dessen Befürchtung Tausende und aber Tausende durch ihre eilige Flucht von Wien an den Tag legten, um schon am 5. November von „Härte des Belagerungsstandes", von „unerhörten Polizeimaßregeln" zu sprechen, „die so quälender und erschütternder Art, zugleich so pedantisch und lächerlich wären, daß nicht genug Worte der Entrüstung darüber zu finden seien." Uebrigens dieser Correspondent, der so sich ausdrückt, hätte am 5. wohl wissen können und deßwegen sagen sollen, daß die Verbindung zwischen der innern Stadt und den Vorstädten schon vom 4ten Abends an während der ganzen Tageszeit freigegeben wurde, — Beweis, daß man im ersten Augenblick nothgedrungen einige Vorkehrungen treffen, niemals aber weder „quälen noch erbittern" wollte. Es lag doch mehr Quälerei darin, harmlose Leute aus den Kaffeehäusern zu den Barrikaden treiben, sie von offener Straße wegzunehmen, aus den eigenen Wohnungen herauszuschleppen! Aber so sind die Menschen unserer Zeit! Was von einer revolutionären Gewalt ausgeht, das finden sie vortrefflich, lassen es





sich wenigstens ohne Murren gefallen; will das rechtmäßige Ansehen Ordnung herstellen und der Einzelne findet sich für den Augenblick dadurch ein wenig gehemmt, so schreien sie alsbald über Quälerei, und klagen, man lege es darauf an, die Leute zu erbittern.

Konnte aber schon am 6sten ein Correspondent bezeugen: „die Stadt gewinnt ein immer freundlicheres Aussehen", dann am folgenden Tag berichtet werden: „in unserem Belagerungszustand ist bereits manche Milde eingetreten", und der eben für das Eingetretene nicht besonders schwärmende Correspondent # zwei Tage später vollkommen wahrheitsgemäß bezeugen: „im allgemeinen trachtet man sichtlich den Belagerungszustand so wenig als möglich fühlbar zu machen", so mußte von den Eingangs erwähnten Correspondenten der erste seinen besondern Zweck haben, das Aussehen von Wien am 12ten noch als „traurig" zu schildern; „Kanonen und Soldaten", sagt er, „Soldaten und Kanonen sind an der Tagesordnung." Fragt er aber: „welcher Fremde hätte nicht am Donnerstag (2. November) nachdenklich sein Reisekoffer betrachtet und gerne sein Bündel geschnürt?" so lautet die Antwort: Jeder, den ein böses Gewissen ängstigte; solche alle, die in Geschäften irgend eines Linken gekommen waren; von harmlosen Reisenden hingegen, von solchen, die von der Anmaßung an dem Vorwärtsschieben der niederen Volksklassen Theil nehmen zu müssen sich frei gehalten haben, nicht ein Einziger. Blickten aber Leute jener Art auf ihr Reisekoffer, dachten sie daran, den Bündel zu schnüren, so durfte Jedem ein wohlgemeintes Vale zugerufen werden, selbst auf Gefahr für den Grüßenden von dem vortrefflichen Herrn o|o zur „fanatischen Stillstandspartei" gezählt zu werden.

Trotz jener Zeugnisse über milderes Walten der Militärherrschaft beginnt Herr $\pi\varrho$ noch am 16. November eine Einsendung in solcher Art, daß man glauben sollte, selbst lange

(d. h. ein paar Tage dauernde) Regentage stünden mit derselben in irgend einem Causalnexus. (Aber die seit einem halben Monat ununterbrochen sonnigen Tage, trotz der noch fortdauernden Militärherrschaft!) Ein anderer vom gleichen Tage spricht von „einer herrschenden düstern und unheimlichen Stimmung, wie sie in Wien noch nie sei erlebt worden." Offenbar muß dieser Herr ein Fremder seyn, der Wien vor dem 31. October gar nicht kannte, sonst hätte die frische Erinnerung an ganz andere Erlebnisse in ihm nicht so schnell erlöschen können. Wieder ein anderer klagt noch am 18. November von der „sich breit machenden Soldatenherrschaft" (an der jedoch Niemand sich gestoßen hat, der es nicht selbst wollte) im Gegensatze zu den „bewunderungswürdigen Proletariern, vor denen selbst das in der Stadt gelegene Haus des Fürsten Windischgrätz unversehrt geblieben sei, indeß die Proletarier des Banus von Croatien gräßliche Gräuelthaten verübt hätten" (auf die wir zurückkommen werden). Haben denn alle diese Schreiber jenen Zustand nicht gekannt, oder rein vergessen, welchen der gewiß nicht engherzige M(oriz) W(agner) in Num. 312 der Allgemeinen Zeitung in wenigen, aber treffenden Pinselstrichen so zeichnete; „Nie zeigte sich die Anarchie in so nakter, scheußlicher Gestalt, wie heute (30. October). Das zerlumpteste Proletariat, die fanatisirtesten Demagogen sind heute allmächtig, sind die unbeschränkten Gebieter der Kaiserstadt. Der Reichstag, der Gemeinderath" (anfangs Schergen, hierauf willenlose Knechte derer, die sich bald über beide hinaufgeschwungen) „werden verspottet; jeder Gemäßigte ist ein Schwarzgelber und Verräther."

Belagerungszustand! Ein Wort, welches die jetztlebende Generation nur durch die Ueberlieferung aus jener unheilvollen Zeit der Fremdherrschaft und der von allen Seiten hereinbrechenden Kriegswetter kennt! Ein Wort, an welches sich aus den elterlichen Erzählungen die Vorstellung alles Drückenden, Quälenden und Barbarischen knüpft! Ein Wort, welches daher bei

unklarem Begriffe so trefflich sich eignet, auch in fernen Kreisen aufzuregen, zu erbittern, thränenreichen Ingrimm hervorzurufen! Die Leute wissen nur allzugut, was es frommt, durch das schauerliche Dunkel, welches dieses Wort umhüllt, der Phantasie ein freies Feld zu eröffnen, um durch allerlei Zerrbilder des Unleidlichen wirksamen Groll gegen diejenigen hervorzurufen, welche das verhängnißvolle Wort gesprochen.

Aber eben dieses veranlaßt uns, wahrheitsgetreu über die Sache Einiges mitzutheilen. Diese besteht in nichts Anderem, als in der durch kräftige Erklärung und ernsten Willen angestrebten Herstellung eines Gebäudes, welches so eben nach allen Richtungen aus den Fugen gegangen war, und mit seinem Einsturz zugleich das Daseyn von vielen Hunderten bedrohte. Eine solche ungewöhnliche Aufgabe erheischt ungewöhnliche Mittel. Sind dieselben etwas lästig, so sind sie es nicht für die Bedrohten, nur für die Dräuenden. Frage man alle ruhig ihren Obliegenheiten nachgehenden Bürger von Wien; frage man alle diejenigen, welche es niemals als Lebensaufgabe erachteten, Mißtrauen und Mißvergnügen zu säen; welche keinen Genuß darin finden, durch Hetzereien jeglicher Art in steter Aufregung erhalten zu werden; alle diejenigen, welche auf eine gesicherte und behagliche Wirklichkeit größern Werth legen, als auf ein fieberhaftes Jagen nach einem vorgespiegelten Bessersеyn; frage man die Tausende endlich, welche schon seit lange nichts sehnlicher gewünscht haben, als daß das ungeschmälerte öffentliche Ansehen die Ruhe wieder festige, und sie mit dem Gedeihen von Verkehr und Erwerb die nur allzulange, entbehrte Gewährleistung von neuem bereite; frage man alle diese auf ihr Gewissen, in wiefern sie durch den ausgesprochenen Belagerungszustand sich gehemmt, belästigt, verletzt oder gar gekränkt fühlten? Diese alle werden euch solcher Frage wegen ganz verwundert ansehen; die Mehrzahl aus ihnen wird (was Schreiber dieses von den verschiedensten Personen mit eigenen Ohren öfters gehört hat) euch sagen: wenn doch nur der Be-

lagerungszustand nicht sobald aufhörte! Nur eine geringe Zahl der stimmberechtigten Bewohner Wiens wird in Folge gemachter Erfahrung in den am 1. November ausgestoßenen Seufzer eines Correspondenten der Allgemeinen Zeitung einstimmen: „Gott lasse diesen Kelch an der jungen österreichischen Freiheit (!) rasch vorübergehen." Wie oft hatte man nicht Gelegenheit, zu vernehmen: man sollte den Kaiser, den Fürsten Windischgrätz mit Bittschriften um Fortdauer des Belagerungszustandes angehen! Ja es ging zu Anfang Decembers allgemein die Sage, viele aus dem Gewerbsstande beabsichtigten ein solches Gesuch dem Feldmarschall zu überreichen.

(Schluß folgt.)

---

## Erklärung des Dr. G. Phillips.

(Die Redaction der historisch-politischen Blätter betreffend.)

Mit Bezug auf die im ersten Junihefte abgegebene Erklärung des Herrn Dr. G. Görres bemerke ich, daß ich wegen meiner fortdauernden Entfernung vom Druckorte, auch bei dem so eben begonnenen Bande der historisch-politischen Blätter keine Verantwortlichkeit für die darin erscheinenden Artikel übernehmen kann.

Frankfurt am 9. Januar 1849.

Dr. Phillips.

---



# XIII.

## Mein Christtraum zu Frankfurt am Main 1848.

Ein trüber Nebeltag hing über der Stadt. Ein solcher greift regelmäßig meine Nerven an, es befällt mich eine unüberwindliche Fröhlichkeit, jede Blutwelle tanzt in mir, die Politik zerrinnt, wie am Baum Schneeflockenblüthe beim Sonnenaufgang, das Leben gaukelt in närrischen Bildern, und ich verwechsle in zerstreuter Seligkeit meinen Freund Döllinger mit dem katholischen Pfarrer Tafel aus Zweibrücken, der ganz erschrickt über meinen Händedruck. So ging mir's auch am Christabend. Alle Welt wogte durch die Zeil, die Hände voll neugekaufter Bescheerungen für den Christbaum. Aus den Nebengassen schimmerten grüne Waldungen junger Föhren, die Gott in seiner Gnade erkiesen hat, die Weihnachtfreuden zu tragen, „Lämmche, Hämmelche, Hirschche", die süßesten Köstlichkeiten dieser Welt, mit Goldpapierstreifen überflattert, aus Lebkuchen, Marzipan und Zucker. Die Kaufläden glänzten bereits verführerisch mit ihren Gasflammen durch riesige Krystallgläser, eifrige Damen erhandelten darin dem „Christkindche" Waaren aller Art zur wesenhaften Beglückung der lieben Jugend; doch nur wenige hatten Zeit, auch sogleich zu zahlen, es gab ja noch so viel zu thun an diesem vielbeschäftigten, freudenreichen Abend. Nur Michel, der alte Nachtwächter, seit einigen Wochen mein

vertrauter Freund, warf mit edler Haltung für seine Christkäufe fünf blanke Guldenstücke des Königs Ludwig von Bayern auf den Tisch, die er eben durch den Versatz seines leibeigenen Bettes im Pfandhause erhoben hatte. Die Handlungsdiener ließen vor Verwunderung die großen Schuldenbücher fallen über eine so unerwartete Solidität, und sagten mit der verbindlichsten Miene: „Gute Nacht, Herr Nachtwächter! sprechen Sie bald wieder zu.“

Besonders leuchtete ein Buchladen mit seinen aufklärenden Bildern anmuthig in die steigende Dämmerung, so dicht umdrängt, daß ich nur über den Kopf des Reichsprimaners Ostendorf, „Candidat des höhern Schulamtes aus Soest“, jüngsten Mitglieds der Reichsversammlung, Einsicht in den Kunsthimmel gewinnen konnte. In der Mitte hing das Bildniß des jungen Kaisers von Oesterreich, des Heldenjünglings mit dem ernsthaften Blick in eine unermeßliche Zukunft, zu seiner Rechten Radetzky mit seinen lebhaften Augen voll Verstand und Muth, zur Linken Windischgrätz, nach deutschen Zeitungen der „berühmteste Mörder“ der Jetztzeit, und darüber der „croatische Hordenführer“ Jellachich in stolzer Mannesblüthe, sämmtlich porträtähnlich von der Zehe bis zum Wirbel des Hauptes, voll jenes Zaubers, den große Thaten, Edelmuth, unerschütterliche Treue und kühne Tapferkeit um Bilder dieser Art zu athmen im Stande sind.

Herr Hampelmann, der „wollene und baumwollene Waarenhändler“ von Frankfurt, zugleich erster Komiker der hiesigen Bühne, mit seiner Nasenspitze unsanft an's Spiegelglas gepreßt, schrie lautauf: „Kinderche! laßt mich auch noch einige Zeit leben, ich trage nicht das mindeste Verlangen, in dieser lustigen Zeit zu sterben, seitdem wir wieder einen jungen Kaiser haben. Ein herziges Christkindchen, etwas massiv freilich, es hat meiner Treu 18 Jahre, aber so frisch mit Korallenlippen und krausem Haare, am ganzen Leib kein Fehl. Und die drei kolossalen Erzengel mit flammenden Schwertern, mit der schönen Gloria um's Haupt, mit dem süßen Liedchen: „Friede den

Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" Eine schönere Darstellung der Weihnachtskrippe habe ich noch nie gesehen. Kein Wunder, daß Herodes nicht schlafen kann, und an alle Zeitungen schreibt um Trost und schmerzstillende Blasenpflaster. Und aus dem Hintergrunde kommen auch schon die heiligen drei Könige heran von Hanover, Sachsen und Bayern mit ihren Geschenken für's Christkind, die sie in die überflüßigen Exemplare der deutschen Grundrechte eingepackt haben, womit ihnen Venedey auf Reichskosten vorsorglich entgegen gekommen ist. Das sind ja recht interessante Weihnachten, ächte Nürnberger Lebkuchen für leckere Gaumen, wenn sie nicht etwa aus Verstoß preußisch sind."

Schallendes Gelächter schlug über diesen Witzen des ungezogenen Hampelmanns zusammen, und brachte die Gruppe in so reißende Bewegung, daß es mich weit in die Gasse hinaustrug. Gustav Schlesier, mein süßer, journalistischer Zeitgenosse, den ich zum Glücke in der allgemeinen Verwirrung noch erkannte, reichte mir mitleidig die Hand, und schleppte mich aus der feuchten Nachtluft in eine Bierkneipe hinter der schlimmen Mauer, wo es zwar etwas jüdelt, büftelt und rüchelt, aber der Gerstensaft und die Frankfurter Bratwurst fein ansprechen. Zum Erstaunen scholl uns liebliche Musik aus dem zweiten Stockwerke entgegen. Daselbst wohnte ein wohlhabender Goldarbeiter, mit Namen Schneidewind. Seine vierundzwanzigjährige Frau hatte in den letzten Wochen sehr gelitten, und konnte sich trotz der sorgsamsten Pflege nicht wieder erholen. Die Fieberhitze ihres langsam abzehrenden Zustandes trieb ihr die bedeutsamen Rosen des Sterbebettes in's blaße, abgemagerte Gesicht, die mich immer mit ihrer himmlischen Schönheit entzücken. Die Augen leuchteten mit der Lebhaftigkeit untergehender Sterne, in ihrem Spiegel all das Leben sammelnd, das im kranken Leibe keine sichere Heimath mehr hat, mit dem unbeschreiblichen Zauber der Lebenshoffnung, die ihre duftigsten Kränze um den Traum der unheilbar Erkrankten hängt. Ihr Gemahl liebte sie mit jugendlicher Leidenschaft, welche durch solche

Zustände am heftigsten geweckt wird. Die Kranke war eine fromme, gläubige Seele reformirten Bekenntnisses, ein schönes Kind wühlte zärtlich in den Haaren der Mutter ohne leise Ahnung von Tod und Trennung, nie war das schwindende Leben schöner mit dem aufblühenden zum Kranze verschlungen. Eine freundliche Hand hatte die weißseidene Bettdecke mit Myrtenzweigen sinnig umflochten, und in die Mitte auf die kreuzartig ausgenähte Zierath verspätete Rosenblätter aus dem Gewächshause gestreut. An der Wandseite des Bettes hing, reich mit Lichtchen umstrahlt, ein vortreffliches Gemälde von der Hand des lombardischen Meisters Luini, auf dem der heilige Franz Xaver am Strande einer einsamen Insel des östlichen Weltmeers unter einem Schilfröhrenbach in den letzten Zügen rang, und über seinem Haupte eine singende Lerche in den Lüften kreiste. Der Gemahl lag am Fuße des Bettes auf seinen Knieen, und ließ sein Haupt voll Schmerz und Liebe an den Fußsohlen seiner Gattin ruhen. Die übrigen Hausgenossen, zwei Mägde, eine Nachbarin und drei mir unbekannte junge Männer mit großen Schnurbärten bildeten in einiger Entfernung eine tieftheilnehmende Gruppe. Wir fanden Zutritt, weil wir den Goldarbeiter aus dem Bürgervereine kannten, wo wir mit ihm manche angenehme Stunde in besseren Zeiten verplaudert hatten.

Hinter einem rothseidenen Vorhange in einem Mittelraume, welcher in den Speisesaal führte, tönte die Choralmusik mit Stimmen und Blasewerkzeugen, um der Kranken den heiligen Christabend zu verschönern. Das herrliche Lied: „O Jesus, meine Zuversicht!" und sein vortreffliches Gegenstück: „O Haupt voll Blut und Wunden!" von der Meisterhand des deutschen Componisten, Sebastian Bach, klangen mit überwältigenden Tonwellen zu uns heraus, den Anfang und das Ende der Menschenerlösung in einen Rahmen fassend. Eine größere Macht der Andacht und Zerknirschung, der Freude und Hoffnung auf den Erlöser war nie über meine Seele gekommen. Ich sank unwillkürlich auf meine Kniee und zog meinen Freund,





Gustav Schlesier, mir nach, der im Gefühle tiefer Ergriffenheit schwer aufathmete. Auf dem Antlitze der Kranken wechselten in unbeschreiblicher Lieblichkeit die Schimmer der Andacht, der Liebe, des Gottvertrauens. Ihre Augen schlossen sich, ein Gefühl von Seeligkeit, das nur selten den Menschen heimsucht, sprach sich in allen Zügen aus, und die Rosenblätter der Bettdecke über der bewegten Brust hüpften unruhig auf. Das Kind, am Halse der Mutter, ahmte ihr Ruhen und Schlummern nach mit vorwitzigen Blicken, die wie Funken aufflogen und verglühten. Allmählig war zu ihren Häupten eine Flammenschrift sichtbar, die sich um's Christuskind schlang in runder Einfassung mit den Worten: „Siehe das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!" welche zu gleicher Zeit vom Musikchore nach Palästrina ausgeführt wurden.

Als die Töne leise und immer leiser verhallten, herrschte fünfzehn Minuten tiefe Stille, und alle Anwesenden feierten die Weihe des heiligen Augenblickes im erschütterten Herzen. Aller Unfriede dieser Welt, alle Mißklänge des Schmerzens, alles Streben in's Weite war eingeschlafen. Schneidewind küßte die Decke über den Füßen seiner Frau, Gustav Schlesier wischte sich die rollenden Thränen aus den Augen, eine der Mägde, eine katholische Mainzerin, war mit ihrem Haupte ganz auf den Boden gesunken, und ruhte auf einem Fußschemel vor dem Bette, die jungen Herren hatten ihre Hüte aus den Händen fallen lassen, ohne sie aufzuheben. Die Musiker zogen sich indessen in den Speisesaal zurück und sendeten uns in weichster Melodie, wie aus weiter Ferne, die Präludien eines anmuthigen Tonspiels, welches sich bald aus der Kirchenandacht in die österreichische Nationalhymne auflöste. „Gott erhalte Franz den Kaiser!" fiel wie ein Blitz in's Krankenzimmer. Auf allen Gesichtern erblühte ein inniges Gefühl der Freude, welches unzweideutig sagte: „Oesterreich über alles!" Wir befanden uns in einem Hause von reichsständischen Ueberlieferungen und Grundsätzen, wo das Heil und die Größe Deutsch-

lands von Oesterreich nie getrennt wurde, wo die Fremdherrschaft und der Bundestag nur eine desto größere Sehnsucht nach einem Kaiser deutscher Nation aus dem Stamme von Habsburg Lothringen aufgeweckt, und die preußische Hegemonie im Sinne der Herren Dahlmann, Waitz und Beseler und ihrer Schleswig Holstein'schen Parthner in allerneuester Zeit stets die entschiedensten Gegner gefunden hatte. Die kranke Frau erhob sich auf Kissen, die man ihr unter die Schultern schob, und sprach mit ungemeiner Lebhaftigkeit: „Mein Vater, obgleich reformirter Religion, ging nie schlafen, ohne mit seiner ganzen Familie ein Vaterunser für das katholische Oesterreich zu beten, von dem er das wahre Glück für das zerrissene Deutschland erwartete. Diese Haussitte haben ich und mein Gemahl selbst in den Stunden der ersten leidenschaftlichen Liebe nie vergessen. „„Oesterreich und unsere Liebe!"" war unser Morgen- und Abendsegen." Das Kind war indessen aufgestanden, den Blick erstaunt auf die erregte Mutter heftend, es fiel ihr mit ausgebreiteten Armen um den Hals zurück, und erstickte ihre Rede mit Küssen. „Gott erhalte Franz den Kaiser!" verklang es anmuthig in der Ferne, und alle Anwesenden stimmten laut in's Ende der Hymne ein, während Gustav, seine Hände auf der Brust gefaltet, vor sich hinmurmelte: „Noch ist Oesterreich nicht verloren!" Erlassen Sie mir, Ihnen zu erzählen, wie wir uns geherzt und geküßt, wie wir gehüpft und gesprungen, jeder ein Stümpchen Christlicht in der Hand, wie die Kranke versicherte, sie fühle sich gebessert durch unsere Lust. Es gibt Eindrücke, die ewig im Herzen leben, aber durch Wiedererzählen nur verlieren können.

Wir schieden aus dem Krankenzimmer mit dem frommen Kirchenspruche: „Friede diesem Hause und Allen, welche darin wohnen!" und fühlten uns auf dieses anmuthige Christbild im Gastzimmer fast fremde, wo wir sonst so manchen vergnügten Abend zugebracht hatten. In einer Ecke des Nebenzimmers saß der Reichstagsabgeordnete Gfrörer, Professor von Freiburg, den Deutschland als Verfasser des „Gustav Adolf" und

der „Karolinger“ kennt und hochachtet, durch seinen kräftigen Körperbau eben so weit vom Christkinde als von der Stangendürre eines norddeutschen Gelehrten entfernt, trotz der derben leiblichen Erscheinung die kindlichste Seele von der Welt, so daß Gustav Schlesier immer behauptet, daß ein ursprünglich kindliches Gemüth die Leute wachsen mache, und dieser Fall bei Gfrörer vorzüglich eingetroffen sei. Journalisten, Frankfurter Bürger und ledige Kellner drängten sich um den beredten Mann, welcher allein einen breiten Divan einnahm und auf demselben wie ein massives Webeschiff hin- und herfuhr, als wollte er die Fäden seiner österreichisch-kaiserlichen Gesinnung in den süddeutschen Zettel nationaler Machtvollkommenheit ohne preußische Schlichte unlösbar eintragen. Wir irrten uns jedoch. Er hielt eine friedliche Abhandlung über die „christkindlichen Seelen“ der Nationalversammlung, die uns durch ihre geistvollen Gedankenblitze auf das angenehmste unterhielt.

„Ich habe“, sagte er unter Anderem, „durch vieljährige Studien der Menschen, ihrer Physiognomien und Naturanlagen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß das Christkind, wie es im Gemüthe des deutschen Volkes lebt, in seiner Zartheit, Lichtfreundlichkeit und Anmuth, die unerläßliche Grundlage zu jedem richtigen Urtheil über die Menschen und ihrer geistigen Eigenschaften bildet: es ist die Urform jeder sittlichen und geistigen Größe. Bei dieser Betrachtung stellten sich mir zwei unumstößliche Erfahrungssätze heraus: Je ähnlicher der Mensch in seiner äußeren Gestalt dem Christkindchen ist, um so unchristkindlicher ist seine Seele, und umgekehrt, je weniger die Menschenbildung sichtbar davon verräth, um so reichlicher athmet in der Seele die demüthigste, harmloseste, herzergreifendste Christkindlichkeit, die Urbedingung eines jeden schöpferischen Geistes, der das Größte nur in der Stille, im Gefühle eigener Niedrigkeit, in der Krippe des Verkanntseyns vollbringt. Das Geheimniß der Menschwerdung eines Gottes in Kindesgestalt wiederholt die Christnacht in der kindlichen Menschenbrust, aus welcher großartige Politik, Meisterstücke der Kunst

und Poesie, weltumgestaltende Abtödtung hervorgehen sollen, aber nur auf den Strohbündeln des Stalles zu Bethlehem, und die Legende von Ochs und Esel, diesen „thierlichen Sippen des Heilands" wie ein Minnesänger sich ausgedrückt, enthält mehr Weisheit als die ganze deutsche Philosophie von den letzten drei Jahrhunderten. Wie wenig eigentliche Christkindlichkeit hinter allzu aufdringlichen Christgestalten verborgen ist, das lehrt uns der Tisch da draußen im Schenkzimmer. An demselben sitzen die Abgeordneten Laube, Moritz Mohl und Rühl von Hanau, sämmtlich in kleiner, niedlicher Gestalt mit krausen, zum Theil auch blonden Härlein, mit beweglichen Augen, in denen oft etwas flimmert wie Bescheidenheit, Andacht, Gottergebung, mit so herzigen Stimmchen, daß man davon gerührt werden könnte, wenn man nicht lachen müßte; so ganz ohne Bescherung vom Christkinde sind diese Herren in die Reichsversammlung gekommen.

Laube, der Poet, unter den Dreien bei weitem der gescheidteste, hält im Leben wie in der Schrift ein gewisses Maß, es ist ihm besonders nothwendig zu seinen verständigen, aber zu phantasielosen Bühnenstücken, die gefallen, weil sie nicht tief gehen, weil in denselben Leid und Lust, Seelenruhe und Verzweiflung, Lieb und Verschmähung sich so verdammt anständig geberden, daß man ihnen Ohrfeigen geben könnte. Und sie verdienten's! Nichts kann von der Christkindlichkeit, die jedem guten, jedem großen, jedem welthistorischen Geiste beiwohnt, weiter abliegen als dieser Laube'sche „Prinz Friedrich", der leider in keiner Krippe geweint und gelächelt hat, eine Tendenzfigur, welche aus der Jugendgeschichte des „alten Fritz" blutjunge liberale Anspielungen auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart hervorsprudelt. Der Liberalismus des Prinzen ist so dünn gerathen, daß er uns Herz- und Magenweh macht, er hat sich nicht bloß in's moderne Preußenthum, das Unchristkindlichste, was es auf Erden geben kann, sondern sogar in den Phrasenprunk der preußischen Philosophie gekleidet. Wenn der Kronprinz als Fürst einer neuen deutschen Zukunft seine





spitzen Sätze von Selbstständigkeit, Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit in seiner Denk= und Handlungsweise schlagwörtert, so hört man deutlich die Schellenkappe mitklingen. Ach! kein Christkind, sondern der moderne, unhumoristische, witzlose Hanswurst sucht uns heim. Solche Dramatik ist keine naturwüchsige Poesie, sondern Mosaik, künstlich nachgeahmte Ruine eines englischen Gartens, ein Schweizerhäuschen im Park zu Frankfurt, die Tropfsteinhöhle zu Hellbron bei Salzburg. Auf solchen breiten, sentimentalen Wassern hat sich leider kein Schwan niedergelassen, kein gesundes Knäblein spielt mit dem schönen, weißen Vogel, dem Symbol heiliger Christbegeisterung, sondern zerrissene, oberflächliche Zeitideen schwimmen auf denselben wie Klötze zum Schrecken der königlichgesinnten Frösche. Ist Laube wirklich unser bester Zeitdichter, wie ich in gewisser Beziehung gerne zugestehen will, so muß ich rufen: „Du falsche, halbherzige, gleißnerische Zeit voll hochtönender Worte, um die Gedankenarmuth und Zeugungsunfähigkeit zu verbergen, in denen die Wahrheit eben so wenig zu finden ist, als das Christkindlein bei seinen Vettern und Basen!" Und diese kränkelnde, blaße, unmotivirte Liebe des Prinzen zur verschleierten Schulmeisterstochter von Potsdam, ist sie nicht gemalt auf einer abgeschlißnen Tapete, ein Kuß der Diana in die Luft über den schönen Schläfer Endymion? Und wo sie aus ihrer Hohlheit mehr in die Wirklichkeit eintritt, erregt sie mehr als Ekel über die Unsittlichkeit des Verhältnisses, um so unangenehmer, je verletzender der königliche Stolz von allen Seiten demselben nichts übrig läßt, als Fleisch und Blut? Eben so unchristkindlich handeln die Mutter und Schwester des Prinzen, die erstere ein Zerrbild des Stolzes ohne leisen Schimmer edler Weiblichkeit, stereotyp und froschartig aufgebläht, die letztere, eben so ausschließlich zärtlich und nichts als zärtlich. Sie gleichen zwei hangenden Eimern an den Enden eines Querbalkens, welche abwechselnd auf= und niedergehen, um das Thränenmaß aus dem Sumpfe gemeiner Rührsamkeit zu pumpen und mit ganz

ungeschichtlichen Nebengefühlen die Zuschauer über den Gesammteindruck zu täuschen.

Und trotz dieser gänzlich verfehlten Motive blüht im Stücke, dem Herrn Laube selbst unbewußt, ein Weihnachtzweiglein, das wir mit Freuden anerkennen, Friedrich Wilhelm der Erste, der Vater des Prinzen, voll ächtdeutscher Narrheit mit dem Baumeln des interessantesten Zopfes, und so grundsätzlich fest, wie ein Prädikant aus Luthers Zeit, der kaltblütig Weib und Kind aufopfert für eine gelehrte Grille. Und so oft er mit stockpreußischer Grazie gegen das reformirte Christenthum eifert, möchte ich ihm zärtlich um den Hals fallen für seine ungeschminkte Wahrheit und Aufrichtigkeit. Denn so muß ein wahrhaftiger stockpreußischer Zopf beschaffen seyn, den confessionellen Hader zur unerläßlichen Unterlage seines Wesens, der Essen und Trinken vergißt im Eifer gegen Andersdenkende, stets mit dem Knotenstock bereit, der zögernden Vorsehung Gottes zu Hülfe zu kommen, damit der Rebell gegen preußische Hegemonie und Unfehlbarkeit bei jedem Widerstandsversuche richtig vierzig Schläge, minder einen, auf den Rücken bekommt. Aber leider gedeiht dieser gesunde, naturgetreue Friedrich Wilhelm der Erste dem Stücke zum völligen Verderben; denn er ist eigentlich die Hauptperson des Stückes gegen die Absicht des Dichters, der Prinz wie eine verblaßte Idee des seligen Professors Hegel neben dem thatsächlichen Vater, dadurch alles Rollenfach verrückt oder zweckwidrig, und der ganze Eindruck beschränkt auf gerührte Herzen, die nicht wissen, was ihnen geschehen ist, auf Thränen, die fragen: „warum?"

Laube ist meines Wissens ein Sachse, aber preußisch gesinnt, wenn auch von den Wahlmännern in Böhmen nach Frankfurt in die Reichsversammlung gesendet. Hätte das Christkind in seiner Seele gesessen, und das Gedicht aus goldenen Fädchen zur Einheit gesponnen, so wäre ein ganz anderer Prinz Friedrich an's Tageslicht gekommen. Täuschen wir uns nicht! Zwischen Friedrich Wilhelm dem Ersten und seinem Sohne Friedrich besteht kein eigentlicher Gegensatz, beide sind Stock-

preußen und nur als solche wahr, achtungswerth, anziehend. Hat Fritz auch nicht ungern als Hanswurst getanzt, als französischer Geck geflötet, als eitler Literat geschriftstellert, der Stockpreuße stack ihm so tief im Herzen, daß er ihn keinen Augenblick los werden konnte. Wie sein Vater gegen die Reformirten eifert, so Fritz gegen die Offiziersheurathen, gegen die schelmischen Köche, die zu viel aufrechnen, mit dem zopfsteifsten Ernst, mit einer pedantischen Ausführlichkeit, die nur an der Spree erträglich ist. Er kam mir daher immer weit ehrlicher vor, wenn er den Küchenzettel schrieb oder revidirte, als wenn er sich von Voltaire seine philosophische Salbadereien corrigiren ließ. Der Dichter, welcher unchristkindlich diesen natürlichen Weihnachtboden der Dichtung verläßt, und den Prinzen in metaphysische Selbstgespräche verwickelt, tritt, vielleicht unbewußt, in's Lager des Herrn Dahlmann über, welcher auf unhistorische Weise das Stockpreußenthum über ganz Deutschland verbreiten will. Zwischen diesem und Deutschland gähnt eine Kluft, die man nicht ausfüllen kann durch die Fluth poetischer Tiraden, unhistorischer Geschichtsmacherei und Schleswig-Holstein'scher Kniffe. Nur die Zeit in allmähliger Entwicklung hilft vielleicht einigermaßen nach, wenn sie auch nicht Alles ausgleichen kann. Laube hat dem Christkinde bloß zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; Dahlmann und sein Handlanger Heinrich von Gagern schlagen demselben mit den Hintergedanken ihres Programms geradezu in's Gesicht, weil eine politische Unwahrheit plötzlich und rücksichtslos zur gesetzlichen Wirklichkeit kommen soll. Was der Dichter verfehlt hat, das wollen die Reichsminister als Sünde gegen die deutsche Nation feststellen, damit der künftige preußische Erbkaiser im bittersten Gefühl unbesieglicher Schwierigkeiten jeden Morgen sich selber zusingen möge: „Ecce in iniquitatibus conceptus sum, et in peccatis concepit me mater mea.“ Könnte eine solche naturwidrige Einrichtung, ein so plumper Griff in fremdes Eigenthum, ein solcher Hohn gegen das süddeutsche Gemüth Wurzel schlagen, dann hätten wir heute den letzten Weihnachtabend

gefeiert, und die erhobenen Finger des Christkindes wären kein Ausdruck des Segens, sondern der göttliche Schmerz über das Unglück Deutschlands. Ich kann mir ein solches Ende vom Liede nicht denken, unser Christbaum soll und darf nicht schlechtweg preußisch werden, das wäre eine Todsünde gegen Gott und die Geschichte!

Wenn Heinrich von Gagern und sein Nachahmer Eduard Simson von Königsberg Eindruck auf die Reichsversammlung machen wollen, so sagen sie, daß ihr kühnster Ehrgeiz befriedigt worden sei durch die höchst ehrenvolle Wahl, welche sie zu Präsidenten der Reichsversammlung gemacht habe. Mir, dem das Entfernteste immer zunächst liegt, fällt dabei stets der Titel eines berühmten Kochbuches ein: „Supp, Gemüs und Fleisch, oder der Ehrgeiz in der Küche", eine runde Köchin mit rothen Backen und doppelter Schürze tritt vor meine Seele, stämmt ihre Fäuste tapfer in die Seite und spricht, ihr kühnster Ehrgeiz sei befriedigt, daß die göttliche Melonenbrühe den Herren Reichstagsabgeordneten so vortrefflich geschmeckt habe. Da ist es mit aller Rührung und Bewunderung aus, das Gemeine schlägt jedes edlere Gefühl nieder, und ein ruchloser Gedanke steigt in mir auf, als wäre Alles nur Gaukelspiel auf Erden, und der beste Komödiant behaupte den Platz." — Wie ganz anders war mir zu Muthe, als Gfrörer seine Christkindrede über Laube geendet hatte. Er blickte uns schweigend an, seine Augen schimmerten feucht vor Thränen, und in seinen Zügen arbeitete himmlischer Schmerz für eine tiefinnerste Ueberzeugung. Selbst wahrhaft gerührt, hatte er Alle in den Kreis seiner Empfindung hineingezogen, die Kellner vergaßen, den Gästen einzuschenken, und jedes Herz kehrte sich um beim Gedanken an „die Todsünde des stockpreußischen Christbaums gegen Gott uud die Geschichte."

„Die unchristkindliche Richtung", fuhr Gfrörer lebhaft weiter, „offenbart sich auch auf einer andern Seite, welche mit der Politik in engster Wechselwirkung steht, und Niemand kann sie uns besser deutlich machen, als Moritz Mohl", Doctor der Staats-

wissenschaft, wie er sich selber nennt, oder „Moriz-Mohlchen", wie ihn schalkhafte Freunde heißen, um sein niedliches, rundes, gewiegtes, herziges Daseyn zu bezeichnen, dem man äußere Christkindlichkeit nicht absprechen kann. Hätte dieser, in vieler Beziehung höchst achtbare Mann, oder Männchen, oder Herzchen, was man lieber will, den Keim der Christkindlichkeit in sich ausgebildet, wir würden die schlicht einfältige, wahrheitgetreue, bescheidenandächtige Seele mit der wärmsten Liebe umfassen. Sie stände nicht auf dem Parketboden der Politik, wohin sie nur durch einen unweihnachthaften Verstoß gekommen ist, sondern blühte still daheim als geliebter Vater liebenswürdiger Kindlein, die wie Zweige des Oelbaums ihn umrankten; sie trüge noch alle Haare auf dem Kopfe und bedürfte keiner rothen Perücke; weniger Furchen pflügten das Gesicht, und ein süßer Friede leuchtete aus den Augen als Zeuge innerer Seligkeit. Das hat dem „Doctor der Staatswissenschaft" leider nicht beliebt; er trennte sich von der Wurzel organischer Entwickelung, und wollte unchristkindlich ein großer Mann werden, wozu er offenbar von Natur aus zu klein gerathen war. Der unnatürliche Drang, sich zu recken und zu strecken, sprengte die zu kurzen Fibern, und so hatte er von Jugend auf geflicktes Zeug, mit dem man nicht vom Flecke kommen kann. Er warf sich mit seinen Studien auf die sogenannte Staatswirthschaftslehre, auf deren verhängnißvollem Plan die doctrinären Irrlichter tanzen, um durch künstliche Behandlung des Lebens jedem Brod zu schaffen, wenn er auch nicht arbeiten will. Er wollte damit den Königen dienen, und sie wußten ihm dessen keinen Dank. Er ging nach Paris, um in den socialen Theorien Großmeister zu werden, und bei seiner Zurückkunft fand der Prophet im Vaterlande keine so glänzende Huldigung, als sie nach seiner Ansicht seinen Kenntnissen gebührt hätte. Er wurde in die Nationalversammlung gewählt, und auch diese weiß den zierlichen Staatswirthschaftslehrer nicht zu schätzen.

Wird er als Redner aufgerufen, allgemeines Gemurmel, kränkende Ungeduld auf allen Bänken, verwirrte, ansteckende

Flucht in's Freie, als hätte das süße Stimmchen die Zuhörer hinausgegirrt. Das macht dem guten Doctor aus Stuttgart das Herz krank. Er überläßt sich dem süßen Gefühle der Rache, die aber auch nicht großartig genug geräth. Er eifert gegen die Fürsten, die seinen Werth nicht anerkannt haben; besonders störte ihn die Civilliste des Königs von Würtemberg, welcher vielleicht vergaß, Herrn Mohl öfter zur königlichen Tafel zu ziehen. Er haßt den Adel, und bringt es im Hasse nie weiter, als zur Selbstverdächtigung, daß es ihn schmerze, kein Adelicher zu seyn. Eine Karikatur macht ihm diesen Vorwurf höchst unartig. Er beruft sich um Gerechtigkeit, um Anerkennung auf die Volkssouverainetät, und die Volkssouverainetät läßt ihn predigen vor leeren Bänken. Und in solchen Nöthen wird er an sich selbst zur Ironie, er erklärt in einer Druckschrift feierlich, daß er sich in Zukunft ausschließlich der deutschen Volksvertretung widmen wolle, und darob kommt „der schrecklichste der Schrecken“ über alle Deutschen!

In der That, ich habe aufrichtiges Mitleid mit dem Manne, dessen guten Kern Niemand bereitwilliger anerkennt, als ich. Er trägt auch nur die eine Hälfte der Schuld seiner trostlosen Sonderstellung ob des Abfalls von seiner christkindlichen Wurzel; die andere Hälfte fällt auf das unselige Fach, das er sich zur Lebensaufgabe gewählt hat, das jede Christkindlichkeit geradezu befeindet. Brod ohne Arbeit, Comfort ohne Vermögen, Recht ohne Besitz, Herrschaft ohne Einsicht, Gesetz ohne guten Willen, Schule ohne Confession, Staat ohne Kirche, Gleichheit ohne Ausgleichung soll unser Volk beglücken, hinwegfegen alles moralische Feingefühl, alle christliche Geduld, alle mitbrüderliche Selbstaufopferung, kurz alle Weihnachten von dieser kummerbelasteten Erde. So lange die Welt und Moritz Mohl nicht demüthig zum Christkind zurückkehren, ist alle Staatswirthschaft eitel. Keine Wissenschaftslehre, keine Macht der Welt kann leisten, was nur die christkindliche Liebe, Andacht, Hingabe zu bewirken vermag. Je weniger die Menschen dieß begreifen, desto kränker sind sie, und ich bitte das





Christkind herzlich, daß es einziehen möge in's große Siechenhaus, zu heilen Verstand und Willen der Schwererkrankten.

Noch tiefer in's Erdgeistige geht die Richtung des Herrn Rühl von Hanau, weit weg von Bethlehem und den Lobgesängen der Christnacht. Er ist jetzt Oberbürgermeister in Hanau, einst nach seiner eigenen Mittheilung „lucrativer Tabakfabrikant", und dadurch häuslich warm geworden. Die Märzstürme des Jahres 1848 trugen ihn ohne Verdienst aus der Tabaktrafik auf die Höhe politischer Berühmtheit, in's Hochgefühl der Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er, seinem bürgerlichen Ursprunge treu, als narkotische Pflanze die Nerven seiner Collegen reizt. Man sieht es ihm an, nie verläßt ihn der gute Appetit, sein Ton klingt noch weich und fast jungfräulich, er spielt deutsches Volkselend nur, weil er muß, um den Volksversammlungen zu gefallen; mit dem Christkinde, scheint es, hat er nie in Verbindung gestanden. Das sind die tragischkomischen Volksmänner in Deutschland, die, obgleich ursprünglich oft die gutmüthigsten Seelen von der Welt, sich zur Volksbethörung in Person hergeben; aber ihr ganzes Seyn, Reden und Handeln hat keinen realen Boden, noch weniger eine christkindliche Wurzel; sie glauben an ihre eigene Rolle nicht, und spielen sie nur, um etwas zu seyn, wozu sie von Gott und Rechtswegen nie bestimmt waren. Diese eigene Art von Volkspuppen hat nie Weihnachten, für sie funkelt kein Christbaum, die heilige Trunkenheit harmloser Jugend ist bei ihnen längst zerronnen. Ach! und die aura popularis ist so erstickend, so treulos wie der Cigarrendampf in den engen Klubbsgesellschaften, wo die Politik tödtet, die Roheit großmeistert, und die Keckheit ihre Pfauenfedern schwingt. Laßt sie gehen diese Demokraten im offenen Kampfe gegen das Christkind, sie haben an ihrem eigenen Unfrieden genug!"

Bei diesen Worten trat ein Knabe in's Zimmer und legte, ohne viel Umständlichkeit, ein beziffertes Brett auf unseren Tisch zur Verloosung unschätzbarer Marzipanfiguren, welche zu Frankfurt am Main eine vielseitige Weihnachtrolle spielen. Hinter

schönen Glasfenstern sind die zuckerhaltigen Marzipanabbildungen aus dem bewegten Menschenleben mit hellen Farben zu sehen: Porträts weltberühmter Personen, galante Abentheurer, Schaustellungen auf Prachtdivans, asiatische Volkssitten, Schäfer- und Zigeunerleben, kurz alles Süße und Herzige auf Erden. Davor stehen die Stadtkinder und flüstern verwundert über die zuckernen Küsse, das englische Rosenroth und die mandelweißen Schürzen. Aus ihrer Mitte war der Loosknabe gekommen, bereits gewinnsüchtig auf Kosten der niedlichen Weihnachtwelt, und sagte mit nachlässig gesetzten Worten: „Sehen Sie, meine gnädigen Herren Deputirten! neun Nummern; die drei Hauptnummern gewinnen allerliebste Figuren aus Zucker und Marzipan; aber die Glücklichen, denen das Loos günstig ist, müssen ihre Gewinnste sogleich verzehren, sonst sind sie wieder an mich verfallen. Setzen Sie muthig auf diese drei Nummern, jede kostet zwölf Kreuzer, und sie muß dafür ein Stück gewinnen. Andere drei minder glückliche Nummern bescheren eben so viel Lebkuchen in Gestalt großer Herzen mit zärtlichen Inschriften, und die letzten drei verzuckerte Nüsse mit weißen Mandelkernen, jede Nummer um einen guten Groschen. Bedenken Sie sich nicht lange, das Glück muß man im Fluge haschen, Weihnachten ist nur einmal im Jahre."

Wer sollte so süßen Hoffnungen widerstehen? Gfrörer, Gustav Schlesier und ich nahmen die drei Hauptnummern in Beschlag eins, vier, sieben. Die andern fanden ebenfalls Käufer. Da zog der Knabe ein Pfeifchen aus der Tasche und blies in dasselbe lustig hinein. Ein schriller Ton wirbelte ein zusammengefaltetes Papierschnitzchen auf den Tisch hin, und als es entwickelt wurde, stand darauf geschrieben: „Eins, Erzherzog Johann, der Reichsverweser; vier, Gagern, der Reichsminister; sieben, Robert Blum, der Mann der Freiheit." Hab' ich's nicht gesagt! murmelte der Knabe und zog unsere Gewinnste aus einem Körbchen unter dem Tische hervor: den Reichsverweser für Gfrörer, Gagern für mich, und Robert Blum für Gustav; alle drei aus süßem Teige





gearbeitet, fingerdick überzuckert, blutroth im Gesicht, mit weißem Gilé und schwarzem Frack, ganz erkenntlich, eine Trias der lieblichsten Art, in welcher die Fülle süßer Säfte alle Charakterverschiedenheit, alle persönliche Abneigungen, alle die kleinen und großen Unterschiede der persönlichen Stellung in der Gesellschaft ausgeglichen, von so kompakter Einheit, daß sie für's deutsche Reich statt eines erblichen Kaisers recht gut getaugt hätte.

Der Knabe ließ uns jedoch unsere politischen Nebengedanken nicht lange verfolgen, er schlug mit einem feinen Birkenstäbchen auf den Tisch und rief: „Kopf ab! Entweder — Oder! hat der edle Fürst Leiningen in die Zeitung geschrieben, ganz für meine Umstände und Bedürfnisse!" Gfrörer ließ sich nicht lange drängen, anfangend mit dem Kopfe und dem lächelnden Gesichte, verspeiste er den Reichsverweser in kurzer Frist, so daß nichts davon übrig blieb, als am Essenden eine unbeschreibliche Süssigkeit der Gesichtszüge, mit welcher er versicherte, noch hätte ihm kein Gericht so eindringlich das Herz erquickt, wie dieß reichsverweserliche. Nie werde ich diese süddeutsche, grundehrliche Eßwollust des Herrn Professors von Freiburg vergessen, allen Preußen ein Aergerniß, den Hamburgern eine Thorheit, aber denen, die glauben an ein einiges, großes Deutschland, eine willkommene Kraft für eine herrliche Zukunft.

„Nun kommt Gagern an die Reihe!" befehligte der Knabe. Unser Nebenzimmer war allmählig von Zuschauern und Neugierigen aller Art voll geworden, der Name „Gagern", welcher so eben sein zweites, modificirtes Programm gegen Oesterreich bekannt gemacht hatte, welches im Grunde vom ersten nicht viel verschieden war, spannte Aller Aufmerksamkeit. Ich bekam ein krampfhaftes Drücken in der Magengegend, ein Vorgefühl von Ekel und Abscheu gegen den zuckerlichen, und in natura nicht sehr zuckerhaften Ministerpräsidenten. Ich hatte ihn geliebt mit der Vorliebe eines Jünglings, bezaubert von einer Persönlichkeit, die Jedermann anerkennt, blind für manche

Vorgänge seines burschenschaftlichen Lebens, für seine mehr phantastische als verständige Auffassung der Weltzustände, für eine gewisse Parteilichkeit zu Gunsten der linken Seite der Nationalversammlung, besonders gegen die sogenannten Ultramontanen, vor deren Contakte ihm eine Art Grauen beiwohnte. Alles das sah die Liebe nicht, sie entschuldigte es, sie eiferte sogar leidenschaftlich gegen andersdenkende Freunde. So habe ich beim Manne am längsten ausgehalten, einsam sitzend auf den Trümmern der Irmensäule. Als er aber ein Deutschland ohne Oesterreich gründen wollte, als seine Parteigenossen in der deutschen Zeitung offenbar auf die Absetzung des ehrenhaften Königs von Preußen drangen, weil dieser sich nicht zum trojanischen Pferde des Herrn von Gagern hergeben wollte, als der Ministerpräsident und sein Ministerium die hiesige Oberpostamtszeitung zum unverständigsten Hasse gegen Oesterreich in Beschlag nahmen: da riß die Langmuth meiner Liebe. Die Ironie des Schicksals reichte ihn mir heute verzuckert; aber ich ertrug den Gedanken nicht, den Zuckermann zu verzehren, welcher unseren greisen Reichsverweser in die schmerzlichste, unverdienteste Lage von der Welt gebracht hat. Der duldende Blick des Erzherzogs Johann wird ein ewiger Vorwurf für Gagern seyn, und ich kann unmöglich glauben, daß man auf solchem Wege die deutsche Einheit und Freiheit baut.

Und als ich in diesen Gedanken zusammenbrach, als mir die bittersten Thränen aus den Augen stürzten, riß mir der Knabe den zuckernen Gagern aus den Händen, und warf ihn mit zorniger Geberde auf den Tisch, daß er in tausend Trümmer sprang und in alle Ecken des Zimmers flog. „Um des leidigen Ministerpräsidenten willen soll kein guter Freund von mir ums Leben kommen!“ murmelte er dazu und setzte bei, Gagern fände überhaupt wenig Absatz, wie ihm ein Senator von der Schöffenbank erzählt, lediglich aus dem Grunde, weil er jetzt in den Zeitungen so unmäßig gepriesen werde, ohne daß man einen Grund davon einsähe. Undique clamor, undique concursus, sic me servavit Apollo. „So haben die





Mäuse auch eine Christbescherung bekommen!“ sagte lächelnd der Wirth und kämmte gleichmüthig seinen Bart aus *).

Man wendete sich hierauf zu Gustav Schlesier; er war mit dem zuckernen Robert Blum verschwunden. Diese Rücksicht für den Todten fand allgemeinen Beifall, denn selbst der Humor trägt Scheu mit den welken Rosen des frühen Grabes zu scherzen. Blum hatte mit Heinrich von Gagern als theilnehmender Freund am vieljährigen Zettel deutscher Reichsfabrikation gesessen, aber das Loos fiel ihm anders als dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten, welcher sich deßhalb auch bewogen fand, von seinen 14,000 Gulden siebenmonatlichen Präsidentengehalts 400 abzulassen für die Hinterbliebenen des Vertreters von Leipzig. Es war spät in der Nacht geworden, die Zuhörerschaft ging auseinander, und die christfreudige Stimmung dämpfte sich allgemach. Gfrörer, nachgerade so ernst als er früher heiter gewesen, erhob sich schweigend, küßte mich gewaltsam auf die Lippen, und stürmte zur Thür hinaus. Ich folgte ihm, konnte ihn aber nicht mehr erreichen.

Die schönste Nacht hing über der Stadt, siegreich emporflammend aus dem Nebelmeere des Abends, um die Geburtsstunde des Welterlandes mitzufeiern. Die drei Sterne des Schwertes am Orion standen mit eindringlicher Schärfe über der Katharinenkirche und funkelten in stolzer Zuversicht hinüber nach Budapest, während der Sirius in heller Inbrunst gerade über Olmütz leuchtete. Gegenüber ob dem Friedberger Thor, wo einst 200 tapfere Hessen gegen die französischen Unterdrücker geblutet, schickte sich der große Bär an, wie Vater Jahn auf der berühmten Karikatur, einen preußischen Purzelbaum zu machen, um sich der erblichen Reichskaiserwürde und des Lobes

---

*) Dieses mein Urtheil über Gagern ist durch seine Rede am 11. Januar in der Paulskirche in den österreichischen Angelegenheiten nicht geändert worden. Sie war klug, aber unklar und für sein Ministerium berechnet.

der Taxischen Oberpostamtszeitung zu Frankfurt werth zu zeigen, während sich Dahlmann unter seine Hinterfüße gestellt, um ihm Muth einzusprechen. Die Gassen standen fast menschenleer, hinter den Fenstervorhängen der Häuser schimmerten die wundersamen Freuden des Christbaums unter dem Geflüster seliger Kindlein im Besitze reichlicher Bescherung, und die Domuhr grüßte mit eilf Schlägen wie ein unparteiischer Präsident den Schmerz und die Lust der Menschenkinder.

Wie durch Zufall war ich, umherschweifend in der nervenstärkenden Christluft, auf den Römerberg gekommen. Alle die unzähligen Buden mit ihren Kinderfreuden, mit ihren Christbäumen, mit den unschuldigen Spielwerkzeugen zukünftiger Generationen trauerten einsam und geschlossen. Nur ein Licht brannte noch inmitten der Niederlassungen, die wie eine morgenländische Caravane auf dem öden Stadtplatze zwischen dem Römer und der Nikolaikirche unheimlich lagerten. Ich ging auf dasselbe los, ein ältlicher Mann saß auf einem Strohbündel, und rief, mich gewahrend: „He, Schätzche! kaufen Sie mir diesen Christbaum ab, er ist der letzte, ich kann ihn unmöglich mit nach Hause nehmen, und in einer Stunde wird er unnütz. Das war eine schlechte Rechnung von mir. An seinem Stamme weiden die lieblichsten Thierchen von der Welt im Grase zu Bethlehem, und in einem Anfalle von Witz stelle ich noch obendrein in ihre Gesellschaft den König von Preußen hinein, leibhaft aus Butterteig gebacken. Alles nimmt den Mund voll vom König von Preußen, und Gagern will ihn uns gar als Kaiser auf den Hals setzen. Da mein' ich, der König von Preußen muß mir alle Leute anlocken, und wie man den König von Preußen erblickt, weicht jeder Käufer aus, die Kinder sagen: „nein! den mag ich nicht"; die österreichischen Abgeordneten rufen: „Um Gottes willen der König von Preußen am Christbaum, das ist ein unerhörter Gedanke wie das Programm des Herrn von Gagern." So verbreitet sich das Unheil unter dem Volke, ich nehme eilfertig den König von Preußen weg, es hilft nichts mehr. Alle fliehen mich wie

einen Aussätzigen. Eine Dame mit schwarzem Schleier streckt ihren weißen Zeigefinger auf mich herüber und ruft: „Der ists, dieser hat den König von Preußen unter den Christbaum eingeschwärzt. Vahlkamp hat ihn bestochen. Da wurden Fäuste gegen mich geballt, Gesichter geschnitten, Schimpfwörter ausgestoßen, die ich nicht weiter erzählen will. Kurz, der König von Preußen hat mich hier in Schimpf und Schande sitzen lassen!" Mich rührte das Unglück des armen Mannes, ich zahlte ihm den Christbaum doppelt, und ermahnte ihn, den König von Preußen ja in Ehren zu halten. Dieser verdiente den Unmuth des deutschen Volkes nicht, sondern die Professoren von Schleswig-Holstein, welche ihm eine Rolle zuschöben, die nur ein Gesell ihres Gelichters zu spielen sich herbeilassen würde.

Da scholl plötzlich ein fröhliches Gläserklingen aus dem Römer, dem ehemaligen Kaiserpalaste, nun stattlichem Amtsgebäude des souveränen Magistrates, zu uns herüber. Wir traten, demselben folgend, an ein Fenster, das uns schmalen Einblick in die alte Rathsstube gewährte. Drinnen saßen die Rathsherren an einem langen Tische mit freudestrahlenden Christgesichtern traulich beisammen, um die Probe des berühmten Dechneiweines an ihren eigenen Leibern vorzunehmen und dadurch das Christfest auch von ihrer Seite würdig einzuleiten. Zum besseren Verständnisse auswärtiger Leser füge ich bei, daß die Stadt Frankfurt so edle Festweine in vortrefflichen Kellern besitzt wie keine andere freie Stadt in Deutschland. Sie gewann nämlich durch die Kirchenplünderung im Jahre 1803 alle Kloster-, Kirchen- und Stiftsgüter, darunter die köstlichsten Weinberge auf den Vorhügeln des Taunus, besonders zu Hochheim, wo der Dechneiwein auf den ehemaligen Carmelitergründen so ausbündig gedeiht. Sie läßt diese Güter durch Bauleute verwalten, welche die Blüthe der Weinlese in die Stadtkeller liefern, wo sodann zur gelegenen Zeit die Weinprobe viele unverbesserlichen Sorgen und Trübsale des Rathes wesentlich erleichtert. Heute galt die frei-

städtische Aufmerksamkeit auch dem süßen Christkinde, welches alle Herzen versöhnlich und menschenfreundlich stimmt.

Ein Rathsherr mit einem allerliebsten grauen Köpfchen ließ das Glas nicht aus der Hand, und kostete so finnigzart mit den feingeschnittenen Lippen den edlen Trank, daß ich nie eine so gefühlte und gewiegte Weinprobe gesehen habe. Da überkam ihn die Wehmuth um die entschwundene alte Christkindelzeit, die einst wie ein zahmes Schäfchen um seine erste Jugend getanzt hatte. „Unsere Kinder gleichen uns nicht mehr", sagte er mit einem tiefen Seufzer, „eine wilde, unchristliche Art nimmt in ihnen überhand. O ihr seligen Jugendspiele! Engelchen! Schäfchen! Hirtenknäblein! Füchschen und Maienkäferchen! Unter euch hab ich mich zum Menschen und Christen herangebildet, in eurer Gesellschaft habe ich mir deutsche Ehrlichkeit, Innigkeit und rathsherrliche Sanftmuth angelernt. Ach! mit Schmerzen sag' ich's, unsere Knaben und Mägdlein von heute sind furchtbar aus der Art geschlagen. Seit dem Scharfgerichte in Wien spielen sie nichts als Erschießens. Einer der Knaben ist Messenhauser, meine liebe Hanny seine verlobte Braut. Aus der ganzen Nachbarschaft kommen die jungen Wehrmänner zusammen, in preußischer Uniform, mit Trommeln und Pfeifen. Messenhauser wird ergriffen, gebunden und zum Tode verurtheilt. Von der Gartenmauer herab wird das Todesurtheil verlesen, die Drommete schmettert, man führt den Missethäter aus, man erschießt ihn mit kaltem Blute, in strengster Form Rechtens. Der Getroffene fällt so natürlich, als wenn er wirklich getroffen wäre, aus den Fenstern klatschen die jungen weiblichen Zuschauerinnen, der Todte darf sich nicht rühren, bis die Standrede vorüber ist, worin der Nachbarsbube alle mit dem Tode bedroht, welche sich gegen Seine Excellenz, den Fürsten Windischgrätz, auflehnen. Alle meine seidenen Sacktücher werden verschleppt, weil Messenhauser während dieser Ceremonie mit einem zugedeckt werden muß. Die Wonne einer solchen Execution versüßt der lieben Jugend noch den Abend, denn es wird bis in's Bett geflüstert, wie

trefflich Messenhauser gefallen, wie rührend Hanny, seine Braut, vor Verzweiflung die Hände gerungen, und wie mörderlich prächtig das Commando des Feldmarschallieutenants geklungen habe. Sei der liebe Gott unserer standrechtlichen Jugend gnädig!" Hiemit leerte er das Glas bis auf die letzte Neige, und schlug in stiller Ergebung seine glänzenden Augen nieder.

„Ja freilich!" nahm sein nächster Amtsbruder die Rede auf, „mit unserer Jugend geht es krauser, als einem christlichen Herzen lieb ist. Tausendmal denke ich, um mein Herz zu trösten, an den seligen Herrn Städel, diesen lebendigen Christbaum unserer Stadt, ach! das gerade Gegenspiel zur jugendlichen Leichtfahrt an Knaben und Mädchen. Er arbeitete emsig von Jugend auf als Kaufmann, und sparte die sauer erworbenen Heller zusammen, um noch der späten Nachwelt zu nützen, mit dem kindlichsten Herzen, das man sich denken kann. Er lebte ohne Frau im schönen Junggesellenstand mit einem Bedienten, der ihm kochte und die neuen Stiefel zurecht trat, weil die Unart der Jugend sogar an Stiefeln oft unerträglich ist für das Zartgefühl der Leichdorne. Der alte Rock war ihm so lieb, wie andern das alte Recht, er konnte sich von ihm nur mit weinenden Augen trennen, im Vorgefühl unmäßiger Forderungen des Kleiderkünstlers, welcher die Insolenz zu Paris gelernt und in die republikanische Einfalt zu Frankfurt eingeschwärzt hatte. Er schnupfte zwar Tabak, aber conservativ nur zu Hause, wo seine Dose in einem feuchten Wandschrank sich trefflich conservirte, aus dem sie nie herauskam, um den ursprünglichen Duft zu bewahren. So oft er eine Prise zu sich nehmen wollte, trat er jedesmal im süßen Gefühl des Eigenthums, das die junge Welt nicht kennt, an den Schrank heran, und tupfte sich leise und genügsam den Tabak an die Finger. Da er sich beim Umkehren jedesmal umdrehen mußte, so entstand durch die Reibung der Stiefelabsätze allmälig ein tiefes Loch in den Bretterboden, das er heilig hielt als Zeichen leiblichen und geistigen Gewichtes. Er hatte nur eine einzige Passion, nämlich schlechte Gemälde zu kaufen, und damit eine

Gallerie anzulegen, die allgemach mehrere größere Zimmer einnahm. Daran prüfte er seine Bedienten, Freunde und Kunden. Wer sie nicht einzig fand, der hatte für immer seine Gunst und Liebe verloren. Sein Bett, das er nie auslüften ließ, um den legitimen Geruch nicht zu vertreiben, umhängte er mit lauter Christkindlein, die er mit Emsigkeit überall zusammengesucht. Und hatte er sich mitten unter die Christkindchen gelegt, so mußte der Bediente ihn sanft zudecken und sagen: „Schlafe süß, o liebstes Kind! mit deinen schönen Kindlein, die liegen bei dir, und singen es mir, du bleibst ewig jung in deiner Christkindelhuldigung.“ Und in der That glaubte er selbst, daß er mit jedem Jahre jünger werde, und empfand weder Krankheit noch Leid in den harmlosen Freuden seiner Welt. Er aß wenig Fleisch, weil es nach seiner Ansicht alt machte; nur für den Gänsebraten hatte er einige Vorliebe, weil die Gänse die Gemälde des Capitols zu Rom gegen die Gallier gerettet hätten. Er zehrte an einer Gans eine ganze Woche, und hielt ernstlich darauf, die siebentägige Gänsekost nicht zu unterbrechen, zum Andenken an die erste Woche der Schöpfung, wo Gott alles, was auf Erden kriecht und durch die Lüfte fliegt, erschaffen hatte. Deßhalb hing über seinem Speisetische auch ein Gemälde, alle Thiere des Paradieses vorstellend.

Im Jahre 1805, wo Dalberg, ein Freund aller Gelehrten, Dichter, Künstler und Narren, als napoleonischer Großherzog das Frankfurter Volk regierte, hatte Städel gegen Lichtmeß wieder eine Gans von besonders schmackhafter Anlage in regelmäßiger Arbeit, und als er bereits sechs Tage davon gezehrt hatte, begegnete er eines Morgens dem Fürsten Primas. Dieser lud ihn freundlich auf den Sonntag zum Mittagessen ein. „Ich bitte um Vergebung“, erwiederte Städel rasch, „das kann nicht seyn. Ich muß das letzte Stück meiner Gans verzehren, es ging mir sonst das Stück und die ganze Arbeit zu Grunde.“ Hiemit verbeugte er sich nicht allzutief nach seiner Gewohnheit und Aussage wegen der frischen Luft in den hö-

heren Regionen der Atmosphäre, und ging eilfertig von dannen. „Was diesem Primas nicht alles einfällt", murmelte er durch's Gallenthor herein, „da soll ich mein letztes Stück Gans zu Grunde gehen lassen. Nein! dieses Stück muß mit Gottes Hülfe morgen von mir verzehrt werden; dann stehe ich bescheidenen und christlichen Potentaten wieder zu Diensten."

So lebte er viele Jahre mit sehr geringen Ansprüchen. Sein Vermögen wuchs ungemein, da Gott alle humoristischen Leute lieb hat, so sehr sie auch gegen die Regeln des irdischen Anstandes verstoßen. Als er krank wurde und nicht mehr selbst überall nachsehen konnte, ermahnte er den Bedienten, sich nur ja alles unnützen Aufwandes zu enthalten aus Furcht vor dem Gerichte Gottes, und die Arzneien so wohlfeil als möglich zu erwerben, da sie für den Tod selbst im besten Falle nichts helfen könnten. Er starb gegen das Jahr 1818 bis 1819, und hinterließ eine Vermächtnißurkunde, worin er sein ganzes Vermögen zur Anlegung einer Kunstanstalt vermachte, worin zuvörderst seine unvergleichliche Bildergallerie Platz finden und durch Ankauf sich jährlich vermehren, sodann durch die Zinsen des Stiftungskapitals strebenden Künstlern Gelegenheit werden sollte, sich auszubilden. Seine Hinterlassenschaft betrug, trotz der Auslagen für Gänsebraten, eine runde Million Gulden. Zwackte auch ein Rechtsstreit 100,000 Gulden davon ab, so hatten indessen die Zinsen so viel eingetragen, und wir Rathsherren und Bürgerrepräsentanten gründeten in unserer angebornen Kunstliebe in der neuen Mainzergasse das herrliche Städel'sche Institut, welches alljährlich 45,000 Gulden zur Verfügung hat, und wo die berühmtesten Meisterwerke von Veith, Steinle und Oberbeck neben dem abgeschmackten Huß von Lessing stehen, dem das unbeneidenswerthe Loos geworden, der wahren christlichen Kunst zur Folie zu dienen, und das Aergerniß seiner unpoetischen Conception selbst abzubüßen. Der heilige Christ segne Frankfurt und seinen hochweisen Rath, und gebe uns noch mehr solche Christkindelseelen, wie Städel war, welcher jetzt am Herzen Gottes es wohl auch verschmerzt ha-

den wird, daß der Director Veith seine schlechten Bilder verkauft und weggeschafft hat." Alle Rathsherren erhoben sich bei diesem Wunsch in andächtiger Rührung, und klingten an auf die Christkindelseelen der freien Stadt Frankfurt. Quod felix faustumque sit! riefen mit amtlichem Nachdruck Bürgermeister Müller und sein erster Sekretär. Eine friedfertigere Gruppe hatte es wohl nie im deutschen Reiche gegeben, als in diesem Augenblicke hinter den Flaschen des Dechneiweines von Hochheim, der auch wirklich seine Probe so mächtig bestand, daß alle Abneigungen schwanden und die zarteste Menschenliebe in die Herzen einkehrte.

Der letztern war es zuzuschreiben, daß der jüngste Rathsherr aufstand, und sich nach einigem Räuspern also vernehmen ließ: „Meine Herren! es ist bekannt, daß unsere hochverehrliche Reichsversammlung alles kann, außer das Weib zum Manne, und den Mann zum Weibe machen. Um so befremdender war mir unlängst die Abweisung vieler harmloser Bittsteller, denen vielleicht in diesem Augenblicke der Christnacht bang um's Herz ist. Die Ungerechtigkeit macht sich auf Erden, trotz aller constituirenden Versammlungen, breit zum Verderben wehrloser Unschuld. Denken Sie nur! der Cantor Henke in Hannover mußte wegen Kränklichkeit auf eigene Kosten zur Besorgung des Schuldienstes einen Adjuncten bestellen. Der wehrlose Literat Brendl wurde vom groben Stadtmagistrate zu Bamberg grausam fortgewiesen. Der Stadtschreiber Baumgärtner zu Sulzbach erlebte die Schande, daß die Nationalversammlung seine eingesandten Rechnungstabellen nicht gebrauchen wollte. Ida Conrad, die beste Frau in Hirschberg, wünscht die Begnadigung ihres Gemahls, der Gelder unterschlagen, und einige Unterstützung in ihrer bedrängten Lage aus der Reichskasse, und die Paulskirche bleibt gegen ihre Wünsche verstockt. Der Postsekretär Görges von Braunschweig muß erleben, daß die Nationalversammlung sein berühmtes, mit Schweiß zusammengebrachtes Werk, „Friedrich Wilhelm's Album", nicht durch ganz Deutschland zu besserem Absatze empfehlen will. Dem

Müller Aichinger von Lindenau sperrt man das Mühlwasser ab, und die Nationalversammlung verschmäht es, die Mühle wieder in Gang zu bringen. Johann Hartig von Frankfurt will die Protokolle der Reichsversammlnng vorlesen, weil man die Sekretäre nicht versteht. Man hat keine Ohren für dieses höfliche Angebot. Und so geht es einer Unzahl Seelen in Deutschland, die sich in der Nationalversammlung getäuscht fühlen, und heute eine betrübte Christnacht haben. Gewiß finden es meine Collegen in der Ordnung, wenn wir uns einmüthig erheben und ein Glas leeren auf das Unglück von Tausenden, die bei der Nationalversammlung keine Unterstützung fanden." Allgemeiner Beifall und ein stürmischer Toast auf die deutsche Armuth folgte dem Antrage des Herrn Allgemein. „Solche uneigennützige Theilnahme für alle Thränen, die in Deutschland geweint werden, gibt es nur in Frankfurt", sagte mein Christbaumverkäufer, „und der König von Preußen, den man zum Reichsoberhaupte bestellt, wird alle Berge eben und alle Thäler voll machen. Gott sei uns armen Sündern gnädig!" Der Redner verschwand gedemüthigt in die Nacht. Ich ging, die Hände auf's Herz gepreßt, schweigend und zerknirscht nach Hause.

# XIV.

## Wien im November 1848 und die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir zuerst das vermeintliche Drückende und Schauerliche, was wenigstens im Anbeginn des Belagerungszustandes sich gezeigt haben soll, und was, wollte man einem liberalen Jeremias Glauben schenken, noch gegen Ende des Monats von demselben unzertrennlich gewesen seyn soll! Auf den öffentlichen Plätzen, gleichwie auf den Basteien, lagerten in den ersten Tagen Soldaten, welche im Innern der Stadt bei eintretendem Regen Zuflucht unter den Thorwegen des Hauses suchten. Sonst saßen sie an Feuern, über welchen ihre Feldkessel hingen, scheuerten da ihre Waffen, reinigten ihre Kleider, rauchten ihr Pfeifchen und blickten heiter und gutmüthig, oder staunend in eine ihnen fremde Welt. Wer in diesen Tagen ruhigen Bewußtseyns über die Basteien wandeln und harmlosen Sinnes, ungeplagt von Weltverbesserungsplanen, in das dort zur Schau sich stellende Lagerleben mit seinen vielgestaltigen Gruppirungen und seiner wechselnden Scenerie blicken konnte, der mochte wohl das „traurige Aussehen" des Correspondenten-

ten in Num. 321 in ein „lustiges und erheiterndes“ übersetzen; denn es bedurfte wahrlich eines tief nagenden politischen Grames, oder all des brodelnden Ingrimmes der Frankfurter Paulskirche, um gegen den Widerhall der Munterkeit des dort lagernden Völkleins sich zu verpanzern; dann aber vollends, wenn man bedachte, wie nur den langdauernden Entbehrungen und erduldeten Mühseligkeiten desselben das eigene freiere Aufathmen zu verdanken sei. Welcher Hin- und Herwandelnde, sowohl in der Stadt als auf den Basteien, wäre von diesem Kriegsvolk angehalten, in seinem Lauf gehindert, wohl gar beleidigt, welcher zum Waffendienst oder zum Barrikadenbau gepreßt worden (was zur Zeit, da dieses „traurige Aussehen“ noch ferne stand, sogar einem mehr als 70 jährigen Greisen widerfuhr), wie es durch übermüthige Studenten, durch zügellose Proletarier, durch nichtsnutzige und feige Literaten geschah? welcher wäre unter dem Vorwurf, irgend einer Farbe den Vorzug zu geben, insultirt worden? Was müssen das für Leute seyn, die über den eingetretenen Zustand im Vergleich zu dem vergangenen geifern können, oder die von dem „Terrorismus der Volkspartei“ der nach der Aeußerung des Correspondenten A in Num. 315 (welcher nichts destoweniger über „Militärherrschaft“ seufzt) in den letzten Tagen alle Begriffe „überstieg“, weder etwas gewußt noch geahnt zu haben scheinen, wenigstens sich stellen, als hätten sie nichts davon gewußt?

Wenn hie und da ein Croat einen Bankzettel entgegenhielt, um Zwanziger dafür einzutauschen, so muß man auch ohne Belagerungsstand sich's gefallen lassen, von einem Vorübergehenden angehalten, nach irgend einer Straße, nach irgend einer Wohnung befragt zu werden. Diese so vielfach besprochenen Croaten ließen sich von dem, der keine Zwanziger hatte, so geduldig abweisen, wie der andere von dem, der die Straße nicht kennt. Oder wäre etwa jenes Anbieten von Bankscheinen zum Austausch gegen Barschaft auf freier Straße lästiger gewesen, als früher an den Engpässen der Barrikaden

das Darreichen des Tellers zur Contribution an die „braven Arbeiter?“ — Wahr ist's, auf dem Stephansplatz standen während der ersten vierzehn Tage einige Geschütze. War der Anblick derselben unleidlicher, als der altgewohnte vor dem Hofkriegrathsgebäude; oder ist durch sie Jemand der Weg versperrt worden, wie während so mancher Tage durch die Barrikaden, diesen echten Symbolen der von den Wühlern zugemessenen Freiheit geschehen ist? Ferner waren sowohl in und außerhalb der Stadt ungleich mehr Wachposten aufgestellt, als sonst, begegnete man in der Nacht etwa einer Patrouille; und mag auch am 1. November alle fünfzig Schritte um den Linienwall ein Infanterieposten, zwischenein ein Cavallerist mit gespannter Pistole gestanden haben, so hat dieses den geringsten Theil von Wiens Bewohnern weder gestört, noch beunruhigt, oder gekränkt, eher deren Theilnahme darüber geweckt, daß das Militär zu andauernden Strapatzen genöthigt werde. Rührt die hierüber geäußerte Bemerkung: „würden Nachsicht und Milde hier nicht weit besser zum Ziele führen“, von dem Correspondenten her (was nicht ganz klar ist), so können wir nur seine Unerfahrenheit belächeln, die sich noch dem Glauben hingeben kann, daß eine Partei, die so auftritt, wie es während des ganzen Octobers in Wien geschah, wenn sie endlich zu Paaren getrieben wird, die Milde nicht für Schwäche, die Nachsicht nicht für Unfähigkeit nehmen und deßwegen ihre Machinationen alsbald mit erneuter Regsamkeit wieder beginnen würde, da nicht einmal Ernst und Strenge sie an deren schleichender Fortsetzung hindert.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Entsetzlichen der vermehrten Wachposten und der die Straßen durchziehenden Patrouillen! Wer begegnete nicht lieber einem durch die Mannszucht geleiteten Krieger, als einem durch Studenten gespornten Proletarier? Nöthigt dann die Zahl des herbeigezogenen Militärs mit einem Theil desselben in den Vorstädten die Häuser zu belegen, so ist es noch in frischem Andenken, wie am 26. Mai im Innern der Stadt die Studenten von den Häusern

an den Hauptstraßen förmlich Besitz genommen; wie sie unter alle Fenster, die auf die Straße gingen, Steine geschleppt; wie sie mit Gewehren unter dieselben sich gelagert haben, und kein Hausbewohner es wagen durfte, hiergegen nur das mindeste einzuwenden. Sollte auch diese Annehmlichkeit unter den unablässig im Munde geführten Märzerrungenschaften begriffen gewesen seyn, so mag die Einquartierung des Militärs als ein Supplement derselben, oder als eine Octobererrungenschaft gelten. Außerdem begnügt sich jenes mit den Räumen, welche der Hauswirth disponibel hat, die Herren Studenten machten sich's in den besten Gelassen bequem.

Stört es Jemand in seinen patriotischen Gedanken, bei einem Gang durch die Gassen so vielen Offizieren aller Uniformen und aller Waffengattungen zu begegnen, so entsinne er sich, daß früher der Anblick so vieler Calabreser mit wallenden Federn aller Art, das endlose Rasseln von Schleppsäbeln, das trutzige Vorüberjagen oder Vorüberschlendern der angeblichen Brüder Studio mit ihren Gesichtern, denen man es von weitem ansah, wie tief bereits Füster's Lehre und Beispiel bei ihnen in Fleisch und Blut eingedrungen war, und des gesammten Anhängsels desselben, auch nicht von Jedermann behaglich gefunden wurde.

Auf den ersten Anblick könnte man meinen, wie Entsetzliches aus dem Verbot des Zusammenstehens in größern Haufen; aus dem Befehl, zu bestimmter Stunde Gast- und Kaffeehäuser zu schließen; aus der Warnung vor aufreizenden Reden herausgrinse. Abgesehen davon, daß der ordnungsliebende Mensch in außergewöhnlichen Zeiten dergleichen nothgedrungenen und von ihm als zweckmäßig erkannten Verfügungen willfährig nachkömmt, weil er darin eine Nothwendigkeit erblickt, der er die bisher genossene Schrankenlosigkeit auf kurze Zeit gerne zum Opfer bringt, so ist es mit allem diesem niemals so streng gehalten worden. Man hat die ruhig Zusammenstehenden niemals gezählt, um sie, wenn ein Kopf über die Zehn

hinaus sich beigesellt hätte, aus einander zu treiben; niemals wurde der Glockenschlag als Termin des Offenstehens öffentlicher Orte in Erinnerung gebracht; man durfte vor Mitternacht so unangefochten durch die Straßen wandern, als am hellen Tage. Daß selbst die Mäuler nicht geschlossen waren, vernahm man aus wiederholten Kundmachungen (eine noch vom 7. December), welchen zufolge aufreizende Reden nicht immer unterblieben, und die Ordnungsfeinde und Roboter im Dienste der Anarchie ihr Spiel immer noch trieben. Somit war die Mundsperre lange nicht so entsetzlich, wie diese Correspondenten vorzugeben sich bemühten.

Gehen wir aber auf andere Verfügungen über, die mit der Einnahme der Stadt und dem ausgesprochenen Belagerungszustand in unzertrennlichem Zusammenhange stehen: auf die anbefohlene Auslieferung der Waffen; auf die angekündigte Hausdurchsuchung; auf das angedrohte Standrecht gegen diejenigen, welche dergleichen verheimlichen würden: so erscheint auch hier das Wort ungleich strenger, als die That sich bewährt hat. Keck dürfen wir jeden Einwohner der Stadt zum Zeugniß aufrufen, ob nicht in dieser Beziehung ebenfalls die größte Schonung, eine Nachsicht sei angewendet worden, die außer allem Begriff und aller Uebung der stürmenden Volksbeglücker liegt, die das moralische Vorrecht derjenigen ist, welche die Aufrechthaltung der Ordnung mit einer gedeihlichen Entwicklung und Ausbildung der bürgerlichen Verhältnisse zu vereinbaren, und den Schein der Härte durch das Wesen der Milde zu temporiren wissen. Die angesetzten Fristen zu jener Ablieferung sind wiederholt verlängert, die Pflicht, solcher Aufforderung nachzukommen, ist durch verschiedene Kundmachungen in Form freundlicher Belehrung nachgewiesen, die Hausdurchsuchungen sind weder allgemein, noch mit drückender Härte vorgenommen worden, und das Standrecht hiefür blieb als bloßes Schreckmittel bis zum 7. December, wo es zum erstenmal, und zwar gegen einen ehevorigen kaiserlichen Soldaten in Anwendung gebracht wurde, im Hintergrund, ungeachtet die

große Menge mangelnder Waffen den Verdacht fortgesetzter Verheimlichung wesentlich begründet.

Bei dem durch so lange Zeit hervorbrechenden Stöhnen über die Fortdauer des Belagerungszustandes sollte man glauben, wie gedrückt alles sich fühlen, wie trüb und düster die Physionomie der Stadt sich darstellen, wie unheimlich ihr Anblick seyn müßte. Hat derjenige, welcher am 5. November schrieb: „Handel und Wandel, Industrie und Gewerbe liegen darnieder", nicht geahnt, daß er hiemit sehr treffend auf die Wirkung eines Zustandes hinweise, dessen immer weiterem Voranschreiten einzig die Befreiung der Stadt aus ihren, mit der Farbe der Freiheit übertünchten Ketten ein Ziel setzen konnte? Diese Wirkung hat jene Befreiung bald genug geübt. Die seit dem 6. October mit wenigen Ausnahmen immerwährend verschlossenen Gewölbe fingen mit dem November an sich wieder zu erschließen, und standen nach Verfluß von acht Tagen insgesammt offen, nicht mehr verödet, wie damals, auch wenn sie nicht gesperrt waren. Von den 60,000 (oder wie Einige wollen gar 100,000) Einwohnern, die die Stadt verlassen hatten, kamen alltäglich ganze Züge zurück; die hundert und hundert unerleuchteten Fenster aller Straßen zeigten des Abends wenigstens theilweise wieder Licht; Equipagen und Livreebediente, beinahe gänzlich verschwunden, kamen wieder zum Vorschein; Fiaker rollten wieder in Menge über das Pflaster, und aus dem täglich sich mehrenden Gedränge in den Straßen konnte man erst jetzt recht wahrnehmen, wie verödet kurz zuvor die Stadt gewesen, aus den veränderten Blicken der Vorübergehenden aber, daß jetzt an die Stelle des niederdrückenden ein ganz anderer Zustand eingetreten sei. Mag derselbe immerhin die Benennung Belagerungszustand führen, dem Wesen nach ist er nicht von solcher Art, um an die Benennung einen gehässigen Begriff anzuknüpfen.

Indessen bietet sich zur Beurtheilung seiner Wirkung noch ein anderer Maßstab dar; ein Maßstab, der unwidersprechlicher ist, als alle Worte, weil er in Zahlenverhältnissen sich darstellt.

Durch volle vier Monate gestalteten sich die Einlagen in die Wiener Sparkasse zu den Rückforderungen fortschreitend ungünstiger. Verhielten sich jene Anfangs zu diesen wie 1 : 2, so sanken sie im August auf 1 : 3, am Anfang Octobers auf 1 zu beinahe 4. Mit dem 1. November trat der Belagerungszustand ein, und schon in der vierten Woche desselben hob sich das Verhältniß wieder auf 1 : 1¼. Hat der Belagerungszustand ausgiebigern Erwerb, hat er das Wiedererwachen des eingeschlafenen Vertrauens zur Folge gehabt? Wir wissen es nicht, wir kennen nur die Thatsache; diese läßt sich nicht in Abrede stellen; sie muß Wirkung einer nach dem October eingetretenen Ursache seyn.

Spräche nach allem diesen der Correspondent A in Num. 315 (wie wir auch dessen vollkommen überzeugt sind) nicht dennoch die Wahrheit mit seiner Bemerkung: „Gewänne Wien morgen um 100,000 Einwohner mehr, als es je gehabt, und würde es reicher als je, die alte gelobte Gemüthlichkeit Wien's ist wohl auf immer verschwunden; es ist nicht mehr wahr, daß es nur Ein Wien, nur Eine Kaiserstadt gibt; es theilt die Gräuel der Neuzeit und ihre unverwischbaren Spuren mit Paris." Das aber hat nicht der Monarch, das hat nicht der Fürst Windischgrätz, das hat nicht der Kriegszug gegen die Rebellion verschuldet; das ist nicht Folge des Belagerungszustandes; das ist auf das Inventarium der Märzerrungenschaften einzutragen; das ist die allerwärts unausbleibliche Wirkung der gelungenen Bestrebungen der Wühler; das sind die Segnungen, mit denen Städte und Länder durch sie heimgesucht werden.

Was in den ersten Tagen des Monats von rauchenden Brandstätten und ausgebrannter Häuserruinen, vornämlich in der Leopoldstadt, geschrieben werden mußte, ist leider nur allzuwahr; aber eines, was dem offenen Auge des Beschauers unmöglich entgehen konnte, ist von keinem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung angemerkt worden: daß nämlich die stehengebliebenen Häuser den niedergebrannten das unverkennbare

Zeugniß geben, es sei aus diesen auf die Truppen geschossen worden. Fürst Windischgrätz hatte in seiner Proclamation vom 27. October das Abbrennen der Häuser, aus denen gefeuert, das Niedermachen ihrer Einwohner angekündigt. Er ordnete damit keine außerordentliche Maßregel an, er brachte nur in Erinnerung, was (wenn immerhin hart und barbarisch) als Kriegsrecht und Kriegsbrauch von jeher gegolten hat. Sind die stürmenden Truppen über dieses hinausgeschritten, haben sie von der Drohung in vollem Umfange Gebrauch gemacht? Das ist die Hauptfrage. Der Anblick bezeugt, daß sie nur das Vergeltungsrecht geübt haben. Wären sie über dieses hinausgeschritten, wie könnte dann mehr als ein Haus unversehrt, oder nur so weit beschädigt, als es aus der unmittelbaren Berührung mit dem daranstoßenden erfolgen mußte, mitten zwischen Brandstätten geblieben seyn? Dieß zeigt sich am deutlichsten in der Nähe einer der abgebrannten Zuckerraffinerien. Da steht zwischen zwei Häusern von drei Stockwerken ein einstöckiges, somit zum Zweck des Herausschießens ungeeignetes; dieses ist unbeschädigt geblieben, jene beiden sind ausgebrannt. Es ist nicht das einzige, an welchem diese Wahrnehmung sich machen läßt. Tritt man vor das zerstörte Odeon, so stehen rechts und links zwei gleich hohe Häuser. Von demjenigen links (es hatte mit jenem Gebäude den gleichen Eigenthümer) sind bloß die nackten Mauern übrig geblieben, das andere zeigt in seinem durchweg verkohlten Dachgesimse, in bedeutenden Brandspuren des anstoßenden Erdgeschoßes, daß es nur der äußersten Anstrengung habe gelingen können, dasselbe zu retten. Wer hat es, da der Kampf noch nicht beendigt war, gerettet? Die Grenadiere, welche das Odeon stürmen, und es erhaltenem Befehl zu Folge in Brand stecken mußten. Sie waren es, welche unmittelbar hierauf über das Dach des bedrohten Hauses sich vertheilten und mit der größten Thätigkeit es den hinüberschlagenden Flammen entrissen. Ist aber nicht jener Theil der Bevölkerung Wiens, den nach dem eigenen Urtheil der Allgemeinen Zeitung „eine Todesverachtung

bewährte, welche goldene Früchte für die Zukunft des Vaterlandes in Aussicht stellt", sind nicht diejenigen, welche während des Octobers in der Stadt den Meister spielten, mit dem Niederbrennen vorangegangen, und zwar nicht von Häusern, aus denen auf sie geschossen wurde, wohl aber von solchen, von denen sie fürchteten, die Truppen könnten in ihnen einen Anhaltspunkt gewinnen? Warum denn allen verursachten Jammer immer nur auf diese wälzen?

Der Berichterstatter ♯ in Num. 313 beharrt dabei, den Brand über der kaiserlichen Bibliothek und dem Naturalienkabinet den Geschützen des angreifenden Heeres beizumessen. Wüßte man auch nicht, daß lange vor dem 31. October Mancher aus den bewaffneten Haufen dessen kein Hehl machte, daß bei der ersten Beschießung der Stadt die Burg in Flammen aufgehen müsse, so dürfte doch vernünftigermaßen Jeden der Zweifel anwandeln: ob denn die Kommandirenden wirklich die Brandstoff schleudernden Geschosse vorzugsweise gegen den so viele Schätze aller Art bergenden Wohnsitz ihres Monarchen dürften gerichtet haben? Vollends sagen wollen, das Ziel sei ein anderes gewesen, statt dessen dieser Theil der Burg getroffen worden, hieße die allbewährte Geschicklichkeit der österreichischen Artillerie mit schnödem Hohn in Zweifel ziehen. Wie kam es aber, daß die schon um vier Uhr, gleich bei dem Ausbruch des Brandes, an die Stelle geschickte Löschmannschaft von den Proletariern unter vorgehaltenen Pistolen zur Rückfahrt mit den Spritzen gezwungen wurde? Sollten die rothen Federn, mit denen nach drei Uhr eine Rotte von dem Petersplatz gegen die Burg hinabzog, so ganz ohne Bedeutung gewesen seyn?

Ein anderer Jammer schwellt die Brust der Edlen und macht sich Luft in Klagetönen — die Behandlung der Presse. Wer ehrlich genug ist, um einzugestehen, daß dieselbe bis zum 31. October, mit wenigen Ausnahmen, in grundwüstem Cynismus vollkommen ersoffen gewesen sei, und gegen diejenigen, welche desselben sich erwehrten, einen brutalen Terrorismus geübt habe, den kann es nicht befremden, daß ihr im ersten

Augenblick ein Zügel angelegt wurde. Der Fürst hatte dieses in seiner Proclamation angekündigt. Lange indeß dauerte dieß nicht; aber auch konnte die Regulirung der Presse unmöglich das Erste seyn, worauf Bedacht zu nehmen war. Jedoch schon nach acht Tagen durften diejenigen Blätter, welche ihres gesunden Urtheils, ihrer bessern Ueberzeugungen, ihres anständigen Tones, und, man darf in Anbetracht der damaligen Zustände wohl hinzusetzen, ihres anerkennenswerthen Muthes wegen unablässig die Zielscheibe aller Verunglimpfungen jener politischen und moralischen Cyniker gewesen waren, durften die „Presse" und der „österreichische Lloyd", durfte unmittelbar darauf „der Zuschauer" wieder erscheinen, wurde dem seit April durch die furchtloseste echte Freisinnigkeit sich auszeichnenden Quirin Endlich erlaubt, sein Blatt, „Schild und Schwert", herauszugeben. Daß endlich derselbe ein „Placadenfabrikant" genannt wird, kann keinen Schatten auf seinen Charakter werfen, so wenig als die aus dem Titel abgeleitete Meinung, sein Blatt dürfte sich „zum Organ der Militärherrschaft machen wollen", auch nur für einen Augenblick Wahrscheinlichkeit gewann. Ueberhaupt hätte man im Auslande bei dem Gewimmer, welches noch am 12. November über Hemmung des in- und ausländischen Zeitungswesens erhoben ward, auf die unleidlichste Verkümmerung dieses täglichen Lebensbrodes lechzender Seelen und auf eine bitterscharfe Censur, die im Hauptquartier geübt werde, schließen mögen. Thatsache ist, daß damals ausländische Zeitungen nicht vorenthalten wurden, von inländischen jeder Tag neue erscheinen sah, so daß am 15. November ihrer schon wieder zehn, nach weitern vierzehn Tagen deren mehr als das Dreifache gezählt wurde, somit Futters genug auch dem größten Heißhunger gewährt war, wenn anders die Gier nach Pikantem in Schmähungen, Verläumdungen, Ungezogenheiten und Hetzereien und dem muffigen Hautgout, ohne welchen Manche eine freie Presse sich nicht denken können, jenen nicht überwog.

Daß aber auch jene angeblich militärisch-schroffe Censur

...lugein, welches einen schwarzumränderten E
Haus Habsburg, dann ein Dreigespräch z
detzky, Windischgrätz und Jellachich, mit
Spottbildern ausgestattet, enthielt, in den K
scheut herumgeboten wurde. Wie wäre es
gen, welcher einen Monat früher, unter dem
heit, Aehnliches gegen die preiswürdigen T
Becher sich erlaubt hätte? Wer aber möchte
„Militärherrschaft" nicht Dank darum wissen,
Wien von dem ekelhaften Geschrei der Legion
Schmutzblätter und Schandlibelle, welches
aus jedem Durchgang, an jeder Ecke dem
nicht bloß am Tage, sondern selbst nach eing
unablässig in die Ohren gellte, endlich befreit l
nicht mit voller Ueberzeugung dem Correspond
November beipflichten: „der Gassenliteratur ist
in's Leben getretene Verbot, Zeitungsblätter u
auf den Staßen und Plätzen auszurufen, ein
versetzt worden. Für die wahre Literatur und l
der Presse ein wahrer Gewinn!"

Mochte auch die Wiener Zeitung eine an
bringen: „daß immer ...

stand, einen um wenigstens vier Tage zurückgelegten Brief, in welchem von einigen Dutzend Erschossenen gesprochen wird, am 18. November, nachdem sie jene Bekanntmachung in der Wiener-Zeitung längst kannte, doch noch abdrucken zu lassen. Am 17. November läßt sie sich schreiben: „einmal muß doch eingehalten werden auf der Bahn des Blutvergießens;" dann am 18.: „möchte doch endlich Einhalt gethan werden jenen Hinrichtungen, die nur neuen Grimm hervorrufen." (Alles Belege zu der unleidlichen Censur, die Fürst Windischgrätz üben ließ; denn alle diese Blätter, welche solche Nachrichten enthielten, circulirten, wie übrigens leicht zu erachten, frei in Wien.) „Eine wahre Hiobspost" war ihr die Hinrichtung Bechers, eben desjenigen, von dem sie kurz zuvor selbst gemeldet, er habe Gagern den „Frechheitspräsidenten" genannt, „der sammt Schmerling und seinen Genossen kaum etwas Anderes verdiene als Latour." Dieser Becher war nach allgemeinem Urtheil einer der schwarzgallichsten und trotz seiner „kolossalen Figur" in dem Waffenkampfe nichts weniger als herzhafter Wühler. Der Name, des von ihm herausgegebenen Blattes, „der Radikale", bezeichnete seine politische Richtung, in welcher er noch in den letzten Tagen die habsburgische Dynastie der Herrschaft verlustig erklärte. Der Jude Jellinek gehörte gleichfalls zu den heißblutigsten Förderern alles Umsturzes. Selbst die um einen Tag verspätete Bekanntmachung des vollzogenen Todesurtheils unterliegt der Rüge der gestrengen Herren. Seltsam, daß nur das „geängstigte Publikum" berücksichtigt werden, dieses alles gelten soll; indeß demselben ein wenigstens eben so zahlreiches, wenigstens eben so ehrenwerthes, ebenso berücksichtigenswerthes Publikum zur Seite steht, welches weder durch rechtskräftige Hinrichtungen „wegen hochverrätherischer Aufwieglung des Volkes zur bewaffneten Empörung" zum Unwillen gereizt, noch durch die verspätete Anzeige derselben „geängstigt" wird. Aber freilich dieses Publikum gilt nichts, verdient keiner Erwähnung, ist zu behandeln als wäre es gar nicht vorhanden. Nicht diejenigen, welche endlich der wiedergewonnenen Sicherstellung der Personen, des Ei-

. (Allg. Ztg. Num. 332. πρ.) Der wahre 
fschub jener Bekanntmachung mag aber darin
i die Begnadigung des ebenfalls verurtheilten
ndanten der akademischen Legion, zuvor in t
inen sollte, wonach auch die Aufhebung des
rfahrens angekündigt wurde.

Fassen wir Wiens Zustand während des
ge; erinnern wir uns, wie so Viele durch 
That die Masse in die äusserste Empörung
bemühten; rufen wir uns in das Gedächtni
ch ingrimmiger Wuth an der Lösung aller Ba
ung der letzten Regungen der Sittlichkeit ge
cher Zähigkeit an der Anarchie festgehalten, w
holtem Treubruch nur unter harten Anstrengung
igen Opfern dem Militär die Besetzung der S
de, und halten wir diesem eben so betrübenden als
e zehn Hinrichtungen der Allerschuldigsten (da
bar Eid- und Wortbrüchigen), die Strafmild
r Verurtheilten, die völlige Begnadigung An
bei Fröbel kaum Jemand im ...

und mit eiserner Kälte eines Alba, Männer, die meist ehrliche (!) Enthusiasten oder Verirrte sind, auf die Schaffote schleifen läßt, das nennen wir mehr als Verblendung, die Sprache versagt unsern empörten Gefühlen den rechten Ausdruck." Mit welch anderer Strenge verfuhr die französische Republik gegen die Schuldigen des Juniusaufstandes! welch andere Beschränkungen gegen die Presse und die bürgerliche Freiheit verfügte die französische Nationalversammlung, ohne daß es diesen Correspondenten eingefallen wäre von Tilly oder Alba zu reden. Die vielen republikanischen Todesurtheile und die Deportationen von Tausenden wurden als etwas sich von selbst Verstehendes hingenommen; für Oesterreich aber gilt ein anderer Maaßstab! —

Dieser österreichische „Alba" ertheilte den Befehl zum letzten, zum entscheidenden Angriff auf Wien nur mit Thränen in den Augen. Diesem „Alba" gewann die schändliche Ermordung der Gemahlin in Prag nur größere Milde ab, um selbst den Schein zu meiden, als mische sich Rachegefühl in die abgenöthigten strengern Maßregeln. Und dieser „Alba" gewinnt durch angeborene Freundlichkeit die Herzen derjenigen Aller, die ihm sich nähern können! Es liegt daher empörender Hohn in den Worten eines Herrn ***: „der Gemeinderath hat Windischgrätz und Jellachich mit Deputationen und Adressen beschickt, um für die Rettung der Stadt den Dank auszusprechen. Windischgrätz insbesondere für die Milde, mit der er vorging. Was wollen Sie mehr?" Würde jenem vorhin bezeichneten Publikum eine Stimme zugestanden, denn hätte der ehrliche Schreiber der angeführten Worte sich überzeugen können, daß der Gemeinderath nur in dessen Sinn gehandelt, nicht Jedermann den angeblichen „Alpdruck", den des Fürsten Walten auf Wien gewälzt, gefühlt, oder die Ueberzeugung getheilt habe, daß er „in seiner eisernen Umarmung zuletzt die Dynastie mit der Hauptstadt (warum nicht gar die Monarchie?) zermalmt hätte." Ist es nicht Angesichts der Thatsachen bombastische Uebertreibung, wenn von einer betretenen Bahn des Blutvergießens gespro-





chen wird, „auf der doch einmal sollte Halt gemacht werden"; von „neuem Grimm, durch Hinrichtungen hervorgerufen; von der Unmöglichkeit der Versöhnung durch längere Dauer der jetzigen Zustände."

Welcher Redliche würde nicht gerne alles daran setzen, wenn sich ihm die Aussicht auf eine solche eröffnen könnte? Ließe sich dieselbe durch Beseitigung der strafenden Gerechtigkeit hoffen, erwarten, erzielen? Bieten Amnestien irgend eine Bürgschaft für dieselbe? Hierauf ertheilt Rom, ertheilt Mailand leider nur allzu klaren Aufschluß. Und doch stellte die Allgemeine Zeitung schon am 18. November die Nothwendigkeit einer solchen als erste Bedingung auf. Hat sich dieselbe im vorigen Jahr, als in der Schweiz eine siegende Partei die unterliegende mit Einkerkerungen, Mundtoderklärungen, Vermögens-Confiscationen, und, wären einige der Häupter in ihre Hände gefallen, wahrscheinlich mit Blutgerichten verfolgte, dieser Mißhandelten auch so ernstlich angenommen, so warm Mäßigung empfohlen, Amnestie als einziges Mittel der Versöhnung gefordert? Und wie anders war dort die Stellung der Sieger zu den Besiegten. Diese waren keine Aufrührer; aus ihrer Mitte waren keine Meuchelmörder hervorgegangen; die Grundlage ihrer Bestehen war nicht die Widersetzlichkeit gegen die rechtmäßige Ordnung, nicht die Anarchie; sie waren Herren in ihrem Hause, so gut als die andern, in den ihrigen es waren; sie standen in ihrem Recht so stark und kräftig als die andern, nur der Zahl und der materiellen Gewalt nach waren sie schwächer. Warum verstummte dort die Mißbilligung oder, wenn sie je einen Laut von sich gab, warum geschah es so matt und farblos? Und hier sollte man der gestörten, wühlerischen Thätigkeit, welche die Gesammtmonarchie untergrub, so bald nur immer möglich zu einem erneuerten Anlauf verhelfen? dort hat eine vorangegangene Proclamation des siegenden Theils ganz andere Dinge in Aussicht gestellt, sie hat nachher das Versprochene nicht gehalten; hier hat die vorangegangene Proclamation des siegenden Feldherrn auch in Aussicht gestellt, wie er bei frevelhaftem Wi-





verstand zu verfahren gedenke; er hat das Angedrohte im mildesten Maße und im geringsten Umfang in Anwendung gebracht; und selbst das noch sollte beseitigt werden einer Partei zu lieb, die keine Reue kennt, keine Schonung würdigt, kein Versprechen hält, durch kein Wort sich gebunden glaubt, vor keinem Frevel zurückbebt, mit Meuchelmord spielt, wie Kinder mit Puppen.

(Schluß folgt.)

---

# XV.

## Beiträge zur Anatomie und Physiologie des doctrinären Liberalismus.

(Fortsetzung.)

Die Betrachtungen der Frau von Staël tragen das Motto aus Sully's Memoiren an der Stirne: „Die Revolutionen großer Staaten sind nicht die Wirkung des Zufalls oder der Laune der Völker." Ueberaus richtige und treffende Bemerkung! Wer dem Entwicklungsgange großer Weltgeschicke nachzuspüren weiß, kömmt bald zu dem Ergebniß, daß die politischen Revolutionen aus naheliegenden Ursachen fließen, welche wieder die Wirkungen anderer entfernterer Ursachen sind, deren Stammbaum oft Jahrhunderte hinauf nachgewiesen werden kann. Sully's Ausspruch ist so wahr, daß wir ihn unmöglich bloß auf Revolutionen beschränken können. Wir stellen ihm, genau mit demselben Rechte, einen andern Satz gegenüber: die Constitutionen sind nicht die Wirkung des Zufalls oder der Laune der Völker. — Hier wie dort dieselbe Nothwendigkeit, und dieselbe Freiheit! Beide Behauptungen in ihrer Vereinigung bilden

„Wenn man", heißt es an einer andern S
rachtungen" (Bd. I, S. 91 u. ff.) „die Vergange
ekannten Erfolge beurtheilt, kann man, meiner Meini
agen, Ludwig XVI. habe Unrecht gehabt, sich in d
chen England und Amerika zu mischen, wenn gl
Gemüther die Unabhängigkeit der vereinigten Staat
Die Grundsätze der französischen Monarchie gestattet
u begünstigen, was nach eben diesen Grundsätzen a
etrachtet werden mußte. Ueberdieß hatte Frankreich
en Grund, sich über England zu beklagen; und ei
rklären, einzig wegen der, jederzeit zwischen diesen b
estehenden Rivalität, ist eine an sich selbst verwer
nd für Frankreich noch schädlicher als für England.
eich hat größere natürliche Quellen des Wohlstande
eniger Macht und Uebung zur See; es erstarkt dur
n und geräth durch einen Seekrieg in Verfall."

Frau v. Staël gibt also zu, daß Ludwig XV
ende der Revolution einen falschen Schritt geth
usbruch des Vulkans nur beschleunigen konnte.
lgerungen zieht sie daraus? Sie fährt fort:

„Man muß demnach ...

unbestreitbaren Wahrheit zu machen sucht. Die hier beobachtete Tactik ist nicht zu übersehen. Sie findet sich fast bei allen liberalen französischen Geschichtschreibern wieder, und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Begriffe zu verwirren und die Thatkraft der Bessern zu lähmen. Allenthalben nämlich, wo es sich darum handelt, die Sache der Revolution zu führen, wird diese dargestellt wie ein unabwendbares Verhängniß, das jede menschliche Freiheit aufhebt, wie eine Macht, gegen welche jeder Widerstand Wahnsinn wäre. So wird jede Verschuldung oder Verantwortlichkeit Derer geläugnet oder als unerheblich dargestellt, welche durch übeln Willen oder Verwirrung der Begriffe den Sieg der Revolution beförderten; jede verderbliche Nachgiebigkeit, jede Unterlassung des pflichtmäßigen Widerstandes von Seiten der rechtmäßigen Regierung findet vor dem Tribunal dieser Geschichtsauffassung ihre bereitwillige Lossprechung. Solche Philosophie läuft im Wesentlichen auf den Satz hinaus: die Revolution ist eine vollendete Thatsache, folglich war sie nothwendig, und weil sie nothwendig war, würde kein Sterblicher, was er auch gethan hätte, den unaufhaltsamen Gang der Ereignisse haben ändern können. Eben diese calvinistische Prädestinationslehre wird aber augenblicklich aufgegeben, sobald davon die Rede ist, die Gegner der Revolution anzuklagen. Frau v. Staël überschüttet die treuen Freunde des verrathenen und verlassenen Thrones mit Hohn und Schmach. Ihnen soll also die fatalistische Berufung auf ein unabwendbares Schicksal, welches denn doch auch ihnen, nicht minder wie den Gegnern, ihre Bahn vorgezeichnet haben müßte, nicht zu Gute kommen! Der praktische Zweck dieser Geschichtschreibung ist kein anderer, als selbst die Neigung zu jedem ernsten und entschiedenen Kampfe mit der Revolution in den Gemüthern zu ersticken. Muth und Gewissen sollen bei der Autorität und bei den Einzelnen von vornherein abgestumpft und gelähmt werden. Es gilt die Vorstellung in Umlauf zu bringen: daß jeder Widerstand gegen die Revolution ein widersinniger Kampf gegen das Unvermeidliche sei.

Das Verkehrte und Parteiische dieser Darstellungsweise sieht Jeder leicht ein. Aber viel schwieriger zu beantworten ist die Frage: wie ihr zu begegnen sei? Die Frage kehrt immer wieder: was hätte von Seiten des Königs und seiner treuen Anhänger im Kampfe gegen die Revolution geschehen sollen? und hätte irgend eine kühne That, ein beherzter Entschluß, ein entschiedenes, auf richtiger Würdigung der wahren Sachlage beruhendes Verfahren den herabrollenden Siegeswagen der Revolution möglicherweise anhalten, ihm eine andere Richtung geben können?

Diesen Fragen gegenüber müssen wir daran erinnern, daß in der gesammten Geschichte, mithin auch bei dem Verlauf der Revolutionen, immer drei Factoren thätig sind: die menschliche Freiheit, die Natur (d. h. die in den Gesetzen des Weltlaufs gegründete Verkettung von Wirkungen und Ursachen) und die Vorsehung Gottes, welche die Fäden des freien menschlichen Handelns und des natürlich nothwendigen Laufes der Dinge nach ihrem ewigen Plane zu einem Ganzen zusammenflicht. Diesen Plan können wir für die Vergangenheit aus dem, was geschehen ist, erkennen, aber wir wissen im Voraus nicht, was geschehen wird. Auf der Verwechslung dieser Standpunkte beruht der Trugschluß der liberalen Sophistik. Man trägt unsere dermalige Kenntniß geschehener Dinge, die als solche heute freilich nicht mehr zu ändern sind, in die Zeit hinein, wo sie noch nicht als Ereignisse, sondern als Gefahren im Schooße der Zukunft lagen, und vergißt dabei geflissentlich in Anschlag zu bringen, daß die unglückliche und Verderben bringende Wendung der Revolution hauptsächlich dadurch herbeigeführt wurde, daß Ludwig XVI. seine pflichtmäßige Vertheidigung aus Verzagtheit oder falscher Humanität aufgab. Hätte er rechtzeitig gethan, was seines königlichen Amtes war, so wäre auch der Verlauf der Dinge ein anderer gewesen. Rein providentiell dagegen ist es, daß die Zeit der verhängnißvollen Prüfung gerade diese Persönlichkeit auf dem Throne fand.

Das einfache praktische Ergebniß dieser Betrachtung ist

folgendes. Jedweder durchbringe sich mit der Wahrheit: daß die Revolution ein Krieg zerstörender Gewalten gegen Ordnung, Freiheit und Königthum ist. In diesem Kampfe stelle, wie in jedem andern Kriege, Jeder seinen Mann. Jeder handle nach dem goldenen Sprüchlein: hilf dir selbst, so wird der Himmel Dir helfen, — und lasse sich durch die treulose Einflüsterung einer verderblichen Doctrin nicht irre machen und zu dem Wahne verlocken: daß der Widerstand gegen die Umwälzung immer und nothwendig fruchtlos sei.

---

Band I, Seite 128. „Die nämlichen Magistratspersonen, welche später den Freunden der Freiheit den Namen von Rebellen beigelegt haben, verlangten die Zusammenberufung" (der Reichsstände) „mit einer solchen Heftigkeit, daß der König sich genöthigt glaubte, durch seine Gardes du Corps, zwei ihrer Mitglieder, d'Esprémenil und de Monsabert, in ihrer Versammlung verhaften zu lassen. Mehrere Edelleute, die seitdem heftige Feinde der beschränkten Monarchie geworden sind, fachten damals das Feuer an, das den Ausbruch zur Folge hatte. Zwölf Edelleute aus der Bretagne wurden in die Bastille geschickt, und der nämliche Geist des Widerstandes, den man in ihnen bestrafte, beseelte den übrigen Adel der Bretagne. Selbst die Geistlichkeit verlangte die Zusammenberufung der Reichstände. Keine Revolution kann in einem großen Lande gelingen, wenn sie nicht von der aristokratischen Klasse ausgeht; das Volk bemeistert sich dann derselben, aber es weiß die ersten Streiche nicht zu führen. Indem ich bemerke, daß die Parlamente, der Adel und die Geistlichkeit die ersten waren, welche die königliche Gewalt beschränken wollten, ist es allerdings nicht meine Absicht, ihnen aus ihrem Vorhaben ein Verbrechen zu machen. Ein aufrichtiger und uneigennütziger Enthusiasmus belebte damals alle Franzosen; es gab ein Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten; und in den obern Klassen der Gesellschaft waren es gerade die vorzüglichsten Männer, die am lebhaftesten den Wunsch hegten, daß der Wille der Nation auch bei der Leitung ihrer eigenen Interessen einigermaßen in Anschlag gebracht werde. Wie können diese

Bevorrechteten, welche denn doch die Revolution begonnen haben, es sich erlauben, einen einzigen Mann, oder einen Entschluß dieses Mannes" (Fr. v. Staël meint ihren Vater!) „damit zu beschuldigen? Die einen sagen, wir wollten, daß die politischen Veränderungen auf einem gewissen Punkte aufhörten; die andern behaupteten, man müßte auf einem etwas entfernteren Punkte mit denselben einhalten. Allerdings, aber die Bewegungen eines großen Volkes können nicht nach Willkür aufgehalten werden."

Frau v. Staël berührt hier einen der interessantesten Punkte in der Geschichte der französischen Revolution, der sich im Verlauf jeder andern Umwälzung regelmäßig wiederholt. Es ist buchstäblich wahr, was sie sagt: nachdem die Revolution auf dem religiösen, moralischen, intellectuellen und ökonomischen Gebiete lange genug vorbereitet war, ging die unmittelbar praktische Bewegung zum Umsturze von der Aristokratie aus. Es waren die Mitglieder der seit langer Zeit außer Wirksamkeit gesetzten, historischen Stände, welche den Sturm auf die monarchische Gewalt Ludwigs XVII. eröffneten, und der Adel warf den ersten Pechkranz in das Gebäude der absoluten Monarchie. So wenig dieß Factum geläugnet werden kann, so wenig darf auf der andern Seite jene aristokratische Opposition mit der Anglomanie so vieler Theoretiker von damals und heute verwechselt werden. Noch weniger verdient sie die Zusammenstellung mit der Gleichmacherei und dem Königshaß der republikanischen Demokraten.

Ursprünglich wollten die Parlamente und ein großer Theil des Adels nichts als die Beseitigung von Mißbräuchen, die zu offenkundig und fühlbar waren, als daß irgend Jemand sie hätte offen vertheidigen können. — Aber während es darauf ankam Frankreich statt einer schlechten Verwaltung eine gute zu geben, und die Finanzen zu ordnen, drängte diese Partei auf eine Veränderung der, thatsächlich seit mehr als hundert Jahren bestehenden, ausschließlich monarchischen Verfassung hin. Ohne Zweifel stellte sie sich hierbei auf den Boden des historischen Rechts; sie wollte kein utopistisches Ideal, keinen Zustand der

niemals gewesen, in's Leben rufen, sie wollte die Königliche Vollgewalt durch die alten, geschichtlich begründeten französischen Stände beschränken. Ihr Irrthum lag lediglich darin, daß sie auf Institutionen zurückgreifen wollte, die hundert und fünfzig Jahre hinter ihrer Zeit lagen, daß sie dabei übersah, wie die Zeit unmerklich aber unaufhaltsam den Boden unter ihren Füßen weggewühlt hatte, und daß sie nicht daran dachte: daß die aus dem Grabe wiedererweckten alten Generalstände im Augenblicke ihrer Restauration selbst, wenn diese auch vollständig gelänge, doch nicht mehr die alten wären. — Eine alte Institution, die lange außer Gebrauch war, und plötzlich in einer neuen Zeit wieder ins Leben gerufen wird, ist eben keine alte, sondern, wenn nicht eine veraltete, so doch eine neue und junge Institution. Die Kraft alter Institutionen beruht lediglich auf der ununterbrochenen Tradition ihrer Wirksamkeit.

Das Wesen der alten ständischen Verfassung lag darin, daß es durch Leben und Gesetz scharf von einander gesonderte Corporationen gab, die nicht eine Anzahl von Seelen, die auf einer gewissen Quadratfläche wohnen, sondern ihre Sonderrechte vertraten. Das Recht Vertreter zu seyn oder Vertreter zu wählen war kein allgemeines und natürliches, sondern ein positives Recht wie jedes andere. — Dieß war der frühere Zustand. Allein das Ideal der Gleichheit und die thatsächliche Nivellirung der Stände hatte schon Jahrzehente lang im Leben die alten Unterschiede verwischt und die Bande gelockert, welche die Körperschaften auf dem Papier und dem Gesetze nach zusammenhielten. Hinter den alten Ständen war unmerklich die Demokratie aufgestanden, die den Thron, an dem sie rüttelten, aber auch sie selbst zu verschlingen bereit war.

Was kommen mußte kam. Als die ständische Bewegung über die Wiederbelebung der bloßen Provinzialstände hinausgriff, als die Generalstaaten zusammentraten, zeigte es sich, daß der alte Corporationsgeist nicht mehr stark genug war, sie als gesonderte, staatsrechtlich unterschiedene Körperschaften zu erhalten. Die Scheidewand, welche sie getrennt gehalten hatte,

zerbrach; sie floßen als eine, die gesammte Nation, die Menschenrechte, den Zeitgeist, — Alles und nichts! — repräsentirende Gesellschaft zusammen, die fortan nur noch ihr Mandat, statt von bestimmten Rechten und Interessen, von einer öffentlichen Meinung empfing, welche die Aristokratie nicht minder haßte wie den Thron. Wahrlich! dieß hatten die alten Stände nicht gewollt. Sie waren allerdings unvermögend diesem Sturm zu gebieten, und die Revolution dort anzuhalten, wo es ihren persönlichen Interessen und ihren noch immer sehr gemäßigten, nicht sowohl illoyalen als unpraktischen und unzeitigen Wünschen widersprach. Aber indem Frau v. Staël ihnen dieß zum Verbrechen macht, übersieht sie, daß die liberale Anglomanie, die nur in etwas weiter gehen wollte, als der Adel, kurz darauf in demselben Falle war, wie dieser. Auch diese englisch-konstitutionelle Faction wollte stehen bleiben, und wurde im Namen des Fortschrittes von den Männern der Demokratie und des Schreckens überrannt, die hinter ihr standen. Das ist das Schicksal aller Parteien, welche jemals noch den Fuß auf die abschüßige Bahn der Revolutionen setzten.

---

Es ist interessant, mehrere jener Aeußerungen zusammenzustellen, in welchen Frau von Staël gelegentlich ihr Urtheil nicht nur über die englische Verfassung selbst ausspricht, — darüber würden wir nicht mit ihr rechten! — sondern auch deren beliebige Anwendbarkeit auf Frankreich, ja indirekt auf alle übrigen Länder des Erdbodens behauptet.

Band I, Seite 222. „Während Necker seine Popularität auf's Spiel setzte, indem er sich als Vertheidiger eines Oberhauses erklärte, hielten im Gegentheil die Aristokraten sich durch diese Einführung für beeinträchtigt. Jede Partei hat seit fünfundzwanzig Jahren nach einander die englische Verfassung von sich gewiesen oder gewünscht, je nachdem sie Sieger oder Besiegter war. Die Königin sagte im Jahre 1792 zum Chevalier de Cogni:

„„Ich wollte, daß es mich einen Arm gekostet hätte, und daß die englische Verfassung in Frankreich eingeführt wäre."" . . . . . Man möchte sagen, die englische Verfassung, oder vielmehr die Vernunft in Frankreich, sei wie die schöne Angelika in dem Lustspiel: der Spieler. Er ruft sie in seinem Unglücke an, und vernachläßigt sie, wenn er glücklich ist."

Band I, Seite 310. „Die Führer der linken Seite würden der englischen Verfassung den Sieg verschafft haben, wenn sie sich zu diesem Ende unter den Ministern mit Necker und mit seinen Freunden in der Versammlung vereinigt hätten. Dann würden sie aber nur in dem Gang der Begebenheiten den zweiten Rang eingenommen haben, und sie wollten sich in den ersten stellen. Sehr unklug nahmen sie ihre Stütze von Außen in den Zusammenrottungen, die einen unterirdischen Sturm vorzubereiten anfingen. In der Versammlung erlangten sie ein Uebergewicht, indem sie sich über die Gemäßigten aufhielten, gleich als wenn Mäßigung Schwäche wäre, und sie allein die starken Geister seien; in den Sälen und auf den Bänken der Deputirten sah man sie Jeden lächerlich machen, der es sich einfallen ließ, ihnen zu sagen, daß vor ihnen Menschen in Gesellschaft bei einander gewesen, daß Schriftsteller gedacht hätten, und daß England in Besitz einiger Freiheit sei. Es war als erzählte man ihnen Ammenmährchen, so ungeduldig hörten sie zu, mit solcher Geringschätzung bedienten sie sich gewisser, recht übertriebener und recht entschiedener Redensarten über die Unmöglichkeit, einen erblichen, selbst einen lebenslänglichen Senat, ein unbeschränktes Veto, einen Stand als Eigenthum einzuführen, kurz über Alles, was, wie sie sagten, der Souverainetät des Volkes Abbruch thut."

Band II, Seite 370. „Betrachtet die Macht Englands: woher kommt sie? Von seinen Tugenden und seiner Verfassung. Setzt einmal für einen Augenblick den Fall, diese Insel, gegenwärtig so beglückt, werde plötzlich seiner Gesetze, seines Gemeingeistes, der Preßfreiheit und des Parlamentes, das seine Kraft aus der Nation zieht und ihr wiederum die seinige verleiht, beraubt: die Felder wären verödet, die Häfen verlassen! Die Diener der unumschränkten Mächte selbst, könnten sie von diesem Land ohne

13*

Credit und Vaterlandsliebe ihre Subsidien nicht mehr beziehen, würden die Freiheit schmerzlich vermissen, die ihnen wenigstens so lange ihre Schätze geliehen."

„Das Unglück der Revolution war die Folge des unbedachten Widerstandes der Bevorrechteten gegen die Forderungen der Vernunft" (der Theorie der englischen Verfassung) „und der Uebermacht" (der Revolution); „diese Frage wird noch verhandelt nach siebenundzwanzig Jahren."

Band II, Seite 374. „Bonaparte öffnete den alten Vorurtheilen Thür und Thor, und schmeichelte sich, sie gerade an der Gränze seiner Allgewalt aufzuhalten. Man hat oft gesagt, wenn er gemäßigt gewesen wäre, hätte er sich erhalten. Was versteht man unter gemäßigt? Wenn er die englische Verfassung redlich und würdig in Frankreich eingeführt hätte, so wäre er ohne Zweifel noch Kaiser."

Band III, Seite 42. „Da Ludwig XVIII. nur durch Unterstützung der Fremden nach Frankreich zurückkommen konnte, so war um so mehr daran gelegen, daß dieser traurige Umstand durch die freiwillige und gegenseitige Bürgschaft zwischen den Franzosen und ihrem Könige in Vergessenheit gebracht wurde. Die Politik so gut als die Billigkeit rieth solches System; und wenn Heinrich IV. nach einem langen Bürgerkriege sich der Nothwendigkeit unterwarf, den Glauben der Mehrheit der Franzosen anzunehmen, so konnte ein Mann von so viel Geist wie Ludwig XVIII. wohl ein Königreich erobern, dadurch daß er sich die Lage des Königs von England gefallen ließ, sie ist in der That nicht so gar zu verachten."

Band III, Seite 160. „Erheben wir unsere Blicke, ehe wir endigen, zu den allgemeinen Ideen, die uns im Laufe dieses Werkes zu Führern dienten; vergegenwärtigen wir uns, wo möglich, das Gemälde Englands, das wir den französischen Gesetzgebern unaufhörlich als Muster vorhielten, und jede Abweichung davon ihnen zum Vorwurf machten."

Daß die Anglomanie, welche aus diesen Aeußerungen spricht, die Runde um die Welt gemacht hat, ist ein offenkundiges Faktum. Gewöhnlich hat man dieser Geistesrichtung entweder Angriffe auf die Schattenseiten des politischen Zustandes von England oder den Nachweis entgegengesetzt, daß die englische Verfassung auf dieses oder jenes Land nicht passe, welches gerade unter die doktrinäre Regie gestellt werden sollte, oder daß das, in diesem Augenblicke zu beglückende Volk für diesen Segen noch nicht reif sei. Dergleichen Argumente sind an und für sich ganz richtig, erschöpfen jedoch den Punkt nicht, auf welchen es in der Frage wesentlich und vornämlich ankömmt. Nicht deshalb, weil Frankreich, Preußen, Oesterreich, Neapel u. s. w. u. s. w. nicht reif sind für die englische Verfassung, auch nicht weil mit deren Einführung allerhand Uebelstände verbunden wären, muß man jeden Versuch dieser Art für ungereimt erklären, sondern aus dem einen ungemein einfachen Grunde: weil er unmöglich ist. Keine Verfassung, weder eine freie noch eine despotische, weder die nordamerikanische, noch die chinesische oder türkische, kann irgendwo anders beliebig eingeführt werden. Am widersinnigsten ist aber jeder Versuch dieser Art in Beziehung auf eine so lebendige, durch und durch historische, nicht gemachte, sondern rein und lediglich durch das Zusammentreffen von Umständen gewordene, im eigentlichsten Sinne naturwüchsige Verfassung wie die englische. Diese kann gerade eben so wenig auf den Boden eines andern Landes übertragen werden, wie sich ein Mensch in die Haut eines andern stecken kann. Man kann englische Einrichtungen, Formen und Kunstausdrücke: zwei Häuser des Parlaments, königliche Gewalt mit einem Veto, Geschwornengerichte, Preßfreiheit, die Worte Habeas-Corpus-Acte, Budget u. s. w. in eine andere Umgebung verpflanzen. Aber entweder ist die neue englische Anlage, die am Morgen geschaffen wurde, bis zum Sonnenuntergange verdorrt und spurlos vom Erdboden vertilgt, oder es wird etwas daraus, — aber etwas ganz Anderes als die englische Constitution und die Freiheit.

Es ist schwer denjenigen, die von den Bedingungen des Entstehens und des Wachsthums einer freien Verfassung überhaupt so schlechthin keine Ahnung und Vorstellung haben, wie unsere liberalen Doktrinärs, einen auch nur ungefähr zutreffenden Begriff von der innern Natur und Beschaffenheit der englischen Constitution zu geben. Gerade so wenig je ein Mensch daran gedacht hat, die fünfhundertjährige Eiche, welche im Walde grünt, genau so hoch, so breit und so dick, wachsen zu lassen, wie sie als Thatsache vor unsern Augen steht, eben so wenig ist auch die englische Verfassung, so wie sie heute eben ist, jemals in irgend eines Menschen Kopfe als Plan und Entwurf vorbedacht und ausgerechnet worden. — Man könnte freilich, um in unserm Gleichnisse zu bleiben, einen Eichenstamm zimmern; man könnte ihn mit Rinde und künstlichem Moose bekleiden, ihn in die Erde graben, steifleinene und gefirnißte Blätter an die Zweige kleben. Warum nicht? Wer Zeit und Kosten nicht scheute, könnte die wirkliche Waldeseiche — Fleiß und Mühe vorausgesetzt! — ganz kunstreich, bis zur Täuschung nachmachen. Aber sie wäre eben doch nichts mehr und nichts weniger als eine kostbare Spielerei, höchstens als Theaterdekoration brauchbar, und in Ewigkeit keine wirkliche, lebendige Eiche. Außer allen andern Erforderniſſen würde ihr dazu die Wurzel, das Wachsthum und der frische Umlauf der Säfte fehlen. — Und gerade wie dieser Theaterbaum zur Natureiche, so verhalten sich auch sämmtliche Nachbildungen der englischen Constitution, die seit 1789 bis auf den heutigen Tag angefertigt wurden, zur wirklichen Verfassung Albions.

Selbst der oberflächlichste Doktrinär wird auf die Frage: wo steht die englische Constitution geschrieben? zur Antwort geben müßen, daß er sie noch niemals gelesen habe. In der That, sie ist der Complexus von einigen Gesetzen und Verträgen, die Jahrhunderte auseinander liegen, und von einer Million Gewohnheiten, Vorgängen und Gebräuchen, die man zwar zuweilen beschrieben hat, aber niemals noch in das Netz der Buchstaben eines geschriebenen Gesetzes einzufangen versuchte.

Dieß war und ist auch rein unmöglich, aus dem ganz einfachen Grunde, weil sich das Leben niemals in Buchstaben bannen läßt. Man kann daher mit ziemlicher Genauigkeit sagen, wie die englische Verfassung auf mannigfachen Uebergangsstufen allmählig entstand; weit schwieriger schon ist es zu sagen: was und wie sie gerade heute ist? und was aus ihr ferner im Laufe der kommenden Zeiten werden wird, vermag kein Rechtskundiger anzugeben.

Der wichtigste und wesentlichste, der beharrendste und dennoch zugleich der flüßigste Theil alles politischen Lebens ist die Tradition der politischen Sitten. Quid sine moribus leges! Ohne politische Sitten keine Freiheit, ohne Gewohnheit keine Sitten. Gewohnheit! Dieses unerklärbare Wesen ist von unsern deutschen Rechtsgelehrten zum Gegenstande der gelehrtesten und weitwendigsten Abhandlungen gemacht worden, leider! gerade zu der nämlichen Zeit, wo nicht nur die letzten lebendigen Rechtsgewohnheiten aus dem Volke entwichen, sondern wo das deutsche Volk, durch das Uebergewicht unserer kritischen Bildung schlechthin die Fähigkeit verlor: Gewohnheiten zu haben und Gewohnheiten festzuhalten.

Die Gewohnheit ist der Gegensatz gegen alle Kritik und Reflexion; in ihr liegt ein durchaus magisches, instinktartiges, — sprechen wir getrost das harte Wort aus! — ein irrationales oder vernunftloses Element. Der Gewohnheitsmensch fragt nie nach dem: warum?

Er folgt der Gewohnheit, weil er ihr heute und gestern folgte. Und sie ist ihm um so lieber und werther, wenn seine Voreltern ihr folgten bis hinauf in eine Zeit, wo die Geschichte sich in der Morgendämmerung der Völkererinnerungen verliert, So wie der, der Gewohnheit fähige Mensch in sich den Magnet trägt, an den sich neue Gewohnheiten ansetzen können, so kann er von der Gewohnheit auch nur auf dem Wege der entgegengesetzten Gewohnheit loskommen. Er hat den unwiderstehlichen Trieb: das Neue, wenn er es nicht abweisen kann,

an das Vorhandene zu knüpfen; es ist ihm nur genießbar, wenn es vermittelt mit dem Uralten an ihn kommt. So ist die Gewohnheit und die Fähigkeit der Gewohnheiten der schnurgerade Gegensatz gegen das Prinzip des Fortschrittes, der jährlich einige Male „mit der Geschichte bricht", und der das Morgen aus keinem andern Grunde durchweg neu gestaltet, als weil es gestern schon so gewesen, und deshalb heute nothwendig anders werden muß. Wenn der Lordkanzler sich vor dem Throne des Königs tief verneigt, um dessen Genehmigung zu den Beschlüssen des Parlaments einzuholen, dann aber wieder zum Hause sich wendet, sagt er: le Roi le veut. Er spricht französisch, mitten in England. Man denke sich diesen Gebrauch nach Deutschland verpflanzt; wie antinational, wie geschmacklos, wie zweckwidrig, welche allgemeine Entrüstung! Aber wenn in England diese Worte nicht genau so und in dieser Sprache gesagt werden, ist das Gesetz nicht Gesetz. Das ist englisch. Die Herren Professoren von der deutsch-liberalen Doctrin können sich, wenn es sie gelüstet, Perrücken aufsetzen, genau wie die englischen Rechtsgelehrten, aber trotz aller Mühe und Anstrengung werden sie doch keine freien Engländer, nicht einmal Franzosen. Die Engländer sind hauptsächlich deshalb frei, weil sie der Liebe zu ihrer Vorzeit fähig geblieben sind. — Darauf beruht ihr Gewohnheitsrecht. Der Franzose ist zu leichtsinnig und oberflächlich für die Freiheit, die ein Herkommen ist. Der moderne, gebildete Deutsche zu speculativ, zu kritisch und zu eingebildet, um sich jemals der Tyrannei einer Rechtsgewohnheit zu unterwerfen, die niemals irgend einen andern Grund anführt als den, daß sie eben besteht.

Aber wenn nur erst die neuen, nach englischem Modell zugeschnittenen Institutionen einige Jahrhunderte bei uns bestanden haben, dann werden sich auch unsere Sitten schon nach ihnen zu bilden anfangen! Diesen Trost kann man täglich hören. Vielleicht wird ja auch der, oben als Gleichniß citirte Theaterbaum, wenn er nur recht lange in der Erde steckt, noch einmal Wurzel schlagen und Früchte tragen. Aber selbst dazu wäre

es nothwendig das Princip des Fortschrittes aufzugeben. Wer das Gelübde gethan hat, niemals in derselben Lage zu beharren, niemals auf irgend einem, selbst dem günstigsten Standpunkte stehen zu bleiben, nichts als bleibend und dem Wechsel entzogen anzuerkennen, bei dem kann auch keine politische Institution haften bleiben und alt werden. Er muß jährlich das Erdreich einigemal umroden, um nur nicht in den Verdacht des Stillstandes zu kommen. — In Wahrheit aber hat der Mensch gar nicht nöthig die Zeit zu beflügeln, und die Sorge ist die überflüßigste von allen, daß die Geschichte still stehen würde, wenn wir sie nicht in zweckloser, wahnsinniger Hast vorwärts treiben, damit es nur einen Fortschritt gäbe.

Für diesen sorgt die Vorsehung, welche die Menschen geboren werden und sterben läßt. Aber über jenem tollen und kindischen Vorwärtsdrängen ist der Boden, in welchem allein die politische Sitte, und mit ihr die Freiheit gedeiht: die Pietät vor dem Herkommen nämlich, den gebildeten Völkern des europäischen Continents unter den Füßen verschwunden. Daher geschieht es auch, daß geistvolle und denkende Engländer, die für die freien Institutionen ihres Vaterlandes schwärmen, dennoch mit maßloser Verachtung auf alle auswärts gemachten Versuche einer Nachbildung der englischen Constitution herabsehen.

Das bisher bezeichnete Mißverständniß: als ließen sich die englischen Verfassungsgesetze von den englischen Sitten und Gewohnheiten trennen, ist nicht das einzige, welches sich an den Versuch knüpft, aus alten englischen Institutionen einen neuen Staat auf dem Continent von Europa aufzubauen.

In jeder Verfassung gibt es eine Hauptfrage: wer hat die höchste, mithin unabhängige Gewalt?

Der Besitz der höchsten, unabhängigen Gewalt ist ein Factum, kein Begriff. Man hat sie, oder man hat sie nicht. Sie wird Niemanden andekretirt, der sie nicht ohnedieß schon





hat. Eben so wenig wird sie dem, der sie besitzt, durch bloße Worte und Beschlüsse abgesprochen. Sie ist kein bloßes Dürfen, sie ist wesentlich immer ein Können. Mit einem Worte: sie ist Macht, überlegene Macht, die Macht dessen, der der Stärkste im Staate ist.

Es ist heute ein gewöhnliches, aber völlig unbegründetes Mißverständniß, die überlegene Macht als eine unbedingte, maaß- und schrankenlose zu fassen. Es ist nicht nöthig und nicht möglich, in der Regel auch nicht einmal gerathen, daß der Inhaber der höchsten, überlegenen Macht, diese bis an ihre äußersten Gränzen treibe und schonungslos nach jeder Richtung hin ausübe. Er kann sich gewisser Aeußerungen derselben begeben, er kann den ihm unterworfenen Individuen, Ständen, Corporationen einen Spielraum lassen, oder einräumen, innerhalb dessen sie über ihr eignes Recht herrschen, d. h. frei sind. Natürlich kann dann der souveräne oder mächtigste Herr und Fürst in diese Freiheitssphäre hinein sein Recht nur mit Einwilligung der Berechtigten erstrecken. — Mit andern Worten: nach den gesunden, natürlichen Begriffen früherer Jahrhunderte bestand die politische Freiheit darin, daß die Vasallen, Unterthanen oder dergl. bestimmte Verpflichtungen hatten, über diese hinaus aber insofern frei waren, daß jede weitere Leistung von ihrem guten Willen abhing. In welcher Form diese Abgränzung der beiderseitigen Rechts- und Freiheitssphären, diese Sicherung und Einräumung von Freiheitsrechten an die Unterthanen, geschah, — ob durch einseitige Einräumung von Seiten des Fürsten (Octroyirung) oder zweiseitigen Vertrag, ob durch Capitulation oder Friedensschluß nach einem innern Kriege, oder durch Vergleich um einem solchen zuvorzukommen, — dieß Alles ist für das Wesen der Sache gleichgültig. Jedenfalls war und ist die Form, in der ein solcher Pact zu Stande gekommen, ohne allen Einfluß auf die rechtliche Kraft des Abkommens; denn jedes angenommene Versprechen ist ein Vertrag, und auch der freiwillige Geschenkgeber darf eine Gabe nicht willkührlich

zurücknehmen, die durch Annahme in das Eigenthum des Donatars übergegangen ist.

Dieß ist der Charakter aller Verfassungen älterer Zeit seit der Völkerwanderung. Alle damaligen politischen Verfassungen waren nichts Anderes als Verhandlungen von Macht zu Macht, Abkommen, Vergleiche, Kapitulationen, Friedensverträge zwischen einem Fürsten, als dem Inhaber einer höhern Macht *), und den Corporationen und Vereinen seiner Stände, welche zwar (in der Regel) eine geringere, aber doch noch so viel eigne Macht und Gewalt hatten, daß der Landesherr sie nicht aufs Aeußerste treiben mochte. Beide schloßen Frieden, und wurden, selbst nach vorausgegangenem Kriege, wieder Herr und Diener wie sie zuvor gewesen. Die Vergleichs- und Freiheitsbriefe (Charten) hatten niemals den Zweck: das gesammte, politische Leben des Volkes für alle Zeit und Zukunft in Schrift verfassen und dadurch still stellen zu wollen, sondern sie ordneten und schlichteten einen bestimmten Streitpunkt, und ließen daneben der Tradition, der Gewohnheit, der stillschweigenden Fortbildung durch das Leben jeden weitern Spielraum. Eine Verfassungsurkunde, wie eine Art politischen Koran, für alle künftigen, möglichen und erdenklichen Fälle im Voraus zu entwerfen, — dieß ist ein so monströser Gedanke, daß er in früheren, dem Leben näher stehenden Zeiten wahrlich in keines Menschen Seele gekommen ist.

Durch eine Reihe solcher Charters, — die aber immer älteres Gewohnheitsrecht, und ein älteres, thatsächliches Verhältniß einer höhern zu einer niedern Macht zwischen dem Könige und seinen Vasallen voraussetzten, — war auch bis zum siebzehnten Jahrhundert hin die englische Verfassung weiter entwickelt worden, als der Geist der Reformation England in eine Crisis warf, in welcher das Königthum unterging. Zwar wurde das-

---

*) Die höchste weltliche Macht stand, wenigstens der Theorie nach, dem römischen Kaiser und König der Deutschen zu.

selbe durch einen treuen und tapfern General wieder her- gestellt, aber die kirchlichen Zerwürfnisse dauerten fort, und das politische Mißtrauen zwischen Königthum und Ständen sog aus ihnen fortdauernd neue Nahrung. In der Revolution von 1688 wurde das Haus der Stuarts von neuem seiner könig- lichen Macht und Würde beraubt und aus England vertrieben. Der politische und sociale Bau dieses Reiches, die gesammte ständische und gesellschaftliche Hierarchie, selbst ein großer Theil der kirchlichen, soweit es sich um äußere Rechte und Güter handelte, blieb größtentheils unangetastet stehen, aber die Krone, als die Spitze des Ganzen, wurde in dem Kampfe, in wel- chem Jakob II. unterlag, abgebrochen. Der Sieg, und mit ihm die höchste, thatsächliche Gewalt blieb den Ständen, deren Kern und Seele der höchste und vornehmste Adel war. Der König und sein Geschlecht starben in der Verbannung.

Der Thatsache nach war England durch diese Thronver- änderung eine aristokratische Republik. Ohne Zweifel wäre es auch der Form nach eine solche geworden, wenn nicht meh- rere Umstände sich vereinigt hätten, die Wendung der Dinge herbeizuführen, von der die Geschichte berichtet. Die Republik war durch die gräuelvollen Ausschweifungen excentrisch-demokratischer Fractionen des Protestantismus im hohen Grade unpopulär geworden und von Allen gefürchtet. Der vornehme Adel, denn dieser war es, der im Jahre 1688 Sieger blieb, war also froh in Wilhelm III. von Oranien, dem Gemahl der ältesten Toch- ter des Königs Jakob II., einen Fürsten zu finden, von dem sich hoffen ließ, er werde sich mit einer quasilegitimen Krone unter Bedingungen zufrieden stellen, welche vom Königthume nicht viel mehr übrig ließen als den Schatten, die Ehre und den alten Namen. Wäre er der Gründer eines Hauses ge- worden, so hätte ihm das, was er selbst den Posten eines Do- gen von England nannte, schwerlich genügt. Nach seinem kinderlosen Tode gelangte die königliche Würde an die zweite Toch- ter des vertriebenen Monarchen, Anna, deren Gemahl, Prinz Georg von Dänemark, auch nicht zur nominellen Mitregierung

geeignet schien. Auch diese Fürstin wurde nur durch äußere Umstände gehindert, die ernstlichsten Schritte zur Wiederherstellung der legitimen königlichen Macht in England zu thun, deren Ehre und Vortheil ihr vor Allem am Herzen lag. Erst als auch sie ohne Erben abgegangen, und Georg I., durch seine Mutter und Großmutter ein Urenkel Jakobs I., und durch ihn das Haus Hannover auf den Thron von England kam, hatte das neue Gemeinwesen von möglichen Rückgriffen dieser Träger der Krone nach der alten, königlichen Macht nichts mehr zu besorgen. Den Fürsten dieses Stammes war durch die protestantische Revolution von 1688 ein Vortheil zugewachsen, der nach rechtmäßigem Erbgange und ohne jene Umwälzung nie an sie gediehen wäre. Ihnen hatte der Fall des Königthums in England nur genutzt; wollten sie fortan eine sorgenfreie, unverantwortliche, ehrenvolle und gut dotirte Stellung bewahren, so mußten sie sich deren Bedingungen gefallen lassen. Die wesentlichste derselben war die fast gänzliche Enthaltung von eigner Einmischung in die Staatsgeschäfte. Kein Fürst, dessen Vorfahren jemals die Krone von England getragen, hätte sich willig dieser Schmach gefügt. Zwischen dem Hause Hannover, in welchem keine Traditionen von wahrem, altenglischen Königthum, keine Familienerinnerung an Heinrich VII. mehr fortlebte, und dem neuen aristokratisch freistaatlichen England bestand kein Kampf mehr; er war durch eben die Thatsache, in Folge deren das Haus Hannover auf den Thron kam, ein für alle Mal beendigt.

Aber auch nach unten hin war die Revolution mit der Thronveränderung von 1688 stillgestellt und geschlossen, und dieß zwar aus dem doppelten Grunde, weil nach dem Sturze des alten Königthums die Aristokratie zur Herrschaft kam, und, kraft eines seit Jahrhunderten datirenden Zusammentreffens von Umständen, wie es bei keinem andern Volke der Welt statt fand, dem Wesen nach im Besitz der Herrschaft geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Wir verstehen aber unter Aristokratie nicht bloß die poli-

tische, sondern die moralische und sociale Herrschaft, das unbestrittene Uebergewicht von Rang, Ansehen, Geburt und Vermögen, in jedem Verhältniß und in jeder Lebensbeziehung. Wie in keinem andern Lande der Welt sind in England die alten Titel und Unterscheidungen des Geburtsadels mit dem Grundeigenthume auf der einen, und den großen Funktionen des politischen Lebens auf der andern in ununterbrochener Verbindung geblieben. Und während auf der einen Seite das Erbrecht der Erstgebornen dem Adel seine materielle Grundlage sicherte, die jüngern Söhne aber, die in's Volk zurückkehrten, die Brücke zwischen der Sonderehre der hohen Familien und der gemeinen Ehre bildeten, hielt der Adel seine Reihen allem neuentstehenden großen Vermögen, allen Illustrationen des Heeres, der Flotte, der Gerichtshöfe und der hohen Verwaltung offen. Deshalb ist der Geist der Aristokratie, obwohl diese sich thatsächlich zum größten Theile in Herrschaft des Reichthums umgesetzt, in England nicht etwas Aeußerliches, dem Volke und Lande durch irgend eine Macht Auferlegtes, Eingeleimtes oder Eingelerntes, auch nicht bloß eine Mode, die sich ändern könnte. Nein! er ist England selbst. Land und Volk sind dort in ununterbrochener Ueberlieferung von der Normannenzeit her eine Incarnation des aristokratischen Princips, insofern das Streben sich der Aristokratie anzuschließen und in Sitten, Gebräuchen und Meinungen ihrem Beispiel zu folgen, verbunden mit der Hoffnung ihr dereinst selbst oder in seinen Nachkommen anzugehören, durch alle Klassen der Gesellschaft geht. Das Wort: Sir, that is not gentlemanlike (zu deutsch: du benimmst Dich nicht wie ein Edelmann!) ist in England ein Schimpf, den sich selbst der Matrose und der Lastträger nicht ungerächt gefallen läßt. Dasselbe Wort: Du bist ein Aristokrat! konnte dem damit Bedachten bei den Franzosen der ersten Revolution den Tod unter der Guillotine, bei ihren Nachtretern, den Deutschen von 1848 wenigstens eine Katzenmusik zu Wege bringen. Was brauchen wir weiteres Zeugniß! — Wer sich die Mühe nehmen will über diese einfache That-

sache nachzudenken, der findet mit leichter Mühe den Schlüßel, warum der Versuch: beim Ausbruch der ersten französischen Revolution das englische Staatsgebäude nach Frankreich hinüberzutragen, so jämmerlich mißglückt ist, und seitdem noch immer, bis auf den heutigen Tag, mißglücken mußte, wo immer er in irgend einem andern Lande des Continents gemacht wurde. Bestimmte Factoren haben in England ein bestimmtes Product hervorgebracht.; der doctrinäre Liberalismus will dieselbe Summe anderswo mit andern Factoren erzielen, darin liegt der Wahnsinn und die Lächerlichkeit des Experiments.

Daneben läuft ein anderer nicht minder zu bedauernder Irrthum. Es ist eine unläugbare Thatsache: in England gibt es verhältnißmäßig als Ueberrest eines seit uralten Zeiten angelegten Kapitals, mehr Privatfreiheit, als in irgend einem andern Staate des Continents. — Aber diese hat mit den Formen, in welchen die souveräne Gewalt geübt wird, so wenig zu schaffen, daß man in Wahrheit sagen kann: der Engländer ist frei, trotz seiner Revolution von 1688 und trotz der Omnipotenz der beiden Häuser seines Parlaments. Er verdankt die Erhaltung seiner Freiheit thatsächlich dem conservativen Geiste der herrschenden Klasse. Der doctrinäre Liberalismus, der überhaupt die Freiheit nicht versteht und sie im Leben nicht erkennt und nicht achtet, wenn er ihr begegnet, dieser Liberalismus sucht sie in eben jenen Formen, die in Beziehung auf die Freiheit mindestens gleichgültig sind. Deshalb wird er seit 1790 nicht müde englische Verfassung zu spielen, und Ober- und Unterhäuser zu bauen. Daß diese über Nacht zusammenstürzen, macht ihn nicht irre. Daß aber während unsrer Continentalrevolutionen, und durch dieselben, das Maaß der frühern Freiheit bedeutend zusammengeschmolzen ist, und daß, wenn es nach dem Sinne der doctrinären Theoretiker ginge, sehr bald die letzte Spur von Freiheit vom Erdboden verschwunden seyn würde, dieß merkt er nicht. Ehe nicht die gebildete Welt aus diesem Wahne erwacht, ehe die Staatsmänner und Gelehrten die politische Anglomanie nicht wie ein gefährliches Gift von

sich weisen, eher kann von Herstellung der Ordnung und von Freiheit in Europa nicht die Rede seyn.

Seit den ersten Regungen der französischen Revolution zeigte sich in Frankreich eine Strömung, die sich zu dem Geiste, der die englische Verfassung erschuf, wie der Nordpol zum Südpol verhält. — Ist der heutige englische Staat aus dem Princip der Aristokratie erwachsen!, strebt in Folge dessen, wie oben schon bemerkt, jeder Engländer: dereinst entweder in eigner Person oder in seinen Nachkommen der Aristokratie (im engern oder weitern Sinne anzugehören), so sucht im Gegentheil seit dem Beginn der Umwälzung jeder Franzose die Höhen der Gesellschaft abzutragen, die Ungleichheiten zu nivelliren, die Höhergestellten hinab in den Koth zu ziehen, und alle Vorzüge des Ranges und der Geburt mit der ätzenden Lauge des Hasses und des Hohnes wegzubeizen. Es ist ein und derselbe Geist der Gleichheit, der sich in der blutigen Verfolgung der Aristokraten im Jahre 1793, in dem gleich hoch über jedem Leben, jeder Freiheit, jedem Eigenthum schwebenden Despotismus der Kaiserzeit, in der langen parlamentarischen Nörgelei der Restaurationsperiode, in den an das Gewürzkrämerthum verschwendeten Liebkosungen des Julikönigthums, endlich in dem Kriege gegen Ehe, Familie und Privateigenthum, welchen heute Communismus und Socialismus führen, nur unter verschiedenen Formen und auf verschiedenen Stufen der Entwickelung offenbart Der unpraktische Gedanke: dies französisch radikale Prinzip der Gleichheit und die englisch-constitutionelle Monarchie mit einander zu vermählen, war erst den Deutschen von 1848 vorbehalten.



# XVI.

## Glossen zur Tagesgeschichte.

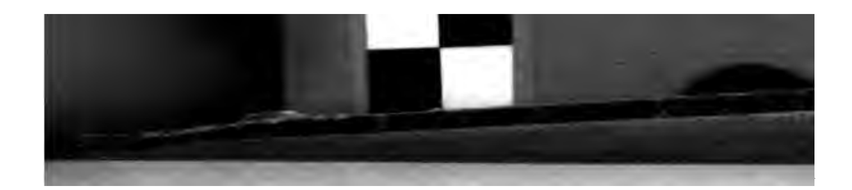
Den 18. Januar 1849.

Die Debatten des constituirenden Reichstags in Kremsier sind ein höchst interessanter Beitrag zum Verständniß der Bewegung unserer Tage überhaupt, und zur Geschichte der österreichischen Revolution insbesondere. Zum deutlichen Zeugniß daß diese auf dem spezifisch theoretischen Boden der, zwei Menschenalter hindurch von Staatswegen gelehrten, und von der gesammten männlichen Jugend Oesterreichs pflichtschuldigst auswendig gelernten Staatslehre gewachsen ist, hatte der hohe Reichstag nichts Dringenderes und Eiligeres zu thun, als sich mit seinen Discussionen recht in die Mitte der Theorien und Abstractionen zu versetzen. Er hätte geglaubt eine Pflicht zu verletzen, wenn er nicht auch dießmal dem Beispiele der Franzosen von 1791 und der Frankfurter Parlamentsgelehrten von 1848 gefolgt wäre. Also vor Allem Andern Grundrechte. Der §. 1 derselben lautet im Entwurfe: Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus, und werden auf die in der Constitution festgesetzte Weise ausgeübt. — Der Weisheit dieses Satzes entsprach das Maß von Einsicht und praktisch-politischem Verstande, welches sich in den darüber gepflogenen Debatten zu Tage legte. Wir können nicht

umhin aus dem zu Kremsier erscheinenden Reichstagsblatte einige Aeusserungen österreichischer Parlamentsredner auszuziehen, von denen es; sowohl um des Inhalts als um der geist- und geschmackvollen Form willen tief zu bedauern wäre, wenn sie der Nachwelt verloren gingen.

Zuvörderst läßt sich der Montesquieu von der Prager Kleinseite, Buchhändler Borrosch, vernehmen.

„Wie früher zur Zeit der Censur ein loyaler Vaterlandsfreund Anstand nahm, seine Gefühle öffentlich zu bekennen, so walte auch jetzt eine Art Censur über der Kammer, für Andere sei es eine Art Drohung, als Hochverräther bezeichnet zu werden. Ihn werde nichts abhalten, den §. 1 zu vertheidigen. Er sei keineswegs ein bloßes Theorem, sondern werde in jedes Menschen Brust getragen, und von der Vernunft eingegeben. Hinterher seien freilich Professoren gekommen, die andere Rechte herausdeducirten. Als der erste Mensch, aus der Hand des Schöpfers, die Erde betrat, wurde er von Gott zu deren Souverain bestellt, und so wie die Erbsünde der menschlichen Unvollkommenheit ihm anklebe, so gehöre ihm auch das ererbte Recht der freien Selbstbestimmung an, und zwar, wie als Einzelner, so in der bürgerlichen Gesellschaft, als Staatsbürger. Noch habe kein edler Fürst mehr erklärt, als daß er der erste Diener des Staates sei; noch habe kein edler Fürst gesagt, daß das Volk seinetwegen da sei, sondern bewahrheitet, daß er um der Völker willen da sei. Nun wolle man dem freien Reichstage jene Lehre wieder als A B C vorbringen, die in den Worten Louis XIV.: L'état c'est moi! ihren Ausdruck fand. Und der §. 1 soll nur ein Theorem seyn? Jetzt aber solle man zu Thaten schreiten. Wohlan, man nehme den §. 1 an, und die größte That sei vollbracht. Daß der Paragraph nicht verführerisch sei, werde er nicht bloß durch Sophismen, sondern durch Ueberzeugung darthun; allerdings, so lange er am Baume der Erkenntniß als verbotene Frucht hänge, sei er verführerisch, aber man gewähre dem Volke sein Recht, und es werde davon in der Auffassung Gebrauch machen, wie es Vernunftwesen geziemt. Das göttliche Recht der Fürsten und blinder Gehorsam sei eins. Die Völker aber seien dankbar, wenn die Fürsten zur rechten Zeit gewähren, was





der Völker unveräußerliches Recht ist. . . . . . . . . . .

Hier sei oft auf die englische Verfassung hingewiesen worden, aber Gott bewahre Oesterreich vor der Schule, die England durchgemacht, bis es zu seinen freien Institutionen gelangt. England, mit dem gothischen Schnörkelbau seiner Verfassung, bestehe nur durch seinen Welthandel; und würde dieser es nicht vor den zersetzenden Einflüssen des Proletariats schützen, es hätte längst den Weg gehen müssen, den alle Continentalstaaten einschlagen. Die Annahme des §. 1 involvire keineswegs eine Gefährdung des monarchischen Princips, sondern sei gerade die sicherste Garantie dafür. Er, und viele seiner Gesinnungsgenossen, die die Schule der Vergangenheit mitgemacht, haben sich die Freiheit nie anders gedacht, als garantirt durch die Krone. Stände er vor Republikanern, um das monarchische Princip zu vertheidigen, es ständen ihm Gründe genug zu Gebote, darzuthun, daß nach seiner innersten Ueberzeugung die Volksfreiheit nur in der erblichen Monarchie hinlänglich gewahrt sei. Es handle sich hier aber nur um die Unterscheidung vom bloßen Constitutionalismus; heutzutage, wo es auf praktische Anerkennung des Christusgebotes ankomme, wo es sich darum handle, der immer mehr zunehmenden Verarmung Schranken zu setzen, bleibe nichts übrig, als die freieste Entfesselung aller Kräfte des Volkes, die es zu seiner materiellen Entwicklung nöthig habe. Das vorige Ministerium habe erklärt, es wolle eine volksthümliche Monarchie; das jetzige Ministerium verweise er gleichfalls auf sein Programm und bitte es, als Patriot, als loyaler Freund der Monarchie an dem gegebenen Worte in seinen Consequenzen festzuhalten. Des Reichstags Pflicht sei aber, auf dem §. 1 zu bestehen, wenn er nicht aufhören wolle, ein constituirender zu seyn. Wäre früher eine Octroirung geschehen, dieß wäre noch angegangen; jetzt aber, wenn man dazu die Hand biete, schade man sich selbst, weil man sich selbst, indem man die Octroirung einer möglicherweise auch freisinnigeren Verfassung herbeigeführt, verdächtige. Man schade der Krone, weil man ihr den Dank entziehe. Wenn er früher gesagt, daß die octroirte Charte möglicherweise freisinniger seyn könne, so halte er sie darum nicht für wünschenswerth, weil einem freien Volke vor Allem daran gelegen seyn müsse, sich selbst Gesetze zu geben."

Ein Blick in die chaotische Nacht eines Gehirns, welches die Geburtsstätte solcher Tiraden werden kann, wäre lehrreich, aber entsetzlich.

> Und wenn's hier dem Ohre verborgen schlief,
> Das Auge mit Schaudern hinuntersah.

Unförmliche Fetzen von abgerissenen Erinnerungen aus der gestern gelesenen Zeitung müssen sich dort mit Wolkenschemen begegnen, vorlängst aufgestiegen aus dem Moorgrunde des Brockhaus'schen Conversationslexicons, und zwischen ihnen schwanken die Schatten einiger juristischen Begriffe, die, nachdem sie Rotteck in seinem Naturrecht jämmerlich abgethan, in diesen Köpfen umgehen. Aber der edle Redner hat nach allen Seiten hingelangt, und was er irgend im „kühnen Griffe" aufgerafft, flüchtig und roh zu incohärenten Gedankenungeheuern zusammengeheftet. Ein gräulicher Anblick! Nur der maßlose Dünkel, der in diese hohlen Worte bläst, kann den gedankenarmen Rhetor flott vorwärts über die Sandbank seiner staatsrechtlichen Begriffe treiben. Zum Glücke merkt seine Dialektik, weil ihm das ABC aller juristischen Bildung fehlt, nichts von den Widersprüchen, in denen er bei jedem Worte hängen blieb. Vor wem sollten auch solche Politiker sich Zwang anthun? Bald nach ihm tritt ein Herr Pitteri auf die Rednerbühne, der, wie das Reichstagsblatt erwähnt, „in gewohnter komischer Weise das Haus oft zur Heiterkeit hinreißt." Die Lehre von der Volkssouverainetät, so docirt diese Illustration, sei so einleuchtend, daß wohl keiner der Anwesenden daran zweifle.

„Denn hier in diesen Hallen sehe er die Quintessenz der österreichischen Intelligenz versammelt, und zahllose Haufen Sterne erster Größe am Firmamente des österreichischen Staates so erglänzen, daß der Nebel der Vorurtheile verschwinden müsse. Hier seien die Vertreter jeder Nationalität, jeder Zunge, jeden Standes, ja jeder Tracht. Er begrüßt demnach mit voller Seele den §. 1, der zu [illegible] liegen soll der Verfassung, die die Wagschalen halten solle, wo einerseits die Rechte des Volkes, andererseits





die Krone abgewogen werden sollen. Er sei in der parlamentarischen Sprache des Hauses zu wenig bewandt, und bitte, die Kammer möge ihm einige Bemerkungen erlauben. In der uralten Zeit seien die Menschen als Nomaden wie die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser herumgeirrt, es gab Menschen ohne Land und Land ohne Menschen. Damals herrschte der sogenannte Cosmopolitismus, das goldene Zeitalter, das Saeculum saturninum, wo es keine Banknoten gab, sondern bloß goldene Dukaten. Diese schöne Zeit ist verschwunden. Die Menschen, die kein Land hatten, eigneten sich unbewohntes Land zu, was eine rechtliche Erwerbungsart sei; um dessen ruhigen Besitz genießen zu können, haben sie sich zu einem Gesellschaftsvertrage, zur bürgerlichen Gesellschaft vereinigt, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Die Menschen, die die Länder des österreichischen Staates occupirten, übergaben dieselbe Vollmacht an einen Abkömmling des Hauses Habsburg. Daß sie nur diese Befugniß enthielt und erst in der Folge de facto, nicht aber de jure unbeschränkt wurde, beweisen die Landstände. Dieß habe Ferdinand I. eingesehen und sein Mandat in die Hände des Volkes zurückgelegt, und nur die Executivgewalt für sich behalten. Daher habe er sich seit jener Epoche nicht mehr „„von Gottes Gnaden““, sondern „„constitutioneller Kaiser““ geschrieben, weil nach der Auslegung des Mittelalters jene Bezeichnung unumschränkte Herrschergewalt, Despotismus beurkundet. In Anerkennung dessen sei der Finanzminister am 6. August vor das Haus getreten, und habe um Befugniß angesucht, die Steuer wie bisher einheben zu lassen, und habe sich endlich am 4. December zum dritten Male an die Kammer gewendet und gebeten, ihm zu erlauben, das bereits mit 1000 Millionen verschuldete und verpfändete Staatsvermögen mit weiteren 80 Millionen verpfänden und verschulden zu dürfen; und dieß habe man nicht mit hinlänglichem Zähnklappern, sondern mit Freude bewilligt, freilich nicht um Pulver und Blei zu kaufen. In Erwägung alles dessen stimme er für den §. 1, auf daß weder das Volk, noch die Krone sich zu viel herausnehme, sondern der Satz sich bestätige: Date Caesari, quae Caesaris, et populo quae sunt populi. (Beifall.)“

Ein Herr Hein, der bald nach ihm spricht, scheint bereits von Hegel gehört zu haben.

„Man habe in diesem Hause oft gesagt, das Volk sei mündig geworden. Dieß zu glauben, seien die Abgeordneten um so mehr verpflichtet, weil sie sonst die Gültigkeit der eigenen Mission läugnen. Dann aber sei man in die Periode des Rechtsstaates eingetreten, wo eine freie Verfassung an die Stelle der Despotie tritt: wo das Volk nicht mehr der Fürsten wegen, sondern die Fürsten um des Volkes Willen da sind, wo der Träger der Krone (nicht?) das Recht hat, sich „„von Gottes Gnaden““ zu nennen, weil er nicht mehr über ein Volk von Knechten herrsche. Der oberste Grundsatz des Rechtsstaates verlangt, daß die Freiheit der Person, die Selbstbestimmung geachtet werde. Ebenso müsse die Einheit in der Vielheit, welche man Volk nenne, geachtet, und ihm die Rechte wie dem Einzelnen zuerkannt werden. Wenn aber dem Volke dieses Recht zukomme, wenn das Volk seine Kräfte dem Staate widmen sollte, so müsse man gestehen, daß alle Macht vom Volke ausgehe. Der factische Bestand in Oesterreich werde dadurch nicht beirrt; wodurch werde denn die Macht der Krone aufrecht erhalten, als durch das Volk? Die Herren in Wien, in Ungarn, in Italien seien doch ein Theil des Volkes. Der Grundsatz ist mit dem historischen Rechte nicht im Widerspruch, schließt keine Staatsform aus, außer der (sic) Despotismus. Er schließt die Monarchie nicht aus. Durch den Uebertritt aus dem Polizeistaat in den Rechtsstaat sei die Dynastie und das Recht der Krone nicht in Frage gestellt, eben so wenig durch diesen Grundsatz. Die Mehrheit der Völker Oesterreichs hat ihr Recht verlangt, nicht das Recht der Krone. Die Krone war damit einverstanden, daß die Völker das Recht haben, sich selbst Gesetze zu geben, sich selbst zu besteuern, die Regierungsbehörde zu controlliren. Keines dieser Rechte ist dem Volke gegeben, sondern nur zurückgegeben. Kühn könne er sich berufen, daß der Grundsatz bereits stattgefunden. Das Vertragsverhältniß bestehe bereits, die zu gebende Constitution sei nur die briefliche Ausfertigung dieses Verhältnisses. Diese Lehre, die hier an die Spitze gestellt, mache also keinen Eingriff in die Rechte der Krone. Sie wurde an die Spitze gestellt, weil die andern Rechte daraus hervorgehen. Ein Vergleich des Absolutismus mit den Grundrechten





zeige dieses augenfällig. Hier werde Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens gefordert. Die Despotie, der Polizeistaat vertrage sich nicht damit. Die Gewalt der Alleinherrscher dulde wohl einzelne Executionen mit Schaugepränge, damit sie ihre Abschreckungstheorie practisch darlegen. Aber öfter noch werden ihre Gegner im heimlichen Gerichte abgeurtheilt und in langwieriger Haft zu Tode gemartert. Im Rechtsstaate hat Jeder Antheil an Allem, was dem Volke gehört; und die Gerechtigkeit gehört dem Volke; darum muß das Gericht öffentlich seyn, damit die höchsten Güter des Volkes geschirmt werden. Der Entwurf fordert Gleichheit vor dem Gesetze; der Despot muß das Volk theilen, scheidet es in privilegirte Kasten, um eine Classe durch die andere zu knechten. Der Absolutismus hat sich immer einer bestimmten Religion zugewendet, um durch ihre verderbten Diener auf die Massen zu wirken, Fanatismus und Heuchelei zu erregen; nicht so der Rechtsstaat, er verlangt Religionsfreiheit. Der Absolutismus sieht in der Aufklärung seinen Feind, die zwingt zum Uebergange in den Rechtsstaat; der Rechtsstaat findet darin seine größte Stütze, und so könne jeder Paragraph auf den §. 1 reducirt werden. Ein Bedenken stelle sich entgegen, daß der §. 1 im Allgemeinen vom Ministerium mißverstanden worden; daß dieses geglaubt, er enthalte einen Angriff auf die Krone; der Paragraph könne in seiner Stellung von den Massen mißverstanden werden. Er sehe keinen Ausweg. Es wäre wünschenswerth, daß nebst dem allgemeinen Grundsatze, der nicht geschrieben zu stehen braucht, da er im Herzen aller Volksfreunde geschrieben steht, eine besondere Bestimmung aufgenommen werde. Dieses Bedenken lag auch dem Constitutionsausschusse vor, doch habe er geglaubt, daß man eher die Constitution abwarten werde, bevor man gegen ihn ein Urtheil fälle."

Man sieht, der Mann, welcher diesen Phrasenschaum ausspricht, ist auf dem besten Wege, dereinst noch verstehen zu lernen, was er spricht; vorläufig aber hat er noch nicht begriffen, wovon die Rede ist.

Herr Brauner, sein College, benachrichtigt uns, daß es zwei Stadien gebe: politische Klugheit und politische Weisheit; „er maße sich nicht an, ein Weiser zu seyn, wolle aber nicht

den Funken verläugnen, den ihm die Natur gegeben.“ Erleuchtet von diesem Funken, hält er die Volkssouverainetät nicht für eine staatsrechtliche Theorie, „sondern für eine ewige, über den Sternen, wie auf der Erde giltige, unläugbare Wahrheit.“ Dennoch räth er, das Princip nicht in die Grundrechte aufzunehmen. Denn es lasse sich nicht läugnen, wenn man sich um die Hilfstruppen mische, könne es den Weisen von Kremsier leicht wie den Wienern ergehen, „die ebenfalls auf das allgemeine Aufgebot und die Hülfe von außen vergeblich warteten.“ Ein Herr Szabel bemerkt zu Gunsten der Annahme:

„Die Vergangenheit enthalte etwas Unläugbares, die Revolution; diese endete nicht mit den Proclamationen, sondern habe geistig fortgedauert und den Volksvertretern ihren Standpunkt angewiesen, welchen die Manifeste voraussehen lassen. Die Völker Oesterreichs seien in das Recht der Staatsgewalt eingetreten, mit Vorbehalt des Bestandes der Monarchie. Wenn der constituirende Reichstag eine Wahrheit seyn soll, muß §. 1 Geltung finden. Er kann es finden, ohne Gefährdung der Monarchie. Nur durch ihn sei in gegenwärtigen Verhältnissen die Monarchie in Europa haltbar. Er spreche für den §. 1, weil er für die Monarchie spreche. Die Monarchie ist unentbehrlich; aber sie müsse auf Grundlage des Gesammtwillens ruhen, wenn sie dem Andrange der Stürme widerstehen soll. Die Patente deuten dieß an. Das Gesammtwirken werde das Werk der Einzelnen zum Werke Aller machen. Der Thron werde im Volke wurzeln und in den Stürmen, von der Liebe getragen, feststehen. Er kenne die Furcht vor der Republik nicht, die gegebenen Verhältnisse sichern die monarchische Regierungsform. §. 1 werde übrigens nicht allein in der Verfassung stehen und nicht der Mißdeutung erliegen. Man soll sich in Oesterreich umsehen und sagen, ob die Monarchie gefährdet sei? Man betrachte den Ausgangspunkt, welcher der Herd der Bewegung blieb: Wien. Wer schützte den Thron, als er verlassen war am 18. Mai? Der gesunde Sinn des Volkes. Es wollte den Ersten, der von Umsturz des Thrones sprach, aufhängen. Eine Entartung sonder Gleichen brachten die Octobertage hervor, Tage blutiger Anarchie; und in

jenen Tagen hat das Volk sich als Stütze des Thrones erhoben. Wo solche Achtung vor dem Throne herrsche, sei kein Boden für die Republik. Wolle man die Republik vermeiden, so müsse man die demokratisch-constitutionelle Monarchie bauen. Sie verbindet die Vortheile der Monarchie mit den Vortheilen der Republik."

Wiederum erklärt sich Herr Smereker gegen den §. 1:

„Zu weit sei der Zeiger der Zeit vorgerückt, um dem historischen Rechte das Wort noch sprechen zu können. Doch spreche er gegen §. 1. Er entnehme seine Gründe aus der Revolution, wie sie der Geist der Zeit in's Herz des Volkes geschrieben. Sie stellt das Dogma auf, daß die Selbstständigkeit des Volkes unverläßlich, die legislative Gewalt getheilt seyn müsse."

Dagegen Herr Brestel:

„Der §. 1 ist die Stütze aller Ordnung, ohne ihn ist Despotie oder Anarchie. Wenn die Gewalt vom Volke, d. h. von der Mehrheit des Volkes ausgeht, dann werden die Gesetze allgemeine Achtung und Befolgung finden. Die Mißachtung dieses Satzes hat den 6. October herbeigeführt. Die damaligen Ereignisse seien ohne Verteter des Volkes geschehen, die Gesammtheit hat sie nie gebilligt. Die offene Erklärung gegen diesen Satz hat in seinem weiteren Vaterlande, in Deutschland, ähnliche Ereignisse herbeigeführt. Er sei für die Monarchie, habe nie ein anderes Wort gesprochen, und Jeder, der die Verhältnisse kenne, stelle sich ein politisches Armuthszeugniß aus, wenn er eine andere Staatsform anstrebe. Aber dieser Paragraph enthalte die Stärkung der Monarchie; die Mehrheit des Volks will sie; so werde durch diesen Paragraph die Monarchie als Wille des Volkes hingestellt, darum sei jeder Aufregung gegen die Krone die Spitze gebrochen. Nur wenn der Wille der Volksvertreter behindert erscheint, werden Factionäre darin einen Grund gegen die Krone finden. Er begreife also nicht, wie das Ministerium dagegen seyn könne. Ob übrigens der §. 1 dastehe oder nicht, er werde ewig auch in der Praxis wahr bleiben."

Zuletzt läßt sich noch der Litterat Schuselka vernehmen,

früher deutschkatholischer Prediger in Hamburg, und nachdem er dort abgewirthschaftet, ein Löwe des Reichstags zu Kremsier.

„Schuselka. Man habe oft wiederholt, der §. 1 enthalte eine Theorie, die lächerlich in den Kopf eines Phantasten, nicht in eine Verfassung, bei Leibe aber nicht in die Oesterreichs passe. Der Satz sei soweit entfernt von einer Theorie, daß Jeder, der Augen hat, sehen kann, und sie nicht schließt, ihn für wahr erkennen muß. Der Czar von Moskovien, wenn er nicht alle Sehkraft verloren hat, muß gestehen, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, und ihm nur zu Folge der Constitution der Russen übertragen sei. Er gebe zu, der Satz sei theoretisch; ob aber nicht auch die Behauptung, von dem unveräußerlichen Rechte gewisser Herrschergeschlechter über gewisse Völker, eine Theorie sei, die so weit ging, daß man behauptete, Adam habe sich zum ersten Könige eingesetzt, und von ihm sei das Recht an die Fürsten übergegangen, gewisse Völker für immer zu führen. Während der vorliegende Satz ein wissenschaftlicher ist, sei jener ein dogmatischer, zu dem ein starker, ein Köhlerglaube gehört. Wo das Wissen beginnt, hört der Glaube auf, und im 19. Jahrhundert kann kein Mensch mehr an ein göttliches Monarchenrecht glauben. Wolle man den Satz aufrecht erhalten, wie die Minister zu erklären scheinen, so schade man dem monarchischen Princip. Man treibe es ins Lächerliche, und es gehe mit den politischen, wie mit den religiösen Glaubenssätzen, wo durch das Bestreben Vernunftwidriges aufrecht zu erhalten auch das Vernünftige zu Grunde gerichtet werde. Wie man in Oesterreich an ein unveräußerliches Herrscherrecht könne Glauben machen wollen, nachdem man auf österreichischem Boden einen Monarchen habe herumziehen und sterben sehen, und noch bei seinem Leben die Söhne eines andern Königs in der Burg zu Wien mit königlichen Ehren empfangen worden seien? Wenn man damals die Souveränität des Volkes anerkannt, warum nicht jetzt? Oder ob etwa das französische Volk allein das Recht habe, die Souveränität in Anspruch zu nehmen? Nicht gefährlich, sondern vielmehr das einzige Rettungsmittel der Monarchie sei dieser Satz; denn als es dahin gekommen, daß die Monarchie nur noch factisch von den Gebildeten anerkannt worden, sahen sich ihre Verfechter um eine Grundlage um, und stellten die Theorie des Vertrages

auf. Nicht bloß im Auslande, auch in österreichischen Lehrbüchern kam also dieser Grundsatz vor; er selbst habe sie aus dem Lehrbuche des Hofraths Zeiler vom Hofrath Egger vortragen gehört, und ein Mann, der nun auf der Ministerbank sitze, war sein College auf der Schulbank, und er wundere sich, wenn dieser jetzt nicht wissen sollte, was sie damals wissen mußten, um nicht im Examen durchzufallen. (Heiterkeit.) Die absolute Monarchie klammerte sich an den Grundsatz, sie stützte sich darauf, daß ihr die Gewalt vom Volke übertragen worden. Als man wieder für den Thron zu fürchten begann, suchten die Freunde desselben nach einem Auskunftsmittel, sie fanden es in der constitutionellen Monarchie. Sie ist die Vermählung zwischen der Volkssouveränität und dem Träger desselben, dem Monarchen. Was der constitut. Monarch an Gewalt verliert, wird ihm reichlich durch den Gewinn an Recht ersetzt. So lange er durch Gewalt herrscht, muß er fürchten, daß sie sich empört, und es ist leicht zu sehen, wo die größere Gewalt sei. Wo aber das Rechtsprincip aufrecht erhalten werde, nicht zum Scheine, sondern in Wahrheit, da stehe der Thron fest."

Gegen Ende der Debatte erklärte noch der Bezirksarzt Löhner aus Gumpendorf, als Antwort darauf, daß das Ministerium auf das heilige, unantastbare Recht der Krone hingewiesen hatte, „es sei gefährlich, an den Aberglauben" (er meint die christliche Religion) „zu appelliren; wo geglaubt werde, könne auch gezweifelt werden; durch den Glauben habe man von vornherein auf den Beweis verzichtet. Er glaube, daß die Völker Dynastien haben, weil sie sie haben wollen." — Der Berichterstatter (Rieger) versichert aber in seiner Schlußrede: „so wie die Welt nur einen Ausgang habe, den Weltgeist, so habe die Souverainetät nur einen Ausgang, das Volk."

„Der Staat sei ein Postulat der practischen Vernunft. Worin lag denn diese Vernunft? Etwa in den paar Edelsteinen, die man Krone nennt, oder in dem mit Sammt überzogenen Lehnsessel, den man Thron nennt? Die Vernunft lag im Volke; also ist der Staat aus der Vernunft des Volkes, aus dem Volke hervorgegangen."

„Die Ansicht, daß die Staatsgewalt ein Eigenthum gewisser Menschen sei, die auf die Welt kommen mit dem Rechte zu herrschen, erfordere viel Glauben. — Man habe die Geburtsstätten gewisser Geschlechter, wie die Betten im Mittelalter mit einem Himmel bedeckt; aber das Volk glaube nicht mehr an den Himmel. — Der Lehrsatz: Alle Gewalten gehen von Gott aus, und werden durch erbliche Fürsten „von Gottes Gnaden" geübt, passe wohl in einen Katechismus, aber nicht in den Mund eines Staatsmannes."

„Wenn die Gewalt dem Monarchen erblich und unveräußerlich gehört, wozu der Reichstag hier sitze? Dann sind alle Freiheiten ein Geschenk des Fürsten, die man mit Dank annehmen müsse. Dann ist jede Verfassung recht, auch wenn sie schlechter als die octroirte Charte vom 25. April ist. Dann überlasse man es Gottes Gnade, was er thut, ist wohlgethan. Das sei eine christliche Ansicht, der eine andere nicht minder christliche entgegenstehe, nämlich: Gott schuf den Menschen frei, schuf weder Herren noch Knechte, gab ihnen die Freiheit, sich zusammenzufinden in Staaten, wo sie Einen über sich setzten, der sie regiere. Das ist der Ursprung jeder Gewalt, wenn sie rechtlich sein soll: der Wille des freien Menschen. Die Gewalt ist kein Rechtstitel: wer sich darauf beruft, dem kann sie genommen werden. Wer durch Gewalt herrscht, der ist ein Despot; nur wer durch den Willen der Völker herrscht, ist wahrer freier Fürst. Geht man zurück auf den historischen Ursprung der Staatsgewalt, so ist die Herrschaft entstanden durch das Zugeständniß freier Völker. Wenn die Deutschen ihren Kaiser auf den Schild erhoben, war das doch ein Vertrag, und immer liegt ein Vertrag zu Grunde; das ist eine Wahrheit, die nie bestritten werden könne, die fest bleiben wird. Alle Gewalten sind aus dem Volke entstanden, bestehen zu seinem Wohle durch das Volk. Diese Wahrheit ist so erhaben, wie die Sonne am Firmament. Die ministerielle Erklärung wird sie nicht verdecken, wie man den gemalten Mond einer Coulisse mit einem Papierfetzen verdeckt. Auch Gallilei behauptet, die Sonne stehe, und wurde dafür in's Gefängniß geworfen; — werde der Satz aufgenommen, so könne ihn das Ministerium streichen, aber der Reichstag werde ihm erwidern: „„e pur si muove."" Diese Wahrheit wurde von

den Fürsten verhöhnt, sie haben das Recht mit Füßen getreten, sie haben sie herausgefordert zum Beweise dieser Wahrheit, und haben es büßen müssen, wenn die Völker sich erhoben, und sagten: „„Ich bin dein Herr!““ — Vor dem Grolle der Völker zittern die Throne und wanken die Kronen, und wie der Sturm hundertjährige Eichen erfaßt, so nimmt er Herrschergeschlechter und dreht sie weit weg von ihrem Platze. — Wie kann man bei solchen gewaltigen Erscheinungen behaupten, die Gewalt gehe nicht vom Volke aus?“

„Die Nothwendigkeit, dieses Princip auszusprechen, findet er darin, daß es der constitutionellen Monarchie einen Rechtsboden gebe, weil die Theorie von „„Gottes Gnaden““ ein Aberglaube, das Erbrecht ein Sandboden sei, da es nicht einmal im Privatleben unbestritten bleibe.“

Wissen unsere Leser jetzt, was sie von der politischen Bildung des Reichstags zu Kremsier zu halten haben? sind sie jetzt im Stande vorherzusagen ob es dem Kaiserhause möglich seyn werde, sich mit dieser Gesellschaft über die künftige Constituirung Oesterreichs zu vereinigen? Nein! sie müssen erst die beiden Argumente beherzigen, welche von den dort vorhandenen Gegnern des Prinzips der Volkssouveränetät vorgebracht wurden. Herr Selinger meinte: in einer größern Gesellschaft, also auch in einem Staate, könne die oberste Gewalt vom Volke nicht ausgehen, denn „dieses habe den obersten Willen an einen Einzelnen übertragen.“ Der Hauptredner gegen das Prinzip der Revolution (der Abgeordete Lasser) dagegen erklärte in einer überaus gut gemeinten Deduction: „man müsse um den Rechtsgrund des Staats zu finden, nicht von einer historischen, sondern von einer rationalistischen Theorie ausgehen, und demzufolge stelle sich das Bestehen des Staats als Postulat der practischen Vernunft heraus.“ So gilt dortlandes der alte Kant, der bei uns schon seit anderthalb Menschenaltern in Abgang gekommen, selbst vielen Gutdenkenden noch immer als unerschütterlicher Felsengrund der Wahrheit. Kundigen Beobach-

tern des Weltlaufes kann dieß ungefähr den Maßstab für die Gesinnung und den intellectuellen Standpunkt der Andern geben.

Niemanden, der auf der Höhe der Zeit steht ist es zu verargen, wenn ihn, jener festgenieteten, altmodischen Staatszopfweisheit gegenüber ein Ekel packt, der ihn unfähig macht, sich mit deren Trägern auch nur in eine Erörterung einzulassen. Die liberalen Redner von Kremsier stehen außer der Gedankenathmosphäre unserer Tage, sie lagern, wie wir gesehen haben, viele Tagereisen weit hinter unserer Zeit. Sich mit ihnen verständlich zu machen, finden diejenigen, welche jene ältere Durchgangsperiode längst als überwunden hinter sich ließen, schwerlich noch ein Idioma commune. Es kann nur noch von literarhistorischem Interesse seyn, ihnen ihren Platz im Herbarium veralteter Naturrechtssysteme anzuweisen.

In dem unter österreichischem Scepter lebenden Volke, slavischen wie deutschen Stammes, liegt ein unerschöpflicher Fond ursprünglicher, tüchtiger, geistiger Lebenskraft. So weit sein religiöser Glaube reicht, so weit reicht auch dieses Volkes Hoffnung auf eine große, glorreiche Zukunft. Jenes josephinisch geschulte Oesterreich dagegen, welches dermalen die Specimina seiner voltairisirenden Afterbildung auf dem Reichstage zu Kremsier niederlegt, hat, verdorrt und innerlich aufgetrocknet wie es ist, mit der Glaubensfähigkeit auch den Anspruch auf einen weitern Entwickelungsproceß für immer verloren.

Das, diese Art von Bildung beherrschende Princip und Gesetz ist der Rationalismus, und wie [illegible] Der Rationalismus ist Vergötterung der individuellen Meinung, des subjectiven Beliebens; [illegible] sein Gesetz nicht einmal in der Natur, geschweige denn in Gott. Er sucht es in dem engen leeren Gehäuse eines bloß formellen Vermögens, des auf sich selbst gesetzten Verstandes des Einzelnen, den er in Folge dieser Verrückung der naturgemäßen Stellung des Menschen für souverän erklärt.

Eine weitere nothwendige Consequenz dieses widersinnigen

Standpunktes ist die Nichtanerkennung, die schnöde Abweisung, und wenn es nöthig ist, die Verläugnung aller Thatsachen der Natur und der Geschichte. Der Rationalismus begreift und versteht sie nicht; er befaßt sich nicht mit ihnen, weil es unstreitig das bequemste ist: lästige Thatsachen zu ignoriren. Der tief eingewurzelte Haß des josephinischen Rationalismus gegen jeden Zweig der Geschichte ist kein bloßes Ungefähr, er stammt aus dem tiefinnersten Charakter dieser Geistesrichtung. Diese setzt der wirklichen Welt auf dem Boden der Kirche und des Staats seine Theorien, d. h. armselige Meinungen von Individuen über das, was seyn sollte, entgegen. Auf diese gründet sie dann den dünkelhaften Anspruch, daß die religiöse und die politische Gesellschaft, göttliche und menschliche Dinge, sich nach diesen Wahngebilden menschlicher Ueberhebung richten sollen.

Es ist Thatsache, daß der Mensch von dem Augenblicke an, wo er in's Leben tritt, eine Gesellschaft, eine Gewalt, eine Obrigkeit, einen Organismus von Gesetzen und Einrichtungen vorfindet, die er nicht gemacht hat, die ohne seine Einwilligung bestehen, und deren Anerkennung weder von ihm verlangt wird, noch von ihm abhängt.

Die Gesellschaft, als Familie, Staat und Kirche, ergreift ihn, lange ehe er zum Bewußtseyn kommt; sie ordnet ihn sich unter, ohne daß er mit ihr rechten könnte, er muß sich ihr anschließen und unterwerfen, widrigenfalls er im Kampfe mit Allem, was Gesetz und Ordnung des Lebens heißt, rettungslos im ersten Augenblicke zu Grunde gehen würde. Wie in der Natur, so muß auch der Mensch auf dem Gebiete des geselligen Lebens das Factum anerkennen, selbst lange bevor und ganz unabhängig davon, daß er später aus sittlichen und religiösen Gründen die Nothwendigkeit sich zu fügen und zu unterwerfen einsieht.

Erkennt der Rationalismus diese Thatsache an, die jedem Menschen auf jedem Schritte und Tritte seines täglichen Lebens als sinnlich fühlbare Erfahrung, und mit Händen greifbar entgegentritt? Mit nichten!

Er trotzt der Evidenz des Factums. „Ich bin ein souveränes Wesen; du bist ein souveränes Wesen; er ist ein souveränes Wesen; wir Reichstagsherren sind souveräne Wesen; ihr Katzenmusikanten seyd souveräne Wesen; alle, die da leben, vorausgesetzt: daß sie mit uns halten, sind souveräne Wesen!“ Eine Gesellschaft, ein Staat, ein geordneter Zustand unter einer Obrigkeit, kann also nur entstehen, wenn alle diese souveränen Einzelwillen sich zusammenaddiren. Der Rationalismus muß auf seinem Wege unabweislich zu seiner, aller Erfahrung, allem Augenschein, aller Geschichte, aller gesunden Vernunft und Dialektik Hohn sprechenden Theorie vom gesellschaftlichen Urvertrage, von der Volkssouveränität, von der, den Fürsten durch den souveränen Volkswillen übertragenen Gewalt gelangen. Er kann nicht anders. Herr Hein in Kremsier hat es vortrefflich gesagt: die Abgeordneten sind zu „glauben verpflichtet,“ daß das Volk mündig und somit souverän geworden sei. Vom Christenthume, welches bekanntlich lehrt, daß die Gewalt, (wie Schönheit, Verstand, Stärke, wie alle andere Gabe, die der Mensch dem Menschen nicht zu geben vermag, überhaupt wie jede höhere Fügung und jedes Ereigniß, welches ohne unsern Willen eintritt) von Gott kommt, vom Christenthume sind wir zu „glauben verpflichtet“, daß es ein alter, obsoleter Aberglaube sei. Die Weisen von Kremsier fordern es ja im Namen ihrer souveränen Vernunft. Wer dürfte unverschämt genug seyn, gestützt auf seine souveräne Meinung, der etwa das Gegentheil einleuchtete, solchem Machtspruche Glauben und Gehorsam zu verweigern! Latour, Lichnowsky, Auerswald und Lamberg können zeugen, wie die volkssouveräne Vernunft denen thut, welche die „Verpflichtung“ an die Dogmen der Revolution zu „glauben“, nicht anerkennen wollen. Das ist die Consequenz des Rationalismus.

Nach allen diesen Erfahrungen können wir in der That nicht wohl daran glauben, daß irgend ein gutes Wort bei den Stammhaltern und Fahnenträgern des politischen Rationalis-

muß noch eine gute Stelle finden könnte. Fragtet ihr etwa: ob sie denn nicht gelesen haben . . . im Chor würden sie euch mit den Vögeln des Aristophanes antworten: wir haben nichts gelesen. Oder wollt ihr ihnen etwa an's Herzen legen, daß ja vor grauen Jahren schon der alte Skeptiker Hugo in Göttingen unwiderleglich dargethan, ihr Socialkontrakt habe alle Fehler, die ein Factum irgend haben könne: er sei nicht wirklich, nicht möglich und nicht nöthig? Schuselka, der Prediger des Rongethums, wird euch wie einen ehernen Schild die Theorie entgegenhalten, die er noch unter dem Hofrath Egger auswendig gelernt, und die er im Examen Wort für Wort aufgesagt. Auf Neuerungen könne er sich nicht einlassen. Oder erinnert ihr diese Leute etwa an das, was sie vor wenigen Wochen noch an ihrem eigenen Leibe erfahren, an den Sieg der kaiserlichen Waffen über die volkssouveräne Meuterei in Wien? Herr Szabel läugnet euch in's Angesicht den ganzen Hergang, stellt die Geschichte der jüngsten Monate auf den Kopf und behauptet: in jenen Tagen habe sich das Volk als Stütze des Thrones erhoben. Wo solche Achtung vor dem Throne herrsche, wie in der Wiener Schreckenszeit, sei kein Boden für die Republik. Vielleicht wird diese kühne Behandlung der Geschichte in wenigen Wochen bis zu der Behauptung erstarkt seyn: Fürst Windischgrätz habe den Kaiser mit dem Schicksale Ludwig XVI. bedroht, und das „treue" Wien sich zum Schutze des Hauses Oesterreich erhoben. Gebt Euch diesen Rittern der Wahrheit gegenüber keine Mühe mit weiterm Disputat! Sie werden Eure Gründe achten, wie wenn es Brombeeren wären; der überlegenen Gewalt und der vollendeten Thatsache aber werden sie stets gebührende Rechnung tragen. Dafür werden sie auch der Freiheit theilhaftig werden, deren sie werth sind.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung psychologischen Inhalts. Jene falschen staatsrechtlichen Theorien, die uns in den oben beleuchteten Reden entgegentreten, sind nicht die Ur-

sache der Verkehrtheit, sondern selbst wieder nur eine Wirkung einer viel tiefer liegenden und allgemeinern Ursache. Dieß ist der Gotteshaß und die Gottesverachtung, in dem die verschiedenen Fractionen des politischen Rationalismus einig sind, selbst wenn sie sich in Betreff der Consequenzen bestreiten. Sie wollen die Thatsachen der Geschichte, das Gesetz der Natur in der Gesellschaft, nicht anerkennen, weil sie sonst die Wahrheit bekennen müßten: daß alle Gewalt von oben kommt, und jede Macht Geschenk einer höhern Fügung ist. Diese christliche Lehre mit der souveränsten Verachtung abzuwehren sind sie aber sammt und sonders übereingekommen. Sie verachten dieselbe auch nicht deshalb, weil sie einer falschen Theorie mit blinder Vorliebe ergeben wären, und aus derselben keinen Ausweg finden können, sondern sie haben sich ihre, dem Augenschein und dem eignen Bewußtseyn widersprechende Theorie gezimmert, weil sie aus langer Gewöhnung die christliche Wahrheit hassen und verachten. Daher auch die wahrhaft Entsetzen erregende intellectuelle Verkommenheit. Dieß ist dieses Rationalismus Natur und Eigenschaft, und wer diese recht ergründet, wird Vieles, was in unsern Tagen geschehen ist und noch ferner geschehen wird, sehr natürlich und begreiflich finden.

---



# XVII.

## Fata Morgana und Zeitbetrachtungen über die kühnen Griffe der deutschen Reichsversamlung und des Reichsministeriums.

Politik und kein Ende! Morgens Politik, Mittags Politik, Abends Politik und Nachts keine Ruhe vor politischen Träumereien!

Verwünschte Zeitungsleserei! Hat man sich Stunden lang die Augen blind und den Kopf warm gelesen; hat man glücklich die Reise um die Welt von der Ludwigstraße in München bis zu den Antipoden und von den Antipoden wieder zurück bis zu dem Obelisken im bojoarischen Athen an der Isar gemacht, und legt die graubedruckten Leintücher zur Seite, und fragt man sich dann, was der Geist aus der gehetzten Leserei, aus diesem Allerwelts-Kladderadatsch an Klarheit und Wahrheit gewonnen: so kann man die ganze Ausbeute meist auf den Nagel des kleinen Fingers schreiben. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste, dieser Mangel an wirklichem Gewinn, an nährendem geistigen Brod bei dieser geistigen Neuigkeits-Völlerei.

Legt sich der Zeitungsleser mit wüstem, erhitzten Kopfe nieder, und hat er kaum die Augen geschlossen und meint er nun auszuruhen, der Arme! da erscheint ihm auch schon der ganze magisch erleuchtete Bloksberg von Wolkenguckguckheim mit dem

tollen, gaukelnden Hexentanze der politischen Spukmeister des Tages. Er wird in den Wirbel mit hineingerissen, er mag wollen oder nicht. Wo das müde Ohr hinlauscht, da klingt ihm die alte politische Drehorgel des Tages in die Stille seines Schlummers hinein, und mit den kreischenden Stimmen ingrimmigen Parteihabers schreit es aus allen Ecken und Winkeln ihm zu: von Revolution und Reaction, von Monarchie und Republik, von Demokraten und Bureaukraten, von Heulern und Bummlern, von deutscher Einheit und dynastischen Sonderinteressen, von Bundesstaat und Staatenbund, von Volkssouverainetät und Camarilla, von Bourgoisie und Proletariat, von Arbeit und Capital, und wie alle die lieblichen Klapperworte der Tagespolitik heißen mögen. [illegible] jetzt, und mehr und mehr lüftet die Traumwelt der Fata Morgana ihre Schleier. Die Klänge bekommen Leben, die Nebelbilder gestalten sich immer deutlicher vor den Blicken des unruhig träumenden Sohnes dieser Zeit. Der pseudo-demokratische Fastnachtsspuck mit seinen revolutionären Bacchanalien geht los.

**Vexilla regis prodeunt inferni.**

Sensenmänner und Blousenmänner erscheinen; ein wilder, lumpiger Maskenzug von rothbärtigen Banditengesichtern, mit rothen Mützen, rothen Hahnenfedern, rothen Schnapsnasen, rothen Fahnen, rothen Feuerbränden in den mordrothen Händen. Sie brüllen das Heckerlied und die Marseillaise, und lassen die Guillotine, den Antichrist und die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der feuerrothen Republik hochleben. Hinter ihnen her schleicht eine andere Geisterschaar zitternd und scheu vorüber. Es sind die aschgrauen, bestäubten, blutlosen Schreiberseelen des Polizeistaates; eingetrocknete, verknöcherte Staatsmandarinen in Steifstiefeln mit bureaukratischen Zöpfen, schwindsüchtig hüstelnd; wohlbeleibte, schwerbepackte Geldbarone und Hofjuden; die Großen der Börse und Papierwelt; die reich Besternten; die Höchstbesteuerten; Bankherren und Fabrikherren; Diplomaten mit wackelnden Köpfen; Fürsten mit wanken-

den Kronen; Minister ohne Portefeuilles; Höflinge sans coeur et sans culottes, — die armen Verfolgten, wie sind sie so bleich und verstörten Gesichtes! Wie schlottern sie so rathlos in keuchender Eile vorüber! Dicht ihnen auf den Fersen folgend erscheint ein Trupp von brüllenden Barrikaden-Commandanten, Gallerie-Directoren, Anarchie-Chefs, Volksschmarotzern und arbeitsscheuen Handwerksburschen aus der Werkstätte des Meisters Liederlich, mit Morgensternen, Aexten, Dreschflegeln, Stricken, Laternenpfählen und alten und neuen Zeughauswaffen. Ungarisches, polnisches, französisches und italienisches Geld werfen die Großmeister der Wühlerei rechts und links unter die bethörte, trunkene Menge und schreien: „Vorwärts! vorwärts bis zum Hängen! Den Kopf! den Kopf mit Kron und Zopf! Nur durch Anarchie und Blut geht's zur deutschen Freiheit!" — Katzenmusiken, klirrende Fenster, demolirte Häuser, wo der Trupp erscheint. Da dröhnt die Erde, Berg und Thal hallen wieder von Hundegebell und Peitschenknall. Ein seltsam Gespann kömmt in sausendem Fluge herangestürmt. Es ist der Wagen des „lausbubokratischen" Weltgeistes des Wunderjahrs 1848. Sechs wohlgenährte Thiere sind im ersten Zuge vorangespannt. Sind es Hirsche, Pferde oder Maulesel, ich kann es nicht unterscheiden. Der Weltgeistkutscher nennt sie fluchend nur „faule Geldsäcke" und „feige Bourgois." Sechs magere, ausgehungerte Tieger mit feuerfunkelnden Augen folgen ihnen im zweiten Zuge auf den Fersen. Die vordern Thiere fliegen schreiend und schweißbedeckt mit lechzenden Zungen, voll Todesangst, langgestreckt dahin; mit jedem Satze scheinen sie die Klauen, den Feuerathem und die fletschenden Zähne der blutlechzenden Tieger in ihren Seiten zu fühlen; der Kutscher nennt diese seine braven „Vollblutdemokraten." Sie sehen aber nicht anders aus, als der verkommene Auswurf des gebildeten und ungebildeten Proletariates, die aufgehetzten, gedungenen Söldlinge der rothen Propaganda. Furcht und Schrecken treibt die vorderen Thiere voran; Hunger und Beutegier macht die hinteren immer schneller folgen; sausend und klirrend schießt der Wagen

hinten drein. Giftzischende Schlangen dienen dem Wagenlenker zur Peitsche; rasende Hetzhunde fahren rechts und links den Hirschen und Tiegern in die Seiten; gierige Raben umschwirren sie und hacken ihnen nach den Augen, und in blutlechzender Melodie schallt es aus dem Gebell der Hunde:

Ein neues Eisen schärft man dann,
Das ist die Guillotine,
Das ist der Freiheit Donnerkeil,
Weg mit den Barrikaden!
Das ist der Völker einzig Heil,
Das ist das wahre Friedensbeil,
Das Beil von Gottes Gnaden!
Das wird die letzte Waffe seyn
Der Völker all' auf Erden;
Die halte scharf, die halte rein,
Dann wird im Siegessonnenschein
Die wahre Freiheit werden.

Die hungrigen Raben respondiren in gleichem Tone den Blutchoral:

Nicht eher kömmt uns Freud' und Heil,
Bis der Messias ist erschienen,
Der Weltbeherrscher durch das Beil
Vom rothen Thron der Guillotinen.

Und rascher und rascher schießt das wilde Fuhrwerk des ziel- und ruhelosen Fortschrittes über Stock und Stein, daß mir Hören und Sehen vergeht. — Wer aber sitzt da oben auf dem Hochsitze des Feuerwagens? — eine wunderliche buntgemischte Gesellschaft von christlichen Renegaten und ungläubigen Juden, von Atheisten und Pantheisten und Indifferentisten, wie sie sich einst im alten Babel unter dem Himmelstürmer Nimrod zusammengefunden. Eine Schaar von lotterigen und schlotterigen Schemen; friedlose, zerrüttete und zerrissene Seelen; halb Dunst, halb Wesenheit. Die Gesichter kreideweiß mit rothen Barricadenbärten; die Köpfe seltsam verdreht: lange Zöpfe von 1793 hängen ihnen die Brust herab, während die blinden Au-

gen mit Brillen versehen ihnen oder dem Rücken stehen. Was vorwärts ist, erscheint ihnen rückwärts; und wenns rückwärts geht, meinen sie, es geht vorwärts und so jagt die wilde Zopfbruderschaft von 1793 voll und toll dem Abgrund der Barbarei und Verthierung zu.

Wer aber hockt da vorn neben dem Weltgeist-Kutscher, so wohl geborgen unter dem conservativen Spritzenleder? Es ist der feurige Sänger Herwegh. Er kauert auf der Berliner Centralkasse aller demokratischen Vereine Deutschlands, enthaltend 4 Thl. 4 Gr. 4 Pf. in Kossuth'schen Bankscheinen. Mit etwas gedämpfter Stimme singt er sein eisenfresserisch Heldenlied:

O Ritter, todter Ritter!
Leg deine Lanze ein,
Sie soll in tausend Splitter
Von mir zertrümmert seyn.

Hinter dem Kutscher schwingt Freiligrath das rothe Fähnlein seines Freiheits-Molochs und das „Beil von Gottes Gnaden." Feuerberauscht tönt sein Mordio und sein Feuerio wie der rothe Ausbruch eines eisigen Gletscher-Kraters auf dem kalten Island:

Feuer zuckt durch meine Nerven,
Vor mir liegt das wüste Land;
Die weit offnen Krater werfen
Himmelan den flüss'gen Brand.

Kühner fühl ich mich und stärker
Bei dem Lodern dieser Glut,
Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein entzündet Blut.

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen,
Selbst der Schnee in dessem Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen.

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Farröer Eis.

Dem Berserker-Dichter zur Seite stehen auf dem Revolutions-Omnibus Hecker und Struve, die Freischaaren-häuptlinge; der Gießener Professor der Revolutions-Wissenschaften; die Advokaten der Barrikaden-Souverainetät: Simon, Zitz, Wesendonk und Titus, Zuckerbäcker Karbe, Jakoby und Ruge, Anneke und Gottschalk, Schlöffel und Füster und Schütte e tutti quanti, alle die prodi Cavalieri der volkssouverainen Anarchie mit den perennirenden, demokratischen Erzwungen-schaften.

„Rothe“ Bärte, Heldengang,
Und die Mäntel kühn geschwungen,
Und viel kühner noch die Zungen.
Dolch im Gürtel, spitz und lang,
Kühne Kalabreser Hüte, —
Seht da „Deutschlands“ stolze Blüthe!

Wild und wirr wie Wolfsgeheul gellen die Stimmen der Stürmer auf dem Wagen und ihrer rothen Trabanten um den Wagen her durch einander; nur abgebrochene Laute sind vernehmbar: „Alle Gewalt geht vom Volke aus. — Die Revolution erkennt kein Gestern an, vor ihr gilt kein Recht. — La revolution est morte! vive la revolution! Pereat Robespierre, der Reactionär mit seinem höchsten Wesen! Ecrasez l'infame! Wir sind die Götter! Wir das Volk! — Erwürgt den letzten Tyrannen mit den Eingeweiden des letzten Pfaffen! — Kein Vorrecht mehr! keine Ungleichheit! kein Adel des Charakters! kein Adel des Genies! kein Adel der Gesinnung! kein Gehorsam! keine Demuth! keine Pietät! keine Gesetzlichkeit! keine Sittlichkeit! keine Ordnung! Hoch die Freiheit der Anarchie und die Gleichheit der Gemeinheit!“ — Während dieses Gebrülls naht der Wagen einer blutgerötheten Stelle; die stummen, kalten, zerfetzten Leichen von Gagern, dem General von Lichnowsky und Auerswald, von Lamberg, Latour und Rossi liegen im Wege. Hirsche und Tieger setzen hoch darüber hinweg; die Räder des Wagens fahren zermalmend über die Gemordeten; der Wagen schüttert und zittert; allein die Brüderschaft läßt sich in ihrem tollen Hallo nicht irren. Da verfinstert sich der Himmel;

schwarzer, von Blitzen durchzuckter Pulverdampf hüllt ihn ein; dumpfer Kanonendonner erdröhnt von ferne; die Trommeln wirbeln den Generalmarsch durch die Straßen; die Sturmglocken heulen; Alarmschüsse; Barrikaden; Linie, Bürgerwehr und Proletariat im Kampfe; Meuterei, Brand, Mord, blutbefleckte Altäre; Buben- und Pöbelherrschaft und wilde, schreckenvolle Anarchie im Innern, und draußen Feldlager, Bivouac, Rothmäntel mit blankem Hanschar:

> Zelte, Posten, Werda-Rufer,
> Lust'ge Nacht am Donauufer!
> Pferde steh'n im Kreis umher
> Angebunden an den Pflöcken;
> An den engen Sattelböcken
> Hangen Karabiner schwer.

Der Kanonendonner tönt lauter und näher; die Erde zittert, die Fenster klirren; todetsmuthige Sturmcolonnen dringen jubelnd heran; vor ihnen her die Feuervögel der Schlacht: Bomben, Granaten, zündende Brandracketen, Kartätschen-Geprassel; himmelhoch wirbeln die Feuersäulen und im Pulverdampfe, von Kanonenblitzen umleuchtet, erscheinen die Retter und Rächer der beleidigten Menschheit: der greise Lombarden-Held, der alte Feldmarschall mit dem jungen, grünen Lorbeerkranz und dem blitzenden Adlerblick; der ritterliche Windisch-Grätz, Hoheit und tiefen, unerschütterlichen Ernst auf der Stirne:

> „Den Degen hoch und muthig vorgedrungen!“

und Jellachich der Kühne, auf stolz sich bäumendem Rosse — klingendes Spiel und wehende Fahnen; Heil! unserm Kaiser, Heil!

> „O Kriegesfang, o Siegesklang,
> Wie schallst du jetzt so muthig
> Den Mincio, die Etsch entlang,
> Wie tönt dein Lied so blutig!
> Das ist Radetzky's Heldentritt,
> Das ist Altöstreich's Siegesschritt,
> Vor dem der Boden zittert,
> Und weit die Luft gewittert.“

Die Löwen von gestern verkriechen sich in die Kloaken und lassen sich die Barrikadenbärte abrasiren und parfümiren; Belagerungszustand; Standrecht; Hinrichtungen; Dankadressen; Abspannung und Katzenjammer; — die Maulhelden und Federfuchser erholen sich wieder; neues Wühlen, neues Hetzen, neue Aufregung, neue Stürme, neuer Katzenjammer. Des ewigen [illegible] müde, wende ich meinen Blick nach der andern Seite: dort sitzt der deutsche Michel, der gesinnungstüchtige, seelenvergnügt auf seiner breitesten demokratischen Basis, in Mitte aller Errungenschaften der Neuzeit. Nach langem Schlaf, nach langer Nüchternheit hat er sich im Revolutions-Fusel berauscht. Es ist ihm so kannibalisch wohl, während die zuchtlose Raserei der freien Höllengeister ihn umtanzt. Wenn er aber einen Augenblick zur Besinnung kömmt; wenn er vor dem Blut und den Flammen zurückbebt und seiner zitternden Hand der Taumelbecher entsinken will, dann ruft ihm der alte, pferdefüßige Rattenfänger mit der rothen Feder und der hohngrinsenden Miene spöttisch zu:

Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel Du und Du
Und willst Dich vor der Flamme scheuen?

Da schämt sich der alte Thor; Menschenfurcht wandelt ihn an; er will nicht als Zopf und Reactionär erscheinen, und trinkt und trinkt, bis die innere Flamme ihn in einen Aschenhaufen zu verwandeln droht. Jetzt hüllt der Qualm des Hexenkessels Alles in finstere Nacht, und daraus steigen alsbald andere und wieder andere Gesichte auf: Spiegelbilder der Zauberin Morgana aus Narragoniens hohen Hallen. Eine weite Aula erscheint; nicht die, in welcher die Wiener Studenten den Kaiser gespielt, und die Kaiserstadt blutige Walzer tanzen gemacht. Phantastische Burschenschafter und pedantische Professoren feiern im Burschenschafts-Gelage das Fest der Freiheit und Einheit. Der Bruder Senior im altdeutschen Rock, das schwarze Barett mit weißen Federn auf dem Kopf, den Hieber zur Seite, in hohen Kanonenstiefeln, stimmt das Lied an:

Was ist des deutschen Vaterland? und schneidet zu seinem Takt mit einer Pariser Centralisationsscheere den alten, großen, weiten kaiserlichen Mantel Karls des Großen zurecht zu einem kurzen, engen preußischen Waffenröckchen. Die österreichische Landsmannschaft wird nach den Statuten der preußischen, deutscheinheitlichen Burschenschaft zur Aula höflichst hinausgewiesen, und dazu singen sie mit Schenkendorf:

Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden,
Ein Lied, Ein Herz, Ein Gott, Ein Orden,
Ein Deutschland hoch und schön!

Ein papierner Hampelmann, an Schnüren und Drähten zu ziehen, das künftige Oberhaupt der kleindeutschen Erb-Anarchie mit suspensivem Veto liegt dem Präses zur Seite. Es werden dem Unverantwortlichen und Unverletzlichen, Unmächtigen und aller Selbstthätigkeit enthobenen von seinem verantwortlichen Majordomus Arme und Beine angesetzt. Der Hofpanegyrist hält die Krönungsrede auf das Dahlmann'sche Motto: „Ein alter Esel ist er zwar, aber auf den Stuhl seiner Väter, der souverainen Professoren, muß er doch." Nach der Krönung Hampelmann's I., Kaisers aller Kleinmichelstädter, beginnt das große Kirchthurmrennen nach reichsministerlichen Portefeuilles und Aemtern, die der unverantwortliche Hampelmannus auf den Vorschlag seines verantwortlichen Hausbofmeisters als Preise austheilt. Folgt die große Maskerade: die Mitglieder der kleindeutschen, reichseinheitlichen Burschenschaft verwandeln sich plötzlich auf den Wink der Fata Morgana in Reichminister, Reichsgesandte, Reichsräthe, Reichscommissäre, Reichsadmiräle, Reichsmarine-Bildungsagenten, Reichsdiäten-Verzehrer, Reichskanzlei-Scribenten, Reichsobergerichtsräthe, Reichsunterstaatssekretäre, Reichsoberpostamtszeitungsschreiber, Reichscommerzienräthe, Reichssteuerempfänger, Reichsakademiker, Reichspoeten, Reichsphilosophen, Reichstheologen, Reichshistoriographen und Reichsdemagogen. Alle die frischgebackenen Reichs-Parvenüs fahren sogleich in die neuen Reichsuniformen; jeder setzt sich in eine Reichskutsche, streckt

... bist du glücklich deutsch

mit großem Effect gesungen wird; zu
der deutsche Michel, dem die patrio
die Kosten der Maskerade nach dem
von Venedig sich aus den Rippen zu

Mir schien, als berge sich hint
derlichen Fee eine reactionäre Anspielu
immer den Conto für die großen patri
takelstücke und Maskeraden zu zahlen
men unter dem Aushängeschild: „Alle
für das Volk", aufgeführt werden.

Das waren meine Träume, und
ich, auch nach dem theueren Geschen
Deutschland wohl noch zollfrei. Herzer
nicht; allein schaut etwa die Wirklich
Ich wenigstens für meinen Theil, ich g
senmacher, Marktschreier, Rabulisten
Kremsier, Berlin und Frankfurt bereit
ben Radetzky, von dem jeder Zoll ein

Es gehört in der That ein guter
Tag weitum in dem deutschen Beblan
den dieselbe Thorheit sich ...

kund geben. Keine tiefe und wahre Ueberzeugung; heiße, hirnverbrannte Köpfe und eisig kalte, eigensüchtige Herzen; so gierig und gewissenlos für den eigenen Vortheil, — so freigibig mit fremdem Recht und Eigenthum; so nachsichtig mit den eigenen Schlechtigkeiten und Schandthaten, und — so streng gegen fremde Sünden und Fehler. Ueberall große Verbrechen und große Ereignisse, gewaltige Erschütterungen und Umstürze, und kleine Verbrecher und ohnmächtige Baumeister. Erhabene Helden- und Titanen-Rollen und — elende, lumpige Schauspieler und großsprecherische Charlatane. Alle Thatkraft geht in den Dunst gleisnerischer, lügnerischer Phrasen auf, die von der Wirklichkeit Wort für Wort auf das grausamste Lügen gestraft werden. Von jenem männlichen Sinn für wahre Freiheit, von jener Gerechtigkeit, die das Recht eines Jeden heilig achtet, kaum eine Spur. Frechheit auf der einen Seite, Feigheit auf der anderen, fester, staatsmännischer Charakter und unerschütterliche Gewissenhaftigkeit auf keiner. Nachdem die Fürsten und die Regierungen dreißig Jahre lang Haus gehalten, als ob es keine Völker und keine Volksrechte gäbe: ist nun der trunkene Bauer auf die andere Seite gefallen. Kaum haben die, welche die Wogen der Märzemeuten auf den Gipfel der Macht gehoben, von dem süßen Becher der Souverainetät genippt: so gebärden sie sich, als ob es keine Regierungen, keine Fürsten, kein bestehendes Recht gäbe. Sie bilden sich ein, es bedürfe nur „kühner Griffe", um Gewalten „zu schaffen", und Kaiser zu machen, und wirkliche Verhältnisse, die sich im Laufe von Jahrhunderten gebildet und mit dem wirklichen Volksleben auf das innerste verwoben und verwachsen sind, auf dem Weg der Decreten-Dictatur, im Namen der Freiheit und Einheit, über den Haufen zu werfen. Alles und Jedes bis in das innerste Heiligthum der Familie ist ihrer parlamentarischen Omnipotenz unterworfen. Kein durch Jahrhunderte geheiligtes Recht, kein Besitzstand gilt vor dieser Souverainetät. Und daß ein neuer Bund eines wahrhaft freien Bundesstaates nur durch

die freie Zustimmung seiner Glieder als selbstständiger Ganzen auf die Dauer geschlossen werden könne; dieses erste Grundprincip politischer Freiheit erschien ihnen als eine Anmaßung gegen ihre unumschränkte Souverainetät, die nicht einmal der provisorischen Gewalt, die sie mit ihrem ersten „kühnen Griff“ geschaffen, eine Einrede in das Verfassungswerk gestatten wollte. Ja noch nicht damit zufrieden, die Gegenwart ihrer Unumschränktheit unterworfen zu sehen, schmeicheln sie sich sogar, die kommenden Geschlechter würden sich durch papierene Decrete gebunden halten, wenn sie in den Grundrechten beschließen, mit diesem oder jenem müsse es so sein Bewenden für alle Ewigkeit haben!

Wahrlich haben wir früher unter dem Joche der Ober- und Unterschreiber des Polizeistaates gestanden; so sollen wir uns jetzt vor den unverantwortlichen und unverletzlichen Wortmachern in den Kammern und vor den Maulhelden in den Klubbs als Heloten in den Staub beugen. Das Schreiberregiment des Polizeistaates hatte uns für die mangelnde freie Bewegung doch wenigstens noch Sicherheit und Wohlstand gewährt, während unter dem neuen Regime der Schwätzer und Brüller Freiheit, Sicherheit und Wohlstand allesammt von der Anarchie verschlungen werden.

Wer erinnert sich nicht noch des Kölner Domfestes im verflossenen Sommer? Mit welchem Pomp wurde es angekündigt, mit welchem Glanz und Aufwand gefeiert? Unsere constituirende Nationalversammlung setzte ihre Sitzungen aus. Ihr gefeierter Präsident, Hr. H. v. Gagern, erschien dort mit vielen Mitgliedern; der Reichsverweser fuhr den Strom hinab, als „Volksallverehrtester“ von der Koblenzer Bürgerwehr und überall begrüßt; der König von Preußen fand sich mit vielen erlauchten und berühmten Gästen ein. Ueberall Lust und Jubel, von dem die Ufer des Stromes wiederhallten: Glockengeläute, Kanonendonner, Festzüge und schöne Reden

von dem Dom, als dem Symbol deutscher Herrlichkeit und Einheit; prächtiges Festessen, feine Speisen, gute Weine, Transparente, Männergesang, hellklingende Gläser, hochtönende Toaste, brillante Illumination und bengalisches Feuer, kurz Klang und Sang, Schimmer und Flimmer, und Worte und Phrasen von dem heiligen Riesenbau, von deutscher Macht und Eintracht, deutscher Sinnigkeit und Innigkeit, deutscher Jugend und Tugend die Hülle und die Fülle — und was ist zuletzt das Resultat von all dem Klingklang? Was hat der Dom von all dem Schaugepränge und den erhabenen, hoch begeisterten Kraftworten gewonnen? — nicht das Allergeringste! Der Bauverein sieht sich nach der prachtvollen Festfeier zu der schmerzlichen Erklärung genöthigt: daß die Baukasse nach all den wortreichen Festreden der begeisterten Gäste sich in der äußersten Bedrängniß befinde und ohne neue Spenden einen großen Theil der Arbeiter entlassen müsse! — Was würde wohl der alte, ehrliche deutsche Dombaumeister zu diesem prunkenden Fest unserer red- und schreibseligen Zeit gesagt haben? er, der den großen Plan entworfen, an dem nun sechs Jahrhunderte fortbauen, und der in seiner hohen Begeisterung so schlicht, so bescheiden und demüthig war, so wenig von sich reden machte, daß die sorglose Nachwelt selbst seinen Namen vergessen hat, während das gottgeweihte Werk allen Zeiten seine vollendete Meisterschaft verkündet! Mir scheint, dieß glänzende Fest und sein armes Resultat sind charakteristisch für diese Zeit und ihre prahlerischen Errungenschaften, wo wir täglich sehen, wie die mattesten Schafsgesichter von Schneiderseelen und Strohköpfen mit grimmigen Löwenbärten gleich dem tapfersten Berserkern umhertölpeln.

Und wenn die Herren unserer Reichsversammlung, oder wie sie sich nach fremder Weise nennen, die Mitglieder „der constituirenden Nationalversammlung", sie, die dem Feste beigewohnt, sich nun in der Paulskirche fragen wollten, wie es um jenen andern Dom stehe, um den Bau der Freiheit und

... Riß des alten Werkmeister,
scheidenheit im Geist der Nation herzu
unumschränkten Machtvollkommenheit
Und siehe da, der neue, den sie nach s
sein Maßstab zu eng und klein genommen
Deutschland hat keinen Raum in dem
ihn die nordteutsche, protestantische ...
schleswigholstein-gagern'sche Politik im
Kleinstaaterei aufzuführen begonnen. U
nicht aufgesetzt, da werden die Baume
der Ebene von Sennaar schon uneinig u
Herzens erheben sie Hammer und Kelle ge
Werk droht, statt eines Gotteshauses
Eintracht, ein Pandämonium brudermörd
werden. Gott schirme den Kaiserjüngli
Thron! und bewahre Deutschland vor der
deutscher Professoren, vor der Wählerei
vor der centralisirenden Kleinstaaterei
licher Politiker und vor der feigherzigen
„wohlgesinnten" Philister und sogenannten

# XVIII.

## Wien im November 1848 und die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung.

(Schluß.)

Wien selbst ertheilt Antwort auf jene Beschuldigungen, deren Ziel und Tragweite diejenigen wohl zu ermessen wissen, von denen sie ausgehen. Wer dürfte in Wahrheit sagen, der Feldmarschall habe seit dem 31. October mit Härte über der eroberten Stadt gewaltet? Nicht einmal Strenge ist das zutreffende Wort für sein Verfahren; es war mehr bemessener Ernst als jene. Und welche Wirkung hat die Verwandlung der anfangs angedrohten Strenge in diesen gehabt? Keine andere, als daß trotz des Verbots von Zusammenkünften, um von neuem aufzuregen, dergleichen dennoch statt fanden, und ein demokratischer Klubb auf der Wieden mußte aufgehoben werden; daß den Ermahnungen zur Fügsamkeit gegen die Niemand belästigende Ordnung entgegen Aufruhr predigende Placate an den Ecken angeheftet, in Gasthäusern dergleichen Reden gehalten wurden; daß an verschiedenen Orten gegen vorüberziehende Patrouillen, oder daher wandelnde Militärs Schüsse mit tückischer Schießbaumwolle fielen. Wir fragen: liegt so starre Widersetzlichkeit, liegt die Neigung zu Meuchelmord in dem Naturell des Oesterreichers, in dem Charakter des Wieners? Ist ihm nicht beides anerzogen worden durch die vielfache Betriebsamkeit derjenigen, die sich nicht begnügen, alles Bestehende umzustürzen, sondern,

damit sich die Umsturz-Gehülfen mehren, das Bessere, was sich in der menschlichen Natur noch erhalten hat, mit Stumpf und Stiel auszurotten und den Fortschritt in die Verthierung zur Wahrheit zu machen suchen.

Angesichts nun solcher, mittelst keiner Künstelei in Abrede zu stellenden Thatsachen glaubt man auf die Hinrichtung irgend eines Haupträdelführers mit Sophistereien oder Sentimentalitäten, wie: „man lasse nicht Einzelne büßen für Thaten von Tausenden“, einen schwarzen Schatten werfen, diese mit einem Heiligenschein umziehen zu können. Sind denn die Thaten von Tausenden im Guten wie im Bösen nicht meistentheils die Frucht des Wortes und des geistigen Wirkens des Einzelnen? Hätten die Tausende auf diese oder jene Bahn sich geworfen, wenn nicht oftmals der Einzelne sie darauf gezogen oder getrieben hätte? Kann das an sich Schlechte und Verdammliche im Verhältniß durch die Zahl seiner Theilnehmer erst in Gleichgültiges, dann in Preiswürdiges sich verwandeln? Und wenn nicht Alle gleich bestraft werden können, müssen deßwegen Alle gleich straflos ausgehen?, Welche Logik aber konnte den Correspondenten ♯ der Nachricht: „Fröbel ist frei, so wie auch der hiesige Reichstagsdeputirte Professor Füster“, veranlassen, dieser unmittelbar die Worte folgen zu lassen: „es ist eingetreten, was wir zunächst fürchteten: die siegende Partei treibt die Dinge auf die Spitze, wie es die besiegte gethan hat?“ Also postulirte Autonomie und Isonomie der Rebellion und der gerechten Bekämpfung derselben! Wer noch im Zweifel darüber stehen kann, ob nicht Begnadigungen von denjenigen, welchen sie wiederfährt, als Freibrief zur Fortsetzung des augenblicklich Unterbrochenen betrachtet werden, der werfe einen Blick auf das Gebahren des Erstgenannten seit seiner Rückkehr nach Frankfurt.

Nun vollends die Expectorationen über Blum's Hinrichtung, „die unter der deutschen Partei in Wien Entsetzen hervorgerufen, nicht einmal bei entschiedenen Schwarzgelben Billigung gefunden habe.“ Jene deutsche Partei setzt eine

österreichische voraus. Hätte diese, die darum nichts weniger als feindselig gegen Deutschland gesinnt seyn muß, kein Recht zu bestehen? Wäre sie nicht eben so ehrenwerth wie jene? Nicht einmal (wird gesagt) vor dem österreichischen Gesetz über standrechtliches Verfahren lasse diese Hinrichtung, welche „allgemeine“ (der Schreiber muß damals mit sehr wenig Menschen in Berührung gekommen seyn) „Theilnahme und Beklommenheit“ erweckt habe, sich rechtfertigen. Der verlangten Beweisführung, daß Blum schuldig gewesen sei, in der Art, „daß jeder vernünftige Mensch dessen Schuld einsehe“, scheint aber Fürst Windischgrätz wörtlich sich unterzogen zu haben, indem dem Vernehmen nach zwei Abgeordnete aus der Frankfurter Paulskirche (d. h. zwei wirkliche Abgeordnete, nicht Sendlinge eines Klubbs) nach Einsicht in die Acten die Ueberzeugung von der unbestreitbaren Schuld ihres Collegen gewonnen haben. Wird indeß der Kläger der Allgemeinen Zeitung es zugestehen, dieselben seien unter die „vernünftigen Menschen“ zu zählen? Gewiß haben die Redacteure der Wiener Blätter schon keinen Anspruch auf diese Classification machen können, „weil man in denselben vergebens nach einem freien“ (d. h. mißbilligenden) „Wort über Blum's Tod sucht.“

Sollte, was mit hoffendem Vertrauen einzig der göttlichen Gnade anheimzustellen, Deutschland früher oder später zu einer klaren Erkenntniß von Recht, Sittlichkeit, Erlaubtem und Unerlaubten, Verderblichem und zum Gedeihenführenden zurückkehren, welches Urtheil wird es dann über eine Zeitepoche fällen, während welcher eine in der glänzenden Hauptstadt durch eingeborne Scheusale angebahnte und mittelst fremden Geldes zum Ausbruch gekommene, gegen Ordnung, Autorität und kräftiges Fortbestehen des Staats gerichtete Meuterei, in Verbindung mit vorbedachtem und ungehindert vollführten Meuchelmord eines der höchstgestellten und ehrenhaftesten Staatsmannes, den Monarchen selbst sammt der Dynastie in Frage stellte? Wie wird es sich in dieser zu hoffenden Zukunft darüber aussprechen, daß 130 Individuen aus einer Versammlung, die sich

brüstete, das gesunkene Deutschland wieder emporheben und ihm zu einer Größe und allgemeinen Wohlfahrt hinaufhelfen zu wollen, die es früher nicht einmal geahnt, sogleich an diejenigen, welche die Berechtigung zu solch scheußlichem Auftreten durch nicht minder verderbliches Fortwirken erhärten wollten, ihre beglückwünschenden Boten abgehen ließen? Was ferner wird es dazu sagen, daß diese Boten keine andere Aufgabe kannten, als mit flammender Rede zur Steigerung des Frevelmuthes, zu thätlicher Widersetzlichkeit gegen jede nur halbweg mildere Richtung aufzustacheln; daß sie im Interesse des allgemeinen Umsturzes selbst auf fremdem Boden wider den rechtmäßigen Landesherren die Waffen mit ergreifen zu wollen sich anboten; daß endlich, nachdem sie von dem siegenden Feldherrn in solcher unheilstiftenden Thätigkeit ergriffen, nach lange zuvor angekündigtem Urtheil gerichtet, und dieses an einem derselben in Vollziehung gesetzt worden: daß hierauf von denjenigen, welche Organe der unfehlbaren und unwidersprechlichen öffentlichen Meinung und Träger der wahren, allein anerkennenswerthen Bildung zu seyn sich brüsten, die Rechtsvollstreckung ein „Mord“, diejenigen, welche ihr unterlagen, als „Märtyrer“ einer gerechten und preiswürdigen Sache dargestellt und mit beispiellosem Hohn gegen die einfachsten Begriffe von Recht und Sittlichkeit seine Stellung als Mitglied jener Versammlung zum undurchdringlichen Schild gemacht werden soll, welcher jede denkbare Verruchtheit gegen die wohlverdiente Strafe zu decken habe. Hätte es zu Cicero's Zeit Correspondenten der Allgemeinen Zeitung und so würdige Organe der öffentlichen Meinung, wie in unseren so vorwärtsgeschrittenen Tagen gegeben, wie würden sie dem zopfigen Consul, der gegen den charakterfesten Catilina so mürrisch und engherzig daher gezogen und ein so edles Blut in die Verzweiflung gestoßen, die Perrüke geschüttelt haben? Mit welchem Glückauf dürfen darum nicht die spätern hochsinnigen Bestrebungsgenossen des durch eine starre Regierungspolitik von seiner schönen Laufbahn unbarmherzig hinweggerissenen Heldenjünglings unsere Preßfreiheit begrüßen,

die sie gegen jenes Ungethüm so kräftig schirmt, die ihnen überall Bahn macht, ihre Stirnen rechtzeitig mit einer unantastbaren Strahlenkrone umzieht, und, hat je einer das Mißgeschick in Vollführung seiner hochsinnigen Plane an einem fühllosen „Alba“ zu zerschellen, über seinem Grabe Thränen weint, durch Deutschlands trauernde Gaue Todtenfeier veranlaßt, und die klagenden Geister mit dem herzerhebenden Zuruf aufrichtet: „noch ist sie nicht todt die alte Nemesis, und jeder That von heute bereitet sie die Vergeltung auf morgen;“ — was, in faßliches Deutsch übersetzt, heißt: Habt Acht, ist's euch zwar gelungen, eines Wühlers euch zu entledigen, der Handwerksgenossen, die euch noch genug werden zu schaffen geben, zählt er viele.

Es hat aber, um es im Vorübergehen nicht unangemerkt zu lassen, die so kühn aufgerufene Nemesis an diesem Robert Blum auf eigene Weise sich geoffenbart. Bald nach der Ankunft in Wien schrieb er in sein Tagebuch: „wie lange werde ich wohl hier bleiben?“ In übermüthigem Scherze fügte er bei: „so lange wohl, als es Windischgrätz und Jellachich gefallen wird.“ Er ahnete es nicht, daß Jener den Ausspruch thun werde: auf immer! und daß der Scherz bald in den bittersten Ernst sich verkehren dürfte.

Werfen wir noch einen Blick auf das, was die Allgemeine Zeitung über das Treiben des Hingerichteten mittheilt, dann auf ihre Aeußerungen über die Rechtsvollstreckung. Zwar hatte sie das Wort Blum's, welches er auf dem Stephansplatz gesprochen: „ihr müßt noch zweihundert latourisiren!“ (meuchelmorden), einem böhmischen Blatte entlehnt, gesteht aber, daß ihr dasselbe auch von flüchtigen Wiener Studenten zugekommen sei, wogegen Fenner's Zeugniß auf sich beruhen muß, da er doch den Betreffenden schwerlich den lieben langen Tag unausgesetzt wird gehütet haben. Sollte aber jenes Wort nicht einmal über Blum's Lippen gekommen seyn, so faßt der Bericht: „er habe in der Aula Reden von so unsinnig jacobinischem Zuschnitt gehalten, daß er von Wenigen sei bedauert worden“,

alles in sich. Und welche Stellung nahm der Frankfurter Deputirte ein, als er in dem Studenten-Comite verlangte, man solle sich an den Reichstagsschluß, der eine Fortsetzung des Kampfes nicht wollte, nicht kehren; als er ohnehin exaltirte und zu dem Aergsten bereit stehende Leute durch die Worte: „Der Reichstagsausschuß bildet eine schwarzgelbe Verschwörung, ohne rasches Handeln seyd ihr verrathen“, noch mehr exaltirte.

Und Angesichts solcher Berichte sollte der Verurtheilte nur in zweiter, ja gar in dritter Linie betheiligt gewesen seyn! Da möchte man doch fragen: was man müßte getrieben haben, um in erster Linie betheiligt zu seyn? Es wird von einer „schweren Verantwortung“ gesprochen, in welche der Fürst „durch diese blutige Willkür, ganz Deutschland“ (soll eigentlich heißen: der durch ganz Deutschland weit verbreiteten und das laute Wort, im Nothfall aber noch mehr als dieses, führenden Partei) „gegenüber gekommen sei.“ Daß diejenigen, auf welche die moralische Verschuldung des an Lichnowsky und Auerswald verübten Gemetzels fällt, jene Hinrichtung mit diesem auf gleiche Linie stellen, ist bei jetziger Umkehr aller Grundsätze und Begriffe nicht besonders verwunderlich; wohl aber, daß der Wahnwitz so weit gehen konnte, um dem Präsidenten der Paulskirche die Mitschuld an dieser Verurtheilung aufzubürden. Angesichts der oben angeführten Berichte darf man noch ausrufen: „Es ist aus mit der Freiheit aller deutschen Repräsentanten, wenn ein heimlich und hastig entscheidendes Kriegsgericht die Fragen über ihre rechtliche Stellung entscheiden kann.“

Wer noch in dem alten Wahn befangen ist, diejenigen, welche in den obersten Rath der Länder berufen seien, hätten sich nicht allein durch Geistesfähigkeit und tiefe Einsicht auszuzeichnen, sondern zugleich durch sittlichen Ernst und Würde zu bewähren, der muß ganz traurig werden, wenn er sieht, wie eine ganz entgegengesetzte Meinung als die allein gültige sich aufstellen will. Also, wenn irgendwo in Deutschland





ein Individuum auf den gräulichsten Verbrechen sich ertappen ließ, hätte man zuerst zu fragen, ob es nicht etwa in einem der Justiz unzugänglichen Repräsentantenhaus am andern Ende von Deutschland sitze; bevor man nur Miene machen dürfte, ihn festzunehmen, müßte man erst mit jenen Versammlungen unterhandeln, ob sie eine Untersuchung gestatteten! Mußte es nicht betrüben, daß die österreichischen Blätter in schlotternder Zaghaftigkeit sich hinter den Umstand verbargen: der Fürst habe die Frankfurter Beschlüsse in Betreff der Deputirten noch nicht gekannt, oder sie seien in Oesterreich noch nicht angenommen gewesen, anstatt, wie es weit würdiger gelautet hätte, zu erklären: Blum sei gerichtet, nicht quoique, sondern parceque seiner Frankfurter Eigenschaft. Denn wer berufen ist, an der gesetzlichen Reorganisation eines Landes mitwirken zu helfen, und Anarchie und Blutvergießen als Factoren derselben heraufbeschwört, der hat gerade seiner Aufgabe wegen jeden Anspruch auf Schonung verwirkt. Jemehr derartige Leute in solchen Versammlungen Platz nehmen, desto mehr müssen die von ihnen ausgehenden Gesetze jenen Charakter an sich tragen, welchen Tacitus mit den Worten bezeichnet: velut in consessu latronum latae. Gelänge es, die Grundsätze und die Praxis derselben zur allgemein herrschenden zu machen, so müßten wir in nicht allzuferner Zeit bei der Civilisation der Botekuden und Irokesen anlangen, und würden wir Deutsche zeigen, daß nichts so sehr uns drücke, als das durch Jahrhunderte gleichsam obligat an unsern Volksnamen sich anschließende Beiwort „ehrlich".

Wie wir aber von dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung bei dieser selbst angelangt sind, so dürfen wir auch einen Augenblick bei ihr verweilen, weil sie zwischenein auch ihre eigenen Aussprüche verlautbaren läßt.

Schreiber dieses steht noch auf der niedrigen Stufe, welche ein Zeitungsunternehmen mit jedem andern speculativen Unternehmen auf gleiche Linie stellt. Es ist ein begonnenes Geschäft, von welchem der Gründer seine Renten, sei es nun in dieser, sei es in jener Gestalt, erwartet. Daß zur Erreichung

des Zweckes neben Glück und Gunst auch Tüchtigkeit und Gewandtheit das Ihrige beitragen müssen, ist bei diesem Geschäft Bedingung, wie bei jedem andern. Die letztern verdienen Anerkennung, auf welchem Gebiete und in welcher Weise sie sich geltend machen. Mögen sie aber noch so glänzend seyn, wird das ursprüngliche Verhältniß verkannt, wird mit der steigenden Ausbreitung und dem Glück einer solchen literarischen Speculation unbedingte Huldigung gefordert, so werden sich dem wohl Viele, nicht aber Alle fügen. Es werden immer noch solche übrig bleiben, welche keinem Zeitungsblatt dieser Gattung, in welchem Lande Europas es erscheinen möge, den Rang der sechsten Großmacht, keinem die ausschließliche Supremalie, um nicht zu sagen Dictatur, über die Meinungen und Richtungen desjenigen Volkes einräumen, in dessen Sprache es geschrieben wird. Die Allgemeine Zeitung hat aber seit lange schon sich beflissen, die Grundlage und das gedeihliche Ergebniß eines wohlgediehenen und gewinnreichen Unternehmens (was jeder Wohldenkende ihr gar gerne gönnen wird) dem Gesichtspunkte ihrer Leser zu entrücken und auf den hohen und ideellen Standpunkt eines Weltparaklets, für Deutschland wenigstens, eines hoch autorisirten Mentors und Monitors der Fürsten und Völker sich zu stellen. Ihr Absatz in einem Lande gilt ihr als Maßstab der vorhandenen Bildung; die Leser in einer Stadt sollen berücksichtigt werden, nicht weil sie Leser, sondern weil sie Leser der Allgemeinen Zeitung sind; nach der Eilfertigkeit ihrer Beförderung bemißt sie die Zweckmäßigkeit der Posteinrichtungen; der Aufenthalt der transitirenden Packete um einige Stunden zeigt unverantwortliche Saumsal; die Regelmäßigkeit der Ankunft und Abgabe ihrer Blätter an einem Ort entscheidet über die Wirksamkeit oder den Werth der bestehenden Gewalten. Sie läßt sich von ihren Correspondenten die Stunde angeben, in welcher sie dieselbe empfingen, Seufzer über Ausbleiben oder Verspätung ausstoßen, den Weg bezeichnen, auf welchem sie mit diesem Lebensbrod schneller könnten

gesättigt werden. Sie tritt vor die Regenten und ihre höchstgestellten Organe mit dem Gefühl der Ebenbürtigkeit, gleichsam in der Form auf Du und Du, erinnert sie an die Zahl der Leser in ihren Landen, als an ihre eigenen Lieben und Getreuen, an die Räthe, die sie ihnen selbst schon oft ertheilt und deren Nachachfung sie mit Recht zu gewärtigen habe. Dieses alles würde man an dem ersten und gewichtigsten Blatt Englands oder Frankreichs vergeblich suchen; nüchternen Personen nöthigt es ein Lächeln ab über die Michelei, mit der es bei uns so gutmüthig hingenommen wird.

Dieser Ton tritt zum öftern in den Abschnitten hervor, welche während des Monats Novembers über die Ereignisse in Oesterreich Bericht geben.

Da in den ersten Tagen nach der Befreiung der Stadt sämmtliche angehäuften Briefe nicht alsbald konnten befördert werden, mußte „man sich schon auf dem besten Wege der Rückkehr zu dem System des Grafen Sedlnitzky befinden"; während die einfache Ursache hievon in dem Mangel an genugsamem Personale bei der Postverwaltung lag. Wie furchtbar, daß am 5. die Allgemeine Zeitung in Wien noch nicht im Umlauf war, „da sie dort so viele Tausende von Lesern zählt!" Am 8. November ergeht gleichsam unmittelbar an den Fürsten Windischgrätz die Beschwerde, „daß er diesen Blättern den Eingang noch nicht gestattet habe;" gleich als ob in den dringlichen Augenblicken, in welchen so vieles zu ordnen und zu bestimmen war, ein Zeitungsblatt die ersten Ansprüche auf Berücksichtigung hätte verlangen können! Aus der Beilage zu Num. 315 sieht man aber, daß diese Klage eine voreilige, die Zeitung schon vor dem 5. in Umlauf gekommen war und der Fürst damals schon die Herausgabe aller Zeitungen, mit Ausnahme der ungarischen und des National, gestattet hatte. Der spätern Mittheilung jedoch des Schrecklichen, daß die Allgemeine Zeitung in Hetzendorf einen „hohen Censor" habe, welcher deren Ausgabe verspäte, und dem Unglaublichen, „daß

dort die Zeitungsblätter zu Tausenden auf der Straße herumliegen", fügt sie selbst ein Fragezeichen bei.

Der Allgemeinen Zeitung selbst macht es einen „schmerzlichen Eindruck", daß man zu Olmütz auf der Verlegung des Reichstages nach Kremsier bestehe, „an welchen einsamen Ort vergraben, er zum Schatten herabsinken müsse." Andere, wenigstens eben so klar sehende und eben so wohlwollende, dabei nichts weniger als reactionäre Männer erblickten hierin (d. h. überhaupt in der Verlegung jener Versammlung aus der Hauptstadt an einen kleinern Ort) die einzige Möglichkeit, denselben seiner Bestimmung wieder zu geben, die Berathungen so manchen verderblichen Einflüssen zu entziehen. Dahin freilich konnten es diese nicht bringen, in dem während des Octobers zu Wien verbliebenen compacten Rest von ausschließlicher Färbung „die mächtigste der Säulen" anzuerkennen, auf denen der Staat ruhen sollte. Noch weniger wollte es der Allgemeinen Zeitung behagen, daß man „die mächtige Aristokratie, welche eine stete Verschwörung bilde" (wofür aber die Beweise erst noch beizubringen wären), „wieder in die Geschäfte zu ziehen suche, d. h. Männer, die mit anerkannter Tüchtigkeit den Klang eines historischen Namen verbinden, nicht geradezu ausschließe. Bestände denn eine gleichberechtigende Constitution da, wo man unabhängige, deßwegen nicht minder als andere gebildete und brauchbare Männer nur deßwegen von öffentlichen Aemtern ausschließe, weil sie das Glück haben, auf Vorfahren hinweisen zu können? Stelle man auf die eine Seite einen Haufen Literaten, Sachwalter, Zeitungsschreiber, Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Schreiber, Leute, die keinen geschichtlichen Namen zu ehren und zu bewahren haben; auf die andere Seite eine gleiche Anzahl gehaßter Aristokraten: was berechtigt jene, ohne alle Prüfung, nur deßwegen, weil ihr Geschlechtsname heute zum erstenmal genannt wird, für die allein Fähigen und Wohlgesinnten zu erklären, diesen hingegen Geschick, Willen und Redlichkeit zu einer gedeihlichen Geschäftsführung bloß ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen abzusprechen? Aber so sind

unsere heutigen Wortführer und ihre Organe: sie schreieen stets gegen Vorrechte, und wollen diejenigen, welche mit solchen bisher ausgestattet waren, in die Parias der Gesellschaft verwandeln.

Die Allgemeine Zeitung gesteht es, daß „der Fürst Windischgrätz die Stadt und die Monarchie gerettet", wirft ihm aber vor, daß er nicht alle mildern Mittel versucht habe, „ehe er zu Schwert und Brand gegriffen;" sie nennt seine frühere Forderung „eine barbarische, das Ehrgefühl einer stolzen, aufgeregten Stadt verletzende." Aber hat er nicht wiederholt Fristen gegeben? Sind nicht seine Aufforderungen anfangs verheimlicht, hierauf verhöhnt worden?. Hörte man nicht vorüberrauschende Studenten, wenn sie den Namen Windischgrätz lasen, höhnisch sagen: „für den wird wohl noch eine Kugel gegossen seyn!" War es wirklich eine „stolze Stadt", die sich verletzt fühlte, oder waren es nicht wilde, trotzige, auch gegen das Billigste sich sträubende Rotten, die sich mit verdienter Züchtigung für den mannigfachsten Frevel bedroht sahen? — Das Zeitungsblatt hatte sich in den Worten: „sehen wir, ob er (der Fürst) in der Stadt mäßiger und besonnener seyn wird, als vor derselben", bereits auf den Richterstuhl gesetzt; doch möchten wir bezweifeln, daß die von dem Fürsten gleich von Anfang her wirklich bewiesene Mäßigung (wenn auch ein paar der ehrlichen Correspondenten dieselbe niemals zugeben wollten) in der Absicht sei angewendet worden, um sich eines mildern Spruches getrösten zu dürfen. Die zu Gunsten einer Umsturzpartei nach dem Mißlingen ihrer Plane jedesmal verlangte Mäßigung ist aber so weiten Begriffs, daß derselbe kaum durch unbeirrtes Gewährenlassen und zugestandenes Wiederbeginnen sich erschöpfen ließe. Kann es daher befremden, wenn schon unter dem 5. November von der Allgemeinen Zeitung selbst geklagt wird: „alle Quälereien eines auf's schroffste gehandhabten Belagerungszustandes dauern fort;" was sich mancher Wiener übersetzte: der Uebergang aus der wühlerischen in die geregelte Gewalt, aus der Anarchie in die Ord-

nung ist mit Anstrengungen von der einen Seite, mit kleinen Unbequemlichkeiten von der andern Seite verknüpft, jene werden aber mit so großem Eifer übernommen, daß man hoffen darf, dieser bald enthoben zu seyn.

Da der Fürst in seiner Proclamation gesagt hatte: „die Presse soll vorläufig beschränkt seyn“, in den ersten Tagen aber anderes zu thun war, als um Zeitungen sich zu bekümmern, und der hohe Areopag im ehemaligen Carmelitenkloster zu Augsburg vernahm, es sei bis zum 3. November noch kein einziges Blatt in Wien erschienen, herrscht er jenen an: „ob der Ausdruck der Proclamation Gleiches bedeute, was stumm seyn, oder ob die Journale sich geweigert hätten, unter militärischer Censur zu erscheinen?“ — (du großer Gott, den meisten Zeitungsschreibern ist's nur darum zu thun, daß ihre Blätter nicht wie sie erscheinen. Gibt es ja solche, die davon erzählen könnten, wie sie ehedessen ein von der österreichischen Staatskanzlei ergangenes Quos ego immer demüthigst zu berücksichtigen wußten) — „was er nur billigen könne.“ Fügt aber für den Fürsten den Wink bei: „die ganze deutsche Presse werde die Forderung stellen, daß man die Organe der größten Stadt Deutschlands nicht länger in einem Zustand lasse, in welchem zu schweigen ihnen die Ehre geböte.“ Leider hatte auch dießmal der Fürst gehandelt, bevor fothaner Rath an ihn gelangt war. Würden die Leute manchmal der Umstände besser Rechnung tragen, dabei die eigene Unerlebsamkeit etwas zügeln, sie könnten sich manche fatale Blamage ersparen.

## XIX.

### Aus Tirol.

„Vielleicht wissen Sie uns etwas aus ihren tirolischen Zuständen mitzutheilen. Ueberlegen Sie sich das!“

So lautet, wenn ich anders recht gelesen, Ihre Aufforderung an mich in der letzten Zuschrift, womit Sie mich endlich nach langem Schweigen erfreut haben. Nun, überlegt hab' ich das und es wohl zu Herzen genommen, und möchte Ihnen so gern mit einem recht interessanten Bericht dienen; aber da sitze ich rathlos, das Briefpapier vor mir, am Schreibtische und weiß eben nichts Bedeutendes niederzuschreiben. Ich verstehe, wie meine Landsleute wissen, so wenig von der Politik, daß ich bei all dem Wahlgetriebe des vergangenen Jahres nicht einmal ein Wahlmann, geschweige ein Deputirter geworden bin, was mir — im Vertrauen gesagt — doch einigen Spleen verursachte. So ganz vergessen zu werden, so völlig durchzufallen, ist es aber nicht in der That ein rechter Gewinn? Da die Begünstigten, die glücklichen Auserwählten für Innsbruck, Frankfurt und Kremsier unglücklicher Weise recht viel Verdruß gehabt und haben, und noch wenig Erfreuliches aus all diesem Treiben herausgekommen: so hab' ich meine Niete bereits verschmerzt und bin froh, nicht zu den Mitgliedern des Clerus zu gehören, mit deren demüthiger Schweigsamkeit manchmal gar Viele bei uns unzufrieden waren.

Wir sind, wie der Prediger am Neujahrsabend in M. gut bemerkt, in Tirol mit dem Schrecken davongekommen. Die Hauptgefahr, welche nach der feindlichen an den Gränzen Manche bedrohte, war die von Katzenmusiken, von denen bekanntlich auf dem Ritten eine Probe abgelegt wurde, und die auch in M. einigen zugedacht waren, unter andern dem Verfasser der Studentenpredigt in der Augsburger Postzeitung. Bei den Auszügen an die Gränzen zur Vertheidigung fiel mitunter auch manches Lustige vor. So bedeutete ein Feldpater seinen Leuten auf dem Nonsberge: „Zum Frieden sind wir gekommen, nicht zum Kriege; fällt Einer, dann gehn wir Alle zurück.“ In Taufers an der Schweizergränze schreckte ein Zug Ziegen, die man für Wälsche ansah, zu nächtlichem Allarm auf. Daß Tirol übrigens durch sein entschiedenes Abhalten der Feinde unberechenbare Verdienste für Oesterreich sich erworben, indem es dem greisen, ruhmgekrönten Radetzky den Rücken sicher hielt, liegt klar am Tage und ist allgemein bekannt.

Daß bei unserm Volke das Stündlein für die Einführung der von einigen Mitleidigen und aufgeklärten Geistern heiß ersehnten Religionsfreiheit noch nicht geschlagen, zeigt die neuliche Entfernung von drei oder vier weiland ausgewanderten Zillerthalern, die dem Akatholicismus gern wieder ein Nestlein bereitet hätten. Die Innsbrucker Zeitung meinte freilich, man hätte die so unchristlich Vertriebenen durch eine Adresse einladen sollen zur Rückkehr, und konnte sich über den finstern Zelotismus der Intoleranten in Tirol nicht genug ärgern in ihrem Eifer für Verbreitung ächt christlicher Liebe.

Die Zehenten wurden an manchen Orten gewissenhafter bezahlt als je; so abgeneigt ist der bessere Theil des Volkes dem Ablösungsgesetze, das wenigstens von Unbilligkeit und theilweiser Ungerechtigkeit nicht frei gesprochen werden kann.

Wie wenig man andern Confessionen den Eintritt in Tirol gestatten und der Kirche die Schule nehmen lassen will, darüber mußte besonders Ministerialrath Fischer, jetzt an der

Spitze der Regierung in Linz, bei seiner Rundreise zur Erforschung der Landeszustände manche entschiedene Aeußerung hören. Den Clerus in M. tröstete er damit, es werden sich bei uns keine Protestanten niederlassen, Ausnahmsgesetz könne aber keines gemacht werden, außer etwa für die Klöster in Tirol; was die Schulen betreffe, können die Gemeinden einzelne Geistliche wohl dafür als Aufseher wählen, sonst aber werde die Schule, außer dem Religionsunterrichte, dem Clerus entzogen. An Adressen und Petitionen dagegen fehlte es nicht.

Bei der Loosung für den Kriegsdienst weigerten sich anfangs einzelne Gemeinden; im Ganzen ging sie ruhiger vor sich, als man erwartete. Aber welch eine glückliche Zeit ist jetzt für unsere Zeitungen und Zeitschriften! Neue sind an's Licht gekommen, wie die lichtfreundliche, so oft mit Lügen bediente Innsbruckerin, dann das Tiroler Wochenblatt in Botzen mit seiner übersichtlich zusammengestellten politischen Rundschau, und das Volksblatt in Innsbruck, das Organ des constitutionellen katholischen Vereins. Die katholischen Blätter aus Tirol haben sich erweitert und an Werth gewonnen, so daß Manche, die sonst über diese „νηπιοι“ nur mitleidig lächelten, jetzt auch mit ihnen zufrieden sind. Der Tirolerbote erscheint nun auch täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage; so reichen Vorrath liefern die kreisenden Zeitverhältnisse.

Sehr niedergeschlagen „ut iniquae mentis asellus“ sind neulich die Deputirten unseres nach Trennung lüsternen Südtirols von Ollmütz und Wien zurückgezogen. Die feste Sprache der Minister, jede revolutionäre Bewegung mit Ernst niederzuhalten, so wie die kalte Aufnahme bei Hof erschreckte sie. Der böse Geist in Wälschtirol ist noch nicht zur Ruhe gegangen. Manches mag zur Lebendigerhaltung des Hasses gegen deutsches Regiment beitragen: so die Broschüre Rosminis über eine Constitution, deren Anhang dell Unita d'Italia von italienischem Fanatismus eingegeben ist. In Trient entehrte man

kirchlichen Ceremonien so frivol, daß man für eine verstorbene Dame, den Landtag (Diacta) in Innsbruck, die Todtenglocke läutete und eine Begräbniß veranstaltete. Dieß geschieht im „religiosa Italia", wie der Candidat für den Purpur, Rosmini, es nennt. Wie religiös hat sich doch dieß Italien mit seinem Clerus im Jahre 1848 gezeigt mit seiner Revolution, seinen Crociati, den kriegspredigenden Preti u. s. w. u. s. w. bis auf den Mord Rossis und die Flucht des Papstes!

Ein Beweis, wie auch bei unsern Bürgern das Streben nach Neugestaltung der Verhältnisse rege geworden, ist die im September vorigen Jahrs in Innsbruck gehaltene Handwerker- und technische Gewerbeversammlung, die einen Entwurf einer Handwerks- und Gewerbeordnung für Tirol und Vorarlberg berathen und beschlossen und an das k. k. Ministerium des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues eingereicht hat. Ihr Zweck war, „die gemeinsamen Interessen zu berathen und alle jene Maßregeln zu treffen, welche geeignet sind zu verhindern, daß im Lande Tirol und Vorarlberg nicht etwa auch jene Störungen der öffentlichen Zustände durch die gedrückten Handwerksverhältnisse entstehen, wie sie leider in andern deutschen und nicht deutschen Ländern entstanden sind." Diese Versammlung prüfte die im Juli vorigen Jahrs in Frankfurt entworfene Handwerker- und Gewerbeordnung mit Rücksicht auf die tirol-vorarlbergischen Verhältnisse und Zustände, und adoptirte sie durch Abänderungen und Zusätze für Tirol und Vorarlberg. „Sie hatte nicht bloß das eigene Interesse der Handwerker- und Gewerbsgenossen, sondern auch jenes der übrigen Gesellschaftsklassen im Staate und das des Staates selbst im Auge. Die Normen der Handwerker und Gewerbtreibenden sollen nicht bloß einen verständigen, fleißigen, tüchtigen und gebildeten Handwerker und Gewerbtreibenden, sondern auch einen für das Staatswohl und für das allgemeine Beste eingenommenen und contributionsfähigen Staatsbürger

erziehen. Ueber den Handwerker und Staatsbürger ist nirgends der höhere Beruf des Menschen vergessen worden."

So schön und würdig spricht sich dem Ministerium gegenüber die Versammlung aus, einen so löblichen Zweck hat sie sich vorgesetzt.

Unter den verschiedenen Mitteln zur Hebung des Handwerker- und Gewerbestandes in Tirol und Vorarlberg (z. B. Schutzzölle für ausländische Gewerbserzeugnisse, die innerhalb des Zollgebietes verfertigt werden können, Ausfuhrzölle für Rohstoffe, welche unentbehrliche Lebensbedürfnisse befriedigen u. s. w.) werden auch die Errichtung von Hülfskassen für Handwerker und Gewerbe, und die gründliche Verbesserung aller Schulen, und insbesondere dringliche baldige Herstellung der Realschule in Innsbruck vorgeschlagen. Drohend wird dann bemerkt: „Wenn der Handwerker- und Gewerbestand in Tirol und Vorarlberg die befingerzeigten Hülfsmittel zur Hebung und Kräftigung seiner Lebenselemente nicht erhält, und durch Einführung der entworfenen Handwerker- und Gewerbeordnung den bedrohlichen Einflüßen anarchischer Zustände nicht vorgebeugt wird, so vermag die üblen Folgen Niemand zu ermessen, und es ist wie in andern Orten Alles zu befürchten."

Ferner wird in der Eingabe an's oben erwähnte Ministerium bemerkt, daß die Grundsätze in der eingereichten Handwerker- und Gewerbeordnung aus der Erfahrung genommen seien. „Zur Hebung der argen Zustände, in welchen sich der Handwerker- und Gewerbestand befindet, wird sich von neuen Theorien kein Heil versprochen. Man hüte sich ja, sich zu Projecten zu versteigen, welche Hoffnungen erregen, die nie erfüllt werden können, die der Phantasie schmeicheln, im Leben aber keinen Halt haben. Man blicke auf andere Länder und lasse sich die Fehlgriffe, die dort gemacht wurden, zur Warnung seyn. „Die Gewerbefreiheit stelle sich praktisch als unhaltbar dar und sei kein heilbringendes Princip, sie vernichte den Mittelstand, erzeuge

ein großes Proletariat, mache Einzelne glücklich und Tausende unglücklich; in ihren weitern Folgen gefährde sie die Ruhe, ja sebst die Existenz der Staaten." Dann wird auf Bayern hingewiesen, wo man im Jahre 1843 die früher eingeführte Gewerbefreiheit nach gemachten bittern Erfahrungen wieder habe beschränken müssen.

In den Grundzügen der Handwerker- und Gewerbeordnung selbst wird vor allem auf die Errichtung von Innungen gedrungen, um Ordnung in dem Gewerbsbetrieb zu gründen und zu erhalten, und der Massenverarmung entgegen zu wirken. Sehr beachtungswerth ist auch, was in Bezug auf die Lehrlinge und die Pflicht der Meister gegen sie gesagt wird: „Die Lehrzeit ist die wichtigste Periode des Menschen; in ihr wird der Grund gelegt, auf welchem sich später der Charakter des Mannes bildet; nur aus einem fleißigen, sparsamen, folgsamen Lehrling wird ein braver Gatte und Vater, ein tüchtiger Bürger werden. Der Lehrmeister hat daher die heilige Verpflichtung, für vollkommene Geschäftsausbildung des Lehrlings zu sorgen, ihn gleich einem Familiengliede zu überwachen und zur Ordnung und Sittlichkeit anzuhalten."

Wiederum kann man nur loben, daß die Errichtung von Gesellen-Krankenkassen und besondern Gesellen-Wanderkassen als nöthig erachtet wird. Der Hausirhandel mit Handwerkserzeugnissen wird unbedingt verboten als „ein Krebsschaden, der den Absatz guter Waaren beeinträchtigt, die Verschleuderung, Trägheit und Unmoralität begünstigt und den Kredit untergräbt." Als unzulässig werden auch die Licitationen und schriftlichen Submissionen von Staats- und Communalarbeiten an den Mindestforderndem angesehen; es werde oft nur auf's Gerathewohl geboten, sei ein unmoralisches, gefährliches Hazardspiel mit dem Staate, wobei Manche an den Bettelstab kommen. Erledigung ist noch, so viel ich weiß, vom k. k. Ministerium des Handels u. s. w. über diese Gewerbeordnung keine gekommen.

Was unsere literarischen Zustände betrifft, wird vermöge der gewährten Lehrfreiheit in Innsbruck und der theologischen Lehranstalt in Brixen manche neue Vorlesung über Gegenstände gehalten, worüber früher in Tirol nicht gelesen worden ist, z. B. in Innsbruck über Philosophie der Offenbarung, populäre Astronomie, Geschichte der alten Philosophie, über Ajax des Sophokles u. s. w.; in Brixen über Fundamentaltheologie.

In Trient fahren, wie ich höre, die italienischen Theologen in ihren nationalen Liebeserweisen gegen die Deutschen fort, daß die letztern nicht mit Unrecht zu bedauern sind. An literarischem Streben stehen sie ohnehin der theologischen Lehranstalt in Brixen nach, wo besonders Professor Gasser *), dann auch zwei neue junge begabte Männer, Maßner und Greissemann, mit allgemeinem Beifalle gehört werden, so wie in Innsbruck der Frankfurter Deputirte, Professor Alois Flir, Schoenach, Professor der Philosophie, und der bekannte Albert Jäger. Das Gymnasium in Innsbruck ist nach Entfernung der Jesuiten ganz mit neuen Professoren besetzt, unter denen Ignaz Zingerle als Herausgeber der in diesen Blättern im zweiundzwanzigsten Bande besprochenen Gedichte von Coelestin Gschwari und der Frühlingszeitlosen, Zeitgedichte von ihm selbst und Andern, rühmlich bekannt ist. Man ist im Ganzen mit ihnen sehr zufrieden; ob das Gymnasium durch sie im Vergleiche zu den Jesuiten gewonnen, kann der Erfolg erst allmählig herausstellen.

Das Land im Gebirge, unser ruhiges Tirol, wartet nun geduldig, treu dem Kaiser, für ihn und den vertriebenen Papst betend, daß nach und nach wahre Vortheile für's Volk aus all den Wirren und Errungenschaften und Versammlungen hervorgehen. Es will in seinem Schooße keinen akatholischen Gottesdienst, will auch die Klöster erhalten wissen, will aber

*) Bekannt als Deputirter in Frankfurt.

ein leichter Athmen für das Volk, Hebung veralteter Mißstände, Beförderung alles dessen, was immer zum wahren Wohl und Heile des Landes beitragen mag. Von Nationalgarden erwartet es dieß Heil schon gar nicht, auch nicht von der Preßfreiheit, die übrigens allerdings den Gewinn brachte, daß man doch endlich frei sagen darf, wo der Schuh drückt. Mit Recht singt in den oben erwähnten Zeitgedichten der Herausgeber von unserer Heimath:

„Sie will die alten Rechte,
Sie will das alte Gut,
Wofür einst im Gefechte
Sie setzte Leib und Blut.

Das Land der neuen Telle
Will nicht geknechtet seyn.
Die Knechtschaft fahr' zur Hölle!
Schenkt uns der Freiheit Wein!

Es will nicht eitle Güter,
Es dient ja nicht um Sold;
Der deutschen Marken Hüther
Will nur der Freiheit Gold.

Kämpft für den alten Glauben,
Kämpft für das alte Recht,
Die darf uns nimmer rauben
Ein glaubenlos Geschlecht."

## XX.

### Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 5. Februar 1849.

Die politische Bewegung in Deutschland ist nichts, als der Reflex unserer religiösen und kirchlichen Zustände. Hat der Protestantismus, auch der orthodoxe, seinen unläugbaren Antheil an der Verwirrung und Auflösung der Gegenwart, hat er Jahrzehnte lang, wie in allen katholischen Ländern, so auch im südlichen Deutschland, mit tiefem Ingrimm und haßerfüllter Erbitterung gegen alle katholischen Elemente der Societät die Grundlagen der früher bestehenden Staatsordnung unterwühlt, hat er, gestachelt von der chimärischen Hoffnung, daß ihm dereinst doch noch die absolute Herrschaft über das katholische Deutschland beschieden sei, auf Abschlag einstweilen mit dem Preußenthum geliebäugelt, und im protestantischen Protectorate von Berlin den Aufgang jenes tausendjährigen Reiches begrüßt, dessen Vorläufer Herr Josias Bunsen, der Prophet der Zukunftskirche, war, — so ist es billig, daß er nun auch den Spruch der Nemesis über sich ergehen lasse, und das Heil der Zustände, welche er mit glühendem Eifer herbeiführen half, in Demuth über sich ergehen lasse. — Jetzt wird es sich zeigen, was der deutsche Protestantismus, ohne die Stütze des

Territorialsystems und des, mit diesem eng verflochtenen Polizeistaates ist und vermag.

Die nachfolgende, von Nürnberg ausgehende, an die in Ansbach versammelte protestantische Generalsynode gerichtete Eingabe gestattet, indem sie den künstlich gewobenen, lange und hartnäckig festgehaltenen Schleier von einer Menge von bewußten und unbewußten Täuschungen wegzieht, einen Blick in die Zukunft des deutsch-protestantischen Kirchenwesens.

## Hochwürdige Generalsynode!

„Es bedarf keines näheren Erweises, daß sich seit mehreren Jahrzehenten das Bedürfniß unter den Protestanten immer dringender kund gegeben habe, die Glaubenssymbole des Mittelalters den Anforderungen unserer Zeit gemäß zu verbessern. Von den Regierungen allerdings, und ganz besonders auch von der unseres engeren Vaterlandes, wurden bisher alle Bestrebungen nach Möglichkeit unterdrückt, welche darauf hinarbeiteten, daß diesen Anforderungen endlich Genüge geschehe; der neueste Umschwung der Dinge in Deutschland aber hat alle bisherigen Hemmnisse beseitigt, und wir säumen daher nicht, von dem Wunsche beseelt, daß die protestantische Kirche, wenn immer möglich, nicht in Parteien auseinander falle, Einer hochwürdigen Generalsynode Folgendes ehrerbietig vorzutragen."

„Das Recht, ein Glaubensbekenntniß zu verbessern, können nicht bloß Luther und seine Zeitgenossen gehabt haben. Allerdings wird sich nicht jedes Jahrzehent beikommen lassen, reformiren zu wollen; aber wenn drei Jahrhunderte vorübergegangen sind, in denen die Welt so außerordentliche Fortschritte in allen Gegenständen des Wissens gemacht hat, dann ist es wohl nicht mehr zu frühe, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen auch auf das kirchliche Gebiet überzuführen; ja, eine solche Verbesserung wird dringend nothwendig im Interesse der Religion selbst, die an Würde und Kraft immer mehr und mehr verliert, je größer bei der wachsenden Bildung der Widerspruch wird, in welchen veraltete Glaubenssätze mit der inneren Ueberzeugung der Zeitgenossen gerathen."

. . „Die reine Lehre Jesu ist schon in den frühesten Zeiten unter den Händen der Heidenchristen verunstaltet worden, indem diese, dem Wesen ihrer früheren Religion gemäß, anstatt sich an die eigenen Aussprüche des Stifters unserer Religion von Gott und christlicher Tugend zu halten, alsobald die bei der Gründung des Christenthums auftretenden Persönlichkeiten zum Hauptgegenstand der neuen Religion machten. Jesus wurde nach und nach völlig zu Gott erhoben, obgleich er in den Evangelien nirgends göttliche Verehrung verlangt. Ja der ewige Gott selbst mußte vor diesem jüdischen Weisen in den Hintergrund treten; man beugt bis heute in den protestantischen Kirchen das Haupt vor dem Namen Jesu, aber nicht vor dem Namen Gottes; Jesus ist das A und O aller Predigten und Reden; der allmächtige Gott erhält weit weniger verehrende Berücksichtigung und Anbetung, als dieser, wenn auch höchst verehrungswürdige, doch immerhin nur menschliche Stifter des Christenthums. Auch seiner Mutter wurde beinahe göttliche Verehrung erwiesen; . . . . . . . . . . . . . . *); die Apostel aber und ersten Bekenner wurden Heilige, Mittelwesen zwischen Gott und Menschen. Nicht das fromme Handeln, auf welches Jesus aller Orten dringt, sondern der Glaube an die Göttlichkeit seiner Person, an die wirkende Kraft seines vergossenen Blutes sollte Gnade bei Gott verschaffen und die Stelle der Tugend ersetzen. Gott selbst, der Allgütige, soll alle Menschen ewig unschuldig verdammen, weil die ersten Stammeltern einen Apfel gegen sein Gebot gegessen hätten; er, der Gerechte, soll seinen einzigen, unschuldigen Sohn hinrichten lassen, damit die Sünder von seinem geopferten Fleisch und Blut genießen und sich auf diese Weise von Sünden reinigen könnten! — Ist das nicht grobes Heidenthum? — Luther hat diesen großen Aberglauben nur zum Theil beseitigt, indem er den Maria- und Heiligendienst und das Meßopfer abschaffte; auf der anderen Seite stellte er, befangen in den Grundsätzen seines Augustinermönchsordens, den Satz, „„daß nur das Opferblut Jesu selig machen könne*““, noch entschiedener hin, als selbst die katholische Kirche, da er dem Menschen jede natürliche Fähigkeit zum Guten

*) Wir lassen hier eine, die allerseligste Jungfrau höhnisch lästernde Stelle aus.

absprach. Es ist hier der Ort nicht; auf eine weitere Auseinandersetzung dieser Punkte einzugehen, welche die Wissenschaft seit einigen Jahrhunderten gründlich und ausführlich erörtert hat. Genug, die religiöse Ueberzeugung, wie sie in den Glaubensschriften der lutherischen Kirche niedergelegt ist, stimmt in vielen Punkten nicht mehr mit dem jetzigen Zeitbewußtseyn."

„Unsere Zeit verlangt, daß die Vergötterung der Person Jesu, sowie die Annahme eines bösen Geistes, des Satans, und eines von den den Stammeltern heraufgeerbten Fluches der Menschheit beseitigt und das Christenthum auf sein eigentliches Wesen, auf die Verehrung eines Gottes und die Uebung christlicher Tugend zurückgeführt werde."

„Im Geiste unserer Zeit erkennen wir, die Unterzeichneten, als ewig dauernde Grundwahrheiten des Christenthums und als das eigentliche Wesen desselben:

1) die Lehre von der Existenz **eines** vollkommenen, geistigen Gottes;
2) die Liebe zu Gott und dem Nächsten als höchstes Gebot;
3) die Verpflichtung, nach möglichster Vollkommenheit zu streben und Gott nur im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, und
4) die Hoffnung auf ein ewiges Leben."

„Wir begnügen uns nicht länger damit, diese Ueberzeugung bloß als Einzelne zu theilen, sondern verlangen sie fortan kirchlich vertreten, um endlich an dem Gottesdienst wieder mit innerer Freudigkeit Theil nehmen zu können, und unsere Gewissen nicht ferner zu beschweren, indem wir unsere Kinder einem Religionsunterricht überliefern, der sich in seinen Hauptlehren auf einen vor der besseren Erkenntniß unserer Zeit nicht mehr zu rechtfertigenden Aberglauben stützt. Es ist in der That auch eine ernste und heilige Gewissenssache, daß wir durch unser Beispiel

unsere Mitmenschen offen belehren, wie sie, anstatt an Gott, an einen, wenn auch immerhin sehr verehrungswürdigen Menschen hingewiesen werden, der ihnen das nimmermehr gewähren kann, was sie von ihm, als von einem Gotte, erwarten."

„Da die von uns hier ausgesprochene Ueberzeugung zugleich diejenige der Mehrzahl aller selbstständig denkenden Protestanten in Deutschland ist, da wir in dieser allgemeinen protestantischen Angelegenheit nicht in und für Bayern allein handeln wollen, da es im Gegentheil wünschenswerth ist, daß ein allgemeines verbessertes Bekenntniß der deutschen Protestanten zu Stande komme: so stellen wir an Eine hochwürdige Generalsynode die ehrerbietige Bitte, dieselbe wolle die Einleitung treffen, daß

„eine reformirende Nationalsynode der deutschen Protestanten in kürzester Zeit sich versammle",

welche

1) die mit der Erkenntniß und Bildung unserer Zeit unverträglichen Lehren von der Gottheit des Stifters unserer Religion, von einem bösen Gott, dem Teufel, von der Erbsünde und völligen Unfähigkeit des Menschen zum Guten, von der ewigen Verdammniß aller Menschen und alleinigen Rettung durch den Glauben an das versöhnende Opferblut Christi, von der Auferstehung des Fleisches, — aus dem protestantischen Bekenntnisse beseitigt und demselben überhaupt eine bessere Fassung gibt, so daß dasselbe nicht mehr bloß auf ein Abwehren römisch-katholischer Lehrsätze hinausgeht;

welche

2) in diesem Sinne neue kirchliche Bücher (eine neue Kirchenagende, einen neuen Katechismus, ein neues Gesangbuch) ausarbeitet, die für die gleichgesinnten Protestanten in ganz Deutschland Geltung haben sollen. Dieselbe Synode soll auch durch eine Commission für die Jugend einen Auszug aus der Bibel bearbeiten lassen, in welchem die vielen, für das jüngere Alter unpassenden und nachtheiligen Stellen beseitigt sind."

„Es wird uns allerdings entgegnet werden, daß sich vor solchen Abänderungen die Partei der sogenannten Altgläubigen, die gerade in jenen Lehrsätzen, welche wir beseitigt wissen wollen, das Wesen des Christenthums finden, entschieden verwahren werde. Wir erkennen allerdings ihre Berechtigung an, auch ihrerseits ihre religiöse Ueberzeugung kirchlich vertreten zu wissen: auf der anderen Seite aber wollen auch wir die kirchliche Vertretung unseres Glaubens nicht länger entbehren, um so weniger, da unsere Partei, wenn man von dem Landvolke absieht, dem bisher die Mittel nicht gegeben waren, sich in dieser Beziehung aufzuklären, gewiß die bei weitem zahlreichere ist, und von der immer mehr sich verbreitenden Bildung bei der jetzigen Freiheit der Schrift und des Bekenntnisses zuversichtlich erwartet werden kann, daß das sogenannte alte Lutherthum in wenigen Jahrzehnten zu einer völlig unbedeutenden Secte herabgesunken seyn werde. Sache der zu berufenden Nationalsynode wäre es daher, in dieser Beziehung einen beide Parteien zufriedenstellenden Ausweg zu finden, der darin bestehen müßte, daß entweder 1) die kirchlichen Bücher (wie Gesangbücher und Agenden) Lieder und Formulare für beide Richtungen böten, (was freilich für den Katechismus kaum anwendbar wäre), und die Gemeinden sodann, je nach ihrer Ueberzeugung, entweder rationalistische oder orthodoxe Geistliche beriefen, oder 2) daß beide Richtungen sich förmlich trennten und die Kirchen und Kirchengüter interimistisch theilten, so nämlich, daß je nach einem zu bestimmenden Cyklus von Jahren, gemäß des Zuwachses oder der Abnahme der Mitglieder der einen Partei, eine neue Theilung vorgenommen werden müßte.“

„Schlüßlich verhehlen wir nicht, daß wir nur eine sehr geringe Hoffnung hegen, Eine hochwürdige Generalsynode werde sich geneigt finden, unserer vorgetragenen Bitte zu entsprechen. Es ist in Bayern seit einigen Jahrzehnten von den kirchlichen Oberbehörden mit allen Kräften gegen den Rationalismus und für die Aufrechthaltung des alten Stabilitätsglaubens gewirkt worden. Diese Thätigkeit hat ihre Wirkung auf die Geistlichkeit auch nicht verfehlt; sie zählt leider nur noch sehr wenige Bekenner des Rationalismus in ihren Reihen. Die Generalsynoden selbst sind bisher nur immer darauf ausgegangen, den alten Symbolglauben zu

wahren, ohne die immer entschiedener auftretenden Anforderungen unserer Zeit auch nur im geringsten zu berücksichtigen. Es war, als wären das protestantische Oberconsistorium und die ihm ergebenen Geistlichen die alleinigen Herren der protestantischen Kirche, welche die Stimmung und die Wünsche der Gemeinden nicht nur ganz und gar nicht zu beachten Ursache hätten, sondern ungestört den Anforderungen unserer Zeit entgegen streben könnten, bis sie endlich, von den Gemeinden selbst verlassen, völlig allein dastünden. Nach solchen Erfahrungen kann allerdings unsere Hoffnung nur sehr gering seyn, daß die gegenwärtige Generalsynode unserem Antrag Folge geben und uns nicht vielmehr mit der Erklärung bescheiden werde, wir stünden mit unserer religiösen Ueberzeugung außerhalb der lutherischen Kirche und möchten daher ausscheiden, um eine Kirche *unseres* Glaubens zu bilden. Wir waren aber gleichwohl der Meinung, um den Weg der Ordnung einzuhalten, unseren Antrag zunächst an die Generalsynode stellen zu müssen; wird er von dieser zurückgewiesen, so werden wir ihn sodann selbst zur Ausführung bringen und alsobald Verhandlungen mit dem protestantischen Norden behufs der Veranstaltung einer großen Nationalsynode anknüpfen. Denn die protestantische Kirche kann nicht für ewige Zeiten an die Ansichten einiger Männer des sechszehnten Jahrhunderts gebunden werden; eben so wenig können aber auch die bayerischen Geistlichen entscheiden, was protestantisch sei und wer aus der protestantischen Kirche auszutreten habe, oder nicht. Dieß ist die Sache des ganzen protestantischen Theils *der deutschen Nation*. Käme es nun aber wirklich zu einer Trennung, so würden wir nur ausscheiden mit denselben Rechten, mit welchen die ersten Protestanten die katholische Kirche verlassen haben, nämlich mit einem entsprechenden Theil der Kirchengüter."

In Ehrerbietung verharren: u. s. w. u. s. w.

Es sei uns erlaubt, dieses merkwürdige Aktenstück von unserm Standpunkt aus mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Die große Rechtsfrage: ob und wodurch denn Luther und seine Gehülfen beim Werke der Zerstörung befugt gewesen seien, der weiteren Entwickelung des protestantischen Princips bei ihren Nachkommen für alle Zeiten ein Maß und eine Schranke

zu setzen? ist schon im Zeitalter der Reformation aufgeworfen worden. Die Gewalt der weltlichen Regierungen aber hat sie durch die Macht der vollendeten Thatsache beantwortet. Die Polizei hat zwar den protestantischen Fortschritt nicht aufhalten können, aber ihr Machtgebot hat die offene Erklärung und Scheidung der auseinander strebenden Parteien verhindert. — Heute kann auch diese Frage nicht länger abgewiesen werden; sie dringt sich, tausendmal zurückgeschoben, immer wieder auf, und muß endlich ihre Erledigung finden. Hat der alte Protestantismus die Autorität der von Christus eingesetzten Kirche verworfen, so ist es unvermeidlich, daß der neue, folgerecht auf der Bahn des Läugnens und Verwerfens fortschreitende Protestantismus auch die Autorität des alten Protestantismus verwerfen muß. Dagegen ist nach dem Gesetze der historischen Entwickelung, welches sich in jeder bloß menschlichen Erscheinung geltend macht, und geltend machen muß, nicht das Mindeste zu erinnern. Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes!

Um so lächerlicher ist aber auch der Versuch jenes neuen rationalistischen Protestantismus, seinen eigenen Anhängern ein neues, wenn auch unchristliches Symbol vorschreiben, die Abgefallenen in ein bestimmtes antichristliches Kirchensystem einsperren, ein nach den Grundsätzen der neuen Reformatoren redigirtes, „allgemein verbessertes Bekenntniß aller deutschen Protestanten" aufstellen zu wollen. Wozu alle diese Umstände? wozu eine rationalistische Generalsynode, wenn man einfach nicht glauben will? Woher sollte eine Synode Derer, die nichts glauben wollen, die Autorität nehmen, Andern das Maß und die Gränze des Unglaubens vorzuschreiben? — Werden diejenigen, welche etwa die „Existenz eines vollkommenen, geistigen Gottes" läugnen, oder die „Hoffnung auf ein ewiges Leben" für eine Thorheit erklären möchten, sich durch die Autorität der Herren Ghillani, Daumer, Feuerbach und der sonstigen Väter der neuen Kirche davon abhalten lassen?

Der, jede Offenbarung läugnende, moderne, rationalistische Protestantismus steht auf der Basis der isolirten Ichheit.

Wahr ist, was jedem Einzelnen für wahr zu halten beliebt. — Der Rationalismus ist, wenn er nicht in die gröbste und lächerlichste Folgewidrigkeit verfallen will, gar keines andern Bekenntnisses fähig; dieses festzustellen, bedarf er aber keiner Synoden, keines Katechismus, keiner Kirchenagende, keiner Predigt. Was könnte der Lehrer von der Kanzel herunter dem einzelnen Gemeindegliede Neues mittheilen, was nicht Jeder, wenn er seine souveraine Vernunft gebraucht, sich selbst eben so gut, und besser vielleicht, zu sagen im Stande wäre? — Wer würde sich, um das, was Alle wissen, folglich leere Gemeinplätze zu hören, ferner noch an Geld und Zeit in Unkosten setzen?

Die rationalistische Partei geräth daher in offenen Widerspruch mit sich selbst, wenn sie verlangt: daß eine Generalversammlung des protestantischen Theils der deutschen Nation entscheiden solle, wer protestantisch sei? Wie aber, wenn eine Minderheit, oder etwa eine auf der Synode nicht vertretene Partei sich dieser Entscheidung nicht unterwirft, ihr Glauben und Anerkennung verweigert? Sollen die neuen Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts, welche die Synode beschickten und sich auf derselben über einen Beschluß verglichen — (wir glauben nicht, daß ein solcher je zu Stande kommen könne!), — sollen diese gegenüber den noch neuern Protestanten, welche sich dagegen verwahren werden, ein Recht haben und üben, welches die alten Protestanten dem Concilium von Trient im Namen ihres Princips bestritten haben? — Es ist eine einfache Folge des heutigen Zustandes der protestantischen Kirche, daß allein und lediglich jeder Einzelne darüber zu entscheiden hat, was der Protestantismus, und ob er selbst Protestant sei oder nicht.

Der Rationalismus hat sich viele Jahrzehnte durch abgemüht, mit Hülfe zweideutiger und doppelsinniger Redensarten den Schein einer gewissen Quasichristlichkeit festzuhalten. Daß er heute freier und offener mit der Sprache herausgeht, daß er die gleißnerische Hülle wegwirft und sich zu zeigen beginnt, wie er ist, diesen wirklichen Fortschritt verdankt Deutschland zum

großen Theile den Ereignissen des Jahres 1848. Wir halten diese Offenheit für eine große Wohlthat; die Lüge, der Schein, das freventliche Versteckensspielen hinter doppelsinnigen Formen und Redensarten muß aufhören, ehe an Heilung unserer Krankheitszustände zu denken ist. Auch der Rationalismus muß von jeder Furcht vor der Polizei befreit, auf den christlichen Namen verzichten; — und zu diesem Ziele ist er in der oben mitgetheilten Erklärung auf dem besten Wege.

Wenn diese große Krise eingetreten ist, dann wird auch die widernatürliche, zwangvolle Lage der, außerhalb der Kirche stehenden Parteien aufhören; das, was nicht zusammengehört, wird aus einander gehen, und der Protestantismus wird sich in seine Elemente auflösen, die nur ein widersinniger, äußerer Zwang zusammen halten konnte. Diejenigen, welche wirklich und aufrichtig festhalten wollen am christlichen Glauben, — wer würde läugnen, daß es deren Viele gibt in den außerkirchlichen Gemeinden! — die nur darin irrten, daß sie dieß außerhalb der von Christo eingesetzten Kirche für möglich hielten, diese werden dann, wenn die Täuschungen, mit denen sie sich so lange trugen, zerronnen sind, freier seyn, als sie seit drei Jahrhunderten waren: Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben. Diejenigen aber, die dem berühmten Wahlspruche Luthers und Ulrichs von Hutten folgen: „Lasset uns abwerfen ihr Joch und zerreißen ihre Bande!" diese werden dann ihre, der Kirche feindliche Richtung zum vollen, unverhüllten Antichristenthum ausbilden können.

Daß dieser naturgemäße Entwickelungsgang des Protestantismus, den keine Macht auf Erden anhalten oder rückgängig machen kann, nicht ohne große Gefahr für alle Christgläubigen, Katholiken wie Protestanten, sei, daß er Deutschland mit dem furchtbarsten Terrorismus einer, durch und durch verderbten, antisocialen, fanatischen, zu jeder auf der scheußlichsten Gewaltthat aufgelegten Faction bedrohe, — wer hat das je bezweifelt? Wir müssen den Zeitpunkt jener Entscheidung herbeiwünschen, weil erst eine große Krisis die

Heilung möglich macht; aber es wäre eine verderbliche Kurzsichtigkeit, sich über die Gefahr zu täuschen, welche der entscheidende Augenblick für jedes Leben, jeden Besitz, jede weltliche Existenz herbeiführen kann. Von einem Parteinehmen für die auflösenden Kräfte im Protestantismus, von einer Regung unchristlicher Schadenfreude beim Anblicke eines großen, welthistorischen Strafgerichtes kann also bei keinem denkenden Katholiken die Rede seyn. Ist es daher einerseits auch eben so unmöglich als unerlaubt, zu verhindern, daß die Geschicke des Protestantismus sich erfüllen, so kann andererseits darüber nicht der geringste Zweifel obwalten, daß jede katholische Regierung und jeder Katholik, der irgend einen erhaltenden Einfluß irgend einer Art übt, die heilige Verpflichtung habe, den letztern geltend zu machen. Jedweder muß, so weit seine Kräfte reichen, zu verhüten suchen, daß die antichristliche Richtung unter den Außerkirchlichen nicht so weit erstarke, daß sie das, was wir an ihren bisherigen Glaubensgenossen, so weit es möglich ist, lieben und achten, das, wodurch wir uns mit ihnen verwandt und verbunden fühlen, das, was die negative Partei „einen nicht zu rechtfertigenden Aberglauben" heißt, verfolge und mit offener Gewalt unterdrücke, wozu es ihr an grimmiger Lust und dämonischer Neigung nicht fehlen würde. Bedenkt man, daß dieselbe antichristliche Faction nur die andere, der Kirche zugewendete Seite der rothen Republik auf politischem Gebiete ist, so kann unsere Stellung allenthalben, wo es auf's praktische Handeln zur Schützung des öffentlichen Friedens ankommt, keinen Augenblick zweifelhaft seyn.

Die oben mitgetheilte Eingabe schlägt, wie wir gesehen haben, einen „beide Parteien zufriedenstellenden Ausweg" vor. Sie will Gesangbücher und Agenden, Lieder und Formulare entworfen, und beide so zweideutig abgefaßt wissen, daß sie den Christen, wie den antichristlich Gesinnten unter den bisherigen Protestanten in gleichem Maße genügen könnten. Allerdings ist in diesem Fache, während der preußischen Unionsversuche, bereits das Mögliche und Erdenkliche geleistet worden,

und vielleicht würde sich Herr Josias Bunsen, wenn die Bittsteller ihn darum gebührend angingen, neuerdings zu den erforderlichen Versuchen: die Extreme zu vermitteln, herbeilassen. Leider aber fehlt dermalen der Spiritus rector, der Generalstab, der sechs Rücken zugleich bestreichende Stock des orthodoxen Liebhabers der Potsdamer Riesengarde, jene absolute, Leib und Seele zugleich knechtende Polizei- und Censurgewalt, welche vor zwanzig Jahren die lutherischen Predigern, die sich nicht vermitteln lassen wollten, auf die Festung schickte, und dennoch, trotz dessen, daß sie so redlich das Ihrige that: „beide Theile zufrieden zu stellen", die himmelschreiendsten Skandale in Schlesien nicht verhüten konnte. Hat jene wohlthätige, Alles versöhnende Gewalt, noch ehe sie den Grundstein zur „Kirche der Zukunft" legen konnte, Schiffbruch gelitten, so würde heute selbst Herr Bunsen, der große Meister in der Kunst der diplomatischen Vermittelung, ohne dieselbe wenig ausrichten, und es würde demnach wohl zur „förmlichen Trennung beider Richtungen", als der andern Alternative kommen müssen. Wir zweifeln jedoch, ob die mit diesem Auswege verbundene Theilung der Kirchen und Kirchengüter auf ganz friedlichem Wege vor sich gehen würde, und dieß wäre dann der Punkt, wo das Zerwürfniß im Innern des Protestantismus das Interesse von ganz Deutschland in Anspruch nehmen könnte.

Die oben mitgetheilte Eingabe beruft sich, indem sie die Herausgabe eines entsprechenden Theiles der protestantischen Kirchen und Kirchengüter an die neue antichristliche Kirche verlangt, auf den Vorgang der Protestanten des sechszehnten Jahrhunderts, die eben jenes Vermögen bei ihrem Ausscheiden aus der alten Kirche mitgenommen hätten. Dieß Factum ist nicht zu läugnen. Es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß jene Protestanten, welche Christen bleiben wollen, den neuerdings Protestirenden gegenüber im Punkte des Mein und Dein nur dieselben Gründe entgegen halten können, welche einst die alte Kirche im Kampfe mit den alten Protestanten geltend machte. Wir unsererseits haben dabei vorläufig nur auf einen Thatumstand aufmerksam zu

machen. Das Recht: daß einzelne, gleichviel in welcher Zahl aus einer Corporation ausscheidende Mitglieder einen entsprechenden Theil des Corporationsvermögens mit sich nehmen könnten, ist von katholischer Seite nie anerkannt worden. — Gerade deßhalb, und zwar hauptsächlich der geistlichen Güter wegen, ist es zwischen beiden Religionstheilen zu jenen Kriegen gekommen, welche der Passauer Vertrag, der Augsburger Religionsfriede und der Westphälische Friede beendigten. Diese sind die positiven Rechtstitel des protestantischen Besitzes. Dieß folgerichtig auf die neue Spaltung angewendet würden die neuen Protestanten die Abtretung, welche sie verlangen, auch erst durch neue Kriege und Friedensschlüße erzwingen können. Wir aber glauben, daß zwischen irgend einem christlichen Bekenntnisse und „dieser neuen Richtung" ein Friedensschluß nicht wohl möglich sei. Wir wüßten nicht, mit wem, bei dem völlig atomistischen Charakter der neuen Partei, ein Vertrag geschlossen werden könnte. Den alten Protestantismus vertraten die protestantischen Fürsten, welche thatsächlich, kraft des Territorialsystems, sich bischöfliche Rechte beigelegt hatten. Wer sollte die neue Lehre vertreten, die alles Positive, und mit ihm die Möglichkeit jedweder Gemeinsamkeit und Gesellschaft abgestreift hat?

Täuschen wir uns nicht! Eine geistige Richtung, wie der Rationalismus unserer Zeit, besonders wie er sich bei den heutigen Deutschen entwickelt und vollendet hat, ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Alle Religionen, die je unter Menschen gegolten oder Anhänger und Gläubige gefunden haben, sind in einem Punkte wahr: in der Anerkennung der Hülfsbedürftigkeit des Menschen und seiner Abhängigkeit von einer höheren überirdischen Macht, in dem Versuche, das zerrissene Band zwischen der Erde und dem Himmel wieder anzuknüpfen. Die falschen Religionen sind nur unrechte Wege zur Befriedigung eines wahren Bedürfnisses. Aber in jeder derselben, auch im Islam, auch in den verkommensten Formen des Heidenthums, den Fetischdienst selbst nicht ausgeschlossen, liegen mehr Anklänge

an alte Traditionen, mehr Reste ewiger, wenn auch entstellter, sittlicher Wahrheiten, mehr ausdrucksvolle Symbole unwandelbarer Thatsachen der Natur des Menschen und der Geschichte der Menschheit, als im heutigen, pseudophilosophischen Rationalismus, der damit anfängt, zu erklären: daß er Gott nicht brauche, und den Menschen lehrt, daß er souverain und sich selbst genug sei. Zwischen diesem und der Wahrheit gibt es keine Brücke mehr; der Rationalismus als Versuch: die Wahrheit aus dem isolirten Menschengeiste zu schöpfen, ist in seiner Vollendung, der er sich heute annähert, wesentlich Antireligion; er ist Loslösung von Gott und dem Jenseits; er ist Cultus der Ichheit. Wie er das Band zwischen Gott und dem Menschen löst, so löst er, eben weil er die Souverainität des Individuums proclamirt, jedes mögliche gesellige Band unter den Menschen, so in kirchlicher, wie in politischer Hinsicht. In seinem Princip antisocial, macht er jedwede Kirche, aber nicht minder auch jede erdenkliche Form der politischen Gesellschaft unmöglich. Es ist nothwendig, daß wir diese Thatsache fest im Auge behalten, wenn wir Zusammenhang und Ordnung in dem Wirrwar der Geschichte der Gegenwart entdecken wollen.

---

Den 12. Februar 1849.

Deutschland ist so arm an großen, staatsmännischen Talenten, daß es doppelte Pflicht ist, auf das „Schreiben Stüve's an seine Wähler in Osnabrück" *) aufmerksam zu machen, und Jeden, der noch Sinn für die Stimme ruhiger Vernunft und gereifter politischer Erfahrung hat, dringend zu bitten, daß er diese Ansprache lese. Sie ist im Juli vorigen Jahrs geschrieben und an die Wähler einer hannöverischen

*) Frankfurt a. M. Druck von Krebs-Schmitt 1849.

Stadt gerichtet; aber ganz Deutschland thäte wohl, sie auch jetzt noch zu beherzigen und dem Verfasser des Schreibens Dank zu wissen. Werden doch diese spärlichen und bald überschrieenen Stimmen einst, d. h. in einer sehr nahen Zukunft, Deutschlands Ehre bei der Nachwelt retten und zum Belege dienen müssen, daß es in der Zeit der großen deutschen Revolution noch Männer gab, und nicht bloß, wie die Nachkommen sonst leicht zu glauben versucht seyn möchten, Knaben und halbreife Jünglinge, die ohne Kraft des Charakters und eigene Gedanken, das Vaterland für ein Liebhabertheater ansahen, auf welchem sie die Rollen der Politiker und Helden zu geben berufen waren.

Interessant ist, was Hr. Stüve mit fast übergroßer Schonung und Mäßigung über den Mann „der kühnen Griffe" sagt, der bekanntlich schon als Sprecher der Burschenschaft in Heidelberg väterliche Sorge für Deutschlands Einheit tragen mußte.

„Als der Februarsturm über Europa dahin fuhr, verlangte Gagern schon die Ernennung eines Reichsverwesers. Die Art und Weise aber, wie er im März diesen Gedanken zu verwirklichen suchte, wie er damals die Regierungen für die Förderung seiner Pläne gewonnen, war gewiß die rechte. Die Durchführung würde ihm unendlichen Dank und Ruhm gewonnen haben. Noch seine Rede in der Darmstädter zweiten Kammer vom 29. März athmete ganz diesen Geist. Allein die stürmischen Berathungen des Vorparlaments zerstörten diesen Keim des Guten; es begann ein Gang der Dinge, der sich später oft wiederholt und stets dazu gedient hat, die Beschlüsse weiter von dem ursprünglichen Ziele abzuführen. Aus Besorgniß vor den republikanischen Treibern, mit denen man doch nicht zu brechen wagte, ließ die Mehrheit der Versammlung, und Gagern mit ihr, sich zu Beschlüssen leiten, die von dem ursprünglichen Gedanken unendlich weit ablagen. Statt einer Volkskammer, welche durch die bestehenden Repräsentativversammlungen der einzelnen Staaten gewählt werden sollte, und einer ersten Kammer, bestehend aus den an Instructionen gebundenen Vertretern der Fürsten, hatte schon das sogenannte Siebner-Programm, von einem Hause des Volks hervorgehend „„aus Urwah-

len"'' gesprochen, und die Baden'sche Regierung hatte diese sich schon abpressen lassen. In den aus den verworrenen Verhandlungen vom Fünfziger Ausschusse redigirten Beschlüssen war nun aber ausdrücklich eine bestimmte Wahlordnung „„ohne Census mit allgemeinem Stimmrecht aller volljährigen, selbstständigen Staatsangehörigen"'' aufgestellt. Der zweideutige von Soiron'sche Antrag vom 3. April hatte den Zweck, der also gewählten Nationalversammlung das ausschließliche Recht zu vindiciren, die Verfassung festzustellen. Dagegen war kräftiger Widerspruch erhoben. Siemens von Hannover hatte erklärt: für uns passe nur, was auf freier Vereinbarung zwischen Fürst und Volk beruhe. Eine andere Stimme hatte erklärt: „„Die Fürsten sind nicht unsere Heloten; sie müssen gehört werden."'' Um Einigkeit zu erhalten, hatte Soiron erklären müssen, daß sein Antrag Alles der Nationalversammlung überlasse. Dabei aber hatte er wieder den Satz aufgestellt: wenn die Versammlung nicht beschließe, ohne Andere zu fragen, so sei sie keine constituirende."

„Die Welt sah nun das Merkwürdige, daß die Regierungen Deutschlands vor diesen Beschlüssen einer ohne alle Legitimation aus eigener Macht zusammengetretenen Versammlung, denen der Bundestag sein Siegel aufgedrückt hatte, wichen, daß sie sogar die von den Ständen bereits nach dem früheren Uebereinkommen getroffenen Wahlen wieder aufhoben, und ohne ein Wort der Widerrede zu einer Wahlart übergingen, die das freie England nun seit länger als sechzig Jahren als unhaltbaren Radikalismus verwirft. Jene kritischen Fragen über die Gewalt der Versammlung wurden inmittelst nicht berührt; erst der Streit zwischen dem Fünfziger Ausschusse und dem Bundestage über das von Lepel'sche Gutachten brachte die Sache wieder zur Sprache."

„Jenes, freilich in etwas kleinlicher Auffassung gearbeitete Gutachten behandelte die Mittel, durch welche die Regierungen ihren Einfluß in der Nationalversammlung würden sichern können. Darin fand der Fünfziger Ausschuß, der schon die Verhandlungen der Executivcommission abgebrochen hatte, weil auch diese zu einer Vermittelung zwischen den Regierungen und der Versammlung hätte dienen können, „„daß der constituirenden Versammlung ihr Charakter als solche abgesprochen werde"'' und protestirte. — Hier

wurde also Dasjenige, was das Vorparlament bei dem Soiron'schen Antrage ausdrücklich als unentschieden offen gelassen hatte, als ein entschiedener Satz hingestellt. Der Fünfziger Ausschuß ging über das Vorparlament hinaus, indem er der Versammlung das Recht vindicirte, allein und ohne Vereinbarung mit den Regierungen über die Verfassung zu beschließen."

„Ich, meine Herren, gestehe offen, daß ich diesen Anspruch auf alleinige Feststellung der Verfassung nicht begreife, und am wenigsten einsehe, wie solcher aus dem Titel einer constituirenden Versammlung (wer hat denn diesen Titel ertheilt?) hervorgehen soll. Die berühmteste aller constituirenden Versammlungen, die französische von 1789, der man sicher nicht vorwerfen wird, daß sie zu wenig in Anspruch genommen, hat nie die Nothwendigkeit der Einigung mit dem Könige verkannt. Ich finde in diesem Zurückweisen alles Einflusses der Regierungen nur einen Schritt zur Revolution, und zwar einen solchen, der aller Entschuldigung entbehrt, weil nicht die mindeste Provocation von Seiten der Regierungen, nicht die leiseste Andeutung, daß dieselben auf unweisen Forderungen beharren würden, vorhergegangen war. Mit Recht ist den Regierungen nur vorzuwerfen, daß sie zu wenig gethan, daß sie die Sache nicht selbst in die Hand genommen. Von den Gründen dieser Unthätigkeit will ich hier nicht reden; ich zweifle aber keinen Augenblick, daß eben dieser Schwäche jener revolutionäre Fortschritt am meisten zuzuschreiben ist."

„Die Großherzoglich Hessische Regierung, an deren Spitze damals Gagern stand, war die erste, die gewissermaßen dem Fünfziger Ausschusse Recht gab, indem sie die Gründung der Executivcommission und ihren Bundestagsgesandten zum Opfer brachte. Als darauf Gagern am 19. Mai zum Präsidenten erwählt war, sprach er die verhängnißvollen Worte: „„Wir sollen schaffen eine Verfassung für das ganze Deutschland. Den Beruf und die Vollmacht empfangen wir von der Souverainetät der Nation."" „„In der Voraussicht der Schwierigkeit, um nicht zu sagen, Unmöglichkeit, mit den Regierungen die Verfassung Deutschlands zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament uns die Feststellung der Verfassung übertragen.""

„Wahrlich, hier ist keine Spur mehr (??) von dem Gagern, der am 29. März in der Kammer zu Darmstadt den Fürsten noch die ersten Schritte zusprach. Wie konnte derselbe Mann die Vollmacht der Versammlung auf das Vorparlament stützen! Wie konnte er behaupten, das Vorparlament habe über das Recht der Fürsten abgesprochen, da doch eben dieses Vorparlament nicht einmal die Zweideutigkeit des Soiron'schen Antrags sich hatte aufbringen lassen!"

„Freilich hat Gagern zwei Tage später in der Darmstädter zweiten Kammer sich anders ausgesprochen in den Worten: „„Indem aber eine solche Versammlung „„constituirend'"" genannt wird, so ist damit nicht ausgesprochen, daß sie allein constituire. Es hat nie eine constituirende Versammlung gegeben, ohne daß eine Regierung neben ihr bestanden hätte, die auf den Gang der Verhandlungen Einfluß nehmen muß. Und so werden auch in Deutschland die Regierungen sich mit der Nationalrepräsentation in Berührung setzen, um das Verfassungswerk zu Stande zu bringen.'"" — Halte ich aber diese am 21. Mai besprochenen Worte zusammen mit dem sogenannten kühnen Griff vom 24. Juni und der unmittelbaren Folge desselben, dem „„Gesetze vom 28. Juni'"", so vermag ich Uebereinstimmung und Consequenz eben so wenig zu entdecken, als ich mich fähig fühle, das Urtheil im Voraus zu bestimmen, welches die Geschichte einmal über die Ereignisse und ihren hauptsächlichsten Hebel, Heinrich v. Gagern, fällen wird."

„Meiner Ueberzeugung nach ist hier Gagern gänzlich von seinen Grundsätzen abgewichen. Indem er ohne alle Verständigung mit den Regierungen eine Centralgewalt schuf, indem er ohne alle Verständigung mit den Regierungen dieser Centralgewalt das Recht des Kriegs und Friedens beilegte, und auch daran der Volkssouverainetät unter Ausschluß der Regierungen einen Theil vindicirte, indem er, ohne die Regierungen zu fragen, das Organ der bisherigen Verfassung, die einzige moralische Person, die eine völkerrechtliche Vertretung Deutschlands in Anspruch nehmen konnte, den Bundestag, vernichtete, hat er praktisch den Grundsatz durchgeführt:

daß der Nationalversammlung ohne die Zustimmung der Regierungen, ja gegen deren Widerspruch, die Begründung der neuen Verfassung zustehe!

und die Versammlung hat auf's Vollständigste diesen Grundsatz in sich aufgenommen und durch ihre Abstimmung am 14. Juli über die Stellung von Hannover den thatsächlichen Beweis geliefert, daß sie jenen eben so ungerechtfertigten, als unheilbringenden Grundsatz festhalte."

„Ich darf es nicht verschweigen, mit jenem Gesetze, mit den Grundsätzen, die es enthält, mit dem Willen, diese Grundsätze durchzuführen, hat die Nationalversammlung ihrerseits im Grunde der Wahrheit die deutsche Republik proclamirt, wenn auch, ohne das zu wollen!"

„Man wird diesen Ausspruch verketzern und verdammen; allein zu meinem tiefen Schmerze kann ich denselben nicht zurücknehmen, obwohl ich die Ueberzeugung hege, daß eine große Zahl, wohl die große Mehrzahl der Mitglieder jener Versammlung, das nicht gewollt habe."

„Man wird mir entgegnen, gerade durch Ernennung des Reichsverwesers habe die Versammlung ihren monarchischen Sinn offenbart. Ich gebe gern zu, daß die monarchischen Gefühle, die im deutschen Volke leben, eben diese Ernennung hervorrufen. Ich gebe zu, daß diese Ernennung zwischen uns und dem Abgrunde der Republik noch eine Scheidewand aufgerichtet habe. Allein diese Scheidewand dient mehr, dem Auge den Anblick der grausen Tiefe zu verbergen, als vor dem Sturze zu schützen. Wenn wir uns zu fest an sie lehnen, so wird, so muß sie weichen."

Wir theilen diese Ansicht des geistvollen Verfassers nicht ganz. Wir glauben nicht, daß Hr. v. Gagern „von seinen Grundsätzen abgewichen" sei. Im Gegentheil, wir glauben, der Ruhm läßt sich ihm schwerlich streitig machen, daß er seinen Zweck (allgemeine Umwälzung Deutschlands zum Behufe einer strengen Centralisation) von seinen Universitätsjahren her mit unbeugsamer Consequenz und Beharrlichkeit festgehalten, daß er in den verschiedensten Lebenslagen, als darmstädtischer Regierungsrath, als radikaler Deputirter, Märzrevolutionsminister und Mitglied der, den Umsturz von 1848 seit Jahren vorbereitenden Versammlungen im Rheingau nur für diesen einen Zweck

gearbeitet, inzwischen aber nach außen hin, je nach Umständen und Bedürfnissen eine wechselnde Sprache geführt habe. Welche der vorhandenen Dynastien er von vorn herein zur neuen Centralkaiserstelle ausersehen hatte? ob nicht, dem erhabenen Vorbilde Franz v. Sickingen's folgend, seine Hoffnungen und Pläne zuweilen sogar über diese Gränze hinaus, in die Sphäre der ehemals reichsritterschaftlichen Geschlechter hinüber geschweift seyn mögen? ob es nicht sogar einen Moment gegeben habe, wo Heinrich der Finkler nicht ohne alle Aussicht war, noch in späten Tagen einen andern Heinrich zum Nachfolger zu bekommen, dessen Zuname auch an Vögelgeschrei (clangor) und Vögel erinnert, wenn gleich an andere, schwerbeleibtere als jene, welche in grauer Vorzeit der Städtebauer fing, — dieß sind Geheimnisse, welche jetzt wohl für ewige Zeiten in der Brust des „edeln" beschlossen bleiben werden.

---

## XXI.

### Die Fahnenweihe in Finthen am 3. Dec. 1848.

Es war am zweiten December Samstag Abends, daß mich die Taunuseisenbahn durch die neblichte Wintergegend von Frankfurt hinunterführte nach Kastell, einem starkbefestigten, ansehnlichen Orte am rechten Rheinufer, der Stadt Mainz gerade gegenüber. Ich rastete in einem Gasthause daselbst aus von der wilden Fahrt, und fand noch alle Köpfe voll von der Trauerfeierlichkeit, welche in der dortigen katholischen Kirche für Robert Blum stattgefunden hatte. Der Gefeierte, man muß es eingestehen, ist bei der unermeßlichen Mehrheit des deutschen Volkes nirgends beliebt, man verabscheut ihn als

Wühler, und bedauert kaum sein verhängnißvolles Ende in Wien. Aber diese Mehrheit verhält sich still und ruhig als hätte sie in der Sache gar nichts zu reden. Dagegen führen in den Landgemeinden die überall gebildeten und mit den schlechtesten Grundsätzen verdorbenen Turnergesellschaften das große Wort, unter der Leitung der democratischen Vereine, in welchen sich der Abschaum proletarischer Wünsche und Begierden zum Schrecken aller Besitzer ablagert, und mit der Vorliebe für die rothe Republik wahnsinnigen Haß gegen alles Christenthum verbindet. Diese Gesellschaften beherrschen mit Drohungen, Sonntagszusammenkünften, Schützenfesten und Umzügen das Landvolk, und die Freiheit des Waffentragens gibt der rohen Gewalt gegen friedliche Mitmenschen den nöthigen Nachdruck. Sie sind die Träger der künstlich gemachten, oft mit geheimen Geldzuflüßen bezahlten öffentlichen Einschüchterungen und Demonstrationen, jetzt für Robert Blum, der als mythologische Person und Symbol republikanischer Weltverbesserung die Ausbrüche wilder Leidenschaft heiligen soll. An die Turner schließen sich die Arbeiter, Handwerksbursche und Landstreicher an, mit der Keckheit alles zu wagen, und selbst den friedlichsten Bürger und Landmann wo nicht zu überzeugen, doch wenigstens zur Unthätigkeit in politischen Dingen zu nöthigen. Deßhalb liegen auch die Wahlen auf breitester Grundlage meistentheils in ihrer Hand und ihre Unverschämtheit und Jugend ersetzt reichlich, was ihnen an Weisheit und Erfahrung abgeht.

Von diesen wurde nun beschlossen, in Mainz eine Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu veranstalten, von eindringlich politischer Bedeutung, mit der besonderen Absicht, die tapfere Garnison der Festung zu ärgern. Der Versuch mißlang. Keine Kirche war für diesen Zweck zu haben. Man wendete sich auf's rechte Ufer des Rheins, wo in Kastell ein schwacher, katholischer Priester sich bereit finden ließ, eine Hochmesse für die in der katholischen Religion verstorbenen Mitglieder der Familie Blum zu singen. Durch den letzteren Beisatz hoffte der Feige sich zu decken, und die Turner wünschten nichts wei-

ter, als die äußerliche Veranlassung, ihre politische Gesinnung kund zu geben. So ging das kirchlich-politische Aergerniß für alle Gutgesinnten in bester Form vor sich, und der Ortsgeistliche lud sich dadurch ein ewiges Brandmahl auf die Seele, das durch die Mißbilligung seiner Handlungsweise von Seiten der obersten bischöflichen Behörde noch verschärft wurde.

Bereits stand der Mond hell am Himmel im Geleite zahllos schimmernder Sterne. Frische Lüfte athmeten am Stromufer herüber und hinüber, und die Strahlenblitze von tausend Lichtern flackerten zauberhaft durch die dämmernde Nacht. Ein Jüngling vom kräftigen Blute des Hundsrückens hatte sich mir als Führer angeschlossen, und plauderte so geläufig seine rheinländische Mundart, daß ich Mühe hatte, dem Verständnisse seiner Rede zu folgen. Die unbeschreibliche Pracht der nächtlichen Landschaft erfüllte meine Seele mit Lust, und erweckte zugleich Gefühle aus ferner Heimath voll Schmerz und Sehnsucht. Geheimnißvoll rauschend ging der Rheinstrom in seiner üppigen Macht und Größe, die man an der Donau, am Po und an der Elbe vergeblich sucht, durch die lange Schiffbrücke zwischen Kastell und Mainz, und der Wiederschein des gestirnten Himmels tanzte mit tausendfältigen Funken auf den kräuselnden Wellen. Die Thürme von hüben und drüben, die weißen Häusermassen mit flammenden Lichtaugen hinter den röthlichen Festungswerken hoben sich wie schwankende Mährchen vom dunkleren Grunde der Luft, und erfreuten mich mit den wunderbaren Bildern einer unbegränzten, beweglichen Welt, an denen die Phantasie nach Herzenslust träumen und deuten kann. Die Hügel der weiten Runde waren in ihren finsteren, abgeflachten Formen eingesunken wie schläfrige Schildwachen eines Belagerungsheeres und verlorne Nebelflecken stiegen duftigkraus empor wie Athemzüge des Schlummernden aus winterlicher Landschaft.

„Ist in Mainz Alles ruhig?" fragte ich meinen Begleiter gedankenlos, um das Schweigen zu unterbrechen. „O ja!" erwiederte der Junge nachlässig, „Mir hatte war ein Krawall

wegen der Gemeinschulen für Katholiken und Protestanten. Nun ist's auch vorbei, denn die Mainzer hören immer wieder zur rechten Zeit auf. Sind ein paar Lumpen zur Thüre hinausgeworfen und einige Augen blau geschlagen, so kommt der Friede in alter Zutraulichkeit zurück, und man fühlt es, daß nur ein Mainz auf Erden ist." Und so fing er allerliebst zu erzählen an, daß ich gar nicht merkte, wie kothig die Wege, wie eng und krumm die Gassen und Gäßchen, wie labyrinthisch die Schlüffe der Drusus- und Bonifaciusstadt sind. „Als uns noch der Kurfürst des heiligen römischdeutschen Reiches regierte", sagte er mit weicher Stimme, „o da gab's ein gutes Leben in Rheinhessen, wir waren glücklich ohne Turner und Bürgerwehr, mit unseren Klöstern und Domstiften, mit unseren Prozessionen und Litaneien. Der Hunger, welcher jetzt eine so einflußreiche Rolle spielt, war uns fast unbekannt. Jetzt ist Alles anders geworden, und Zitz Napoleon führt ein gräuliches Regiment. Sie kennen ihn ja diesen Mann des Volkes in seiner wohlbeleibten Gestalt mit seiner königlichen Nase, mit seinen mächtigen Purpurlippen, mit der Rede, die Alles wahrscheinlich, aber weniges glaubwürdig machen kann, mit einer Art liebenswürdigen Stammelns, das nicht allen Buchstaben des Alphabetes gleichmäßig gewachsen ist wie den Volksmassen, die an seinem Munde hangen. Er stammt aus einer gutkatholischen Familie von Mainz, leider zu ihrem Schmerz an Glauben und Sitte frühzeitig verkümmert in den Klubbs republikanisch-communistischer Wühlerei, durch oftmalige Reisen nach Paris eingeweiht in die Pläne der unermüdlichen Umwälzungspartei in Europa, Großklubbmeister aller demokratischen Vereine Süddeutschlands, an Unverschämtheit jedem andern Volksbethörer am Rhein überlegen, wenn gleich voll hoher Redensarten von persönlicher Ehre, dem Gelde zugänglich für Zwecke seiner Politik, und rastlos thätig im Sinnengenuß. Er wußte sich in seiner Advokatenstellung zu Mainz aus Handwerksgesellen, die gern Meister werden wollten, aus Arbeitern des Odenwaldes, des Hardgebirges,

des Hundsrückens, welche Aufnahme in den Bürgerverband der reichen Stadt anstrebten, aus der Turnerjugend, die ohne Verstand und Welterfahrung regieren will, eine prätorianische Leibwache zu bilden mit der Schlauheit des Pisistratus, aber ohne seinen Edelsinn, ohne seine Bildung, und beherrscht damit seine Vaterstadt durch Schrecken, Schmeichelei und Lüge, selbst der Hoffnung nicht fremde, bei günstiger Gelegenheit einen Otto oder Vitellius zu spielen, weil seine Eitelkeit noch größer ist als seine Lust. Durch solche Kunst wurde er rasch nach einander Vorstand der Mainzer Bürgerwehr, Abgeordneter in der Kammer zu Darmstadt, wo er mit Heinrich von Gagern und Wernher von Nierstein den frühern Kern der Opposition gegen die Regierung bildete, und Mitglied der deutschen Reichsversammlung zu Frankfurt. Und als nach einer, vom ehemaligen darmstädtischen Minister Heinrich von Gagern, jetzigem Präsidenten des Reichsministeriums, erlassenen Verordnung im Jahre 1848 auch für Mainz ein Bezirksrath zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten gewählt werden mußte, so brachte es Zitz durch die Fäuste, Drohungen und Zudringlichkeiten seiner Proletarier dahin, daß er Präsident der vierundzwanzig, fast durchweg radikalen Bezirksräthe wurde, und somit unbeschränkt über Stadtgut, Schule und äußeres Kirchenwesen regieren kann, wobei nicht übersehen werden darf, daß Leute von einundzwanzig Jahren, wenn auch nur zufällig zu Mainz in Arbeit stehend, als Wähler auftreten durften. Durch diese unvernünftige Verordnung des Gagern'schen Gesetzes haben die Wühler freie Hand, alle Bürgerwahlfreiheit zu ersticken, und der ärgste Terrorismus legt sich beängstigend auf alle städtischen Verhältnisse. Zitz richtet sein Augenmerk als Präsident des Bezirkrathes vorzüglich auf die Ansiedelung der größtmöglichsten Menge auswärtiger Proletarier im städtischen Verbande, und in der That erhält jeder die Aufnahme, welcher über 50 Gulden Vermögen genügende Auskunft, ja oft sehr täuschende Bürgschaft guter Freunde nachweisen kann. Dadurch wächst Anhang in eben dem Maaße, als die mit Armen über-

füllte, in ihren Wohlthätigkeits- und Kranken-Anstalten erschöpfte Bürgergemeinde ihrem Verderben entgegen geht.

Seine zweite Bemühung geht auf die Verwendung des katholischen Schulfondes für Gemeinschulen zu Gunsten der Protestanten, welche bisher an den katholischen Konfessionsschulen nie Antheil hatten, noch haben konnten. Zu diesem Zwecke trat eine Schulkommission in Thätigkeit, aus fünf Mitgliedern, deren vier protestantisch, das fünfte zwar katholisch ist, aber seine mit einer protestantischen Frau erzeugten Kinder in der Religion der Mutter erziehen läßt. Daß diese in einer größtentheils katholischen Stadt von nicht weniger als 40,000 Einwohnern die Konfessionsschulen unterdrücken und Gemeinschulen einführen würden, erwartete man um so mehr als die Bevölkerung schwankend eingeschüchtert, durch falsche Vorspiegelungen irregeführt, den allgemeinen Ingrimm über die unwürdige Tyrannei größtentheils verbiß, und sich aus den unsauberen Kreisen ewiger Aufregung in die Familie zurückzog, den Demokraten freien Spielraum gewährend. Diese, mit ungemeiner Beharrlichkeit, List und Gewalt vorgehende Thätigkeit des Herrn Zitz zur Verbreitung republicanisch-antichristlicher Grundsätze unter dem benachbarten Landvolke wurde unstützt durch seine Busenfreunde Löhr und Mohr, beide emsige Gönner der Deutschkatholiken mit dem charakteristischen Haße gegen positives Christenthum, Löhr, Herausgeber eines Volksblattes, das an Frechheit, Schmutz und Lügenhaftigkeit jede andere Schandschrift in Deutschland übertrifft, Mohr, Abgeordneter des deutschen Reichstags zu Frankfurt und der Deputirtenkammer in Darmstadt. Auch Löhr ist der Sohn einer ehrenhaften katholischen Familie wie Zitz, um seine jetzige Ausartung zu bezeichnen, sagt man in Mainz: „Wenn man die Pfalz verderben will, muß man einen Pfälzer wählen!“ Und in der That die Untreue entarteter Katholiken gegen ihre Kirche und den christlichen Staat tritt in dem hiesigen Wirrsal so schamlos und übermäßig auf, daß man unter billigen Protestanten weit

mehr Achtung für unsere katholischen Forderungen antrifft, wie der heutige Krawall in Mainz sattsam gezeigt hat."

„Die Schulkommission bestehend aus den Protestanten Deininger, Dieterich, Hestermann, Roll und dem anrüchigen Katholiken Prickarts versammelte sich in öffentlicher Sitzung, um die Umgestaltung der Konfessionsschulen in Gemeinschulen durchzuführen, angetrieben von 18 Schullehrern, die sämmtlich vom Wahnsinn einer unchristlichen Zeit bethört, die Verwirklichung der Eisenacher-Schullehrerversammlung in frecher Auflehnung gegen jedes religiöse Bekenntniß ungestüm forderten. Dagegen erhob sich unter der Leitung des Domherren Lennig, der Seele bischöflicher Amtsverwaltung, der Mainzer-Piusverein und erklärte ein solches Verfahren für eine himmelschreiende Verletzung alles Rechtes und aller Gerechtigkeit. „„Unsere katholischen Schulen sind vom Anfang an katholisch gewesen,"" hieß es in der gedruckten Protestation, „„Katholiken haben sie gegründet, der Schulfond ist ein reinkatholischer, für die Bedürfnisse der Katholiken bestimmt, und als solcher von jeher vom Staate und von der Gemeinde anerkannt. Eine Vernichtung unserer katholischen Schulen, wie sie jetzt beabsichtigt wird, ist ein Angriff auf die religiöse Ueberzeugung, eine Verletzung der Gewissensfreiheit aller katholischen Aeltern, Gewissenszwang und Proselytenmacherei im großartigsten Maaßstabe an katholischen Kindern geübt zu Gunsten der irreligiösen Freidenkerei. Wir protestiren feierlich gegen die Grundsätze wie sie in der, dem hiesigen Gemeinderath überreichten, Denkschrift der Schullehrer enthalten sind, wir fordern Gerechtigkeit für die Katholiken, wie wir sie den Protestanten zuerkennen, nimmer werden wir zu Gunsten unchristlicher Doctrinen, zu Gunsten unkatholischer Lehrer das unschätzbare Gut der katholischen Schulen fahren lassen."" Auch die bischöfliche Behörde, früher unter dem befangenen, vom auflösenden Geiste der Neuzeit gestreiften Bischof Kaiser saumselig, war bereits seit längerer Zeit erwacht und [illegible]tete an die Schulbehörde eine Verwahrung gegen die Ge[illegible]schulen, worin vorzüglich das Recht der katholischen Ge-





meinde auf das katholische Schulvermögen mit Nachdruck betont war. Diese Entschiedenheit von Seiten der Katholiken wirkte auf die Mitglieder der Schulkommission. Der Protestant Hestermann, wegen seines ehrenhaften Charakters auch bei den Katholiken in hoher Achtung, erhob sich in der Versammlung mit dem Erklären, daß er zwei Punkte der vorliegenden Streitsache allerdings für begründet halten müsse, zunächst die Furcht durch Annahme der Grundsätze der Schullehrer die Religion aus der Schule zu verdrängen, wozu er nie seine Zustimmung geben könne, da er dieselbe für das einzige Heil der Gesellschaft betrachte; sodann das Recht der Katholiken auf ihre Schulfonds, das die aufmerksamste Rücksicht verdiene. Es unterliegt daher wohl kaum einem Zweifel, daß die Schulsache, welche durch diese Anstände schwierig geworden, einer neuen Beherzigung von Seiten des Gemeinderathes unterzogen werden müsse. Noll, dessen Billigkeit ebenfalls rühmende Anerkennung verdient, machte die weitere Bemerkung, daß er die Klage der Katholiken, welche die überwiegende Mehrzahl der Mainzerbevölkerung bildeten, gegen eine fast ganz protestantische Schulkommission ebenfalls anerkennen müsse; er sey daher bereit, aus derselben auszutreten und einem Katholiken Platz zu machen. Zu diesem Ende schlage er an seine Stelle den allgemeinen geachteten Bürger Nyllius vor. Da brach der Sturm der Gallerie los. „„Windisch-Grätz! Windisch-Grätz!““ scholl es höhnisch aus dem Volkshaufen, und die Unruhe konnte nur dadurch beschwichtiget werden, daß man den Rufer zur Thür hinauswarf. Als hierauf durch ordnungsmäßige Wahl Nyllius wirklich zum Mitgliede des Schulrathes gewählt wurde, krähte eine wüthende Stimme: „„Hängt ihn! Hängt ihn!““ Der Schreier wurde auf die Anzeige eines Mainzerbürgers, welche über die Person keinen Zweifel übrig ließ, gleichermassen aus dem Sitzungssaal fortgeschafft, und bis auf weitere Beschlußfassung die Zusammenkunft der Schulkommission vertagt. Beim Fortgehen erhielt der Mann, welcher den letzteren Rufer nahmhaft gemacht hatte, einen so gewaltigen Schlag auf

den Kopf, daß er zusammenstürzte, und sich nur mühsam erhohlte, ohne daß man ausmitteln konnte, wer denselben geführt."

An diese Mittheilung meines Begleiters reihte sich die weitere Wahrnehmung, die mir überall ungesucht entgegen kam, daß die rechtschaffenen Bürger sich wirklich alles Ernstes abschlossen gegen die Wortführer der demokratischen Partei, theils aus Eckel über den Cynismus derselben, theils aus Liebe zur häuslichen Ruhe und Sicherheit. So ist es gekommen, daß das schöne katholische Mainz, wo einst der Glaubensprediger Bonifacius den Grundstein zur katholischen Kirche Deutschlands gelegt, wo die Religionstreue der Bewohner alle Stürme der Reformation muthig überdauert, wo mehr als ein großer Churfürst die Stadt mit unvergänglichem Ruhme verherrlicht hatte, wo uns zur innigsten Freude eine Andacht und Gottbegeisterung aus den überfüllten kirchlichen Festversammlungen entgegen weht, die man selbst in Italien vergeblich sucht, unter dem schmachvollen Joche des Herrn Zitz und seiner Genossen innerlich zerrissen, an Glauben und Wohlstand gefährtet in stummer leidensvoller Gestalt, den verlornen Muth wieder sucht, die Fesseln unwürdiger Knechtschaft zu zertrümmern.

Indessen geht die Agitation der Wühler rastlos fort. Aus der Stadt schlingt sich der verhängnißvolle rothe Faden in die Landgemeinden hinaus, und die Turner sind die Apostel der neuen Lehre, welche sich überall gegen die Kirche und das Evangelium eben so entschieden auflehnt, als gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit. Während des Sonntagsgottesdienstes sind die Wehrübungen, die Volksversammlungen, die Standreden angesetzt, um die sämmtliche Jugend vom einzigen Heilsmittel gegen sittliche Verwilderung abzuziehen. Thut der Geistliche seine Pflicht, spricht er von der Kanzel seine Mißbilligung gegen diese unchristliche Richtung aus, so sammeln sich die Turner während seines Vortrages in der Kirche und fällt ein, ihnen mißfälliges, Wort, so entsteht Tumult, der Ruf tönt: „Pfui, pfui, du Pfaffe! Herunter mit ihm!"

so daß der Gottesdienst unterbrochen werden muß. Ja man erlebte den Fall, daß die Turner einen braven Landgeistlichen vor ihr Ehren- und Schiedsgericht luden, um ihn zu bestrafen, weil er seine Gemeinde aufgefordert, sich nur an Gutgesinnte zu halten. „Das führe Theilung in die politische Gleichheit aller Gemeindeglieder und störe die Brüderlichkeit aller Menschen.“ Man drohte zugleich mit Pulver und Blei, das man in Wien gegen die Volksaufwiegler so anstößig fand. Wird in einer katholischen Gemeinde eine besondere kirchliche Feier begangen mit möglichem Eindruck auf die Gemüther für die gute Sache, so schleudern die Turner furchtbare Drohungen umher, um die Leute von aller Theilnahme an derselben abzuhalten. „Wer mithält, dem sollen alle Glieder zermalmt, und der Kopf wund geschlagen werden; man werde die Prozession mit gewaffneter Hand auseinandertreiben und die Kirchgänger gründlich heilen von aller Vorliebe für die Pfaffen; es sey unzeitgemäß anderen Fahnen zu dienen, als der einzig unbefleckten, der Turnerfahne des Bezirkes.“ Schlechte Bücher, irreleitende Placate, Schmutzblätter, Wahlumtriebe, Anschwärzungen gutgesinnter Katholiken, unerhörte Beschimpfungen kirchlichtreuer Priester werden unter städtischer Oberleitung durch die Turnerjugend verbreitet, vertheidigt, uud gegen Andersdenkende mit Trotz gehandhabt. Der politischmoralische Zwiespalt bringt in die Familie ein, trennt die Kinder von den Aeltern, und verhöhnt das Alter auf erschreckende Weise, so daß die „Intelligenz,“ welche allen Gehorsam, alle Liebe, alle Religion, alle Kirche ersetzen soll, dem Menschen nur bis in das vierzigste Jahr beiwohnt, und nach dieser Periode thatenreicher Jugend selbst die beste Volkskraft zum „alten Eisen“ wirft für den Rost der Reaktion, der Intrigue, der Pfaffenfurcht. Welche Verwilderung der Sitte durch ein solches Leben und Gebaren bei der männlichen Jugend einreißt, und von den Volksverbessern geflissentlich in Schutz genommen wird, kann sich ein Welterfahrner ohne unsere Bemerkung denken. Was Herodot den persischen Königen vorwarf, daß sie das Volk absichtlich

mit Saitenspiel, weiten Gewanden, und lustigen Feiertagen zu verweichlichen suchten um dasselbe für knechtische Unterwürfigkeit desto fügsamer zu machen, das wird jetzt von den Demokraten in größter Ausdehnung, nur in anderen Formen betrieben. Die Turnübungen, höchst mangelhaft und einseitig aufgefaßt, dienen bloß als Rahmen, die Jünglinge zu einigen und zu versammeln, um ihren Verderb auf die kürzeste und wirksamste Weise zu bewerkstelligen, und sie als willenlose Schaar stets zur beliebigen Verfügung zu haben, so daß eine Stelle des römischen Dichters auf die Turnerjugend wie gemacht scheint: Nos numerus sumus et fruges consumere nati.

Daher die Erscheinung, daß sich bei diesen von Geburt kräftigen Jungen der wahre selbstbewußte deutsche Muth, die schönste Zierde unserer wackerer Volksstämme, in eben dem Maaße verliert, als die sittliche Rohheit zunimmt, und die Neigung zum Meuchelmorde, in tausend Erzeugnissen der schmachvollsten Presse offen gepriesen als einziges Mittel, die Welt zur Anerkennung der demokratischen Forderungen zu bringen, geil und üppig in den Gemüthern der Verführten aufschießt. Daher die betrübte Erfahrung, daß diese eisenfresserischen Gesellen vor jeder regelmäßigen Gewalt des Militärs schmählich die Flucht ergreifen, und ihr Haupt wie Herwegh vor grimmiger Todesfurcht in abgelegenen Winkeln verstecken, und sich von mitleidigen Weibern trösten lassen. Als die preußischen Husaren in's Rheingau einzogen, um die künstlich genährte Volksgährung zu beschwichtigen, und die bramarbasirende Jugend zu entwaffnen, fielen zum Theil höchst lächerliche Geschichten vor. Ein Maulheld der Turnergemeinde unweit Heidesheim, bis an die Zähne bewaffnet, erschrack beim Anblick eines Husaren mit blankem Sebel dergestalt, daß er alle Waffen fallen ließ, rücklings in einen Graben stürzte und kläglich um Schonung flehte. Es war jedoch vom Husaren nichts Böses gegen das junge Turnerblut beabsichtigt, nachdem er ihn der Waffen entledigt hatte. Seine wehrlose Heimfahrt geschah so eilfertig und ver[illegible] daß auch jetzt die ganze Gemeinde über das [illegible]

Herzweh des flüchtigen Turners spöttelt. Ist eine solche Zaghaftigkeit im vorliegenden Falle dem Gemeinwesen ersprießlich, so wird doch jeder Vernünftige die Vorschule solcher Feigheit als nationale Calamität für deutsche Größe verabscheuen. Ueber diese Erscheinung darf man sich übrigens nicht wundern. Nimmt man dem deutschen Gemüthe seine moraliche Reinheit, seinen Gottesglauben, den erhebenden Gedanken der Unsterblichkeit, seine kirchlichfromme Treue, so verliert es den Boden worin die Kraft, die Kühnheit, der Heldenmuth wurzelt; der Franzose kann darüber hinaus noch sein Leben theuer verkaufen, aber dem von Natur langsamen Deutschen bleibt nichts übrig als das Laster und die Feigheit.

(Schluß folgt.)

---

## XXII.

## Die Linken, die Halben und die Rechten in der bayerischen Kammer.

„Wir zweifeln nicht, daß die Abgeordneten, durch unser Vertrauen berufen, die Gesetze des Landes mit zu begründen, dem Volke in der Achtung des Rechtes, in uneigennützigem, einträchtigem Zusammenwirken mit gutem Beispiele voranleuchten werden, damit Bayern, unter Gottes Beistand, in den Revolutionsfluthen dieser Zeit als Bollwerk des Rechtes, der Freiheit und des friedlichen Bürgerglückes fest und unerschütterlich hervorrage." — Mit diesen Erwartungen begrüßte der Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München in seiner bekannten „Offenen Zuschrift" den bayerischen Landtag gleich bei seinem Zusammentritt. Seitdem hat der erste Akt mit der Scheidung der Kammer in hadernde Parteien begonnen und dann mit der Adresse der

Linken, die eine geringe Majorität erhielt, auf eine Weise geschlossen, welche diesen gerechten Erwartungen des Landes leider sehr wenig entsprach und die Kammer sicherlich nicht in der Achtung und in dem Vertrauen des Volkes befestigt hat, während sie unser Vaterland mit einer trüben, unheilvollen Zukunft bedroht.

Bekanntlich hat sich der Abgeordnete Welker in der deutschen Reichsversammlung gegen die Begründer des kleindeutschen Einheitsstaates dahin vernehmen lassen: man mache kein Geheimniß in jenen Kreisen daraus, daß die Einzelstaaten aufhören müßten; und was Bayern betreffe, so wolle man schon mit ihm fertig werden: man werde die Kosaken der rothen Republik gegen die Regierung los lassen, um der Centralgewalt Gelegenheit zum Einschreiten zu geben. Wir müssen leider gestehen, daß die jüngsten Vorgänge in unserer Kammer diesen Plänen, die für Deutschland wie für Bayern verderblich sind, nur allzu sehr in die Hand gearbeitet haben. Wie denn auch bereits schon unmittelbar nach den Verhandlungen über die Grundrechte der Pfälzer Abgeordnete Culmann aus Rheinbayern an den Präsidenten des Reichsministeriums eine interpellirende Aufforderung zum Einschreiten der Centralgewalt gestellt hat, damit diese Grundrechte, die doch nur ein Bruchstück der künftigen Verfassung bilden, und die nicht einmal als Grundrechte ein vollständiges Ganze sind, daß dieses Bruchstück eines Bruchstückes, ohne verfassungsmäßige Berathung und Sichtung und trotz des Widerspruchs, der sich von allen Seiten aus der Mitte des Volkes dagegen erhebt, in Bayern zur unbedingten Geltung gelangen solle. Eine Zumuthung, die die deutsche Einheit nicht fördert, wohl aber die Freiheit der Einzelstaaten in ihren innersten staatlichen Beziehungen auf despotische Weise vernichtet.

Wohl hätte man glauben dürfen, daß die ernsten Strafgerichte, welche seit der Februarrevolution über Frankreich und Europa, über die Fürsten wie über die Völker, über Regierungen und Minister wie über Nationalversammlungen und Völker

führer, fort und fort ergehen, wären nicht spurlos an den Erwählten unseres Volkes vorübergegangen; die bittern Erfahrungen von Paris, von Rom, von Berlin und Frankfurt hätten sie Mäßigung und Selbstbeherrschung und strenge Achtung des Rechts gelehrt; die Noth unseres engeren und weiteren Vaterlandes, die von Tag zu Tag sich steigernde Zwietracht, die immer drohender und zerstörender hereinbrechende Anarchie, der Hungerschrei der in ihrem Erwerb gestörten arbeitenden Klassen hätten sie mit dem Gefühl durchdrungen, daß entgegenkommendes, versöhnliches, einträchtiges Zusammenwirken unter sich und mit der Krone ihre erste und heiligste Pflicht sei. Oder wäre es etwa zu viel gewesen, wenn Bayern in dieser furchtbar ernsten Zeit von seinen Vertretern erwartet hätte, daß zum mindesten der Ton ihrer Verhandlungen sich als ein würdiger und ernster zeigen würde, der einzig des Vaterlandes Wohl im Auge, frivolen Uebermuth, leidenschaftliche Roheiten, zwecklose Zänkereien und Wortklaubereien, gehässige Persönlichkeiten, maßlose, ungerechte Beschuldigungen, wie sie nur Unwissenheit, Gemeinheit der Gesinnung und fanatischer Parteigeifer eingibt, mit Abscheu von sich fern halten würde. Eitle Hoffnung! die Parteieiferer scheinen gefühllos gegen alle diese Rücksichten; sie treiben ihr unheilvolles Spiel fort, mögen Land und Leute darüber zu Grunde gehen; sie haben nichts gelernt und nichts vergessen; und es ist nicht bloß das Unglück der Könige von Gottes Gnaden, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen: auch die, welche im Namen der Volkssouverainetät die unverantwortlichen und unumschränkten Herren spielen möchten, auch sie weisen mit souverainem Zorn jede Mahnung, jede Warnung der göttlichen Nemesis in leidenschaftlichem, pflichtvergessenem Hochmuth zurück.

So haben wir denn auch bei uns von dem trostlosen, alten Komödienspiel, wie es anderwärts schon so oft aufgeführt wurde, wieder ein nur allzu getreues, neues bayerisches Miniaturbild. Statt mit Eintracht hat auch bei uns der Landtag mit landverderblicher Zwietracht begonnen, und wie anderwärts, so

wartet, kund und zu wissen thut, ist
in eine Rechte, in ein Centrum und ei
daß dieser Spaltungen nicht genug, da
der deutschen Einheit und Freiheit nicht
als sich abermals in ein rechtes und l
ten. Wohl dem guten Volke noch obe
sicht offen steht, die Vollblut-Linke n
Centrum zurück bleiben, sondern sich
wieder in eine schwarzroth goldene Rech
trum und eine blutrothe linke Linke spalt
ein Taggeld von 5 fl. rh. mehr verlangen
die Tonscala vervollständigt, und fangen d
fall der Gallerien um ihre Katzenmarseil
denn nicht glücklich und zufrieden fühlen
es noch mehr, als diesen parlamentarisch
feinen Kammermusikanten?

Wahrlich, jeden, dem des Vaterland
liegt, muß dieses klägliche französische A
seiner deutschen Seele mit gerechtem Zor
unverantwortlichere Weise sind nie die hung
politischen Staatsalbern und Marktschreiern

Kommen wir nun auf die Spaltungen in unserer bayerischen Kammer zurück; fragen wir nach der Verschiedenheit politischer Grundsätze, die ihnen zu Grunde liegt und beginnen wir mit dem Programm und der Parteifarbe der Rechten: so kann uns nicht entgehen, daß wir eine eigentliche Rechte in dem Sinne, wie sich überall eine äußerste Linke geltend macht, gar nicht haben. Während nämlich wie in Frankreich und Italien, so auch in Deutschland eine Linke der rothen Revolution oder Republik ihr Banner erhebt, suchen wir vergebens nach einer Rechten der rothen Reaction, die den Uebertreibungen der Linken zu Gunsten der unumschränkten Souveränität der Massen und ihrer Beherrscher, der Jakobiner, durch Uebertreibungen nach der Rechten hin, zu Gunsten der absoluten Souveränetät der Fürsten von Gottes oder des Schwertes Gnaden und ihrer Feldmarschälle, gleichen Schritt hielte.

Ein solches Programm der rothen Reaction, das den Programmen der rothen Demokratie in Paris, in Berlin, in Frankfurt als Spiegelbild würdig die Wage hielte, würde ohngefähr so lauten: „Ihr spielt va banque, wohlan denn! so wollen auch wir den Kaiserwurf thun; Aug um Aug! Zahn um Zahn! Ihr Rothen erklärt: die Revolution erkennt kein bestehendes Recht, noch ein Gestern an, sondern nur den souveränen Willen des Volkes, dessen Stellvertreter wir sind, spreche er sich nun in den Nationalversammlungen oder auf den Barrikaden aus. Wohlan! so soll auch keines euerer Rechte gelten und im Donner der Kanonen wollen wir euch den souveränen Willen der Gewalt, die Ihr zur Gottheit erhoben, dictiren. Was seit der Februar-Revolution des vorigen Jahres geschehen, ist der Revolution entsprungen, es hat sich allen Klassen der Gesellschaft verderblich erwiesen: wir erkennen es daher nicht an, wie auch das französische Volk durch die Wahl Napoleons bereits sein Verdammungsurtheil darüber gesprochen. Ueberall habt Ihr euere Bundesgenossen nicht unter den fleißigen, durch eueren beständigen Aufruhr bedrängten Arbeitern, sondern unter dem verkommensten liederlichsten Gesindel gesucht, als Gesindel sollt

Ihr daher auch behandelt werden. Die Freiheit habt Ihr, Brüder der rothen Genossenschaft! euch unwerth und unfähig gezeigt, und sie durch die Verbrechen Eurer rothen Demagogie und Anarchie geschändet: darum soll Euch das Joch und die Knechtschaft der rothen Monarchie in eurer Raserei in Schranken halten. Die Preßfreiheit habt Ihr, denen nichts heilig ist, zur Verderberin und Vergifterin der Völker herabgewürdigt; die Volksbewaffnung diente Euch zur Bewaffnung raub- und mordlustigen Pöbels, der die Zeughäuser plünderte, das Eigenthum der Bürger demolirte, Volksvertreter und Minister mordete, während eure Bürgerwehr müßig zuschaute oder feige davonlief; das Vereinsrecht habt Ihr zu Klubbs mißbraucht, die nach Blut lechzen und auf Umsturz aller gesellschaftlichen und menschlichen Gesittung hinarbeiten. Die Abschaffung der Todesstrafe war Euch ein Freibrief zu landesverrätherischen Freischaarenzügen und Meuchelmorden; das allgemeine Stimmrecht habt Ihr nur dazu gebraucht, die Unwürdigsten, die Unfähigsten, Volksschwätzer und Volksverführer, mit der höchsten Souveränität zu bekleiden; eure constituirenden Nationalversammlungen haben sich als destruirende bewiesen und statt des Segens den Fluch der betrogenen Völker auf sich geladen. Oktroyirte Verfassungen für die Ihr früher, da Ihr noch im Staube des Polizeistaates krochet, gedankt hättet, wären sie auch noch so liberal und böten sie euch noch so versöhnlich zur Revision die Hand: Ihr weiset sie schnöde zurück; keine oktroyirte Verfassung wollt Ihr, Ihr wollt eine krawallirte, und darum sollt Ihr eine mitrailirte erhalten, wie sie Euch schon einmal der korsische Despot ertheilt. Das stehende Heer, wenn es verlassen und entblößt im harten Kampfe gegen die Uebermacht an den Landesgränzen heldenmüthig sein Blut vergoß, oder wenn es Sitte und Gesetz, die Familie und den Besitz vor einer hereinbrechenden Barbarei gegen verführte Aufrührer hinter ihren Barrikaden schützte, Ihr nanntet es eine „verthierte Soldateska“, während denn [illegible] soll „Säbelmacht“ [illegible] sollt erfahren, was eine

verthierte Soldatesca ist. In euren Augen gilt kein urkundlicher, vielhundertjähriger, ererbter oder rechtlich erworbener Besitz, nicht einmal den Namen der Urahnen wollt Ihr dem Enkel lassen: wohl denn! so soll auch euer Hab und Gut nicht geachtet werden, eine russische Confiscation soll es unter die hungernden Massen vertheilen, die Ihr durch eure fluchwürdigen Vorspiegelungen und Hetzereien zu Müßiggang, zu Liederlichkeit und Aufruhr verleitet und ins Elend gestürzt habt. Die zwölf Millionen, welche die alten Kammern für die Civilliste des Bürgerkönigs votirten, waren Euch zu viel; Ihr habt eine wohlfeilere Republick haben wollen, die den Staatsschatz fünfhundert Millionen, und die Staatsbürger, durch den Ruin des Kredits und des Handels, tausende von Millionen mehr kostet: auch diese Glückseligkeit republikanischer Steuererhöhung mit Staats- und Privatbankerotten soll Euch nicht vorenthalten bleiben. Dem heiligen Vater habt Ihr seine unbedingte Amnestie und alle großmüthig und arglos gewährten Rechte und Freiheiten damit vergolten, daß Ihr seinen Minister erdolcht, ihm selbst aber mit mörderischen Kugeln begrüßt und seiner Rechte; seiner Macht und seiner Freiheit beraubt habt: so soll denn fürder keine Amnestie mehr die arglose Brust eines gütigen Fürsten dem Schlangenstiche eurer treulosen Undankbarkeit preisgeben. Ihr selbst ja rühmt den Convent als das Musterbild politischer Weisheit und Energie: nun gut denn! euer Convent hat geköpft, gehangen, erschossen, erdrosselt und ersäuft, grausam und schonungslos, ohne Gericht und Urtheil, und nicht Einen, sondern Tausende, Männer und Frauen, Greise und Kinder! Dieß rothe Blut-Gesetz, das Ihr bluttrunken anruft, es soll Euch und eurem Geschlechte mit allen seinen Wohlthaten unverkümmert zu Gute kommen. Eures Vaterlandes, seiner alten Frömmigkeit, seines Rechtsinnes, seiner Treue, seines Freiheitsgeistes vergessen, seid Ihr, Sansculotten-Gespenster von 1793! vor dem Götzenbilde französischer Gleichheitstyrannei anbetend niedergefallen und habt, allem Göttlichen, Edlen und Hohen fremd und jeder geistigen Tiefe baar, Alles in den Schmutz von

gleichen Gemeinheit herabgerissen: so soll denn auch die gleiche eiserne Ruthe des Fremden Euch Verräther alles Vaterländischen treffen. Cavaignac und Windisch-Grätz, Radetzky und Jellachich, sie sind zu gut für Euch, denn Spießgesellen von der rothen Bande die Schildwachen mit Schießbaumwolle heimtückisch niederstrecken: russische Knutenmeister, das sind die Männer; die neungeschwänzte Katze mit [illegible] seidenen Schnur, das sind die Mittel, wie eure Zuchtlosigkeit, Ihr Assassinen des rothen Meuchelmordes! sie fordert; und nur wenn der eiserne Fuß eines fremden Eroberers und eines unumschränkten herz- und gefühllosen Tyrannen Euch auf dem Nacken steht, kann die Welt von dem Verderben endloser Revolutionen und unmenschlicher Barbarei bewahrt werden, womit Ihr sie bedroht, Ihr Anbeter der souveränen Guillotine, die Ihr jedes göttliche und menschliche Recht mit Füßen tretet." [illegible]

So würde ohngefähr ein Programm der rothen Reaction lauten, das von der Ueberzeugung ausginge: die geschändeten und verwirkten „Märzerrungenschaften" müßten ausgemerzt und die Menschheit gegen ihre Bedränger wieder [illegible] den Schutz der Kartätschen gestellt werden. Wer übrigens noch [illegible] an [illegible], [illegible], Gagern, Lamberg, Auerswald, Lichnowsky und Rossi von den Rothrepublikanern verübten [illegible] glaubt, die Farben dieses Bildes seien zu grell aufgetragen und stünden in keinem Verhältniß zu der Sprache auf der Gegenseite, den erinnern wir an so manche bekannte Gedichte, Flugblätter, Reden und Journalartikel, in denen mit wahrhaft teuflischer Mordlust die Guillotine als das einzige Heil der Völker gepriesen wurde. Und zwar wird diese wahnsinnige Blutsprache von den Rothen geführt, nachdem sie noch überall, wo sie gegen das Bestehende im Felde standen, unterlegen sind und Amnestie in Anspruch nahmen. Wir wollen hier einen Ausspruch aus dem [illegible] der rothen Revolution anführen. So schrieb das [illegible] des bekannten [illegible] Heinzen, [illegible] in der Schweiz [illegible] Blatt [illegible] „Mord";

wie folgt: „Der mordenden Reaction gegenüber ein Gewissen haben, heißt gewissenlos seyn. Sie vernichten auf alle Weise, mit allen Mitteln, an allen Orten, das drängt sich uns als Pflicht, als Gerechtigkeit, als Humanität auf. Kossuth war ein Mann von Energie, aber Kossuth hat zu wenig an Erfindungen gedacht, und Kossuth hat das Knallsilber übersehen. Muß man einen halben Welttheil in die Luft sprengen, und ein Meer von Blut vergießen, um die Barbarenpartei zu ruiniren, so soll man kein Bedenken tragen. Der hat kein republikanisches Herz im Leibe, der nicht die Genugthuung, eine Million Barbaren unter die Erde zu bringen, freudig mit seinem Leben bezahlte."

Es ist wahr, von dieser kannibalischen Mordlust, die sich an dem Abschlachten einer Million weidet, die Meuchelmord und Selbstmord predigt, die vielleicht das Fleisch der „Reactionäre", gebraten oder ungebraten, beim lodernden Feuer unter bacchantischen Tänzen mit infernaler Wollust verschlingen würde, verlautet, Gott Lob! nichts in dem Programm oder in den Reden unserer äußersten Linken der bayerischen Kammer. Selbst der furchtbarste Stimmführer der Linken, Pfarrer Berkmann, bläht sich in seinen gellendsten Wuthreden nicht so grimmig aus, und doch klingt das Gebrüll des Stieres von Uri gegen den Strom der demokratischen Beredsamkeit dieses Pfälzers wie süße Liebes-Arien. Auch sein Landsmann Greiner, bei dessen bellenden Reden man die Empfindung hat, als wolle er einem mit jedem Wort in den Arm beißen, lüftet nicht diesen rothen Vorhang einer solchen Mordkammer der republikanischen Blutbad-Bande. Wir dürfen es auch den röthlichen, wie den röthesten Pfälzern auf ihr Wort glauben, wenn sie uns versichern, ihr Hab und Gut und ihr Hals seien ihnen gerade so lieb, wie uns der unsere. Allein, wenn sie und ihre Schleppträger aus den übrigen Provinzen sich außerhalb der Verfassung und des bestehenden Rechtes stellen; wenn sie über ihr Programm, statt der bei uns noch zu Recht bestehenden „constitutionellen Monarchie", die in unseren Tagen zu [illegible]

Verbrechen so furchtbar mißbrauchte „Volkssouveränität" sehen; wenn sie das Wort „monarchisch" ausdrücklich aus der Adresse ausmärzen; wenn sie in ihren Reden die beschworene Verfassung der Barrikaden-Souveränität unterordnen; wenn sie wie z. B. der Pfälzer Abgeordnete Greiner im Barrikaden-Ton Alle für verächtliche Absolutisten verschreien, die an der „oktroyirten" bayerischen Verfassung, in deren Namen sie doch in dem Hause sitzen, festhalten: dann stößt diese unheilvolle Partei das Land von dem festen Boden des Eides und des Rechtes auf die abschüssige Bahn der Revolution, die zu Bürgerkrieg und Anarchie, zur permanenten Guillotine des Convents, zum Knallsilber und dem Blutmeer des rothen Demokraten Heinzen und endlich zum Staubrecht, zum Knutenregiment und zur rothen Kartätschen-Monarchie führen muß.

Diese Entwicklung ist mit Naturnothwendigkeit gegeben; denn wie der Saame, so die Frucht. Und um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nicht erst einen Blick in die Organe der rothen Münchener Gassenliteratur werfen, die unsern Linken Weihrauch streuen, und schon mehr denn einmal jenen blutlechzenden Republikanismus angestimmt. Sind ja selbst in einzelnen Reden unserer Kammer Äußerungen erfolgt, die uns mit einer furchtbaren Zukunft rothen Farbe bedrohten, wenn nicht allerunterthänigst geschehe, was eine von der großen Mehrheit des bayerischen Volkes perhorrescirte Fraction der Kammer mit schamloser Stirne sich anrecht, den Willen des Volkes zu nennen. Wie wenig sich aber diese Lehre von der rothen Barrikaden-Souveränität durch irgend eine Rücksicht auf unsere Verfassung und das bestehende Recht würde zurückhalten lassen, darüber kann kein Zweifel obwalten; man darf sich unter anderem nur folgender Worte erinnern, welche jüngst in dem Blatte eines ihrer wichtigsten Stimmführer, der auch in Frankfurt mit der republikanischen Linken stimmte, des Herrn [illegible] Zeitung dieses [illegible] hätte. Herren mein Alles

Vorwürfe über Ungesetzlichkeiten zu machen, läßt sich in folgender unzweideutigen Weise Num. 23 vom 27. Jan. in einem ihrer Artikel vernehmen, dem man, was sich dem Programm der Linken minder nachrühmen läßt, eine offene Sprache nicht absprechen kann. Er gilt „der demokratischen Partei der deutschen Nationalversammlung"; der „Märzverein" ist ihm nicht roth genug, weil er nur auf „gesetzlichem Wege" revolutioniren und die demokratischen Grundsätze verwirklichen wolle. Nein, die demokratische Partei muß sich gegen dergleichen verwahren. „Das Recht", so lauten die Worte, „ja die Pflicht der gewaltsamen Vernichtung einer Zwingherrschaft wird die demokratische Partei nie dem Volke absprechen lassen. Die demokratische Partei darf nicht zugeben, daß der gesetzliche Weg allein zum Ziele führe; sie erkennt und erklärt, daß, angekommen an einem gewissen Punkte dieser Bahn, der Zusammenstoß des Volksrechts mit der Fürstengewalt unvermeidlich, ja nothwendig wird — da kann sie nie den gesetzlichen Weg als den einzigen anerkennen."

Stellen wir nun jenes Programm der rothen Reaction auf die eine Seite, und auf die andere das Programm der rothen Revolution, wie es aus solchen Vordersätzen unserer äußersten Linken sich nothwendig folgern muß, und vergleichen wir damit die Grundsätze, welche die Rechte unserer Kammer in ihrem Programm als ihre leitenden aufgestellt: so leuchtet ein, daß wir in jenem extremen Sinne einer maßlosen, der Revolution huldigenden Linken, gar keine, dem fürstlichen Despotismus und der Reaction die Hand bietende Rechte haben. Ist ja doch in dem ganzen Programm der Rechten von irgend einer Hinneigung zu einer rothen, oder sonst einer Reaction auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Was dieß Programm will, das will jeder rechtlich gesinnte Bayer, dem des Vaterlandes Wohl, dem Freiheit und Recht, der Frieden der Gegenwart und das Heil der Zukunft am Herzen liegt; wie denn auch bereits zahlreiche Adressen von Seiten der Urwähler und Wahlmänner ihm ihre Zustimmung erklärt haben.

Fassen wir dessen zum Beweise seine Hauptgrundsätze übersichtlich zusammen: es will die constitutionelle Monarchie in ihrer vollen Wahrheit und durch alle Institutionen durchgeführt; sie soll weder zum Deckmantel der Republik noch des Absolutismus herabgewürdigt werden. Alle Willkürherrschaft will es verbannt; Jeden erkennt es dem Gesetz unterthan; über der obersten gesetzgebenden Gewalt steht ihm ein ewiges Gesetz, dem sie sich nicht entziehen darf: das Gesetz der Gerechtigkeit und der Heilighaltung wohlerworbener Rechte. Wo das Gesammtwohl von dem Einzelnen das Opfer wohlerworbener Eigenthumsrechte fordert, da soll dieses Opfer nur gegen zureichende Entschädigung auferlegt werden, und zwar ist es Sache der Gesammtheit, diese Entschädigung zu leisten, so weit sie denjenigen, welchen die Vortheile des Opfers zu Gute kommen, aus Gründen der Billigkeit oder der höhern Politik, oder in Rücksicht auf ihre Leistungsfähigkeit nicht zur Last gelegt werden kann. Die Vergangenheit als eine abgeschlossene Sache betrachtend, und treu an der beschworenen Verfassung festhaltend, fordert das Progamm der Rechten für jede Abänderung derselben den verfassungsmäßigen Weg, indem es ausdrücklich hinzufügt: dieser Grundsatz aber schließt eine besonnene, den Forderungen der Zeit und des Gemeinwohles volle Rechnung tragende, verbessernde Fortbildung der Verfassungs-Urkunde und der Verfassungs-Gesetze, so wie aller öffentlichen Institutionen und sonstigen Gesetze nicht aus; vielmehr erkennt die Rechte gerade in einer solchen Fortbildung eine der höchsten und wichtigsten Pflichten und Aufgaben der Regierung und des Landtages. Weit entfernt, die seit dem März-Monaten des vorigen Jahres gewonnenen Freiheiten nicht anzuerkennen, oder in unredlicher Weise vernichten zu wollen, will sie dieselben, und namentlich die Freiheit der Presse und Association gewissenhaft aufrecht erhalten und treulich gewahrt, ihren Gebrauch aber gegen Mißbrauch durch weise und wohlerwogene Gesetze geschützt und geregelt. Keine Bevorrechtung, sondern Gleichheit Aller vor dem Gesetze, und gleichmä-

ßiger Antheil eines Jeden an den öffentlichen Lasten nach dem Verhältniß seiner Kräfte. Es werde jeder Gemeinde, der Orts-Gemeinde wie der Distrikts- und der Kreis-Gemeinde, das Recht der Autonomie und der Selbstverwaltung ihres Gemeinde- und Stiftungs-Vermögens mit Befreiung von jeder Bevormundung eingeräumt. Die Staats-Aufsicht trete nur in sofern ein, als solches, um Mißbrauch und Uebergriffe zu verhüten, die Gesetze aufrecht zu erhalten, und das Verhältniß der Gemeinden als Glieder eines größern organischen Ganzen des Gesammtstaates zu bewahren erforderlich ist. Den Landbau als eine Grundsäule der Wohlfahrt des Vaterlandes erkennend, fordert das Programm sorgsame Förderung desselben, treues Festhalten am Ablösungsgesetz, so wie die volle Freiheit des Grundeigenthümers, seinen Besitz gegen Zersplitterung für die Nachkommen zu bewahren, „ja die Rechte erkennt", so lauten die Worte, „gerade in der Bewahrung dieses, in Bayern durch vielhundertjährigen Bestand geheiligten Rechtes die unentbehrliche Gewähr für die Erhaltung eines wahren Bauernstandes, und in ihm eine der Grundlagen der öffentlichen Wohlfahrt." Die gleiche Fürsorge fordert es für den vaterländischen Gewerbestand: Achtung der bestehenden Gewerbeordnung und der wohlerworbenen Realrechte; Gewährung freien Innungsrechtes; keine Aenderung ohne Vernehmung der Betheiligten. Schutz für unsere Industrie gegen das ruinose Freihandelssystem und Förderung derselben durch Land- und Wasserstraßen und Beschleunigung der Eisenbahnbauten. Weise Sparsamkeit in den Finanzen; zweckmäßige Verwendung der Einnahmen; keine Geldwirthschaft in der Verwaltung des Staatsgutes, namentlich der Forste, vielmehr Beobachtung des Grundsatzes, daß die Sorge für die Erhaltung der Staatsforste, mit der der Landwirthschaft und ihren unabweislichen Bedürfnissen gebührenden Rücksicht in Einklang zu bringen sei. Pflege der Künste und Wissenschaften; Anstellung sittlich und wissenschaftlich tüchtiger Universitätslehrer und Verbesserung der Lage

der Volksschullehrer. Auf dem Gebiete der Kirche verlangt es völlig freie und selbstständige Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten für jede Kirchengesellschaft, insbesondere selbstständige Verwaltung ihres Kirchenvermögens unter gesetzmäßiger Mitwirkung der Kirchengemeinde. Mögliche Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klassen und Befreiung der Armenpflege von der Vielschreiberei. Ein wohlgeübtes, gut ausgerüstetes stehendes Heer zum Schutze des Vaterlandes, in treuer Erfüllung der Bundespflichten, und durchgeführte Organisation der Landwehr. Bezüglich der schwierigsten Aufgabe der Gegenwart, der Frankfurter Reichsversammlung und des zu gründenden deutschen Verfassungswerkes nämlich, drückt sich das Programm wörtlich also aus:

„Was endlich das Verhältniß zu dem deutschen Gesammtvaterlande betrifft, so will die Rechte den innigsten Anschluß an dasselbe, und die pünktlichste Erfüllung der in dieser Beziehung übernommenen oder noch zu übernehmenden Verpflichtungen."

„Sie will, daß die deutsche Einheit auf die Eintracht gegründet, und daß keinem deutschen Volksstamme durch die künftige deutsche Verfassung jene Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, und jenes Recht der Autonomie verkümmert werde, ohne welche Deutschlands Freiheit und Einigung nie dauernd bestehen kann."

„Eben weil die Rechte die Einigung Deutschlands im vollen Wortsinne will, legt sie gegen jeden Versuch der Ausschließung Oesterreichs von dem Gesammtvaterlande den entschiedensten Widerspruch ein. Sie will Bildung einer kräftigen Centralgewalt, aber nicht einer Centralgewalt, bei welcher die einzelnen deutschen Volksstämme und ihre Regierungen in dem Gesammtstaate aufgehen, und die Einzelstaaten in Provinzen, die Fürsten in Statthalter umgeschaffen würden."

„Sie nimmt endlich gegenüber der zu Frankfurt tagenden Nationalversammlung, eben weil ihr die kräftige und dauernde Constituirung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und seine

Blüthe und sein Glück aufrichtig am Herzen liegen, das Princip der Verständigung und Vereinbarung in Anspruch."

„Während die Rechte die durch die Grundrechte gebotenen Freiheiten, welche Bayern ohnehin schon großentheils besitzt, im Allgemeinen freudig begrüßt, stellt sie daneben den Grundsatz auf, daß diese Grundrechte in Bayern nur auf dem durch die bayerische Staatsverfassung vorgeschriebenen Wege eingeführt werden können, und daß, da dieselben einen Bestandtheil der künftigen deutschen Verfassung bilden, die deßfallsige Berathung erst dann an der Zeit sei, wenn das ganze Verfassungsgebäude durch Vereinbarung festgestellt und dadurch — in wie ferne die Grundrechte in allen deutschen Landen gleichförmig werden eingeführt werden, — die zur Zeit mangelnde Gewißheit gegeben seyn wird."

„Endlich fordert die Rechte, daß bei der endlichen Feststellung des künftigen deutschen Verfassungswerkes überhaupt die verfassungsmäßige Mitwirkung des bayerischen Landtages eintrete.".

Das ist das Programm unserer sogenannten „reactionären, absolutistischen" Rechten. Man sieht daraus: es huldigt weder dem Stillstand, noch dem Rückschritt, noch bietet es der Willkür die Hand. Ueberall an dem Boden des Rechtes festhaltend, will es Entwicklung und Fortschritt, aber auf dem verfassungsmäßigen Wege. Ebenso dem Despotism wie der Revolution, der Tyrannei der Demagogen wie der Fürsten entgegentretend, verlangt es für Jeden gleiche Achtung des Rechtes und der Freiheit in seinem Kreise und gleichmäßige, schonungsvolle Berücksichtigung aller vaterländischen Interessen. In seinen leitenden politischen Grundsätzen trifft es mit der „Offenen Zuschrift" des Hauptvereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München völlig zusammen, und daß diese keine Parteistimme war, sondern die wahre Gesinnung des Landes ausgesprochen, das haben unseren Kammern wohl an hundert Zustimmungs-Adressen bewiesen, die ihnen aus allen Kreisen unseres bayerischen Landes, die Rheinpfalz

mit einbegriffen, in den letzten Wochen zugeströmt sind, und die ihr noch täglich zuströmen.

Fragen wir nun aber, wie viele von unsern 143 bayerischen Abgeordneten haben den Muth gehabt, dieß Programm mit ihrem Namen zu unterzeichnen? so müssen wir mit Scham und Unwillen eingestehen, es sind ihrer nur 23 und zwar: aus Oberbayern Dr. Hopf. Widermann. Krazeisen. Glink. Kefer. Peter Scheicher. Franz Seraph Mayr. Dapenberger. Ulrich Rieder. Graf La Rosée. Freiherr von Oberkamp; aus Niederbayern: Seelos. Joseph Kremplsetzer. Johann Zöttl. Jos. Ott. D. Zarbl; aus Oberpfalz und Regensburg: Wein. v. Abel. Rast. Stautner. Wolfsteiner; aus Schwaben und Neuburg: Messerschmid.

Selbst unter den dreizehn katholischen Geistlichen vermissen wir fünf, und wie viele sonst achtbare Männer aus dem Bauern- und Gewerbsstande und dem Kreise der Rechtskundigen, die in ihrem Herzen sicherlich mit den Grundsätzen des Programmes übereinstimmen! Warum aber haben sie es nicht unterzeichnet und dadurch jener festgeschlossenen Umsturzpartei, die unser Vaterland mit unabsehbarem Unheil bedroht, eine eben so feste Phalanx der Erhaltung entgegengestellt? Das große Uebel unserer Zeit, das wie kein anderes die europäischen Staaten in ihre gegenwärtige trostlose Zerrüttung gebracht, politische Feigheit, rücksichtsvoller, unmännlicher Kleinmuth und zerfahrene Charakterlosigkeit, die es weder mit Gott, noch mit dem Teufel verderben möchte, sind der Schlüssel dieses Räthsels. Steht ja doch unter diesen Namen als angeblicher Führer der Rechten auch der furchtbare jenes Abels, der sein Portefeuille zu den Füßen seines Königs niederlegte, als es galt, im Namen Bayerns für die höchsten Güter, für Sittlichkeit und Ehre, mit männlichem, opferbereitem Muthe und staatsmännischer Festigkeit einzustehen. Da gilt keine andere Rücksicht: möge Recht und Freiheit, möge Ehre und Gewissen, möge des Landes Wohl und seine wahren Forderungen neben dem Ge-

ächteten sitzen, wo Abel sitzt, dort sitzen wir nicht! Was würden unsere Kollegen im Bureau, im Casino oder im Capitel, was würden die Schmierblätter und die Allgemeine von Augsburg dazu sagen, läsen sie unsere Namen neben dem Namen dieses, dem Parteihaß Geopferten! So spricht jene Feigheit, die überall Freiheit und Gesetz an die Revolution verräth, und der rothen Republik die Wege bereitet!

Eitle Ausflucht! In Frankfurt hat kein Abel gesessen und wie Viele haben sich auch dort, gegen ihre bessere innere Ueberzeugung, durch diese Feigheit von der äußersten Linken und dem Gebrüll der Gallerien so oft zu den unheilvollsten, ungerechtesten Beschlüssen hinreißen lassen, die sie schon in der nächsten Stunde voll Scham und Unruhe schmerzlich bereuten!

Noch ist es kein Jahr, da war Guizot im ersten wuthschnaubenden Taumel der Februar-Revolution seines Lebens nicht sicher; hundert Kugeln hätten ihn damals niedergestreckt. Heute geht er nicht nur unangefochten in den Straßen von Paris; nein! wie auch sonst das Urtheil über sein Ministerium lauten mag: er genießt der öffentlichen Achtung, seinem Charakter und seinem Genie läßt man Gerechtigkeit widerfahren; seine Zukunft ist ihm nicht verschlossen; er ist kein moralisch Gemordeter; denn die Franzosen sind liberal und gescheidt genug, namentlich in einer Zeit, wo staatsmännisches Talent so selten ist, dem Wohle ihres Landes keine Kraft, wie Guizot, durch blinden Partei-Fanatism zu entziehen.

Bei uns ist dieß leider anders! Auch hier gilt wieder von dieser rohen, kleinlichen, unversöhnlich nachhaltigen Parteileidenschaft, die nicht die Sache, sondern nur die Personen im Auge hat: sie lernen und vergessen nichts!

Wir sind niemal die Vertreter so mancher herben bureaukratischen Maximen des Exministers gewesen, den sie nun einen Gestürzten nennen, während er doch freiwillig als Opfer für das Vaterland gefallen. Die bevormundende Centralisation des Polizeistaates und alle eigenmächtigen Uebergriffe der Bureaukratie haben wir stets bekämpft: allein abgesehen von der

persönlichen Fleckenlosigkeit des Exministers, gehört Abel zu den wenigen Staatsmännern Bayerns, die Charakter, Talent und Geschäftserfahrung besitzen. Und sehen wir auch ganz davon ab, daß das Land, neben allen zugestandenen Mißgriffen, dem zehnjährigen Ministerium Abels, während welchem er mit rastloser Thätigkeit seine Kraft im öffentlichen Dienste aufrieb, für so Manches zu Dank verpflichtet ist; und vergessen wir auch, daß, wenn Bayern sich gegenwärtig nicht in gleicher Auflösung und Zerrüttung wie andere deutsche Staaten befindet, es dieses neben der gesunden Kernhaftigkeit seines Volkes der Regierung König Ludwigs und diesem zehnjährigen Ministerium „der Verdummung“ zu verdanken hat: so wird sein und seiner Collegen Rücktritt, sind einmal die Parteileidenschaften der Gegenwart verstummt, stets eines der ehrenvollsten Blätter der bayerischen Geschichte bilden.

Kehren wir zu dem Programm der Rechten zurück, so bezeugte sein Inhalt, wie es jedes Extreme gleichmäßig zurückweisend sich in die wahre Mitte, in das wirkliche Centrum stellte. Allein nun kommen jene Halben, die jedem männlichen geraden Worte die Knochen brechen und jeden Grundsatz so lange recken und strecken, abschleifen und abgreifen, bis er alles Gepräge verloren, und butterweich und geschmeidig der allgemeinen Charakterlosigkeit zusagt und nirgend Anstoß erregt. Das wirkliche Centrum gilt ihnen als die starre, unbeugsame, reactionäre Rechte und von ihm aus spannen sie ihre Stricke zur äußersten Linken hinüber, um zwischen beiden, in der falschen Mitte kläglicher Halbheit, ihre politischen Equilibrirkünste zu produziren.

So ist unter dem Geiste dieses Schaukelsystemes jenes sogenannte Centrum von Lerchenfeld, Hegnenberg-Dux, Forndran, Scheuerl, u. s. w. entstanden, das zwischen Himmel und Erde schwebend, keinen Muth hat, der Rechten offen und entschieden die Hand zu bieten und auch die Linke, die es heimlich fürchtet, nicht frei zu bekämpfen wagt, sondern durch halbe Concessionen und Transactionen gewinnen möchte. Zum verdienten Lohne hat sich in seiner eigenen Mitte wieder eine Schaar erhoben, denen diese hal-

den Concessionen noch nicht genügen. Wie das Centrum sich in die Mitte zwischen die angebliche Rechte und die wirkliche Linke gestellt: so spannen diese Abtrünnigen, die Halbheit abermals halbirend, ihre Equilibrir-Seiler wieder zwischen das Centrum und die Linke. Ist die Linke für Volkssouveränität, das Centrum für eine verklausulirte constitutionelle Monarchie, so möchten die Rebeler und Schwebeler des linken Centrums eines und das andere und beides und auch keines. Ist die Rechte für Vereinbarung des deutschen Verfassungswerkes, das sogenannte Centrum für halbe Verständigung, die Linke für unbedingte Unterwerfung: so macht sich das linke Centrum mit höchster Selbstverläugnung wieder zum Wackelschweif der letzten.

Der Vortheil all dieser Halbheiten ist, zum Schaden des Landes, einzig und allein der Linken und ihren Rothen zugefallen, und sie hat ihn mit empörender Rücksichtslosigkeit ausgebeutet. Bei einer Kammer, die in Folge unseres erweiterten Wahlrechtes ohnehin so arm an geschäftskundigen, talentbegabten, kenntnißreichen Männern ist: wäre es doppelte Pflicht gewesen, jede Kraft zur Bildung der Ausschüsse zu benützen. Allein die Linke, die Herrn von Abel Herrschsucht vorwirft und sein System ein „verfluchtes“ schmäht, hat auf eine unerhörte Weise die Wahl der Ausschüsse lediglich zur herrschsüchtigsten Parteisache gemacht: ob der Gewählte die Fähigkeiten und die nothwendigen Kenntnisse besitze, war ihr gleichgültig; hatte er nur ihr Programm unterschrieben, so wurde er gewählt. Mögen immerhin die wichtigsten und heiligsten Interessen des Landes darüber zu Grunde gehen, das rührt diese „Volksmänner“ nicht, wenn nur die Parteisache siegt.

So ist es denn gekommen, daß die eine größere Hälfte des Königreiches mit dem Kern der Provinzen sich so gut wie gar nicht in den Ausschüssen vertreten sieht, und zwar durch die Taktik einer Partei, die die Freiheit immer im Munde führt, und vorgibt, daß sie die Volksvertretung zur Wahrheit machen wolle. Die gleiche Rücksichtslosigkeit zeigten sie in der Verweigerung des Namensaufrufes bei der Abstimmung über die

allerwichtigsten Lebensfragen, wo das Land ein dopeltes Recht hat, zu wissen, wie seine Vertreter gestimmt haben. Was sie von unserer Verfassung und dem darauf geleisteten Eide halten, gaben sie deutlich genug zu erkennen, als sie das Wort „monarchisch" aus der Adresse strichen und dabei von dem linken Centrum unterstützt wurden. Wie wenig sie sich aber die ersten Lebensbedingungen des Landes angelegen seyn lassen, legten sie in kränkendster Weise an den Tag, als sie hinsichtlich der Grundrechte selbst die leiseste, bescheidenste Verwahrung in die Adresse aufzunehmen sich weigerten, und das in einem Augenblicke, wo ein Schrei der Besorgniß und der tiefsten Entrüstung über die verderblichen Folgen dieser Grundrechte durch das ganze Land geht. Das Volk muß diese Schmach um so tiefer fühlen, wenn es bedenkt, daß diese rücksichtslose Dictatur von jenen Pfälzern geübt wird, die selbst in der Pfalz, wie eine Adresse von dort ausdrücklich hervorhebt, nur durch schlechte Wahlkünste von einer kleinen Minorität der gesammten Wähler gewählt wurden, und nichts weniger als das Vertrauen der Mehrheit und des Kernes der Bevölkerung besitzen. Die Pfalz selbst protestirt gegen die Anmaßung dieser Faction, die uns im Namen der Volkssouverainetät knechten möchte. Da ihnen jedoch das linke Centrum wesentlich zu ihren bisherigen Erfolgen geholfen, so mögen gegenüber den Namen der Rechten auch seine Namen stehen, damit sie sich vor dem Volk und den Wählern verantworten, es sind: Adami (Unterfr.), Andreä (Mittelfr.), Fischer (Schwaben), Föckerer (Niederbayern), Gerber (Oberfr.), Gummi (Oberfranken), Joh. Hofmann (Oberfr.), Gg. Hofmann aus Unterneuses (Oberfr.), Kleindienst (Unterfr.), Fr. Meyer (Mittelfr.). Röck (Schwaben), Schad (Unterfr.), Schaflitzl (Schwaben), Schuster (Oberfr.), Steinhäuser (Oberfr.), Wächter (Mittelfr.), Wagner (Oberfranken).

Nach diesen Vorgängen darf sich die Kammer nicht wundern, wenn von Tag zu Tag die Entrüstung im Volke wächst, und wenn es sich in der rückhaltlosesten, offensten Sprache, so viel es kann, Luft macht, wovon sich die Abgeordneten aus

dem Adressensturme, den sie muthwilliger Weise heraufbeschworen haben, überzeugen können. Als Beispiel dieser bayerischen vox populi wollen wir nur eine der kürzeren Adressen aus zahllosen, ähnlich lautenden herausgreifen; sie kömmt vom Fuße unseres Hochgebirgs, wo Männer, gesund an Leib und Seele, wohnen, und lautet wie folgt:

„Kohlgrub, den 14. Februar 1849. Die Verhandlungen der Abgeordneten des Volkes in den letzten Sitzungen über den Adreßentwurf haben uns, bei zweihundert Bauern — wir sagen es gerade heraus — gar nicht gefallen. Was Ihr rothen Linksmänner wollt, das wollen wir nicht. Eure Glückseligkeit brauchen wir nicht; Euch erkennen wir nicht als unsere Abgeordneten. Und Euch im Centrum, wie man's heißt, sagen wir auch, daß Ihr unsere gute Sache verrathet. Wir verstehen zwar nicht viel, aber so das wissen wir doch, daß man auf die Leute nicht viel halten darf, die auf beiden Achseln Wasser tragen wollen. Und hat Christus, unser Herr selbst — auf den Ihr freilich nicht viel zu halten scheint — von den Lauen, die nicht warm und nicht kalt sind, gesagt: daß er sie aus seinem Munde ausspeie. Was die Rechte will, das wollen wir auch, und siegt Ihr Links- und Mittelmänner auch drunten in München: über uns und das bayerische Volk habt Ihr doch noch nicht gesiegt. Wir da heroben in den Bergen und gewiß mit uns noch Tausende und Tausende erkennen Eure Beschlüsse nicht an, und wir werden, wenn's drauf ankommt, unsere Rechte und unser Gut, unsern König und unser Bayerland auch mit etwas anderem zu schützen wissen, als mit der Feder, die für unsere kräftigen Fäuste *) so nicht recht passen will. Wir sagen's kräftig, wie wir

*) Beruhigt Euch Ihr Männer in den Bergen und haltet an dem Gesetze fest! Noch steht der ersten Kammer und der Krone der Einspruch gegen die Beschlüsse der zweiten Kammer zu. Sollte aber eine Partei es wagen, mit Gewalt unsere Verfassung umzustürzen, dann ist es Zeit, euch zu erheben, und dann werdet Ihr nicht allein stehen, das Land wird den alten Geist bewähren. Anm. d. R.

sind, und wünschen ernstlich gute Besserung. Der constitutionell monarchische Verein in Kohlgrub", unterzeichnet vom Ausschuß.

In ähnlicher Weise sagt eine Adresse von Traunstein: „Fern ist von uns die Absicht, von unseren deutschen Bruderstämmen uns abzuschließen; allein die unabweisbare Pflicht der Selbsterhaltung schreibt uns vor, in den Tempel deutscher Einheit mit unserem Hab und Gut, nicht aber als Bettler einzutreten." In dieser und ähnlicher Tonart läßt sich das Volk in den täglich sich mehrenden Adressen vernehmen, die mit den Unterschriften der achtbarsten Bewohner, die Magistrate und Gemeindevorsteher an der Spitze, versehen sind.

Blicken wir nun auf die Ergebnisse der kurzen Wirksamkeit dieser Kammer zurück. Was sind bis jetzt ihre Resultate? die Ausschüsse hat sie, nicht im Interesse des Landes, sondern lediglich im Interesse einer Partei, mit rücksichtslosester Einseitigkeit zusammengesetzt; durch die unbedingte Annahme der Grundrechte von ihrer Seite hat sie die Selbstständigkeit des Landes in seinen inneren Angelegenheiten zu Gunsten eines Bruchstückes von einem Bruchstück einer noch nicht vollendeten Reichsverfassung Preis gegeben, ohne auch nur eine Verwahrung zu Gunsten der gefährdeten großen Landesinteressen einzulegen, und das in einem Augenblicke, wo die Reichsversammlung selbst die Nothwendigkeit der Vereinbarung erkennt und die Hand zur Verständigung darbietet! Aus dem constitutionell-monarchischen Princip hat sie das monarchisch gestrichen, und das Ministerium zum Rücktritt genöthigt, ohne aus ihrer Mitte ein neues bilden zu können, das Geschäftskenntniß, Talent und das Vertrauen des Landes besäße. Um endlich der Begriffsverwirrung und Grundsatzlosigkeit die Krone aufzusetzen, hat dieselbe Kammer, die in der Frage über die Grundrechte den Wohlstand und die freie Selbstständigkeit Bayerns in seinen innersten häuslichsten Angelegenheiten der unbedingten Competenz der Reichsversammlung opferte und, so viel an ihr war, vernichtete, nichts desto weniger in ihrer Abstimmung gegen den Ausschluß von Oesterreich und das preußische Kaiserthum, mit sich selbst im Widerspruch, wieder ihre eigene Competenz über die der Reichsversammlung gestellt! Für alle diese Verdienste hat ihr der Märzverein sein Vertrauen votirt, während mit dem Münchener Fackelzug allerwärts das Volk in seinen Adressen lauten Protest gegen diese demokratische Dictatur einer kleinen Partei erhebt, die zum Umsturz aller gesetzlichen Ordnung zu führen droht. So ist unsere gegenwärtige Lage! Gott schütze das Vaterland! und erleuchte die Blinden, stärke die Schwachen und bewahre die Starken!



# XXIII.

## Die Fahnenweihe in Finthen am 3. Dec. 1848.

(Schluß.)

Damit uns jedoch Niemand der Uebertreibung zeihe, wollen wir an einem ganz nahe liegenden Beispiele die traurige Quelle der erwähnten Erscheinungen näher begründen. Dem deutschen Volke am Rhein und Main ist Julius Fröbel, angeblicher Professor aus Berlin, für die Reussischen Lande jüngerer Linie in die Reichsversammlung zu Frankfurt gewählt, hinlänglich bekannt, ringsumher Prediger und Verbreiter des schmutzigsten Communismus, in seiner leisen, scheinbar mäßigen Art das Verderben von Stadt und Land. Er tritt ohne auffallende Ansprüche auf, schlank gebaut, nachlässig gekleidet, mit länglichem Gesichte, das aus schwarzer Bartverwilderung frühzeitig gerunzelt, angegriffen, in sich gedrückt hervorsticht, und die ursprünglich feinen Züge unheimlich verbildet hat. Auch seine weiche, fast frauenhafte Stimme klingt wie angezehrt krankhaft und erzählt von einer ehemahligen Gemüthsfülle, die nur durch einen ungeheueren moralischen Bankerott erschöpft werden und dem Cynismus der Feuerbach'schen Gotteslästerungen weichen konnte. Seine Ausdrucksweise bewegt sich eben so klar als leicht und treffend, mit einer eleganten Nachlässigkeit, die an Göthe erinnert, aber weit populärer. Man hat bei den Vorträgen des Herrn Fröbel das Gefühl, als spreche zu uns eine adelige reichbegabte Seele, die durch klägliche Verpöbelung zur Strafe ihrer

Sünden im unreinsten Hausthiere wohnen muß, welches die Pythagoräer als die tiefste Stufe menschlichen Verfalles bezeichneten. Um so mehr zieht der Mann an; für ein so ungeheures Mißgeschick hat selbst der gemeinste Mensch ein Mitgefühl und die scheinbar leidenschaftlose Klarheit, welche den Redner über jede Ruchlosigkeit leicht hinwegträgt, überrascht alle Zuhörer. Wäre das Bild nicht zu sentimental, hätte Fröbel auch noch den Zauber einiger Erkenntniß seiner tiefen Versunkenheit, man könnte ihn den Abbadona der Reichsversammlung nennen, mit dem er eine gewiße Dummheit ebenfalls gemein hat, welche ihn verleitet zur Rechtfertigung seines Thuns immer nur Beschwerendes anzuführen. Kaum war er durch die feigsten Bekenntnisse, Denunziationen und Erbärmlichkeiten aller Art dem Wiener-Standrechte und dem Stricke des Henkers entgangen, so zog er in der Gegend von Frankfurt wie ein Apostel der Volksbethörung umher, mißbrauchte das leicht erregte Gemüth des gemeinen Mannes für sein Wiener-Geschick, um seinen falschen wühlerischen Lehren Eingang zu verschaffen, und predigte auch in Mainz den verlockten Arbeitern die Erlösung des Fröbelschen Menschen zur wahren Freiheit.

Dieser „Fröbel'sche Mensch“ wird zunächst dadurch frei, „daß der Glaube an einen persönlichen, herrschenden Gott aus seinem Bewußtseyn verschwindet, welcher mit seinem inhaltlosen Phantom die freie Selbstbestimmung hindert, und als Herr und Gesetzgeber des menschlichen Geschlechtes allen Königen und aller Obrigkeit zur Grundlage ihrer unzulässigen Herrschsucht dient. Der Mensch ist sich selbst Gesetz, und nur in so fern als er sich selbst und seinen eigenen Gesetzen gehorcht, ist er frei. Eben so unverträglich mit der wahren menschlichen Freiheit ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, welche den Menschen auf ein für uns nicht vorhandenes Jenseits weist, seine volle und glückliche Entwickelung auf Erden unmöglich macht, und die Folgen der allein wesenhaften Wirklichkeit auf höchst verkehrte Weise abläugnet. Es gibt nur ein Höchstes, das ist der Mensch, der einzige wesenhafte, zulässige Gott, der alles

thun, alles genießen soll, so weit er es möglicher Weise kann, und sich ganz auszuleben ein unveräußerliches Recht hat. Tritt er als gleichberechtigtes Wesen mit andern Gleichberechtigten zu einem freien Staate zusammen, so nimmt er als Selbstzweck gleichen Antheil an der staatlichen Gesetzgebung; und ein Staat, welcher sich seine Gesetze nicht selbst durch seine Mitglieder gibt, ist ein unfreies verwerfliches Institut, so verwerflich als der unfreie Mensch, der noch an Gott als höchsten Gesetzgeber und an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Nur der nordamerikanische Freistaat nähert sich einigermaßen der Idee des freien Staates, kränkelt aber noch fühlbar an den Stoffen der Tyrannei, die nur aufhört, wenn der Mensch sich von Gott, Gesetz, Autoritätsglauben, und romanhafter Pedanterie priesterlicher Hoffnungen losgemacht hat. Deßhalb muß im freien Staate die Familie aufhören, diese Urknechtungsanstalt menschlicher Freiheit, diese durch ruchlose Mittel der schreiendsten Ungleichheit zusammengepreßte Masse ebenbürtiger Geister, die nur in völliger Lösung aller Bande der Abhängigkeit, der Blutsverwandtschaft, der Sklavengewohnheit gedeihen können. Deßgleichen unvereinbar mit der freien Selbstbestimmung ist das Privateigenthum, welches jeder wahren Republik widerstrebt. Mit dem Aufhören der Familie und des Privateigenthums fallen die Eigenthümer des Landes, die väterlichen Könige, die Obrigkeiten von Gottes Gnaden von selbst und erlösen die Gesellschaft von den verderblichsten und ältesten Erbübeln des Menschengeschlechtes. An die Stelle der Monarchie, dieser Stallfütterung geknechteter Sklaven, an die Stelle der Aristokratie, dieser Verschwörung geldmächtiger Menschenblutsauger, an die Stelle der konstitutionellen Monarchie, dieser Mischlingsgeburt von Autorität und Freiheit ohne wahre innere Versöhnung tritt im freien Staate die Demokratie, wo selbst das weibliche Geschlecht völlig emancipirt und das widerlich unnatürliche Institut der Ehe unbekannt ist. Die Geschlechter regeln ihren wechselseitigen Verkehr durch Zuneigung und Liebe und behalten nach ihrer Eingebung ein völlig freies persönliches Daseyn in

unabhängiger äußerer Stellung. Jedes freie menschliche Wesen erhält so viel Besitz als zu seinem anständigen Behagen nothwendig ist, und erzieht die angebornen Kinder, wenn es leicht geschehen kann. Widrigenfalls tritt für Jung und Alt vorsorgend und erziehend der Staat ein, welcher alles, durch den Tod erledigte Besitzthum nach Bedürfniß lebenslänglich auslehnt. Mehr als jemand vernünftiger Weise braucht, kann er nicht ansprechen; Luxus darf niemand treiben, und erspartes Gut muß ihm durch Einkommensteuern regelmäßig abgenommen werden. Diese Zukunft ohne Gott, ohne Seelenunsterblichkeit, ohne Obrigkeit, ohne Familie, ohne Privateigenthum, ohne Ehe und ohne Erbrecht ist unser Ideal, unser Himmelreich auf Erden, das alle Menschen frei macht, glücklich und unbedürftig des nichtigen Trostes eines zukünftigen Lebens. Nur auf diesem Wege kann der Mensch sich ganz ausleben und voll werden."

Diese Fröbel'schen Lehren verbreiteten sich auch unter den Turnvätern von Mainz und der ganzen Umgegend, und dienten den allerwärts entstehenden demokratischen Vereinen zur Grundlage. Wo eine demokratische Fahnenweihe stattfand, fielen ruchlose Reden auf Christus, den sogenannten „überflüssigen" Mittler zwischen Gott und Menschen, auf die heilige Jungfrau Maria, das Bedürfniß „krankhafter Phantasien" auf das Evangelium, diesen „Codex unerhörter Feigheit", auf die Demuth der Christen, „den Tod aller Vaterlands- und Freiheitsliebe". Die unverschämte Mainzerzeitung unter der Hauptleitung des Herrn Bamberger, eines in dieser Gegend zauberhaft mächtigen, das Volk blind in die wahnwitzigsten Bahnen einführenden Parteimannes, leitete das Unternehmen mit gewissenlosem Geschick, und riß alle katholischen Geistlichen von entschiedener Gesinnung, ihre Predigten, ihren Eifer für das Gotteshaus, ihren sittlichen Wandel und die alte christliche Andacht des Volkes in den Staub.

Unter diesen Umständen ragten nur noch einzelne Inseln des katholischen Lebens aus der allgemeinen Ueberfluthung, um

welche sich ein erbitterter Kampf der streitenden Parteien entspann. Eine solche war auch Finthen, anderthalb Stunden von Mainz, verderbt aus dem lateinischen ad fontes, weil Drusus beim Baue von Mainz das Wasser aus jener Gegend in die neue Stadt geleitet hatte, wovon noch Spuren riesenhafter Bauwerke zu sehen sind. Wer einmal auf dem Mainzerdomthurm gestanden und die rings unermeßlich; ausgebreitete Gegend bewundert hat, der sah auch im Süden und Südwesten liebliche Hügel, die sich in sanften Wellungen an den Gränzen Deutschlands hinziehen und tiefer im Hintergrunde höher strebende dunkelwaldige Bergeshäupter zeigen, von der Schweiz bis nach Belgien: zunächst die Vogesen, welche ins weinreiche pfälzische Hardtgebirge umschlagen, weiter gegen Westen den Donnersberg, welcher in den rauhen, vielgipfeligen Hundsrücken ausläuft und in den wundersamsten Gestaltungen die Moselgegenden durchirrt, eine weitgedehnte fruchtbare, von den lieblichsten Formen der Rebengehänge bis ins einsame Haferund Grützenfeld der Alpen aufsteigende Landschaft und unzähligen Durchgängen und Pfaden, mit Schlössern mit Einödhöfen, mit dem Reichthum einer untergegangenen Welt in den Bildungen des mannigfaltigen Gesteins, und merkwürdigen Erinnerungen aus den wichtigsten Kapiteln der Menschengeschichte. Auf einem dieser Vorhügel gegen den Hundsrücken, zwei Stunden vom Rhein, unterhalb Mainz ist Finthen gelagert, ein ansehnlicher Ort mit städtischen Einrichtungen um die zu höchst gelegene Pfarrkirche, halb mondsförmig, in kleinen schmucken Häuschen, bewohnt von einem kräftigen, arbeitsamen, in rastloser Anstrengung glücklichen, treu am katholischen Glauben hangenden Volke von wohl 1500 Seelen, die mit dem Mark ihrer erwachsenen Männer, mit der Tüchtigkeit ihrer muthigen Frauen zögern einzugehen in die mit jedem Tage wechselnde Zeitrichtung ohne Gott und Gewissen. An ihrer Spitze in geistlichen Angelegenheiten steht ein ältlicher Pfarrherr, eine von jenen scharfausgeprägten Naturen, woran die katholische Kirche so reich ist, mit dem uneigennützigen Eifer

... für Christus und seine Kirche ...
Bürgermeister des Ortes, die Schulle...
gehen mit ihm im schönsten Einkla...
christlicher Zucht und Sitte in der w...
beseelten Gemeinde, die alle zeitlichen ...
katholischen Wahrheit unterordnet.

Um diesen guten Sinn zu brechen...
und wollten auch in Finthen einen de...
den ohne zu verhehlen, daß sie nicht a...
zwischen Gott und Menschen, glaubten...
liche Pfarrer nicht mehr schweigen zu...
der Kanzel eine aus tiefem Herzen ge...
Volk, zeigte demselben, daß die Grundl...
schen Vereine nach den angegebenen ...
zur Gottlosigkeit führen und zum Verde...
ausschlagen müsse. Besonders tiefen Ei...
merkung, daß die Andacht zur heiligen...
welcher die Gemeinde seit Jahrhunderten...
sen Umständen nicht mehr bestehen könne...
Verhöhnung des Mittlers Jesus Christ...
die Gründung des demokratischen Verein...
unmöglich. ...

nach ihrer schlichten Ansicht bei Gott im besonderen Vertrauen stehen, und die gebieterische Pflicht haben für die Reinheit der katholischen Kirche in ihrer Gemeinde zu wachen. So kamen fünf zierliche Kirchenfahnen in den Besitz der Gemeinde, die als Gegenerklärung zu den demokratischen Fahnenweihen in der Umgegend am ersten Adventsonntag geweiht werden sollten. Alle Zeitungen verkündigten das Fest, die Gutgesinnten freuten sich in weiter Runde über den Muth der braven Finthener, die Turner und ihre Hetzer knirschten mit Drohungen, Spöttereien und Ungeberden aller Art. Der Reichtagsabgeordnete Beda Weber in Frankfurt wurde eingeladen, die Fahnenweihe vorzunehmen. Der demokratische Faktionsgeist rechnete im schlimmsten Falle wenigstens auf schlechtes Wetter, um den katholischen Eifer einzuschränken. Und in der That schien sich der letztere Wunsch zu erfüllen.

Ich, von jeher solchen Volksfesten leidenschaftlich zugethan, brach am Sonntagmorgen nach einer kurzen Nachtruhe in Mainz nach Finthen auf. Trübes Gewölke zog sich in zerrissenen Massen über die Hügel der weiten Ebene, und bald fing es zu schneien und Schnee zu wirbeln an, als wollte es den ganzen Tag anhalten. Gleich außerhalb der Stadt auf bodenlosen Wegen eilten einzelne Mainzer-Wagen mit Festgängern an mir vorüber und bald erreichte ich Fußwandernde, die dem Unwetter trotzten, zarte Frauen selbst aus gebildeten Ständen, stämmige Jünglinge aus dem Mainzer Mittelstande, ältere Leute mit freudigen Gesichtern, aus allen Kräften vorwärtsstrebend. Ich schloß mich nach alter Vorliebe der Jugend an, und frohlockte über die religiöse Stimmung dieser Leute, denen die Zukunft angehört, und die katholische Kirche ihre heiligsten Angelegenheiten empfiehlt. Die Straße lief allmählig aufwärts, und zeigte in weiter Ferne eine hochragende Warte mit regem Menschenleben. Böllerschüsse der Finthenerjünglinge begrüßten ihre Gäste und Altersgenossen aus Mainz. Wir stellten uns in Prozession auf, die Frauen schlossen sich uns an, und so zogen wir unter lauten Liedern auf Christus und die heilige Jungfrau

Stadtgesindel heimgesucht. Ich war falsch berichtet; noch lebt das keusche, volk deutscher Nation, zwar vielfach a aber ungebrochen mit dem Reichthum Gläubigkeit, seiner Wahrhaftigkeit, un den einstehen alle gesunden Kräfte des muthig werden alle Regierungen für ih zugleich ihre einzige Stütze ist in der Weltreform, endlich schirmend in die S

Bereits lagen die ersten weißen H ihrer spitzaufragenden Dachform vor un sich unerwartet getheilt und der heiterste die junge Schneedecke, welche wie ein za gel ringsum verklärte. Das Dorf stand i cke, aus allen Fenstern wehten Fahnen rothweiß hessische und selbst die bayerische Alle Gassen wimmelten von fröhlichen M gepflanzten Föhren und Tannen, die in la ser umsäumten und in mehrere Triumpf Hauswände prangten mit Blumen, grün dem möglichen Zierath, und die

Rüffel, entgegengezogen, und führte dieselben in Prozession mit Lied und Musik durch die geschmückten Gassen in den Pfarrhof. Die Inschriften von den Triumpfbögen fielen bedeutungsvoll in unseren Zug, hier ein Lobpreis auf Christus und seine göttliche Mutter Maria, dort: „Eintracht macht stark“, anderwärts: „Freiheit für die Kirche, Freiheit für die Gemeinde, Freiheit für Alle!“

An der Thürschwelle des Pfarrhofes wendete sich Beda Weber zum dichtgedrängten Volke, insbesondere zur Schuljugend, und sagte ohngefähr folgende Worte: „Ich danke Euch herzlich für den mir ewig unvergeßlichen Empfang in Eurer frommen, christlich tapfern Gemeinde, der mich um so inniger freut, weil er keiner irdischen Person gilt, die nur schwaches Werkzeug seyn könnte für den schönen heiligen Zweck Eures Festes. Eure Einigung gilt der heiligsten Angelegenheit des Menschen, dem Glauben an Jesus Christus, den uns Maria, die Gottesgebährerin, Eure Schutzfrau, auf die Welt gebracht, daß wir alle eins werden in seinem Geiste, in seiner Liebe. Ich hoffe, der Tag, den wir feiern, wird sich als Aufforderung zur Treue an unsere heilige Kirche in unsere Herzen senken, und wird die Jugend und das Alter Eurer Gemeinde zum blühenden Kranze flechten für unsern Heiland. Seid mir tausendmal gegrüßt und mit Eurem schönen Eifer und allen Heiligen willkommen!“ Tausendstimmiger Jubel und Gegengruß verschlang die letzten Worte des Redners und die Schüsse der Bürgerwehr verkündeten weithin den Beginn des Festes.

Während die nächsten Vorbereitungen dazu im Pfarrhofe gemacht wurden, wanderte ich nach meiner Art durch die Gassen des Ortes. Ueberall freudige Gesichter, ein kräftiges, wohlgenährtes Volk mit anmuthigen Zügen, fast durchweg einander ähnelnd wie Brüder und Schwestern einer Familie, der scharfe Gegensatz zur Bevölkerung der hiesigen Städte, welche vielfache Zerrissenheit an der Stirne trägt. Die Bürgerwehr vor der Kirche durch einfaches Hausgewand, in gewöhnlicher Tracht

uniformirt und gleichmäßig bewaffnet, stellte die edelsten Männergestalten zur Schau, die uns Deutsche wohl ein wenig stolz machen könnten auf einen Boden, wo solche Männerkraft gegen den Feind im Westen bald Gelegenheit finden mag, sich im Kampfe zu bewähren. Und als ich ihnen zurief: „Heute friedlich in der Kirche, morgen muthig gegen alle Feinde Deutschlands!“ leuchtete ein kühnes Feuer in den Augen dieser Deutschen, und lauter Zuruf stimmte zu meinem Gruße.

Ich trat gerührt in die kleine unscheinbare Kirche, welche nächstens größer erstehen soll durch den Eifer der Gemeindeglieder. Die fünf Festfahnen ruhten in ihren Gestellen, eine rothe, reich mit Gold durchwoben mit dem Bilde des Heilands, eine weiße mit dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria in schimmernder Ausstattung, und drei sogenannte Standarten, die gesenkt nach einer Seite hin getragen werden. In der Mitte erhob sich auf einem tragbaren Piedestal eine Bildsäule der Gottesmutter, höchst einfach und zierlich, von den weißgekleideten Jungfrauen umkniet, deren frisches, blühendes Leben als Bürgschaft der Gesundheit des Volkes wohlthätig ansprach. An ihrer Spitze fand ich ein junges Frauenzimmer aus Mainz, die Lehrerin der Mädchen des Dorfes, mit einer kleineren Gehülfin, die mit rühmlicher Aufopferung der Jugend als Beispiel des Anstandes und der Sitte vorausging, und die schöne Gluth der Marienandacht in den zarten Gemüthern belebte. Der ärmliche Hochaltar zeigte unter andern die Bildnisse der heiligen Georg und Martin, dieser tapferen, christlichen Soldaten, die ich in meiner jetzigen Stimmung besonders verehre gegen das Unwesen der demokratischen Vereine und Volksversammlungen, welche so viel Unheil über Deutschland gebracht, und die uns die Unschuld der deutschen Söhne und Töchter hüten sollen. Ich hätte sie gern küssen mögen diese Vorgänger unserer tapferen Armeen, in denen noch das Gefühl für deutsche Einheit und Größe lebt, welche unsere mißrathenen Maulhelden nach Möglichkeit durch ihr hohles Geschwätz zu zerstören suchen.

Dieser politische Zorn meines Herzens wurde gedämpft durch den Eintritt der Geistlichkeit, den Donner des Geschützes und den Jubel des Musikchors. Das Gedränge um die Hochmesse, welche sofort begann, war nur durch die überall sichtbare Rührung und Andacht gemildert. Menschen aus allen Ständen hatten sich eingefunden, benachbarte Geistliche, höhere Beamte, selbst Turner trotz der Acht, die ihre älteren Bundesgenossen gegen jede Theilnahme an diesem Feste bekannt gemacht hatten. Riffel sang das Hochamt. Der reichste Sonnenglanz fiel auf die Versammlung, und gab ihr ein frühlingshaftes Aussehen. Nach dem Evangelium erfolgte die Fahnenweihe. Die neuen Fahnen wurden auf das Communiongitter niedergelassen. Der Pfarrer wendete sich zum Volke und sprach: „Ich habe einen tirolischen Abgeordneten der deutschen Reichsversammlung ersucht, die Weihe dieser Fahnen vorzunehmen. Ich hoffe, die katholische Glaubenstreue seines Volkes wird sich auf unsere Fahnen niederlassen und sich in unserer Gemeinde so unerschütterlich befestigen, wie die Berge Tirols!" Die Worte der Weihe lauteten: „Allmächtiger, ewiger Gott! Segne diese Fahnen zum gerechten Kampfe, zum gewissen Siege für unsere heilige Kirche. Laß sie überall wehen, wo dieses fromme Volk sich schaart für deine Ehre, und der heilige Geist stärke bei ihrem Anblick alle Herzen zur Hut unserer Jünglinge und Jungfrauen, zum Troste unserer Männer und Ehefrauen, zur Wegzehrung des Alters, zur Einigkeit der ganzen Gemeinde in Christi Wort und Leben. Halte diese Fahnen rein von Verrath an unserer heiligen Religion, und gib uns durch ihr siegreiches Flattern den Frieden, den die Welt nicht geben kann!" Die Macht dieser Worte wird wohl Niemand vergessen, welcher in der Kirche anwesend war. Die lautlose Stille, mit der sie angehört wurden, schnitt mir eindringlich in die Seele, wie ein Hauch aus der Gemeinschaft aller Heiligen.

Beda Weber, welcher hierauf zur Predigt die Kanzel bestieg, hatte wohl kaum jemals einen bereiteren Boden. Er ging

von der Bedeutung der Fahnen aus, welche uns an's Kreuz des Erlösers mahnen, um das sich alle Gläubigen auf Erden freudig schaaren, zu kämpfen den gerechten Kampf, und zu bewahren den Glauben irrthümlichen Richtungen einer gottlosen Zeit gegenüber, welche dieses Symbol der Menschenerlösung und der wahren Freiheit mit der rothen Mütze zu vertauschen bestrebt ist (letzteres Bild gebrauchte er natürlich nicht; ich supplire es aber in der Bosheit meiner Seele). Er verwies die Finthener an die Inschrift ihres Triumpfbogens: „Eintracht macht stark!" aber nur die Eintracht der Liebe, des Gottvertrauens, der Demuth gegen göttliche und menschliche Gesetze, welche ihren Ausgang vom Kreuze Christi nehmen, und alle Menschen eines guten Willens demselben dienstbar machen will, damit die Freiheit siege über die Zuchtlosigkeit des Lasters, über die Doctrin des Irrglaubens, über die Schamlosigkeit der Volksverführer (er sagte letzteres nicht, aber ähnliche Unschuld des Ausdruckes von gleichem Sinne für die schlechte Sache). Er forderte auf zum Weltgebete am Fuße des Kreuzes Christi für alle Verirrten, Verlorenen, Selbstgeknechteten (in seiner Frankfurter Sprache: irrende Brüder), zur Wachsamkeit der Familien für ihre häusliche Ehrsamkeit, der Gemeindevorstände gegen das Gift der Wühlerei (eigentlich: gegen die Unruhe der Zeit), der Bürgerwehr gegen die Schmach der Waffen im Solddienste des Teufels und seiner Schildgenossen (nach ihm euphemisch: der Feinde christlicher Gesittung). So hoffte er die Gemeinde von Finthen durch die Kraft des Kreuzes Christi zur Einheit gegliedert grünen und blühen zu sehen als Beispiel anderer Nachbargemeinden, in voller Gesundheit an Leib und Seele, zur Ehre der katholischen Kirche und des deutschen Vaterlandes. Er will seine Redefreiheit nicht mißbrauchen auf Kosten der dichtgedrängten Versammlung bei ohnehin sehr verlängertem Gottesdienste, und diese menschliche Rücksicht des Predigers kommt seiner Rede eben so sehr zu Statten als uns, die allerdings keine Gelegenheit hatten, sich breit zu machen.

Das Hochamt rückte rasch vorwärts, der Sonnenglanz

verschwand, dunkle Wolken legten sich um die Kirche mit Schneegestöber und Sturmwind, es schlug zwölf Uhr Mittag. Die Jungfrauen mit ihren Lehrerinnen gingen zur heiligen Communion, mehrere hundert Mädchen nach allen Abstufungen des Alters von zehn bis achtzehn Jahren. Ich sah bei diesem wehrlosen Aufzuge der Unschuld kein Auge thränenleer, von meinem nicht zu reden, das mit einem kindischen Herzen zu thun hat. Erlauben Sie mir hier ein Lied einzuschalten, das die Jungfrauen während des Hochamtes sangen; ich glaube, es gehört mit als Farbe in den heiligen Moment, und ist aus einem älteren Kirchenliede umgebildet.

Mutter Christi, hoch erhoben
In des Himmels Glorie droben,
Aller Engel Königin!
Unsere Frau und Mittlerin!

Sieh es nahen arme Sünder,
Kranke, schwache Evakinder,
Die, um Deiner werth zu seyn,
Ihre Unschuld Dir jetzt weih'n.

Will die Welt uns frech belügen,
Um der Unschuld Glück betrügen,
O Maria, steh uns bei,
Daß der Herr uns Kraft verleih!

Halt uns fern vom wüsten Treiben,
Daß wir Deine Kinder bleiben,
Halt vom Bösen stets uns fern,
Einig in der Zucht des Herrn!

Wenn zur Weltfahn' Andre schwören,
Kann uns das nicht mehr bethören,
Unser Herz, wie unsre Fahn',
Hängt dir fest, Maria, an.

Laß Dein Bild uns stets umschweben,
Und zum Kampf uns neu beleben,
Wenn wir straucheln auf der Bahn,
Die uns weis't die Jungfernfahn.

Laß uns so den Sieg erringen,
Müssen wir auch Opfer bringen,
Wenn die Unschuld uns nur ziert,
Und zu Deinem Sohne führt.

Wenn wir dann den Kampf vollenden,
Und das Leben schmerzlich enden,
Steh, Maria, uns doch bei,
Daß uns Gott barmherzig sei!

Für mich bildete dieses Lied die Krone des Festes. Kalte Meister werden zwar an der Poesie desselben Mancherlei auszusetzen haben. Aber für mich war das Lied lebendig in tiefaufregenden Klängen jungfräulicher Reinheit, Anmuth, Hingabe. Und der Eindruck auf alle Erwachsenen blieb nicht aus. Athemlose Stille fesselte die Volksmenge, Niemand dachte daran, sich die Thräne des Mitgefühls aus dem Auge zu wischen, Jeder ließ sich gehen auf den Wellen des harmonischen Stroms, der zum Ausdrucke der Volksempfindung geworden. Das Lied wurde nicht gesungen, sondern gelebt von allem Volke in der heiligsten Angelegenheit des Herzens. Und das ist mir wahrhaftige Volksdichtung, das gerade Gegentheil zu unserer holperigen Tagespoesie, die nur Phrasen hat ohne lebendige Theilnahme, ohne Volk, und meistens auch ohne Gott? Selbst unsere Sangvereine sind größtentheils gemacht.

Das Unwetter nahm indessen überhand, und trieb nach dem Gottesdienste alles Volk in die Häuser. Man war froh, daß die Hälfte des Festes glücklich vorübergegangen, und der Verzicht auf die nachmittägige Feier verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Ich wanderte in den Schneewirbeln durch den Ort. An jeder Thür luden mich freundliche Gesichter zum Mittagessen. Ich widerstrebte einige Zeit; als jedoch in ein grüngeschmücktes Haus eine Schaar weißgekleideter Mädchen und junger Turner aus der Nachbarschaft singend einzog, und der gutmüthige Wirth mich am Arme faßte mit den Worten: „An einem so fröhlichen Feste kann man nie Gäste genug im Hause haben!“ trug es auch mich in die Stube. Wir setzten uns um einen runden Tisch von Buchenholz, abwechselnd nach einander Mann und

Frau, Knabe und Mädchen. Niemand fragte mich um meine Herkunft, man behandelte mich als alten Bekannten, obgleich ich alle Gegenwärtigen heute das erste Mal sah. An allen Wänden hingen schlichtgezierte Bilder der Heiligen, besonders der Gottesmutter Maria; um ein größeres Kreuzbild, wo man um den Leib des Heilandes die letzten Astern der Gärten und das Immergrün des Waldes gewunden hatte. Dazwischen waren große Zettel angeklebt mit weithin lesbaren Lettern, die fromme Sprüche und Reime enthielten, zum Beispiele: „Wer da geht, in diesem Haus, treibe Sünd' und Laster aus!" oder: „Bleib bei uns, Herr Jesu Christ! denn bei Dir gut wohnen ist!" oder: „Laßt den Teufel nicht herein mit des Hasses Noth und Pein!" Blanke Reinlichkeit sprach überall gemüthlich an; weiße Vorhänge an den Fenstern, um die Betten rothblaugestreifte, der Fußboden sorgfältig gescheuert, allerwärts Spuren der ordnenden Menschenhand, welche den Haushalt einer schönen Seele durch äußere Zier und Sinnigkeit andeutet und liebenswürdig macht. Nur eines von den fünf Mädchen trug ein rothseidenes Band in den Haaren. Margret, die größte unter ihnen, eine schlanke, geistvolle Blondine, ließ den Löffel auf dem Teller liegen, als sie es bemerkte, und flocht ihrer Freundin schweigend ein weißes Seidenband ein statt des rothen, das sie unwillig zum Fenster hinauswarf, mit einem ernsten Blick auf den ältesten Turnerjüngling, welcher eine rothe Halskravatte trug wie seine demokratischen Spießgesellen. Er stand in sichtbarer Verwirrung auf, und kam erst nach einer Viertelstunde wieder, den weißen Hemdekragen einfach über ein blaues Halstuch geschlagen. Alle Tischgenossen sprangen ihm mit stürmischem Jubel entgegen, fielen ihm um den Hals und bedeckten ihn mit Küssen. Margret, glühendroth im Gesichte, mit Thränenperlen auf beiden Wangen, hielt seine rechte Hand fest in der ihrigen, und schaute ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an. Er war ja ihr verlobter Bräutigam. Demokratische Gelüste der letzten Zeit hatten ihn gegen ihr christlichfrommes Vaterhaus, gegen ihre eigenen Grundsätze von Zucht und

Demuth erkältet. Bange, zerrissene Wochen voll Kampf und Bitterkeit waren an den Herzen der jungen Leute vorübergezogen, wo die starre, glaubenslose Zeit täglich plänkelte mit der alten katholischen Treue und Gottesfurcht, und die Eltern beider Häuser weinten über die Uneinigkeit der Grundsätze in den Gemüthern ihrer Kinder, welche die Frucht der deutschen Einheit und Freiheit genießen sollten. Aber die Fahnenweihe zu Finthen am ersten Adventsonntage hatte die Kruste gesprengt, welche sich über das Herz des guten Willibald gezogen. Zerknirscht, um Verzeihung flehend stand er vor Margret und ihren Schwestern. Für mich, den verlornen, träumerischen Gast lag in dieser schweigenden Gruppe eine süße Prophezeiung für die Zukunft, es werde einst der Tag kommen für Deutschland, wo der confessionelle Hader schwindet vor der deutschen Innigkeit, wo die Gottlosigkeit der Politik verstummt im Glauben an den Heiland, wo die katholische Kirche alle Confessionen einigt im rechten Bekenntniß der einzigen ewigen Wahrheit, der sich alle Volksstämme willig hingeben; dann erst wird wahre Einheit und Freiheit in Deutschland seyn.

Mein wacher Traum, den unhöfliche Menschen oft Zerstreuung nennen, wurde unterbrochen durch den ehrwürdigen Hausvater, meinen lieben alten Jost mit der gelbbordirten Mütze, die heute ein grünes Zweiglein trug. Er faßte mich am Arm, zog mich zum Tisch nieder, und nöthigte auch die Andern zum großen Festkruge, den er mittlerer Welle gefüllt. „Kinder!“ sprach er, „laßt mir die Freude der Versöhnung, der wiederkehrenden Liebe, des christlichen Friedens in diesem Hause! Ich bin alt geworden mit diesen Gütern, und möchte mich so gern damit letzen bis zum Tode. Ich fühle mich jung in Eurer Eintracht. Hütet Euch vor dem Streben nach einer Freiheit, die uns entzweit, die uns den Trost des Lebens und des Sterbens erbittert, die Christus lästert, unser einziges Heil. Solche Freiheit knechtet uns zu Anhängern sinnlicher, sinnloser Lust, welche durch die Gemeinden geht wie eine Rasende und aller Deutschen ärgste Feindin, aller Freiheit gewisses Grab ist.

Darum lob ich mir unsere Fahnen, die uns mit Christus vereinigen. Laßt uns denselben folgen treu, wahr, eifrig mit der Liebe, die nicht stirbt!" Die Thür war indessen aufgegangen, junge Paare hüpften herein, die lichte Freude im Gesicht, ältere Nachbarn hintendrein, die ganze Stube wurde voll von fröhlichen Leuten. „Auf die Fahnenweihe in Finthen!" rief Jung und Alt und wiederholte den Toast dreimal mit ausgiebiger Stimme. Das Gedränge wuchs auf der Gasse, man besetzte unsere Thür und Fenster. „Ein Krawall zur Liebe und Eintracht in unserer Gemeinde! Er soll hoch leben!" Donnernder Freudensturm verschlang diesen Ausruf Willibalds, der mit seiner schlanken Braut die Versammlung um einen Kopf überragte. Der alte Jost nahm seine Mütze ab, es wurde ein Gefühl lebendig wie Andacht, die Mädchen stimmten unwillkürlich das Marienlied an, und betonten vorzüglich die Strophe:

Will die Welt uns frech belügen,
Um der Unschuld Glück betrügen,
O Maria, steh' uns bei,
Daß der Herr uns Kraft verleih'!

„Daß der Herr uns Kraft verleih!" wiederholte die ganze Versammlung, daß es weit in die Felder hinausscholl.

Der Schneesturm hatte wieder aufgehört, wie es die „Hauderer, welche mit Gott Vater in näherem Verkehre stehen", vorausgesagt; ein frischer Wind säuberte die Hügel von fliegenden Wolken, daß sie wie ausgenüchtert zu uns herüberblickten, und die Streiflichter der Sonne tanzten in launischen Sprüngen über die herbstliche Landschaft. Unzählige Nachbargäste strömten heran, theils aus Andacht, theils aus Vorwitz, mitunter auch mit Neigungen gegen das Fest, welche aber vor der Eintracht in Finthen nicht laut werden durften. Die hellen Kirchenglocken luden zur zweiten Hälfte der Feier, und Schüsse, aus einer Art kleiner Mörser abgefeuert, weckten den Widerhall auf allen Anhöhen. In Mainz erzählte man von Ueberfällen, welche die Turner auf den Nachmittag beabsichtigten, um die kirchliche Prozession zu stören; aber es kam

nichts dergleichen zum Vorschein, nicht die leiseste Anstands-verletzung, selbst die jüngsten Zuschauer schienen von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen. Der Gottesdienst in der Kirche begann mit einer Predigt des Professor Riffel, dessen eifriges Wirken für katholisches Kirchenrecht in diesen Gegenden allgemein anerkannt ist, und der ein bedeutendes Rednertalent zur Verfügung hat. Hatte Beda Weber am Vormittag die Gunst des Augenblicks zur Rührung der Herzen mit Umsicht und Milde des Ausdrucks in einer Rede benutzt, welche aussah, wie eine Improvisation, so trat Riffel in voller Rüstung eines Redners auf, welcher mit der Kraft einschneidender Logik, mit runder Anordnung der einzelnen Theile zum Ganzen, mit zwar gewählter, aber scharfer Charakteristik der Zeitverhältnisse seinen Gegenstand erschöpfte und einen höchst befriedigenden Eindruck auf die zahlreiche Versammlung, besonders die gebildeten Zuhörer, machte. Er schilderte das Glück eines Schülers vom Kreuze Christi, dieser Hochschule des katholischen Lebens, und forderte die Gemeinde von Finthen auf, diese Eigenschaft höher anzuschlagen, als jede andere Würde dieser Welt. Er zeigte mit geschichtlichem Takte, daß von Anbeginn des christlichen Staates das Glück der Völker stets gleichen Schritt gehalten mit der Hingabe an das Kreuz, an den Erlöser, der auf demselben für uns geblutet, an die Kirche, die sich das Kreuz des Weltheilandes zum Panier erkoren. „Lasset Euch daher nicht verführen", fuhr er fort, „zu unreinen Pfützen oder zu Cisternen, die kein Wasser halten. Und solcher Pfützen und Cisternen gibt es in unserer Zeit eine Unzahl, das arme Menschengeschlecht zu bethören, Zeitungen, geschrieben von verdorbenen, ehrgeizigen, gotteslästerlichen Buben, Bücher zum Volksverderb in der Form von Kalendern, Wintermährchen und Wochenschriften, Bildnereien voll Unzucht, Verläumdung und schmutzigen Späßen; Verschwörungen gegen alles christliche Leben unter dem Deckmantel von demokratischen Vereinen, Volksversammlungen und Montagskränzchen, alle ohne Unterschied prahlend mit der Frechheit, die unkatholische

Bestrebungen in christlichen Gemeinden geltend machen will. Hütet Euch vor diesem Abschaum eines religions- und tugendfeindlichen Zeitgeistes; haltet Euch an Eure Fahnen, die Christus geweiht hat, und nur die Ehre des Hauses Gottes verkünden." Der Redner beschrieb hierauf mit beredten Worten das Glück des Volkes, das den Fahnen des Erlösers folgt, keinem unterthan als dem Gesetze Gottes und der Obrigkeit, gesund in angeerbter Sitte und Zucht, heilig in frommen Kindern, Männern, Greisen; eine Gemeinde, deren Haupt Christus ist, deren Lehre das Evangelium und die heilige Ueberlieferung aller christkatholischen Kirchen. Er ermahnte mit zudringlicher Liebe zur Wachsamkeit gegen die Feinde des Glaubens, zur Einigkeit in der Aufrechthaltung der Andacht und des Gottesdienstes, zur Ausdauer in allen guten Werken. So habe ich ungefähr den Sinn der Riffel'schen Predigt aufgefaßt, und hätte ich im Ausdrucke geirrt, so wird mich bei der Ueberfülle von Eindrücken gewiß jeder Billigdenkende entschuldigen.

Nach der Predigt setzte sich die Prozession in Bewegung, geleitet vom Pfarrer, der mit seiner Freundlichkeit und Einsicht in wohlbekannte Verhältnisse die schönste Ordnung aufrecht erhielt. Der Dechant des Bezirkes, ein feingebildeter, frommgesinnter Mann trug das Allerheiligste. Mädchen, Knaben, Männer und Frauen zogen gesondert in singenden Gruppen mit ihren Fahnen einher, die Bürgerwehrmänner in ehrfurchtgebietender Haltung, die Musikbande mit dem Schall von Tonwerkzeugen, der ganze Zug in aufsteigender Ordnung vom frischen Jugendleben der Gemeinde bis zum würdigen Alter, der reizendste Anblick von Gesundheit, Ehrlichkeit und Treue, den ich in meinem Leben genossen habe, umrauscht von Liedern, deren Uebermacht nirgends tiefer empfunden wird, als am Rhein, hart an den Gränzen Deutschlands. Ich hatte mir durch die Güte eines Freundes einen Platz unter den Musikern erworben und machte den ganzen Zug mit lebendiger Theilnahme mit. Er ging durch die Gassen des Ortes, die mittlerweile eine fast zauberhafte Verklärung erhalten. Zum

Schmuck der Fahnen, der Triumpfbögen, der Bäume und Blumenguirlanden war die reichste Ausstattung mit allem gekommen, was das Innere der Häuser an anserbaulichen und zierlichen Gegenständen barg. Die Hauswände waren mit den mannigfaltigsten frommen Bildnissen behängt; an den Thüren und Fenstern Altäre errichtet, überall brennende Kerzen, herausflatternde Teppiche, weiße Tücher und Bänder von allen möglichen Farben. Vor jedem Hause dampfte ein Gefäß mit Weihrauch voll lieblichen Duftes, und viele hundert andächtige Gesichter von zarten Kindlein und schwachen Greisen füllten auf die ausdrucksvollste Weise den Raum der engen Fensterlein. In jedem Auge stand ein seliges Wohlbehagen, ein Gefühl inniger Gemeinschaft in Gott und Kirche, aufrichtiger Dank für die sinnvolle Darstellung der Andacht, die in allen Herzen glühte. Es ging mir ein süßer Stich durch die Seele, wenn das Kindlein an der Brust der Großmutter lächelte, seine Hand küssend dem Allerheiligsten zuwarf und ich erstaunte, daß die Hand nicht hinausflog in das Gewühl der Prozession, wie die Blätter der späten Rose. Einem alten Manne, der vor der Hausthür kniete, rieselten die Thränen stromweise über den weißen Bart, er blickte mit stolzer Freude auf zwei kleine Enkelchen, die neben ihm auf dem Boden hockten, als wollt' er sagen: „Jetzt will ich gern sterben, denn ich lasse Euch ja Christus und seine heilige Mutter zurück.“ Eine ältliche Frau hielt das Bild der Jungfrau Maria zärtlich in ihrer Hand. Eine Reihe von Geschlechtern hatte es geküßt und die Farbe daran verwischt, tausend Thränen waren darauf geflossen, und nie war das Herz ohne Trost davon geschieden. Sie preßte es an ihre Brust als Beweis ihres christlichen Hauses, als Unterpfand, daß Niemand verloren geht, der an Maria, der Gottesmutter festhält, und die Unterschrift: „Maria Hülf“, funkelte in Goldbuchstaben, die nicht erblassen wollten. Diese, allenthalben sichtbare Andacht zur Gottesmutter Maria, ist in Finthen überhaupt etwas [illegible], wie der Leser bemerkt haben wird, und gibt [illegible] für den rechten

Weg zur Bewahrung katholischer Rechtgläubigkeit. Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich Ihnen alle Einzelnheiten, alle Züge frommer Rührung, alle Spuren der Gottseligkeit während dieses schönen Umzuges beschreiben. Als wir wieder in die Kirche zurückgekommen waren, beschloß der ambrosianische Lobgesang, „Herr Gott, wir loben dich!" die erhebende Feierlichkeit mit überwältigender Macht auf alle Herzen, die sich eins fühlten in ihrem Gott.

Die ganze Gemeinde begleitete die Geistlichen unter Pöllerschüssen und Glockengeläute zum Pfarrhofe zurück. An der Thürschwelle desselben trat eine Jungfrau aus dem Kreise des zahlreich versammelten Volkes, und richtete an Beda Weber folgende Worte: „Hochwürdiger Herr! Die Jungfrauen der Gemeinde Finthen danken Ihnen im eigenen und im Namen aller Bewohner für die unaussprechliche Freude, die Sie uns Allen dadurch gewährten, daß Sie durch Ihre Anwesenheit und durch die Abhaltung dieser schönen Feier uns den heutigen Tag so herrlich und ewig unvergeßlich gemacht haben. Nehmen Sie den schwachen Ausdruck unseres Dankes gütig auf, und wenn wir es wagen dürfen, noch eine Bitte anzufügen, so ist es die, daß Sie stets vor Gott unserer gedenken, und wenn Sie in Ihr glaubenstreues Tirol zurückkehren, sagen Sie den Jungfrauen Tirols, daß dieselben hier am Rhein Schwestern haben, welche sich auch mit inniger Liebe der seligsten Jungfrau Maria hingeben. O möchten Ihre frommen Landsmänninen uns im Bestreben, fromm und heilig zu werden, mit ihrem Gebete freundlich unterstützen."

Der Angesprochene erwiederte beiläufig, wie folgt: „Ich bin überrascht durch diesen Gruß der Jungfrauen der hiesigen Gemeinde an mein schönes Land, an die kerngesunde, fromme Jugend der tirolischen Berge. Was ich heute zu meiner Herzensfreude hier erlebt, was ich unvergeßlich in meiner Seele tragen werde, ist mir ein Beweis, daß unsere deutschen Jünglinge und Jungfrauen, durch Ströme und Gebirge nicht getrennt, in christlicher Einigung eine herrliche Zukunft verbürgen

durch ihre Gottesfurcht, durch ihre Keuschheit, durch ihre Anhänglichkeit an die Kirche. Diese Ueberzeugung trage ich zurück in meine Berge, und werde den Tirolern erzählen, wie fromm und kräftig die Jugend hier am Rhein aufwächst, um das katholische Leben in Deutschland liebenswürdig zu machen, damit alle Stämme einmüthig beharren im wahren christlichen Glauben. Ich danke Euch herzlich für Eure freundliche Ansprache am deutschen Rhein; ich will sie an der Etsch bewahren als ein schönes Blatt meines Lebens, als Erinnerung an die Fahnenweihe in Finthen."

Hierauf trat ein Jüngling vor und sprach: „Der Stimme unseres Herzens folgend, erscheinen wir im Augenblicke, der uns trennen soll, im Namen der Jünglinge und Männer von Finthen allen Priestern und theilnehmenden Gästen, die zur Verherrlichung unseres heutigen Festes beigetragen, unseren aufrichtigsten Dank abzustatten. Ja, so lange unsere Gemeinde besteht, hat sie noch nie einen so freudenreichen Tag erlebt, er wird dem Gedächtnisse unseres Volkes nie entschwinden. Wir danken dafür mit dem einfachen Ausdruck unserer Liebe, unserer nie versiegenden Erkenntlichkeit, unserer festen Treue für Ihre Lehren und Ermahnungen. Seien Sie versichert, auch in der Ferne werden wir Ihrer gedenken und Sie Alle in unser Gebet zur unbefleckten Himmelskönigin einschließen. Und kommt die Zeit, wo es gilt, als wackere Söhne unserer heiligen Kirche Mann an Mann einzustehen und für Christus zu streiten, dann wollen wir beweisen, daß wir die Bedeutung unseres Festes begriffen haben, wir werden uns sammeln unter der Fahne des Heilandes und unseren Dank durch die That bewähren."

Sichtbar ergriffen, erwiederte Beda Weber rasch: „Liebe Freunde! Danken müssen wir für das schöne Beispiel, das Ihr uns heute durch Eure Eintracht, durch Euren christlichen Eifer gegeben habt. Er ist uns ein Beweis, daß die Kraft des Volkes in Eurer Gemeinde noch ungebrochen ist. Dank den Lehrern und Lehrerinnen Eurer Jugend, die dem bösen Hauche der

Zeit muthig widerstanden, und sich ein bleibendes Denkmal der Frömmigkeit und Berufstreue in gottesfürchtigen Kindern gegründet haben. Dank der tapfern Bürgerwehr, die das Fest begleitet. Wie sie heute Gott gedient, so wird sie in jeder Noth des deutschen Volkes bereit stehen, ihre Waffen mit Ruhm zu bedecken. Diese Wehrhaftigkeit der Gemeinde sei ein gutes Zeichen der innerlichen Tüchtigkeit aller deutschen Gemüther, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zu beschützen. Meinen herzlichsten Dank besonders dem thätigen Bürgermeister, welcher die Ehre eines Oberhauptes in der Gemeinde so glänzend rechtfertigt durch seine aufopfernde Sorge für das Volk, durch sein Einverständniß mit den Ortsgeistlichen. In solchem Zusammenwirken liegt das Glück jedes Gemeinwesens. Lebt wohl, liebe Freunde! und schenk uns Gott noch einmal ein fröhliches Wiedersehen auf diesen schönen Hügeln unter einem so guten Volke!" Die Schullehrer, der Bürgermeister, der Hauptmann der Wehrmannschaft drängten sich heran zum Abschiede, alle gerührt, alle mit heller Freude über ihr schönes Fest, alle fest entschlossen, den Sinn desselben in ihrer Gemeinde festzuhalten.

Der Pfarrer zog wohl zwanzig Personen zum Abendessen, wo man im Gefühle einer gewaltigen Zeit sich tröstete mit den herrlichen Kräften des deutschen Landvolkes, das eifrigen Priestern ein so ausgiebiges Feld zur christlichen Tugend bietet. „Geht das deutsche Volk im Andrange gesetzloser Gottesläugner zu Grunde, so tragen die Priester einen großen Theil der Schuld", sagte ein höchst achtbarer, weltlicher Beamter von Mainz, welcher den Tag mit auferbaulichem Eifer mitgefeiert hatte. „Feigheit, Weltrücksicht und anschmiegende Halbheit bringen den Priesterstand um alle Achtung bei dem Volke und um allen Einfluß gegen die Volksverführer. Die Entschiedenheit allein bezwingt die Welt."

Nach einem, in solchen Gesprächen höchst lehrreichen Zusammenseyn von mehreren Stunden trug uns der Wagen durch eine helle, ruhige Mondnacht nach Mainz zurück, wo ich im

rheinischen Hofe am Kai des Stroms Gelegenheit hatte, über das Erlebte nachzudenken. Zu meiner Freude fand ich die Mainzer selbst im Gasthause tief erregt durch die Predigt, welche der Freiherr von Ketteler, Abgeordneter von Westphalen zur deutschen Nationalversammlung, am nämlichen Tage im Dome zu Mainz vor einem unermeßlichen Volksgedränge gehalten und die Gemüther ganz für sich eingenommen hatte. Dieser Mann ist ein lebendiger Beweis, wie viel ein entschiedener Geist über die schwierigsten Verhältnisse vermag. Er ließ sich herbei, in den folgenden Tagen noch vier Missionspredigten zu halten, deren Eindruck nicht so bald verschwinden wird aus den Herzen der Mainzer. Er ging dem Stoffe, der sich ihm aufdrängte, nicht aus dem Wege und griff die unchristlichen Lehren des Herrn Fröbel mit den Waffen unerbittlicher Rede an, ohne des Mannes zu gedenken, welcher vor kurzer Zeit das arme, verlassene Volk zu bethören versucht hatte. „Die sittliche Freiheit im Glauben an einen persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der für Gott erschaffenen Menschenseele, das Familienleben in heiliger Ehe, das Eigenthum als Grundlage aller sittlichen Ordnung, und das Ansehen der katholischen Kirche nach dem unabweislichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens" traten durch seine meisterhaften Predigten in scharfer Wahrheit vor die Zuhörer, welche, wohl 6000 jedesmal an Zahl, an christlichen und nichtchristlichen Confessionen sich eifrig eingefunden hatten. Ein besonderes Gewicht erhielt Ketteler's Auftreten durch den Umstand, daß er im Begriffe war von der Frankfurter Nationalversammlung auszuscheiden, und zu seiner Pfarrgemeinde Hopsten in Westphalen an der holländischen Gränze zurückzukehren. Sein Kommen, Weilen und Verschwinden in und um Frankfurt war tausend Herzen lehrreich, rührend, unvergeßlich geworden, und wir sind überzeugt, daß er als mächtige Persönlichkeit für die katholische Kirche in unzähligen Gemüthern fortleben wird zum Heile unseres Volkes, das er so innig liebt, dem er sein Leben geweiht hat.

Bereits schlägt die von ihm und anderen Geistesverwandten gestreute Saat Wurzeln selbst in jenen Schichten der Gesellschaft, welche bisher den geistlichen Lehrern so unzugänglich gewesen waren. Und daraus ist es zum Theil zu erklären, daß fast gleichzeitig mit seinem Erscheinen in Mainz ein, von ihm weit abstehender Mann in einem offenen Sendschreiben an Fröbel zu sagen wagte: „Sie sehen die Windmühlen nicht für Riesen an, aber Sie sind ein Träumer. Sie bemerken die Wirklichkeit erst, wenn man Sie mit Gewalt darauf stößt. Sie haben keine Dialectik, man kann mit Ihnen nicht disputiren, denn Ihre Gedanken sind Ergüsse, Einfälle ohne Boden und Gesetz. Wer Ihnen widerspricht, muß Ihre Sprache reden, muß sich an Ihren Ansichten wenigstens scheinbar betheiligen. Man hört Ihnen gern zu, denn Sie sprechen schön, sogar mit Geist, aber es kommt nichts heraus. Sie werden mit Ihren Reden vielleicht das Volk anziehen, aber nie Einfluß gewinnen, weil Sie ewig nur in sich hineinsprechen, der Widerhall einer uns fremden Innerlichkeit. Sie haben überdieß keine Kenntniß von Geschichte, von Politik, von deutschen Verhältnissen, und auch keinen Sinn dafür." Diese mäßige Aeußerung aus Freundes Mund über Fröbel, welche schonend nur die Oberfläche streift, ging in scharfausgeprägten, entschiedenen Sätzen durch Ketteler's Predigten, und wir dürfen hoffen, daß sie bald die ausschließliche Ueberzeugung des deutschen Volkes werden, und diese Prediger des Communismus wurzellos machen wird in den Herzen unserer Jünglinge, die sich aus Unverstand und jugendlichem Leichtsinn diesen Weltverbesserern angeschlossen haben.

## XXIV.

## Der Pauperismus und Herrn V. A. Huber's Vorschlag, ihm abzuhelfen.

Seit geraumer Zeit sind wir es unsern Lesern schuldig, Bericht zu erstatten über einen Plan, welchen Herr V. A. Huber in Berlin zur Abhülfe des größten Gebrechens und der dringendsten Gefahr unsers Jahrhunderts entworfen hat. Das Publikum der historisch-politischen Blätter wird sich ohne Zweifel erinnern, daß wir in früheren Zeiten Herrn Huber, der das schwierige Geschäft übernommen hatte, unter der Fahne des Ministeriums Eichhorn die Sache des preußisch-christlichen Staats, und des von diesem begünstigten, bekenntnißlosen Christianismus vagus, gegen die Katholiken zu führen, dann und wann einige „unliebsame“ Vorhaltungen zu machen uns genöthigt sahen. Diese Lage der Dinge hat sich nun mächtig geändert. Die katholische Kirche steht heute noch, jenen Streitgegenstand aber, um welchen sich unser damaliger Disput größtentheils drehte, hat am 19. März v. J. in der Morgenfrühe der Strom der Zeit plötzlich und ziemlich spurlos hinweggespült. Es wäre mauvais genre Herrn Huber, mit dessen Person wir es nie zu thun hatten, dem wir gelegentlich nur über einige wunderliche Täuschungen wegzuhelfen uns bemühten, und dem wir jetzt auf einem andern Felde begegnen,

unfreundlich auf die Irrthümer und Schwächen seines vormaligen, semioffiziellen oder offiziellen Standpunktes und auf unsere unvorgreiflichen, durch die Ereignisse leider! mehr als hinreichend gerechtfertigten Voraussagungen aufmerksam zu machen. Friede! Wir haben Alle ohne Ausnahme Ursache und Gelegenheit gehabt: von der Zeit zu lernen, und es würde jeder Partei schlecht anstehen, ohne Noth und Bedürfniß einen alten Groll in jenes neue Leben des Glücks und der lichten Glorie hinüberzunehmen, in welchem bekanntlich Deutschland fortan zu wandeln berufen ist. Vielleicht kömmt noch die Zeit, und es scheint, sie ist schon gekommen, wo Viele von Denen, die vor einem Jahre uns mit feindlicher Erbitterung gegenüber standen, die Entdeckung machen, daß es zu allen Dingen nütze sei, sich nach dem Grundsatze: leben und leben lassen, mit uns über Manches zu verständigen, was ihnen damals für immer ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung schien. In uns wenigstens soll, wie wir auch früher schon mehr als einmal zu bemerken Gelegenheit hatten, kein Hinderniß dieser versöhnlichen Annäherung gefunden werden, so weit nämlich die Wahrheit, das Gewissen und die Natur der Dinge sie gestatten. Daher wollen wir auch (ad hoc) unseres frühern Spans und Streites mit Herrn Huber fürder nicht gedenken und uns lediglich an seinen oben erwähnten, schon vor Jahren entworfenen Plan halten, den er, umgearbeitet und in wesentlich verbesserter Form neuerdings der Welt noch einmal vorgelegt hat *). Wir können dieß um so unbefangener, als es bei diesem Entwurfe viel weniger auf leitende religiöse und politische Grundgedanken, als auf eine unmittelbar praktisch-sociale Lebensfrage ankömmt, die eins der wenigen neutralen Gebiete bildet, auf welchem gescheute Leute, ohne Unterschied des kirchlichen und politischen Glaubens, sich

*) Die Selbsthülfe der arbeitenden Klassen durch Wirthschaftsvereine und innere Ansiedlung. Berlin, Besser'sche Buchhandlung (W. Hertz) 1848.

heute noch begegnen und zu beiderseitigem Nutz und Frommen die Hand reichen können.

Von diesem Standpunkte ausgehend, haben wir mit Vorbehalt unserer Einwendungen die Erklärung voranzuschicken: daß der Plan des Herrn Huber jedenfalls der ernstesten Prüfung, Erwägung und Beherzigung würdig ist. Es wäre ein Verbrechen an der Gesellschaft: ihn angebrachtermaßen abzuweisen. Eben so wenig darf der gute Wille und Eifer dessen nicht mißkannt werden, der ihn entwirft. Der Gegenstand desselben ist die Begründung eines bessern Zustandes der arbeitenden Klassen, und, was damit auf's innigste zusammenhängt: die Beschränkung, Heilung und Behandlung des Pauperismus. Richtig, nur etwas pretiös, wird derselbe in der uns vorliegenden Broschüre bezeichnet, „als die massenhaft um sich greifende Fäulniß in den Organen und Gliedern der Arbeit, in Folge gestörter und verkümmerter Ernährung, sei es aus Mangel an Nahrungsstoff, oder an Nahrungskraft." (?) *).

Die Forderung, sich mit der Heilung dieses Krebsschadens zu beschäftigen, wird zwar zunächst an die jetzigen, politischen Gewalthaber, vornämlich jedoch an die arbeitenden Klassen selbst gestellt, ohne deren Selbsthülfe (dieß Wort natürlich nur im sittlich und gesetzlich erlaubten Sinne genommen) etwas irgend Genügendes wohl nicht zu erwarten sei. Doch bedarf andererseits der Plan des Verfassers, wie er selbst gesteht, dringend der Unterstützung nicht bloß durch die Wohlhabenden, sondern auch durch Staatsgewalt und Staatsmittel; obwohl er in dieser Beziehung sehr richtig die Abwege zu würdigen weiß. „Es sei", fügt er hinzu, „leider nicht zu verkennen, daß nicht bloß Volks- sondern auch Staatsmänner, ja Staatsgewalten bei uns aus Feigheit, Ehrgeiz oder Gedan-

*) Es ist zu vermuthen, daß „Mangel an Nahrungskraft" hier so viel bedeuten soll, als: Mangel an Kraft, sich durch Arbeit zu ernähren, d. h. Arbeitskraft.

tenlosigkeit Grundsätze ausgesprochen haben, über deren wesentlich communistische Natur gar kein Zweifel seyn kann, obgleich ihre volle Bedeutung erst in der weitern Entwicklung hervortreten wird. Dahin gehört jede Anerkennung einer besondern Verpflichtung des Staats gegen den Arbeiter, wodurch dieser eine von den übrigen Staatsbürgern ganz getrennte Bedeutung und Stellung erhielte. Soll der Staat z. B. für die Arbeit und den Unterhalt der Arbeiter sorgen, so werden sie über kurz oder lang entweder Herren oder Sklaven (Heloten) des Staats seyn."

Als Ziel der zu bewirkenden Verbesserung setzt Herr H. fest: „daß dem Arbeiter, bei nicht übermäßiger, seine Gesundheit gefährdender Anstrengung, gesichert werde: des Lebens Nothdurft, nach dem im Bewußtseyn des Standes selbstgegebenen Maße — mit Inbegriff sittlich und physisch gesunder Erholung und Erheiterung und der, dem allgemein menschlichen und bürgerlichen und dem besondern Bedürfniß des Standes entsprechenden Bildung und Fertigkeit." Daß dieß Ziel nicht erreicht sei, lehrt der Augenschein. „Warum", fragt Hr. H., „findet bei Hunderttausenden das traurige Gegentheil statt? warum frißt in jährlich zunehmendem Verhältniß die Fäulniß oder der Brand des Pauperismus in dem erschöpften, kränkelnden Körper des Arbeiterstandes um sich? Eine ausführliche Beantwortung dieser Fragen würde zu einer Untersuchung der entferntern Ursachen der Verarmung führen, die hier durchaus nicht in unserer Absicht liegt." Es genügt, meint er, die allgemeinste und nächste, aus allen andern mitwirkenden Momenten sich ergebende Ursache hervorzuheben. Diese sei aber nicht darin zu suchen, daß es dem Körper der Gesellschaft jetzt schon an gesunden Kräften und Säften wirklich fehle, um jener Fäulniß zu widerstehen, und sie auf das geringste Maß und die wirklich schon verlornen Glieder zurückzudrängen. Das Uebel liege nur darin, daß diese Kräfte und Säfte nicht auf den entscheidenden Punkten vereinigt und wirksam gemacht werden. — Allerdings könne heute freilich die große Mehrzahl der

Arbeiter von einem Taglohn von vier bis sechs Silbergroschen nur sehr dürftig und unerquicklich leben; dieser Uebelstand liege aber hauptsächlich in der Höhe der Preise, die gerade der Arbeiter gegenwärtig für die meisten Lebensbedürfnisse zahlen müsse. Der Aermere bezahle dieselben sowohl an sich, als wegen ihrer schlechten Beschaffenheit viel theurer als der Reiche. Der Verfasser schlägt diese Differenz auf 100 bis 150 Prozent an.

„Forschen wir aber nach der Hauptursache dieses schreienden Mißverhältnisses zum Nachtheil des Armen, so können wir sie nur erkennen in der Vereinzelung des einzelnen Arbeiters, oder der einzelnen Arbeiterfamilie und ihres Erwerbs. Er ist wie ein Sandkorn am Meeresstrand, von jeder Welle hin und her gerissen und verschlungen — wie ein einzelner Regentropfen, der am Sonnenstrahl verdampft, ehe er in die Erde eindringen, sie befruchten konnte. Diese ökonomische Vereinzelung ist es, welche den Armen zwingt, immer in kleinster Quantität zur Befriedigung des nächsten Bedürfnisses von der letzten Hand zu kaufen. Allen Gewinn, den diese und alle zwischenliegende Hände bis zur ersten (ziehen?), die ganze Differenz zwischen dem Preise des Kellers, des kleinsten Krämers und dem Preise des großen Marktes oder des Producenten fallen auf seine Kosten und Schultern. Diese Vereinzelung ist es, welche ihn immer in die hülflose Lage des dringenden, unabweislichen, augenblicklichen Bedürfnisses wirft, und ihn zwingt, sich auch von dem schnödesten, wucherischen Mißbrauch der Vortheile des Kapitals in jeder Hand und in jeder Gestalt ausbeuten zu lassen. Diese Vereinzelung schließt ihn von dem Genuß so vieler und großer Vortheile aus, welche die Fortschritte der Wissenschaft täglich dem Kapital bei einem größern wirthschaftlichen Zuschnitt eröffnen; sie macht ihn, zumal bei seinen häuslichen Einrichtungen, unbedingt abhängig von Lokalitäten, von Anstalten, bei deren Anlage an Alles eher gedacht worden ist, als an seinen Vortheil, sein Bedürfniß, seine Annehmlichkeit; sie macht ihm fast jede Fürsorge, jede Hoffnung, jede

Rücksicht auf die Zukunft unmöglich; durch sie wird der tägliche Erwerb immer wieder ein Tropfen auf einen heißen Stein."

Wie soll nun diesem, gewiß eben so unläugbaren als schreienden Mißverhältniß abgeholfen werden? — Herr H. will das, den Berliner Sparvereinen zum Grunde liegende Princip generalisiren; dieß ist der Grundgedanke und Kern seines Planes. „Es handelt sich", sagt er, „in der That nur darum, dasselbe Princip, was sich bei den Sparvereinen in einer sehr theilweisen, beschränkten Anwendung durchaus bewährt hat, auf alle Zweige der Oekonomie einer Arbeiterfamilie, auf alle Bedürfnisse eines bessern Zustandes dieser Klasse auszudehnen", vorbehaltlich jedoch der Selbstständigkeit des Familienlebens, die selbst um der größten materiellen Vortheile willen nicht gefährdet werden soll. Insbesondere soll einer der Hauptvortheile des zu gründenden Wirthschaftsvereines darin bestehen: daß dem Arbeiter eine, seinen Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu billigstem Preise gesichert wird. Folgendes liefert ein Bild, wie sich der Verfasser den von ihm vorgeschlagenen Wirthschaftsverein denkt.

„Wir nehmen 400 Arbeiterfamilien zu 1200 Arbeitern an, deren jeder in 250 Tagen des Jahres 12 Sgr. täglich zu der gemeinsamen Wirthschaft beitragen kann, so daß für diese eine jährliche Einnahme von 120,000 Rthlrn. erwächst, — ganz abgesehen von dem Erwerb, der eventuell der Association durch Ausbeutung eines gemeinsamen Geschäfts erwachsen könnte. Sehen wir nun, was wir für diese Leute bedürfen, und wieweit sich mit dieser Einnahme kommen läßt! Wir brauchen 400 Wohnungen (etwa zu zwei Stuben, eine Kammer und Küche), je vier unter einem Dach (mit eigenem Eingang u. s. w.), so daß jedes Haus für 1300 Rthlr., alle zusammen also für 125,000 Rthlr. herzustellen seyn dürften; dann ein Centralgebäude nebst Inventar zu 30,000 Rthlr. und Grund und Boden für 45,000; so daß wir für die erste Anlage

200,000 Rthlr. rechnen müssen. Eine solche Summe besitzen wir nicht, aber sie wird (entweder vom Staat oder sonst — wie wir weiter sehen werden) zu fünf-Prozent vorgestreckt; dazu rechnen wir ein Prozent für Reparatur und Assekuranz, zwei Prozent für Verwaltung und Unterricht und vier Prozent für Amortisation — zusammen also zehn Procent oder jährlich 20,000 Rthlr., welche von vorne herein von unserer Jahreseinnahme abzuziehen sind, womit aber den Mitgliedern das volle Eigenthum binnen fünfundzwanzig Jahren gesichert wäre. Für den begreiflich sehr häufigen Fall eines Wechsels unter den Theilnehmern, lassen sich gar manche Einrichtungen denken, wodurch die Verwerthung und Uebertragung der, während einer gegebenen Zeit erworbenen besitzlichen Rechte entweder an den Nachfolger oder an den Verein selbst zu sichern und zu reguliren wäre. Ohne deßfalls auf Einzelnheiten einzugehen, erinnern wir beispielsweise an die einschlagenden Bestimmungen der trefflichen Statuten der Berliner Baugesellschaft. Endlich dürfte hier noch zu erwähnen seyn, daß der Beitrag von zwölf Silbergroschen zwar als Minimum festgesetzt, daß es aber dem Einzelnen unbenommen bleibt, durch einen größern Beitrag sich besondere Vortheile zu sichern, wobei namentlich auch die Errichtung einer Sparkasse für die Glieder einer oder mehrerer Associationen zu empfehlen seyn dürfte."

„Nach Abzug nun aber jener stehenden Posten, womit Wohnung, Verwaltung, Unterricht aller Art in befriedigendster Weise gedeckt ist, bleiben für Bestreitung aller übrigen Bedürfnisse der Vereinswirthschaft jährlich 100,000 Rthlr. übrig. Schwerlich aber wird Jemand im Ernste behaupten, daß der Verein, wenn er mit dieser Summe seine Beziehungen zur ersten Hand und auf dem großen Markt eröffnet, mit Benutzung der in dem Centralgebäude gegebenen ökonomischen Vortheile, seinen Mitgliedern die Befriedigung aller verständigen, billigen Wünsche (mit Inbegriff der Krankenpflege und gelegentlicher Vorschüsse) nicht verbürgen könnte, — und zwar bei geeigneten

Vorsichtsmaßregeln auch in schlechten Zeiten und in solchem Maße, wie der einzelne Arbeiter unter den gegenwärtigen Verhältnissen sie bei doppelt und dreifach höherem Verdienst sogar in bloß materieller Hinsicht nicht beschaffen konnte. Wie hoch aber die sittlichen und geistigen Vortheile einer solchen Gemeinschaft im Gegensatz zu den Folgen jener Isolirung anzuschlagen, wenn anders der rechte Geist und die rechte Sitte darin herrscht, das mag jeder Urtheilsfähige ermessen."

Dieser Wirthschaftsverein soll nach Herrn H. in's Große getrieben werden; er soll ganz Preußen, ja Deutschland umfassen. Dabei ist natürlich die Hauptfrage:

„Zuletzt aber bleibt uns immer noch die Hauptfrage zu erörtern: woher die Mittel, um auch nur eine, geschweige denn hunderte oder tausende solcher vereinswirthschaftlicher Ansiedelungen zu gründen? und wer soll sie gründen? Was den ersten Punkt betrifft, so sagen wir: die Mittel sind reichlich vorhanden, und es kommt nur darauf an, sie zu consolidiren und in angemessener Weise wirksam zu machen. Das materielle Lebenswasser, um diese Felder zu befruchten, ist reichlich vorhanden, es strömt in Millionen Tropfen herab, aber weil der Boden nicht vorbereitet ist, weil nirgends Cisternen, Canäle und Dämme sind, um es zu sammeln und zu leiten, so strömt es fruchtlos ab, oder versiegt im Sande. Das Material ist reichlich vorhanden, nur das Bindemittel fehlt — und dieß ist mit einem Worte zu bezeichnen: Vorschuß! — Der Hebel ist da, nur der Stützpunkt fehlt — wieder Vorschuß! Dieß behaupten wir zuversichtlich von dem ganzen deutschen Vaterlande, mit Ausnahme vielleicht von einigen Punkten, z. B. in Schlesien und etwa im Erzgebirge, welche wir als Ausnahmsfälle für außerordentliche Maßregeln auf sich beruhen lassen können, ohne daß daraus gegen unsere Vorschläge im Allgemeinen irgend ein Präjudiz erwachsen könnte."

„Die Mittel sind reichlich vorhanden, wenn wir in Preußen (und nach Verhältniß in andern deutschen Ländern) etwa Drittehalb Millionen Arbeiter zählen, deren jeder durchschnittlich (zwei oder mehr Kinder als einen Arbeiter gerechnet) acht Silbergroschen während 250 Tagen des Jahres verdient, so daß ihnen jährlich 166,666,500 Rthlr. im eigentlichen Sinne des Worts durch die Hände gehen! Diese Einnahme vertheilt sich natürlich in sehr verschiedenem Verhältniß auf verschiedene Klassen von Arbeitern, und danach werden sich auch verschiedene Klassen der zu befriedigenden Wünsche und Bedürfnisse annehmen lassen; mit Zuversicht aber läßt sich behaupten, daß die Mittel und Kräfte jeder Klasse, sofern sie nur von dem Fluch hülfloser Vereinzelung befreit und durch Vereinigung in der angedeuteten Weise gesichert und vervielfältigt würden, vollkommen genügen müßten, um jene Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen. Auf einzelne Klassen einzugehen, würde hier zu weit führen, und es genügt auch hier eine Durchschnittsannahme. Wir lassen einmal jene kleinern und weniger entwickelten Vereinswirthschaften fallen und nehmen an, daß 1,800,000 dieser Arbeiter (durchschnittlich zu je dreien) auf 600,000 Familien vertheilt in 1500 Vereinsansiedelungen von je 400 Familien in der oben angedeuteten Weise untergebracht werden, jedoch (wie billig) nach einem beschränktern, als dem dort angenommenen Zuschnitt. Hier schlagen wir demnach die Auslagen jeder solchen Ansiedelung durchschnittlich nur so hoch an, daß das Anlagekapital für das Ganze 160 Millionen Rthlr. betragen würde. Davon würden die Zinsen und andere Abzüge (zu zehn Prozent) in der oben bezeichneten Weise und darin also die jährliche Ausgabe für Wohnung und alle damit verbundenen Vereinsvortheile, dann Verwaltung und Unterricht, 16 Millionen Rthlr. jährlich betragen. Da aber die jährliche Einnahme jener 1,800,000 Arbeiter 120 Mill. Rthlr. beträgt, so bleiben für die Wirthschaft und übrigen Ausgaben noch 104 Millionen übrig. Wir sehen aber wirklich nicht ein,

wie Jemand im Ernst behaupten möchte, daß damit nicht (unter den angegebenen Umständen und Vortheilen) für alles Nöthige und Wünschenswerthe reichlich gesorgt werden könnte — die Erwerbung des freien Eigenthums nach fünfundzwanzig Jahren mit inbegriffen. Daß aber auch die übrigen 700,000 Arbeiter mit einer Einnahme von etwa 47 Millionen in den früher angedeuteten unvollständigern Vereinswirthschaften ebenfalls ganz gut versorgt werden könnten, bedarf keiner Nachweisung. Wir können aber annehmen, daß hier ein Anlagekapital von 90 Millionen hinreichen würde, wodurch also der für die Vereinsansiedelung von dritthalb Millionen Arbeiter erforderliche Vorschuß auf 270 Millionen gebracht würde."

Das bisher Mitgetheilte wird hoffentlich zur Bezeichnung des Huber'schen Vorschlags genügen, den wir übrigens, auch um seiner Einzelheiten und seiner Begründung willen, unsern geneigten Lesern zur eigenen Lesung und Erwägung dringend empfehlen.

Unsere Ansicht in Betreff desselben ist folgende:

Wir glauben nicht, daß in der Vereinzelung der Arbeiter der einzige, oder auch nur der wesentlichste Grund der Verarmung liege. Jene allerdings traurige, von Hrn. Huber richtig geschilderte und in ihren verderblichen Folgen treffend gewürdigte Isolirung ist bloß ein einzelnes Symptom einer bei weitem tiefer liegenden Krankheit, mit dessen Hebung, auch wenn sie in dem Maße und Umfange möglich, und mit den Mitteln, die er vorschlägt, zu erreichen wäre, der Quell des Uebels noch keineswegs verstopft ist.

Das Unheil liegt, unsers Erachtens, in der Uebervölkerung, oder wenn man an diesem Worte mäkeln sollte, darin: — daß in Deutschland, wie in Frankreich und England sich die Bevölkerung, zum Theil in Folge künstlicher Veranstaltung der Regierungen, rascher vermehrt hat und fortwährend vermehrt, als die Quantität der Lebensmittel, dieß Wort in sei-

ner weitesten Bedeutung genommen, wo es Wohnung und Feuerung einschließt. Die unabweislich nothwendige Folge hiervon ist die, in immer ungünstigerer Progression steigende Noth, nicht der ganzen Bevölkerung, sondern der ärmeren und unteren Klassen, welche kein Kapital, d. h. keinen Vorrath für die Zukunft haben, sondern darauf angewiesen sind, aus der Hand in den Mund zu leben.

Die Aufgabe, auf welche sich mithin die ganze Aufmerksamkeit Aller derer lenken müßte, welchen die immer drohender hereinbrechende Gefahr unserer socialen Zustände einleuchtet, ist eine doppelte. *Die Erzeugung der Lebensmittel muß gehoben und vermehrt, das Anschwellen der Bevölkerung angehalten werden.*

Beides durch ein rasch wirkendes specifisches Mittel von heute auf morgen, zu bewirken, ist leider unmöglich. Wir müssen eben die Sünden unserer Väter und unsere eigenen büßen, bis das Uebermaß der Noth und die schmerzvolle Züchtigung, die bereits begonnen hat, uns die Augen über unsere Lage geöffnet haben wird. Ist dieß geschehen, so werden wir auch aufhören fürder eine Straße zu wandeln, die uns an den Rand des ökonomischen und socialen, wie des politischen und moralischen Abgrundes geführt hat. Der Umkehr wird jedoch hier, wie allenthalben, das Stillestehen vorausgehen müssen, d. h. ehe an Besserung und Heilung unserer Zustände zu denken ist, müssen zuvörderst Staats- und Verwaltungsmänner, Gelehrte, Schriftsteller und Volksvertreter aufhören, Land und Leute noch immer tiefer in den Sumpf der Verarmung hineinzutreiben.

Der Pauperismus hat mit dem Bestreben begonnen: die Bevölkerung um jeden Preis in die Höhe zu steigern. — Nachdem einige Matadore des achtzehnten Jahrhunderts zuerst diesen Ton angeklungen hatten, wurde es bald Ehrensache aller Regierungen auf dieser Bahn nicht zurückzubleiben. Es begann

ein Kirchthurmrennen nach der möglichst größten Seelenzah auf der Quadratmeile. Diesem Drange mußten alle gesetzliche Schranken weichen, die gesunder Menschenverstand und sittli cher Sinn der Vorzeit der Eingehung unüberlegter Ehen und der außerehelichen Befriedigung des Geschlechtstriebes entge gengesetzt hatten. Rücksicht auf den Lebensunterhalt der, durch solche Mittel geschaffenen Population zu nehmen, war die ge ringste Sorge der Solone aus Sonnenfels' Schule. „Einer werde schon vom Andern leben!" hieß es.

Die beiden Hauptthebel zur Steigerung der Volkszahl wa ren: Zerstückelung und unbeschränkte Theilung des Grundes und Bodens und Auflösung der städtischen Zünfte und Corpo rationen, d. h. unumschränkte Gewerbefreiheit. Mit der Ver wirklichung dieser Theorie wurde vor etwa einem herodotische Menschenalter zuerst unter allen Ländern Deutschlands Preu ßen beglückt. Unter der Aegide des Staatskanzlers verfaßt ein Herr Scharnweber die Gesetze, welche zum unendliche Vergnügen der „Zeitgemäßen" dortlandes das Angesicht de Erde erneuerten. Heute liefert die Broschüre des Herrn Hu ber einen kleinen Beitrag zur Statistik der Folgen eben jene Gesetze. Das Experiment ist auf grauenvolle Weise mißglückt Nur ein kindisch hochmüthiger Trotz kann heute noch die „In telligenzen" davon abhalten, dieß offen zu gestehen.

Wie ist jetzt zu helfen? Wir haben oben schon geantwor tet: nicht mit durchgreifenden, rasch wirkenden Gewaltmaßre geln. Abwärts ging die glatte Eisenbahn, zurück führt nu ein steiler, dorniger, kaum mit der höchsten Anstrengung zu er klimmender Bergpfad.

V. A. Huber's Vorschlag einer riesenhaften Wirthschafts association scheint uns, — abgesehen von ihrer Realisirbarkeit — den eigentlichen Nerv der Sache gar nicht, oder nur indi rect und im Vorbeigehen zu berühren. Was er von der Er öffnung neuer Arbeitsfelder sagt (S. 20 u. ff.), ist zu allge

mein, unbestimmt und theoretisch gehalten, als daß es im praktischen Leben, wo es begreiflicherweise noch mehr als anderswo auf die allerconcretesten Nachweisungen ankömmt, irgendwie von Belang seyn könnte. Und dennoch wäre gerade das der Knotenpunkt der Aufgabe: neue fruchtbare, d. h. die Mittel zum Leben erzeugende oder vermehrende Arbeitswege aufzufinden und in Gang zu bringen. Auch den zweiten, für jede Reform unserer socialen Zustände wesentlichen Punkt: das Anhalten des bisherigen Wachsthums der Bevölkerung, — berührt er nur leicht und gelegentlich, indem er meint: es liege ganz in der Hand der zu stiftenden Vereine in ihren Statuten „den zu frühen Heirathen“ kräftig entgegen zu wirken. Allein es handelt sich nicht bloß darum den zu frühen, sondern überhaupt allen jenen Heirathen entgegen zu wirken, die da geschlossen werden, ohne daß der Unterhalt der künftigen Familie möglichst gesichert ist. Und hier zeigt es sich wieder, daß alle Wahrheiten sich eben so stützen und tragen helfen, wie umgekehrt alle Irrthümer in innigster Wechselwirkung stehen. Das ältere sociale System, welches Ansäßigmachungen und Heirathen indirect eher beschränkte, als daß es dazu ermuntert hätte, stand in innigster Beziehung zu dem bekannten Ausspruche des Apostels, der den ehelosen Stand empfiehlt, und war im Einklange mit der kirchlichen Lehre und Praxis, welche den Werth der jungfräulichen Keuschheit hoch über Ehe und Kindererzeugung setzt *). Umgekehrt ist das entgegengesetzte Verfahren nur der

*) Bekanntlich will Malthus, der den Abgrund, welchem Europa durch seine Uebervölkerung entgegengeht, schon vor vierzig Jahren deutlich erkannte, daß in den Schulen gelehrt werden solle: es sei, besonders für die Armen, verdienstlich sich aus Gründen der socialen Oekonomie der Ehe zu enthalten. Solche Predigt würde aber schwerlich etwas fruchten, wenn das Beispiel und der eigene Vorgang des Lehrers sie nicht anschaulich machte. Gerade dieß thut aber der Cölibat der katholischen Geistlichkeit. Die Klöster thun

Reflex jenes modernen Princips: daß Befriedigung des Geschlechtstriebes wenn nicht die Pflicht, so doch wenigstens das unbedingte Recht jedes Menschen, Selbstüberwindung in diesem Falle aber verboten, jedenfalls unmöglich sei. So wirkte in frühern Jahrhunderten die christliche Moral und das kirchliche Leben unbewußt und kaum bemerkt, ohne daß der „Staat" dafür zu sorgen brauchte, der Uebervölkerung entgegen, während die entgegengesetzte Doctrin es hinlänglich erklärt, warum denen, welche die sittliche Fähigkeit des Menschen bestreiten, seiner Triebe Herr zu werden, gerade der Cölibat der Geistlichen, als ein praktischer Beweis vom Gegentheil, ein Dorn im Auge seyn muß.

Die Ergebnisse der einen, wie der andern Lehre liegen auf dem politisch socialen Gebiete klar vor Augen. Das ältere System brauchte die Ehe niemals direct von einer polizeilichen Erlaubniß abhängig zu machen. Sie konnte unter dem Schutze der allgemeinen Sitte und Denkweise die Frage: ob es rathsam sei, sich zu verheirathen, dem Gewissen und der natürlichen Freiheit des Einzelnen überlassen.

Umgekehrt führte das Bestreben: die Volkszahl zu steigern im Laufe der Zeit zu zwei Folgerungen, um die sich heute das sociale Leben von Deutschland und Frankreich dreht.

---

noch mehr, sie bieten denen, welche Malthus' Lehre befolgen wollen, dazu die praktische Gelegenheit. Es ist ein arger Widerspruch gegen Cölibat und Klostergelübde, die doch als Opfer für eine höhere Idee freiwillig übernommen werden, anzustürmen, und von den Armen zu verlangen, daß sie sich geduldig unter das Joch eines unfreiwilligen Cölibats fügen sollen, welches die Zustände der modernen Gesellschaft ihnen auferlegen. Die Last, welche auf die Schultern des Armen drückt, ist, statt erleichtert zu werden, noch erschwert, aber das Mittel, aus der Noth eine Tugend zu machen, ist ihm, so weit dieß in der Macht unserer Staatsweisen lag, geraubt worden.

Erstens: die ältere Zeit überließ die Sorge für die Armen der christlichen Liebe und Mildthätigkeit; die moderne Lehre und Praxis stellt das Princip auf, daß der Unterhalt Derer, die fremder Unterstützung bedürftig sind, Zwangspflicht der Gemeinde oder des Staates sei.

Dieser Grundsatz führte in neuester Zeit unmerklich und in naturgemäßer Entwickelung zu einem zweiten, welcher bereits entschieden auf communistischen Boden steht: der „Staat" ist gehalten und verpflichtet, den Arbeitern Arbeit zu verschaffen. — Im noch weitern Verfolg liegt dann aber auch strenge Unfreiheit der Arbeiter. Muß der Staat für ihren Unterhalt sorgen, so ist er auch berechtigt, ihre Fähigkeit zur Schließung einer Ehe unbedingt von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Hier wie überall im Leben führt falsch verstandene und übel angewendete Freiheit zur Sklaverei.

Es leuchtet von selbst ein, daß die eben bezeichneten beiden Grundsätze keinem bloßen Ungefähr ihr Daseyn verdanken. Die Staatsgewalt hat die Wahl: ob sie das Entstehen einer Uebervölkerung auf den oben angegebenen, indirecten Wegen verhüten will oder nicht. Hat sie aber einmal jene ältern Einfriedigungen, welche das Christenthum geschaffen, muthwillig selbst durchbrochen, so muß sie auch auf irgend eine Weise für jenen Ueberschuß an Bevölkerung in ihrem Lande Sorge tragen. Die Licenz führt zum Communismus, der Communismus zur Unfreiheit.

Durch alles oben Gesagte soll jedoch keineswegs geläugnet werden, daß Associationen der bereits vorhandenen Arbeiter, so lange diese Arbeit und Verdienst haben, sehr nützlich und wohlthätig wirken können. Aber Hrn. Huber's Plan gewährt ihnen keine neuen Erwerbsquellen, und hemmt das von Tag zu Tag steigende Mißverhältniß zwischen Volkszahl und Nahrungsmitteln nicht. Auch will es uns bedünken, daß Alles, was auf diesem Gebiete geschehen kann, nur im

Kleinen werde begonnen und im Einzelnen ausgeführt werden müsse, wenn es mehr seyn soll, als ein bloß auf dem Papier bestehender Plan. Wir loben und billigen es, wenn ein eben so praktischer als aufrichtiger Volksfreund, wie der edle Liedtke in Berlin, einige hundert Menschen der untersten Volksklasse in einem Sparverein zu gegenseitiger Unterstützung zusammenkreist. Wir halten es auch keineswegs für unmöglich, daß dergleichen Gründungen sich Schritt vor Schritt erweitern können. Daß man aber in Preußen, zumal heute, dazu schreiten werde, 270 Millionen Thaler zusammenzuschießen, um drittehalb Millionen Arme in einem Monster-Wirthschaftsvereine zu centralisiren, — dagegen haben wir einige Bedenken. Wir fürchten, daß der napoleonische Spruch: man muß das Unmögliche fordern, damit das Mögliche geschehe, sich dießmal nicht bewähren werde.

---

# XXV.

## Der österreichische Lloyd über die Judenfrage.

Der österreichische Lloyd vom 8. Februar d. J. enthält einen Artikel über die nächstens im Reichstage zu verhandelnde Juden-Emancipation, welcher uns der Beachtung werth zu seyn scheint, weil sich darnach so ziemlich bemessen läßt, auf welcher Höhe die konservative, oder — um in der gegenwärtigen Verwirrung der Begriffe nicht mißverstanden zu werden — die konstitutionell-monarchische, gegen Radicalismus und Anarchie kämpfende Partei in Oesterreich steht, und welchen Eingebungen sie folgt, wenn es sich um Fragen handelt, welche das religiöse Gebiet berühren. Der Artikel lautet wie folgt:

„Eine wichtige Periode für einen Theil unserer Mitbürger ist hereingebrochen. Fast sechzig Generationen sind zu Grabe getragen worden, seitdem in Palästina Jesus von Nazareth der Welt eine neue Religion verkündete, welche als Basis die alte Religion anerkannte, die seine Stammgenossen in Wahrheit zu dem auserwählten Volke gemacht hatte, welche durch die Jahrtausende den Glauben an den einigen, unsichtbaren Gott unversehrt durch die Welt getragen. Die weltgeschichtliche Bedeutung des jüdischen Volkes erlosch damals. Sie hatten das heilige Feuer bewahrt. Jetzt ward es durch den neuen Glauben verbreitet. Und dann waren es die Abkömmlinge der Heiden, welche die Hand erhoben gegen die Nachkommen der Patriarchen und der Propheten. Ein grauses Trauerspiel begann, das in allen Ländern spielte, das tausend Acte gehabt hat, das ein rother, blutiger Faden sich durch die Geschichte der christlichen Welt gezogen — dürfen wir sagen zu ihrer Ehre? Ein häßlicher Kampf wälzte sich fort und fort durch achtzehn Jahrhunderte, der Kampf der Starken gegen die Schwachen, wo auf der einen Seite kein Muth, auf der andern kein Widerstand möglich war. Es gibt edle Eigenschaften, welche im Streite von Mann gegen Mann hervortreten, die selbst das rohe Vergießen von Menschenblut mit einem Glorienschein umgeben können. Sie leuchteten nicht in diesem Kampfe. Der Mächtige führte den Streich gegen den Ohnmächtigen, und rohe Kraft schlachtete ihr gebundenes Opfer. Aber — und die Geschichte unseres Geschlechtes hat nichts Aehnliches aufzuweisen, wird nie etwas Aehnliches aufzuweisen haben — der Verfolgte konnte unterliegen, er konnte nie besiegt werden. Sein Körper konnte vernichtet werden, nicht sein Glauben. Wie das Thier, welches ein Sinnbild der Ewigkeit ist, in tausend Stücke zerschnitten, tausend Leben gewinnt, so wüthete das Feuer des Scheiterhaufens, das Messer des Schlächters vergebens gegen das Unsterbliche; sie konnten das Ewige nicht vernichten. Die Gläubigen starben, aber nicht der Glaube. Ein kleines Volk schritt hindurch durch Feuer und durch Wasser, ohne Schild und ohne Schwert, ein Ziel für jede Lanze, eine Scheibe für jeden Pfeil — aber es schritt hindurch und ist bis auf unsere Zeit gekommen."

„Es ist mit Schaudern und mit Bewunderung, daß wir auf

diese Tragödie von vielen Jahrhunderten zurückblicken — aber die Bewunderung gilt nicht uns selbst, nicht den Unsern. Mit Ekel und mit Widerwillen wenden wir uns hinweg von den gewöhnlichen Argumenten, welche wider, und auch von denen, welche für die Judenemancipation angewendet werden. Wir dürfen nicht jetzt die Gnädigen und die Barmherzigen spielen. Indem wir gut machen, was verbrochen worden, thun wir höchstens unsere Schuldigkeit. Wir dürfen nicht mäkeln und feilschen an demjenigen, was nicht unser ist, an dem geraubten Gute der menschlichen Freiheit, das wir den rechtmäßigen Besitzern nicht mit Zinsen zurückstellen können, aber auch ohne Abzug zurückstellen wollen. Wir dürfen nie von der Erniedrigung derer reden, die wir erniedrigt, von der Sclaverei derjenigen, die wir geknechtet haben. Wir haben dem Baume seine Krone abgehauen, seine Aeste zerrissen, seinen Stamm verwundet, seine Wurzel von Erde entblößt, und wahrlich, doch ist es der schlechteste Baum nicht, der im Walde steht!"

„Eine große Stunde wird über uns schlagen. Es wird ein gewaltiger Moment seyn, wenn die Volksvertreter zu Kremsier, indem sie von ihren Sitzen sich erheben, in Einem Momente das Unrecht von Jahrhunderten eingestehen und zugleich das Unrecht von Jahrhunderten sühnen. Es wird Jedem von ihnen seyn, als fiele ihm ein Mühlstein vom Nacken, indem er ihn von dem Nacken eines bedrängten und berühmten Volkes hebt. Die Hallen, in denen Gerechtigkeit geübt worden, sie bleiben immerdar heilig!"

Wenn der Lloyd sich bemüßigt gefunden hat, die Judenfrage zu besprechen, und wenn er sich darauf beschränkt hätte, im Interesse der religiösen Freiheit sein Votum zu Gunsten der Emancipation abzugeben, so läge hierin nichts Befremdliches. Wenn das konservative Blatt allenfalls behauptet hätte, daß der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Staatsbürger ohne alle Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntniß der allein ausführbare und heilbringende sey; wenn es vielleicht noch beigefügt hätte, daß sich zwar gewichtige Gründe für eine Ausnahme in Ansehung der Juden anführen ließen, daß aber jede Ausnahme das Princip selbst verkümmern und die innere Kraft

desselben schwäche, daß nur durch unbedingte Geltung der wohlthätige Zweck erreicht werden könne; so wüßten wir wahrhaftig nicht, wie gegen eine solche konsequente, offene und klare Sprache selbst von einsichtsvollen Gläubigen und wahren Freunden der Freiheit eine Polemik eröffnet werden könnte. Es hat sich aber nicht begnügt, ein politisches Votum abzugeben; es ist weit über den Standpunkt der Politik ebenso wie über die Nüchternheit einer politischen Debatte hinausgeschweift: besagter Artikel ist, wie Figura zeigt, ein Schrei des Entzückens, eine Dithyrambe, eine Jubelcantate zum Preise des neuerstehenden Judenthums. Nach der Theorie bewährter Aesthetiker liegt eine besonders drastischwirkende Abart des Burlesken darin, daß Gegenstände, die ganz und gar nicht erhaben sind, im erhabensten Style und mit enthusiastischem Pompe vorgetragen werden. Ist diese Theorie richtig, so wird man nicht läugnen und die eigene Empfindung wird es bestätigen, daß der Aufsatz seine ergötzliche Seite hat. Insoweit aber unter der komischen Begeisterung ein trüber praktischer Ernst verborgen ist, möge es uns gestattet seyn, diese ernste Seite näher zu beleuchten.

Wenn wir zuerst die doctrinäre Partie ins Auge fassen, so geht die Tendenz des Aufsatzes trotz aller Vorsicht im Ausdrucke offenbar dahin, den Deismus auf Kosten des positiven Christenthums anzurühmen, die Juden als Träger und Bewahrer des ersteren darzustellen, und dadurch das Judenthum eben so hoch über das Christenthum zu setzen, als der reine Vernunftglaube an Einen Gott über den vernunftwidrigen Lehren von der Dreieinigkeit und der Erlösung steht. Die Juden haben durch Jahrtausende den Glauben an den einigen, unsichtbaren Gott unversehrt durch die Welt getragen. Vor sechzig Generationen hat zwar Jesus von Nazareth in Palästina eine neue Religion verkündigt, aber eine solche, welche die alte Religion seiner Stammgenossen als Basis anerkannte, und nur dadurch geschah es, daß das von den Juden bewahrte heilige Feuer durch den neuen Glauben verbreitet

wurde, woraus sich von selbst die Folge ergibt, daß der einzige Werth des Christenthums in dem liegt, was es aus dem Judenthume mitgenommen, und die größte Schuld darin, daß es diese Mitgift entstellt und entwürdigt hat.

Da wir keine Gründe haben, den Verfasser der bewußten Perfidie zu beschuldigen, so müssen wir wenigstens unsere Anklage im mildesten Ausdrucke dahin formuliren, daß er dem Gegenstande, den er behandelt, nicht gewachsen, daß er völlig desorientirt und weit hinter der Zeit zurückgeblieben sei. Der moderne, rationalistische Deismus und der positive Deismus der Juden sind himmelweit von einander verschieden, und die gläubigen Juden protestirten und protestiren fortwährend auf das feierlichste gegen eine solche Verwechselung. Die Bücher des alten Bundes bieten einer ungläubigen, seichten oder böswilligen Kritik, die bloß von dem sogenannten gesunden Menschenverstand ausgeht, ohne Zweifel mehr Stoff und Spielraum dar, als die des neuen Bundes, und die ersteren waren schon längst von den hohlen Aufklärern in die mythologische Rumpelkammer abgeliefert, bevor noch die Mythificirung der letzteren begann. Ja wir brauchen unserer Rechtgläubigkeit und Anerkennung der Göttlichkeit des alten Testamentes nicht das Mindeste zu vergeben, und können und müssen dennoch behaupten, daß der mosaische Glaube heut zu Tage und ohne die Ergänzung und Vollendung durch die christliche Offenbarung in der That sich in unauflösliche Widersprüche verwickelt und als widersinnig angesehen werden muß. Denn was ist der alte Bund, und was enthalten die Bücher des alten Bundes vom Anfang bis zum Ende anders als Vorbilder, Verheißungen und Prophetien, und wie kann man vernünftiger Weise an die Göttlichkeit einer Offenbarung glauben, deren Vorbilder unerfüllt und unerfüllbar, deren Prophetien Träume, deren Verheißungen Trug sind, wenn nicht Christus die Erfüllung des alten Gesetzes ist? Was sollen wir erst von der Beobachtung des sinn- und bedeutungslos gewordenen Ceremonial-Gesetzes und von dem Talmud sagen, der sich mit der alten mosaischen

Glaubens- und Sittenlehre so verwachsen hat, daß er gegenwärtig von dem jüdischen Religionsbekenntnisse nicht getrennt werden kann. Natürlich sprechen wir hier nur von der Sache, nicht von den Personen. Ein gläubiger Bekenner und treuer Befolger des jüdischen Gesetzes ist uns deßungeachtet in jeder Beziehung viel achtungswerther, als ein Bekenner und Befolger des geist- und herzlosen Deismus oder vielmehr Indifferentismus unserer Tage; denn während Jener in der Bewahrung des, wenn auch irreführten religiösen Gefühles immer noch einen moralischen und intellectuellen Halt besitzt, stellt sich Dieser durch die Verläugnung aller Religion mit dem gesunden Gefühle eben so wohl, als mit der gesunden Vernunft in einen viel schneidenderen Gegensatze.

Die historische Partie bietet noch viel mehr und so viele Blößen dar, daß wir uns nur auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken müssen. Man wird uns nicht in Verdacht haben, daß wir die grausamen Judenverfolgungen im Mittelalter irgendwie rechtfertigen oder entschuldigen, oder daß wir die von fanatischen oder zügellosen Volkshaufen und habsüchtigen Großen verübten Unthaten nicht in tiefster Seele verabscheuen. Die Kirche hat diese Gräuel zu allen Zeiten verdammt; erleuchtete Männer, wie der heil. Bernhard von Clairvaux, eiferten dagegen mit Flammenworten; die Päpste nahmen die Verfolgten auf das kräftigste in Schutz. Von historischem Gesichtspunkte aus müssen aber nothwendig auch die Fragen angeregt werden: Haben die Juden sich nicht Aehnliches zu Schulden kommen lassen; waren sie nicht und vielleicht noch früher von einem ähnlichen Hasse gegen die Christen beseelt; haben sie nicht zu dem Drucke, welcher in den christlichen Staaten gegen sie ausgeübt wurde, gegründete Veranlassung gegeben? Sind sie wirklich die gebundenen Schlachtopfer, die sanften, unschuldigen, wehrlosen Lämmer, die von den christlichen Wölfen zerfleischt wurden? Die unparteiische Geschichtsforschung gibt hierüber genügende Auskunft. Die Juden haben vom Anfange und von dem Augenblicke an, wo die christ-

liche Kirche sich von der Synagoge losgerissen hatte, den glühendsten und ingrimmigsten Haß gegen die Christen genährt und ihn durch den Lauf der christlichen Jahrhunderte oft genug bethätigt. Neben dem ersten, blutigen Faden der Judenverfolgung läuft ein zweiter, gleich blutiger Faden der Christenverfolgung durch die Juden einher, freilich von geringerem Umfange, weil die Uebermacht auf der andern Seite stand, nachdem in der civilisirten Welt das Christenthum die herrschende Religion geworden war. In den ersten Jahrhunderten unter den heidnischen Kaisern nahmen die Juden häufig den thätigsten Antheil an der Verfolgung der Christen, und bewiesen sich sehr eifrig, wo es galt, christliche Kirchen zu zerstören, verborgene Bekenner aufzusuchen und die aufgefundenen zu morden oder vor die Richterstühle zu schleppen. Auch späterhin unter nichtchristlichen, heidnischen oder mahomedanischen Fürsten spielten sie nicht selten dieselbe grausame oder verrätherische Rolle. Wir erinnern, um nur ein Beispiel anzuführen, auf die Kriege des K. Heraclius mit Chosroes zu Anfang des siebenten Jahrhunderts. Die Juden verbündeten sich mit den siegreichen Feinden wider ihre christlichen Mitbürger, vergossen Ströme von Christenblut, und erkauften sogar von den Persern gefangene Christen, um sie mit Muße abzuschlachten. Und haben nicht in allerneuester Zeit eben in Oesterreich Juden sich am meisten hervorgethan, wo die christliche Religion verhöhnt, heilige Orte entweiht, Priester mißhandelt wurden. Von den geheimen blutigen Opfern glauben wir Umgang nehmen zu sollen, weil es uns besser dünkt, von solchen Dingen ganz zu schweigen, wenn man die Thatsachen nicht gründlich und umständlich prüfen kann.

Was ferner den bürgerlichen Druck anbelangt, so wird es keinem Kundigen entgehen, daß die Juden durch die Beobachtung ihres Gesetzes und ihrer Gebräuche, und durch ihre gänzliche Theilnahmslosigkeit an dem Gemeinwohl sich selbst von den bürgerlichen Rechten ausschlossen, und daß so lange die Idee des christlichen Staates noch lebendig und die Grundlage

aller Staatseinrichtungen war, in politischer Beziehung und einzelne unnöthige und schmähliche Plackereien abgerechnet, kaum anders gegen sie verfahren werden konnte. Ungeachtet aller drückenden und demüthigenden Staatseinrichtungen drängten sich aber die Juden allenthalben in die christlichen Länder ein, wenn sie nur die Hoffnung reichen Gewinnes anlockte, betrieben ausschließlich Handel- und Wuchergeschäfte, scharrten gewöhnlich auf Kosten des Bauern- und Bürgerstandes große Reichthümer zusammen, und die Erbitterung über ihre Gewinnsucht war zum wenigsten eben so oft eine Triebfeder des Volkshasses als der religiöse Fanatismus. Und ist denn, was diesen letzteren Punkt angeht, in neuerer und neuester Zeit jeder Grund zur Beschwerde verschwunden? Wem unser Urtheil hierin verdächtig erscheint, der lese gefälligst die Rede nach, welche M. Mohl im verflossenen Sommer in der Frankfurter Nationalversammlung über die Judenfrage gehalten hat. Die Rede fand keinen Anklang, weil sie einem Tagesgötzen in's Angesicht schlug; und die Allgemeine Zeitung konnte sich nicht genug verwundern, wie heut zu Tage ein Mann wie Mohl, noch mit solchen Ansichten nachhinken konnte; allein die Rede hat deßungeachtet ihren Gehalt und ein um so größeres Gewicht, als sie gewiß nicht aus Vorliebe für das Christenthum, sondern rein nur aus der praktischen Anschauung thatsächlicher Verhältnisse hervorgegangen ist.

Indem aber der Verfasser des Artikels die rohe, feige, erbarmungslose Verfolgungssucht auf christlicher Seite, und eine schuldlos und heldenmüthig leidende, durch den Glauben gestärkte und begeisterte Standhaftigkeit auf jüdischer Seite zusammenstellt, setzt er augenscheinlich christliche und jüdische Moral und Sitte in dasselbe Verhältniß von Licht und Schatten. Das Merkwürdige hiebei ist, daß er dadurch — wir zweifeln nicht, ohne es zu wissen und zu wollen — mit den letzten Resultaten der junghegel'schen Schule zusammentrifft, und den letzten Consequenzen eines Bruno Bauer und Daumer ganz nahe gekommen ist. Es bedarf nur noch einen Schritt, um zu behaupten, daß die Juden vollkommen Recht hatten, dem

aus ihrer Mitte auftauchenden Christenthum sich mit blutiger Gewalt zu widersetzen und ihre viel reinere Glaubens- und Sittenlehre gegen das einbrechende Verderbniß zu bewahren, daß das Unheil in der Welt seit achtzehnhundert Jahren nur durch die Einführung und Verbreitung des Christenthums entstanden sei, daß es daher nichts Dringenderes und Verdienstlicheres geben könne, als diese heillose Religion mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Eine andere Merkwürdigkeit ist: daß der Verfasser selbst die Erhaltung des jüdischen Volkes bis auf unsere Tage eine Thatsache nennt, wie die Geschichte unseres Geschlechtes nichts Aehnliches aufzuweisen hat und nie etwas Aehnliches aufzuweisen haben wird, und keine Ahnung hat, daß er damit einen der glänzendsten Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums ausspricht. Die Zerstreuung der Juden unter allen Völkern der Erde, ohne irgendwo einen heimatlichen Boden, einen religiösen und politischen Einheitspunkt zu gewinnen, und ihre ununterbrochene Erhaltung durch alle Stürme der Zeiten ist die buchstäbliche, unaufhörlich und vor unsern Augen sich erneuernde Erfüllung einer Reihe von Prophetien, welche vor Jahrtausenden ausgesprochen wurden, an welcher alle rationalistischen Erklärungsversuche scheitern, und die wenigstens Jedem, der nicht ganz und gar an der Oberfläche der Dinge haftet, reichen Stoff zum Nachdenken darbieten sollte.

Das Betrübendste bei der Sache und was uns eigentlich veranlaßt hat, darauf einzugehen, besteht in dem, daß ein Artikel, wie der vorliegende, einen neuen Beweis liefert, wie weit man in Oesterreich noch in Allem zurück ist, was universelle Bildung heißt, und was man gewöhnlich mit dem Ausdrucke: „auf der Höhe der Zeit stehen", bezeichnet. Die große Schuld und Sünde des alten Regime war die Absperrung Oesterreichs von allen geistigen Einflüssen, die Hemmung aller freien Entwicklung, die polizeiliche Einpferchung aller frischen und jugendlichen Lebenskräfte, wie dieß schon öfters auch in diesen Blättern auf das treffendste hervorgehoben wurde. Diese

Kapitalsünde hat sich gerächt durch die Aula zu Wien und rächt sich jetzt durch die Reichsversammlung zu Kremsier. Man wird schwer eine andere Versammlung von Volksvertretern finden, die mit einem so geringen Fond von Staats- und sonstiger Weisheit, von Wissenschaft, Bildung und Beredsamkeit im Gange erhalten, wo so viel unreifes, schales und längst abgestandenes Brimborium vorgebracht, und — nicht mit fortlaufendem, sondern mit festsitzendem und versessenem Beifall aufgenommen wird. Die Aufgabe der gutgesinnten Presse wäre es daher, vor Allem die trefflichen, ja ausgezeichneten Anlagen der österreichischen Völker aus dem vieljährigen Schlummer zu wecken, sie zum Nachdenken und zum tieferen Eingehen in die großen Fragen der Zeit und aller Zeiten anzulocken, sie aufmerksam zu machen, daß schon vor Voltaire und Kant und seit Voltaire und Kant neuerdings verschiedene Leute in der Welt gelebt und gewirkt und verschiedene Ansichten zu Tage gefördert haben, kurz: Quellen frischen und lebendigen Wassers in die versumpften Kanäle hineinzuleiten. Wie wenig ist aber noch für die Lösung dieser Aufgabe geschehen, und wie viel im entgegengesetzten Sinne. Wenn ein so einflußreiches und in andern Beziehungen achtungswerthes Blatt, wie der österreichische Lloyd, derlei Artikel liefert, wenn das grüne Holz solche Knospen treibt, welche Triebe sollen wir von dem dürren, in seinem Marke verfaulten Holze der radikalen Presse erwarten?

Wir haben zum Schluße auch die politische Seite zu berühren. Unseres Wissens ist die Redaction des österreichischen Lloyds nicht jüdischen Händen anvertraut: wenn aber jener Artikel keine Oratio pro domo sua ist, so können wir darin nur eine politische Concession erblicken. Unbedingt und in Bausch und Bogen alle politischen Concessionen zu verwerfen, ist nicht unsere Sache. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn sie der Ausdruck wahrer Elasticität und Versöhnlichkeit im Gegensatze engherziger Starrheit sind, wenn dadurch kein wesentliches Princip geopfert wird, wenn der Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung nichts vergeben

wird. Sind diese Bedingungen in's Reine gebracht, so wird man, wie der einfachste Verstand begreift, weiter fragen müssen: Wem, nach welcher Richtung hin und welcher Partei wird die Concession ihrer praktischen Bedeutung nach gemacht, und welcher Gewinn ist davon zu erwarten? Die erstere Frage, um von den Grundbedingungen vorläufig noch abzusehen, beantworten wir in dem vorliegenden Falle unbedenklich dahin: Der österreichische Lloyd hat durch seine emphatische Apologie des Judenthums einzig und allein dem bittersten und unversöhnlichsten Hasse alles positiven Christenthums die Honneurs gemacht. Die Träger aber dieses Hasses sind dieselben Männer, welche in der christlichen Denkweise, Gesinnung und Gesittung das größte Hinderniß sehen, ihre Zerstörungspläne zu verwirklichen und deßhalb das Christenthum in den Herzen aller Menschen vertilgen möchten; dieselben Männer, welche die Octoberrevolution hervorgerufen haben, und bereit und entschlossen sind, die Flammen eines anarchischen Bürgerkrieges von Neuem zu entzünden. Daß diese Männer weder um die Regierung, noch um das Volk in Oesterreich sich Verdienste gesammelt haben, und daß ihnen als Tribut der Dankbarkeit keine wie immer geartete Concession gebühre, bedarf keines Beweises. Daß sie zu jenen politischen Parteien gehören, mit welchen weder eine Versöhnung, noch eine Transaction möglich ist, lehrt die Natur der Sache und die Geschichte aller Revolutionen. Damit ist zugleich die Frage von dem anzuhoffenden Gewinn erledigt.

Aber, wird man vielleicht einwenden, steht hinter dieser allerdings nicht zahlreichen radikalen Partei nicht eine Unzahl von Liberalen, die bloß deßhalb, weil sie Liberale sind, sich verpflichtet glauben, für das Judenthum zu schwärmen? Steht hinter dieser Partei nicht der Reichstag zu Kremsier, und ist dieser nicht eine Körperschaft, welcher vor allen andern Rechnung zu tragen ist? Wir wollen die Thatsachen nicht in Abrede stellen, aber wir meinen, daß Jedem, welcher heut zu Tage Politik treiben will, nichts mehr Noth thut, als die

Unterscheidung der Geister, d. i. die Gabe, bei allen Parteiungen und Gruppirungen scharf zu sondern, was Kern und Grundstock und was nur vorübergehender Anflug ist, welche Leute sich ihrer Principe und ihrer Parole, des Zweckes und der Mittel vollkommen bewußt sind, und welche Leute nur dem lustigen Trommelschlage und der flatternden Fahne folgen, ohne zu wissen und auch nur viel nachzudenken, welchem Gegner es eigentlich gilt und welchem Herrn sie dienen. Wie tief auch in Oesterreich alles geistige Leben, und folglich auch alles kirchliche Leben unter der scharfen Zucht und mageren Diät des Polizeistaates gesunken seyn mag, sind wir doch der Ueberzeugung, daß der Haß gegen das Christenthum unter den österreichischen Volksstämmen noch keine Wurzeln geschlagen hat. Sie sind dazu von Natur aus viel zu edel, tüchtig und kernhaft. Noch viel weniger aber dürften sich positive Sympathien für Juden und Judenthum vorfinden. Als im Sommer und Herbst des verflossenen Jahres der Terrorismus in Wien in voller Blüthe stand, machte sich dennoch eine nichts weniger als sympathetische Stimmung des Volkes gegen die Juden Luft, und, wie die Zeitungen meldeten, befürchtete man zu wiederholten Malen einen gewaltsamen Ausbruch. Glücklicherweise ist es dazu nicht gekommen; aber die ungünstige Stimmung wird sich schwerlich geändert haben und noch weniger in Zukunft sich ändern, wenn einmal die gewerbtreibende Klasse die praktischen Folgen der Juden-Emancipation verspüren wird.

Wir brauchen aber in die Untersuchung, ob und wie weit der fragliche Artikel Jemanden zu captiviren geeignet sei, weiter gar nicht einzugehen; denn er enthält an und für sich eine principielle Concession, welche unter keiner Bedingung von einer Partei gemacht werden darf, die für constitutionelle Freiheit und gesetzliche Ordnung in die Schranken tritt, und auf Ehre und Gewissen hält. Möge sich nur Niemand täuschen lassen! Wo das Christenthum untergraben wird, wo in einem Volke die Achtung vor der Religion und das Bedürfniß darnach

und damit auch das echte religiöse und sittliche Gefühl erstirbt, wird nun und nimmermehr die wahre Freiheit gedeihen, nun und nimmermehr irgend eine freie Staatsform Bestand, ja nur Zeit zu einer lebendigen und heilbringenden Entwicklung gewinnen. Wir bekennen uns aus tiefer und inniger Ueberzeugung zu dem Principe allgemeiner religiöser und kirchlicher Freiheit, und wünschen nichts so sehr, als die ehrliche und umfassende Ausführung desselben. Wir haben die neuesten Verfügungen des österreichischen Ministeriums, wodurch einige Beschränkungen und Belastungen der Protestanten aufgehoben worden, mit Freuden begrüßt. Wir wollen keine Staatskirche und keinen Staatsschutz in geistlichen Dingen. Die österreichischen Katholiken haben dieses hohe Patrocinium theuer genug bezahlt; es sind ihnen noch bis zur Stunde die Zähne stumpf von den sauern Trauben, welche ihre Väter von Staats- und Schutzwegen hinunterwürgen mußten. Wir wollen auch nicht, daß die Regierung und die conservative Partei, als politische Partei betrachtet, außer der Vertheidigung und Aufrechthaltung der religiösen und kirchlichen Freiheit sich eines Weiteren bemühe, und dem christlichen Glauben officiose Empfehlungsbriefe oder Vortrefflichkeitszeugnisse ausstelle. Der Kirche wäre damit der schlechteste Dienst geleistet; denn sie würde bald wieder einen Bureau- und Polizei-Geruch an sich ziehen, und in den Verdacht eines geheimen Bündnisses mit der Gewalt oder eines Einverständnisses mit der Reaction kommen. Daß aber ein Organ der conservativen Partei um den Beifall der Todfeinde des christlichen Namens buhlt, daß es offen den Indifferentismus predigt, daß es in hohlen Tiraden das Judenthum auf Kosten des Christenthums erhebt, daß es das Christenthum auf Kosten der Wahrheit und Gründlichkeit herabwürdigt und beschimpft: dieß halten wir für einen noch viel gröberen Mißgriff. Als nach dem Wiener Congreß der religiöse Geist aus dem vieljährigen, verdummenden Aufklärungsschlummer erwachte, und unerwartete Lebenszeichen von sich gab, erfanden die deutschen Regierungen in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten

ein äußerst pfiffiges System, welches sie mehr oder minder, gröber oder feiner in absoluten oder constitutionellen Formen für Katholiken wie für Protestanten durch die dreißig Friedensjahre beharrlich durchführten. Sie hielten die Religion, gehörig gebunden und geknebelt, in den dumpfen Kellerlöchern des Bureaukratismus verwahrt. Wo sich aber ein Anlaß ergab, warfen sie ihre Gefangene der radikalen und pseudo-liberalen Meute vor, damit diese an der Wehrlosen ihren Muthwillen büße und sie nach Herzenslust mißhandle und zerfleische. Die Staatsmänner der alten Schule glaubten sich dadurch populär zu machen, sich ohne Unkosten ja noch mit Gewinn den Ruf der Freisinnigkeit zu erwerben, und das Geschrei nach Freiheit und die Klagen über Druck und Willkür zu beschwichtigen. Sie haben sich verrechnet, die feinen Diplomaten und überklugen Staatskünstler, und das Gott und den Menschen verhaßte System hat sie zuletzt nicht auf Rosen, sondern auf spitzige, sie tödtlich verwundende Dornen gebetet. Spiegelt euch daran, ihr Alle, die ihr an der gegenwärtigen politischen Entwicklung des Vaterlandes Theil nehmt, vor Gott und den Menschen verantwortliche Steuermänner, Staatsdiener oder Parteiführer, Minister oder Volksvertreter: und thut nicht deßgleichen. Seht sie euch gut an, die Warnungszeichen und Votivtafeln, welche das verhängnißvolle Jahr 1848 auf der politischen Heerstraße zur Rechten und zur Linken aufgepflanzt hat, und nehmt euch in Acht, daß euch nicht dieselben Abgründe verschlingen, nicht dieselben, und vielleicht noch furchtbarern Gerichte ereilen.

# XXVI.

## Ueber den Ursprung der Katzenmusiken.

Es ist eine oft gehörte Klage, daß in der hiesigen deutschen Nationalversammlung die Professoren eine gar zu große Rolle spielten, und daß sie ihren Theorien zu Liebe, viel zu wenig auf das wirklich Vorhandene und auf die täglich lauter sprechenden Thatsachen achteten. Als mein Freund Lasaulx in seiner letzten Rede diesen allerdings wunden Fleck berührte, rief ihm eine in den stenographischen Berichten leider unbeachtet gebliebene Stimme zu: „Selbst ein Professor!" Ich glaube aber nicht, daß man ihm, der in allen seinen Anträgen stets auf das wirklich Praktische hingewiesen und so manche Illusionen in ihrem wahren Lichte dargestellt hat, mit Recht den Vorwurf machen dürfe, daß er gleich Jenen auf Principien herumreite. Gewiß werden aber uns Allen, wenn die Nationalversammlung schon längst ihr Ende erreicht haben wird, die verschiedenen Ausrufe, die in derselben gebräuchlich geworden sind, noch immer in den Ohren tönen. Der vorhin erwähnte: „Selbst ein Professor!" ist zwar aus begreiflichen Gründen ein seltener, und sollte ich durch Bemerkungen, wie die obigen, zu ihm veranlassen, so besorge ich jetzt doch mehr jenen andern Ruf: „Zur Sache!" zu verdienen, den man in der

Paulskirche gewöhnlich hört, wenn ein Redner es sich einfallen läßt, seinen Gegenstand auf irgend eine einleitende Weise zu begründen. Allein dessenungeachtet schweige ich noch für einen Augenblick von den Katzenmusiken, und kehre noch einmal zu dem deutschen Professorenthum zurück. So wenig ich mich im Uebrigen um die Ehre dränge, mit einem der Urtypen deutscher Professoren, wie wir sie in so schönen Exemplaren in der Nationalversammlung aufzuweisen haben, in eine Kategorie gestellt zu werden, so will ich mich dennoch als einen echten deutschen Professor und zwar dadurch legitimiren, daß ich, unter dem Geheul der in allen Gauen des deutschen Vaterlandes erschallenden Katzenmusiken, ganz der Gegenwart vergessend, Studien über den Ursprung jener disharmonischen Concerte gemacht habe. Allerdings sollte man glauben, die Sache läge sehr nahe, daß besonders in Zeiten politischer Aufregung solchen Personen, welche sich die Ungunst dieser oder jener Partei zugezogen haben, davon ein öffentlicher Beweis durch einen solchen nächtlichen Lärm gegeben wird; allein dennoch haben auch die Katzenmusiken ihre Geschichte. Da es mir nun gelungen ist, ziemlich alte Spuren davon zu entdecken, so will ich Einiges von dem Resultate meiner Studien in diesen Zeilen niederlegen.

Ehe ich jedoch wirklich zur Sache übergehe, muß ich noch bemerken, daß ich nicht absichtlich darauf ausgegangen bin, dem Schalle jener unmelodischen Concerte bis in das Dunkel vergangener Jahrhunderte nachzufolgen. Es war vielmehr ein ganz anderer Gegenstand, dem ich nachspürte, indem der in heutiger Zeit an die Bischöfe häufig ausgesprochene Wunsch, sie möchten Diöcesansynoden halten, mich auf den für einen in dem politischen Treiben der Gegenwart absorbirten Abgeordneten kühnen Gedanken brachte, eine Schrift über den eben erwähnten Gegenstand zu verfassen. Für meine Arbeit, die ich bald dem Publikum vorlegen zu können hoffe, fand ich außer in der Sammlung deutscher Concilien von Harzheim ein besonders reichhaltiges Material in den von Martene in seinem Thesaurus novus Anecdotorum herausgegebenen franzö-

sischen Diöcesanstatuten, und in diesen: Verbote der Katzenmusiken. Die erste Stelle der Art, welche mir unter die Hände kam, war ein Statut der Kirche von Eu vom Jahre 1468 (*Martene*, Tom. IV. 505), welches also lautet: „Die Mummereien, französisch Charivari, werden für die Zukunft unter der Strafe der Excommunication und von hundert Sous verboten (Larvaria, Gallice *Charivari*, de cetero fieri prohibentur sub poena excommunicationis et centum solidorum).“ Ich war sehr begierig, andere Stellen zu finden, welche eine etwas nähere Charakteristik dieser Mummereien böten; nach einigem Suchen traf ich mehrere an, welche vollständig dazu ausreichen, um die Bedeutung des Charivari für jene Zeit festzustellen. —

Unter den Statuten der Kirche von Avignon findet sich eines vom Jahre 1337 (*Martene* IV. 560. cap. 4.), welches die merkwürdige Ueberschrift führt: „Gegen diejenigen, welche das Spiel, welches Charivarit heißt, treiben, oder anderes Geschrei bei der Feier der Ehe erheben (Contra facientes ludum, qui vocatur charivarit, vel alias vociferationes in solemnisatione matrimonii). Die Verordnung selbst enthält Folgendes: „Mit Schmerzen und noch neuerdings haben wir vernommen, daß in der Stadt und Diöcese Avignon ein verwerflicher, verderblicher und höchst verbrecherischer Mißbrauch bis zu einem solchen Grade angewachsen ist, daß die Ehebündnisse, welche die Gunst jedweder Freiheit genießen sollen, nicht ohne Tumult, Aergerniß und Gefahren in den Kirchen gefeiert werden können. Denn, während in den Kirchen die Ehebündnisse der Gläubigen und die Einsegnungen der sich Verheirathenden gefeiert werden, stoßen verbrecherische Menschen gegen Bräutigam und Braut und gegen die Umstehenden ein Geschrei aus, zerbrechen die Stangen und Lampen, bringen schändliche und unanständige Worte vor, tadeln und verachten die Kirche und ihre Diener, indem sie abscheuliche und verwerfliche Spöttereien sich erlauben und in obscönen Spottweisen über dieses Sacrament zum Aergerniß vieler Gläubigen sich auslassen.

Dann, indem sie zu dem Früheren noch Uebleres hinzufügen, nehmen sie, wenn die Neuvermählten nach ihrer Wohnung geführt werden, nach Art der Räuber mit Gewalt Sachen aus ihrem Hause und erpressen dafür Lösegelder, welche sie zu unanständigen Schwänken und Trinkgelagen, die sie nach ihrer Redeweise Malprofiech *) nennen, verwenden. Wenn es sich aber ereignet, daß Männer oder Frauen zum zweiten Male sich verloben und sich mit einander ehelich verbinden; dann treiben Jene, indem sie die entweihenden Spottreden über das Sacrament vervielfachen, schändliche Spiele, welche sie — damit wir uns ihrer für ehrbare Lippen freilich mißfälligen Worte bedienen — Chalvaricum nennen (faciunt ludos obnoxios, quos ut eorum verbis contra honestatis labia utamur inplacidis nominant *chalvaricum*). Hieraus entsteht oft Streit und Haß, ja bisweilen sind Verwundungen und Tödtungen die Folge davon." —

Ersieht man aus diesem Statut die Beziehung des Charivari auf die zweite Ehe, so geht gerade dieß als die eigentliche Bedeutung desselben aus vielen andern Stellen hervor. So sagt unter Anderm der Bischof Hugo von Berry in seinen im Jahre 1338 erlassenen Synodalstatuten (*Martene* IV. 654): „Da nach dem Ausspruche des Apostels die Frau nach dem Tode ihres Mannes von dem Bande mit demselben gelöst ist und freie Macht hat sich im Herrn zu vermählen, an wen sie will, so soll sie, wenn sie von der ihr von dem Apostel gegebenen Gewalt Gebrauch macht, darum keiner Beleidigung ausgesetzt seyn. Wir verbieten daher durch dieses Statut, daß Keiner, welchen Geschlechtes oder Standes er sei, in unserer Stadt oder Diöcese es sich herausnehme, zum Spott und Hohn der zum zweiten Male sich Vermählenden oder eines

*) Das Wort Malprofiech ist die Bezeichnung des Lösegeldes; Mal ist so viel als Census (man erinnere sich an Malpfennige) und Profiech und Profiach die provençalische Form für Proficuum. Vrgl. *Du Cange* s. v. Proficuum.

von ihnen, jenes schändliche Spiel (ludus iniquitatis), welches in der Volkssprache Charavall genannt wird, zu treiben." Daß man es hier mit einem Crawall zu thun hat, ist auf den ersten Blick ersichtlich, damit aber zugleich klar, daß dieses Wort nicht erst den Hanauern, wie man hier in Frankfurt allgemein annimmt, seinen Ursprung verdanke. Jene böswilligen Neckereien müssen bisweilen so weit gegangen seyn, daß manche verwittwete Personen bloß deßhalb Bedenken trugen, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Hiervon und von den daraus für die Sittlichkeit hervorgehenden nachtheiligen Folgen nahmen die beiden Generalvicare, welche für ihren abwesenden Bischof, Johann von Melun, im Jahre 1365 eine Diöcesansynode hielten, ebenfalls die Veranlassung, den ganzen Unfug zu verbieten. Sie sprechen in dem deßhalb erlassenen Statut (*Marlene*, IV. 923.) von den Beleidigungen, Spottliedern und Pasquillen (carmina, libelli diffamatorii), die während der Sponsalien gegen die sich Vermählenden in der Volkssprache abgesungen zu werden pflegten, bis die Verspotteten sich mit Geld losgekauft hatten; auch hier wird für diese nächtlichen Spiele (noctivalia) der Name Charivari gebraucht. Eben diese verbietet mit Beziehung auf eine frühere, wie es scheint, verloren gegangene Verordnung der Bischof Evenus von Trecas in einen Synodalstatut vom Jahre 1365 in zwei verschiedenen Kapiteln und nennt sie das eine Mal: Charivari, das andere Mal: Chelevalet (*Marlene* IV. col. 1118. 1119. c. 2. c. 8.). Wie allgemein aber die Sache im Schwange war, geht daraus hervor, daß durch Synodalstatuten in der Diöcese Amiens (*Marlene*, Amplissima Collectio. Tom. VII. col. 1271.) sogar den Priestern die Mummereien oder Charivaris nebst den dabei üblichen Gelderpressungen bei Gelegenheit der zweiten Ehen untersagt werden mußten.

Aus allen diesen Stellen und vielen andern, die bei *Du Cange*, Glossarium mediae et infimae latinitatis gesammelt sind, geht ohne allen Zweifel hervor, daß in der Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts das Charivari in Frank-

reich eine ganz unmittelbare Beziehung zur zweiten Ehe, und zwar vorzugsweise der Wittwe gehabt hat. Insbesondere erhellt dieß aus dem oben angeführten Avignonesischen Synodalstatut, in welchem auch bei den nachfolgenden Strafbestimmungen Diejenigen, welche das Spiel Chalvaricum treiben, von Denen unterschieden werden, welche bei der Eingehung der ersten Ehe sich durch Lärm und Hinwegnehmen der Sachen der Neuvermählten (pignora sponsi et sponsae) schuldig machen. Ausdrücklich sagt aber auch Johannes de Garonibus (in rubr. d. sec. nupt. bei *Du Cange* s. v. Charavaritum), ein Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, daß das Charivari, dem er den wunderlichen Namen Capramaritum gibt, nicht Statt finde. Für jenen Fall erhielt es sich aber auch in späterer Zeit, und es blieb, wie *Thiers*, Traité sur les jeux (1688) bemerkt, die Sitte bestehen, daß man sich loskaufte, wie er sich ausdrückt: en donnant quelque chose à la canaille. —

Was nun aber das Spiel selbst betrifft, so mögen hier die einzelnen Merkmale desselben kurz zusammengefaßt werden: Es gehört erstens dazu, daß die Theilnehmer an dem Charivari vermummt erschienen; zweitens diese vermummten Leute erhoben einen großen Lärm und Geschrei, wobei man sich allerhand verschiedener Geräthschaften, namentlich der Kessel bediente; drittens mußte sich das verspottete Ehepaar loskaufen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Charivari mit ganz ähnlichen Concerten, wie sie in England unter dem Namen Marrowbones and cleavers vorkommen und in Bayern unter der Bezeichnung „Haberfeld“, oder „Treiben in's Haberfeld“ bekannt sind, zusammengehört. Meine Ansicht über diese Sache, welche ich nächstens ausführlicher zu entwickeln beabsichtige, ist die: Da die kirchlichen Verbote über die Charivari's keineswegs isolirt, sondern vielmehr im Zusammenhange mit anderen gegen Vermummungen, Tänze, Gesänge und [illegible]

mancherlei Spiele stehen, diese aber ohne Zweifel wegen heidnischer Vorstellungen und Erinnerungen, welche sich an sie knüpften, von der Kirche nachdrücklichst untersagt wurden, so dürfte auch das Charivari aus allerhand heidnischen Gebräuchen, insbesondere aus den die Umzüge der Götter nachbildenden und ganz vorzüglich bei den Hochzeiten üblichen Maskenspielen seinen Ursprung genommen haben. Auch in Betreff des Haberfelds glaube ich einige nicht undeutliche Spuren in dieser Hinsicht nachweisen zu können. Was aber das Verhältniß des Charivari, als eines Spottconcertes, zur zweiten Ehe anbetrifft, so scheint dieß Folgendes zu seyn. Bei der Feier einer Ehe zweier sich zum ersten Male verheiratheten Personen gelang es der Kirche, indem sie die Benediction vorschrieb, leichter Vieles von jenem Unfug zu beseitigen; da aber die zweiten Ehen nicht eingesegnet und damit von der Kirche selbst wenigstens nicht empfohlen wurden, so war hier um so mehr jenen Spielen freier Raum gelassen, und somit auch zugleich der Verspottung der Neuvermählten die Thür geöffnet. Hatte aber einmal das Charivari diesen Charakter angenommen, so war dessen Anwendung auf andere Fälle von selbst gegeben.

Diese Andeutungen mögen einstweilen genügen, um für eine Sache, die in unserer Zeit eine nur zu praktische Bedeutung gewonnen hat, ein wissenschaftliches Interesse anzuregen.

G. Phillips.

## XXVII.

### Kabinetsſti

Die älteſte bekannte Charte findet
Schrift. 1 Machab. XIV, 42 — 45.
rechten denjenigen Umfang, ohne welchen
Fiction wird. Dieſe Charte lautet: „
Prieſter willigten ein, daß Simon ihr Fü
wäre auf immer, bis ein glaubhafter Prop
ſtände, und daß er Fürſt über ſie wäre u
das Heiligthum (hier noch höchſte Oblieg
Amtes) und Vorſteher beſtellte über ihre
Land, über die Waffen, über die Feſtunge
Heiligthum ſorgte, daß Alle ihm gehorcht
Namen alle Urkunden im Lande geſchriebe
er Purpur und Gold trüge. Und keinen
von den Prieſtern ſoll es erlaubt ſeyn, etn
ben und ſeinen Befehlen zu widerſprechen
chen), oder eine Verſammlung im ...

Wir lesen es Deuteron. XVII, 14—20.: „Wenn du in das Land kommst, das der Herr, dein Gott, dir geben wird, und du es besitzest, und darin wohnest, und sprichst: Ich will einen König über mich setzen, wie alle Völker haben ringsum; so sollst du jenen setzen, den der Herr dein Gott erwählen wird aus der Mitte deiner Brüder. Du sollst keinen Mann eines andern Volkes zum König machen können (Salisches Gesetz), der nicht dein Bruder ist. Und wenn er gesetzt ist, soll er nicht viele Rosse halten, und das Volk nicht zurückführen nach Aegypten, auf die Zahl seiner Reiterei stolz; zumal der Herr euch geboten hat, daß ihr nicht mehr denselben Weg zurückzieht. Er soll nicht viele Weiber haben, die sein Herz an sich ziehen, noch übermäßigen Schatz von Silber und Gold. Und wenn er nun sitzt auf dem Throne seines Reiches, soll er sich dieses wiederholte Gesetz in ein Buch schreiben und die Handschrift von den Priestern des Geschlechts Levi nehmen; und soll es bei sich haben und darin lesen alle Tage seines Lebens, auf daß er fürchten lerne den Herrn seinen Gott, und seine Worte und seine Vorschriften halte, die im Gesetze geboten sind (somit Gottesfurcht aller, auch der Staats-Weisheit Anfang!); auch soll sein Herz nicht hoffärtig sich erheben über seine Brüder, und er soll nicht abweichen, weder zur Rechten, noch zur Linken, auf daß er lange herrsche, er und seine Söhne, über Israel."

Bemerkenswerth aber ist der Zustand des Volkes und Reiches unter der Herrschaft eines Regenten, den die Charte mit solcher Gewalt ausrüstete, wie es mit Simon der Fall war. Hierüber liest man: „Das ganze Land Juda hatte Ruhe, so lange Simon lebte. Er suchte das Beste seines Volkes, und seine Herrschaft und sein Ruhm gefielen ihnen die ganze Zeit. Zu all seinen rühmlichen Thaten kam auch, daß er Joppe zu einen Hafen nahm und sich einen Weg zu den Inseln des Meeres bahnte. Er erweiterte die Gränzen seines Volkes und bemächtigte sich des Landes. Er brachte viele Gefangene zusammen, und eroberte Gazara, Bethsura und die Burg, schaffte

gab dem Land Frieden, und Israel frei
Jeder saß unter seinem Weinstock und F
mand schreckte sie. Die sie bekämpften
schwunden; die Könige waren gedemüthig
war die Stütze aller Armen seines Volkes
setz und vertilgte jeden Gottlosen und Bös
Heiligthum und vermehrte die heiligen Ge

---

Diderot stellt irgendwo in seinem Leb
hebenden und trostreichen Satz auf: „der
zwischen dem Menschen und seinem Hund
Der Philosoph dürfte sich doch irren. Ist
gesunken, um hierin wirklich den einzigen Un
nen, dann nimmt der Hund einen noch höh
er; dieser bewahrt seinen friedfertigen Ins
der Treue; was aber schützt jenen, daß n
Tigers sein Inneres durchtobe? — Man d
riche vom Berg und die Guillotine, an die L
und an Lichnowsky, Lambera, Latour!

## XXVIII.

### Erinnerung an Friedrich von Kerz.

Am ersten Tage des gegenwärtigen Kirchenjahres ist Friedrich von Kerz in München, 85 Jahre alt, hinübergerufen worden, um das Advent in einem höhern Leben zu feiern. Wir wollen an seinem Grabe, so lange es noch frisch ist, eine kleine Erinnerung niederlegen.

Er empfing seine erste Bildung in der bekannten Militärakademie — Carlsschule — zu Stuttgart, wo in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Schiller sein älterer Studiengenosse war. Oft sprach er von der Tüchtigkeit der dort angestellten Lehrer und von der Trefflichkeit der daselbst beobachteten Schulordnung. Dort legte er den Grund zu jenen präcisen Kenntnissen in der Mathematik, den Militärwissenschaften und der Geschichte, welche ihm später so sehr zu Statten kamen. Diese Kenntnisse, verbunden mit durchdringendem Verstand, mit Geschäftstüchtigkeit und einer empfehlenden Persönlichkeit, bahnten ihm schnell den Weg zu einer ansehnlichen Stellung in der bayerischen Armee. Er erhielt als Stabsoffizier vom Churfürsten Carl Theodor nicht selten persönliche Beweise besonderer Hochachtung. Gleichwohl fand er sich unter dessen Nachfolger am Ende des vorigen Jahrhunderts veranlaßt, den Militärstand gegen eine diplomatische Thätigkeit zuerst in Wien, später in Paris zu vertauschen. So durchlief er eine reiche

nehmen seyn, die Wege zu verfolgen, a
über Schlachtfelder und diplomatische B
der Kirche geführt wurde. Wir müssen
über den ersten Abschnitt seines Lebens
kirchlich [illegible] mehr a
geben. Wir erinnern uns, daß er öfte
den Anfang seines Lebens erst von der
ganzer Seele Christ geworden sei. Wer
wollte, dürfte die göttliche Gnade als
nicht vergessen.

In der kirchlichen Literatur machte e
1810 durch seine Schrift: „Ueber den
der Reformation, besonders in Hinsicht
Europäischen Staaten-Systems. Deutschla
Es gehörte in jener Zeit Muth dazu,
mit solcher Entschiedenheit zu vertheidigen
Buche geschieht. Dasselbe hat aber auch
Reformation von einer bis dahin wenig b
lich von Seiten ihrer Einwirkung auf die
Staat betrachtet zu haben. Eine Aeußerun
gerade jetzt wieder zu erwägen seyn: „M

gen, ob auch die Enkel einst unsere Besonnenheit preisen oder unsere Unklugheit beklagen sollen." In gleicher Weise zeugt für die muthige Entschiedenheit des Seligen in Vertheidigung der von ihm erkannten Wahrheit seine Bearbeitung des Werkes von Dallas über die Jesuiten: „R. C. Dallas über den Orden der Jesuiten. Düsseldorf 1820. Beilagen und Nachträge dazu. München 1821. Lentner *). Diese Apologie des Jesuitenordens gehört sicher zu den gediegensten. Die militärische Verfassung jenes Ordens mag auf den die Consequenz und Präcision liebenden Geist von Kerz vorzüglichen Eindruck gemacht haben. Die katholische Literaturzeitung, welche er vom Jahre 1824 an in Landshut, später in München, und zwar anfangs allein, vom Jahre 1835 an aber mit v. Besnard herausgab, trug viel zur Verbreitung eines ruhigen, besonnenen Eifers für katholisches Wissen und Leben bei, wenn auch nur für die Gegenwart.

Dagegen hat der Selige nicht bloß für jetzt, sondern auch für die Zukunft gewirkt in der Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu Christi von Stolberg.

Tausende von christlich gesinnten Freunden geschichtlicher Lectüre haben durch dieses Werk nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amerika vertraute Freundschaft mit dem Verfasser geschlossen. Niemand hat es in der Hand gehabt, der nicht erkannt hätte, daß ein frommer und zugleich mächtiger Geist darin die Ereignisse unter seine Gewalt genommen habe, und daß eine klare, frische Darstellung leichten Ueberblick selbst über verwickelte Ereignisse gewähre. Einige biographische Schilderungen werden den Lesern unvergeßlich bleiben, z. B. der heilige Benedikt, Ansgarius u. A. Getadelt hat man dagegen, daß zu viel von der Profangeschichte in die kirchlichen Ereignisse gemischt sei und dadurch das Werk zu umfangreich werde. Diesen Tadel voraussehend, erklärte sich der Selige (Bd. XX,

---

*) Im Jahre 1822 erschienen von ihm ausgewählte Predigten Massillon's, zu dem er eine große Zuneigung hatte, in Uebersetzung.

g...ungvjvunen stürzten, und auf ihren
men und neue, bisher unbekannte Ver
denen die Lehren und Maximen des Ev
lage dienten . . . . . als ferner ein ein
. . . . . die wildesten Völker zähmte, u
sanften Joche des Evangeliums unterwar
Gewerbe lehrte und Gesetze und Einricht
einen geordneten bürgerlichen Socialzusta
der Große, nachdem er dreißig Jahre ge
reich gefochten . . . . . . in ihrem Land
Römer Kastelle . . . ., sondern Bisthüm
erbaute und christliche Schulen errichtete;
einem falschen Propheten entstellte oder ge
che, eine einzige, von grübelndem Stolze
. . sogleich ganze Nationen in die größte
bisweilen sogar Thron- und Staatsrevo
hatte; — und als endlich auch auf der a
dem Weltregimente mit ewiger Weisheit
in deren Plan kein, von ihr nicht vorherge
artig sich eindringen kann, selbst die wich
ganzer Reiche, und den unerwartetsten W
eintreten ließ ...

meine Menschen- und Staatengeschichte auf, oder richtiger gesprochen, die Weltgeschichte wird für den sinnigen, christlichen Geschichtforscher eine beinahe ununterbrochene, in allen ihren Theilen harmonisch fortlaufende und oft in ihrer größten Erhabenheit sich kund gebende Geschichte der Religion Jesu" *).

Ueberall zeigt sich Fr. v. Kerz in diesem Werke als getreuen Sohn der Kirche, und wenn er, der so entschiedene Vertheidiger des römischen Primates, in einem der späteren Theile das Verfahren von Gregor VII. gegen Heinrich IV. mit Nachdruck mißbilligte, so geschah dieses, weil ihm nach seiner unter vielem Gebete ausgebildeten Ueberzeugung jenes Verfahren mit dem Gesetze der christlichen Liebe unvereinbar schien.

Es gibt wahrscheinlich wenige Erscheinungen der kirchlichen Literatur, welche unter so anhaltenden Uebungen der Andacht entstanden sind, wie die Fortsetzung von Stolberg's Religionsgeschichte. Kerz war ein Mann des Gebetes und der Betrachtung. Der Schreiber dieser Zeilen war öfters davon Zeuge, wie bei der bloßen Erwähnung der Führung Gottes Thränen über seine Wangen flossen. Gränzenlose Herzensgüte gegen alle Geschöpfe Gottes, selbst gegen Thiere, eine tiefgegründete Dankbarkeit gegen die Gnade Gottes, verbunden mit unbeugsamer Festigkeit in der Behauptung des von ihm für wahr Gehaltenen, waren die hervortretendsten Züge seines Charakters.

Die letzten drei Vierteljahre seines Lebens war der mit einer ungewöhnlich rüstigen Gesundheit gesegnete Greis, der bisher von Krankheit wenig erfahren hatte, an's Bett gefesselt, ließ sich aber bis auf die letzten drei Wochen dadurch nicht abhalten, an seinem Werke täglich fortzuarbeiten. Sein Andenken ist allen ehrwürdig, die ihn näher gekannt haben.

*) Mehrere Parthien, in welchen Heereszüge vorkommen, z. B. bei Carl dem Großen, in der Geschichte der Kreuzzüge, möchten jedem Geschichtschreiber nützlich seyn als Urtheile von einem der Strategie Kundigen.

## XXIX.

### Literatur

**Weihnachtskränze** aus Dichtungen al
hunderte. Gesammelt und geordnet von
Löcker, Kapitular von Kremsmünster.

Es wird einer wahrhaft guten Sache
wenn wir diese Weihnachtskränze dur
in unsern Blättern in weitern Kreisen beka
in einer Zeit, wo so viele ungläubig fra
auch von einem Kloster oder einem Ordensn
kommen?" Schon was zu ihrer Samm
gab, ist ein sehr liebens- und lobenswür
An einem Orte, wo mit Ausnahme sehr we
Christbaum etwas Unbekanntes war, w
der auf eine sinnige Weise diese schöne Sit
seit 1842 auf eine für Kinder ungemein
arme Kinder besonders

Menge gewählten in dieser Sammlung in drei reiche volle Kränze geordnet dar.

Wie das Unternehmen, dem die Sammlung ihren Ursprung verdankt, so ist auch der Zweck ihrer Herausgabe ein durchaus beifallswerther. Werden doch nicht selten so ganz eitle, ungehörige Gegenstände ohne alle Beziehung auf die hohe Bedeutung des Weihnachtsfestes als Christgeschenke geboten! Vorliegendes Buch eignet sich nun sehr zu einem passenden Christgeschenke, wodurch die damit Begabten das Gefühl des großen Bedürfnisses nach Erlösung und die Größe und das Glück des Heiles, so uns durch Christus geworden, recht kennen und fühlen lernen. „Endlich", hofft Hr. F., „veranlasse ich vielleicht hiedurch manchen meiner Amtsgenossen, sich selbst und seinen Zöglingen, namentlich den ärmern unter ihnen, die Freuden solch eines gemeinsamen Christbaumes zu bereiten; aber nicht alle sind wohl in der Lage, sowohl was Zeit als Hülfsmittel betrifft, sich hiefür einen hinreichenden Vorrath geeigneter Declamations- und Gesangstücke selbst zu sammeln; solchen dürfte also die Sammlung besonders erwünscht seyn." (Seite VII Vorrede.) Mit Recht bemerkt er zudem schon früher (Seite VI), daß an und für sich schon eine wohlgeordnete Zusammenstellung so mannigfaltiger schöner Dichtungen aus so verschiedenen Zeiten und Ländern über einen und denselben Gegenstand, insbesondere über den hier behandelten für Freunde der Literatur, namentlich der religiösen Poesie, nicht uninteressant seyn dürfte.

Gewidmet ist das Werk der Frau des Erzherzog Reichsverwesers und allen deutschen Müttern. Hören wir, wie er im Weihgedichte an die „erste deutsche Frau", die Bedeutung der deutschen Farben darlegt:

„Freiheit, jene wahre, echte
Perle in der schwarzen Meeresfluth
Unsrer ird'schen Lebensnächte,
Jenen Demant, der im Dunkel ruht,
Finden in dem eignen Herzensschacht,
Schauen in beglückter Stunde:
Menschenwürde frei von Kerkernacht,
Lehrt die heil'ge Weihnachtstunde.

Einheit, deutschen Volkes Streben,
Unsrer Tage ernstes Losungswort!
Soll ein deutscher Dom sich heben,
Der auch dauert durch Jahrhundert fort,
Daß dort unter seiner Zinne Gold
Himmelsfrieden Jeder finde,
All vereint zum Goldring wunderhold,
Lernt die Kunst vom Weihnachtkinde."

Die große Sammlung von einunddreißig
2 fl. 24 kr.) enthält in anziehender Abwechslu
Neues, Originalien und Uebersetzungen, Anmut
habenes, Kirchenlieder und Gaben aus berühm
Dichtern, auf sinnvolle Weise in drei Kränze ab
Christkind, von der Christfeier, vom C
Was immer auf die Geburt Jesu Bezug hat
gemüthlichen, würdigen Feier derselben beiträgt
gutgewählte Dichtungen dargestellt. Im ersten
und Sehnsucht der Welt nach einem Erlöser, Ve
burt u. s. w; dann was das Christkind den ar
vom Himmel mitgebracht, wie es jährlich zu
kommt und was es da Gutes und Schönes mit
da oft wunderbar Rettung und Heil spendet

und Voranstalten (zum Christbaum), der Christbaum selbst — seine Symbolik, Jubel dabei, Jugenderinnerungen bei ihm, besondere Liebesbeweise rings um den Christbaum zwischen Freunden und in Familien und gegen die Armen; für die vergessenen Armen — des Himmels Christbaum. Von den heiligen Vätern und Kirchenschriftstellern haben Ambrosius, Ephräm, Fortunatus (gest. 600), Prudentius, Sedulius in guten Uebersetzungen hier Aufnahme gefunden; manches Schöne ist aus altdeutschen Kirchenliedern, aus Tauler, Spee, Angelus Silesius, Paul Gerhard genommen; aus den neuern und neuesten Zeiten sind Arndt, Clemens Brentano, Claudius, Denis, Eichendorf, Franz Agnes, Gellert, Jakobi, Kerner, Klopstock, Graf Platen und Pocci, Rückert, Schenkendorf, Stolberg, Tieck, nebst einer Menge anderer Dichter, wie Schwab, Seidl und Spitta vertreten. Uebersetzungen finden wir aus dem Syrischen, Altdeutschen, Englischen, Italienischen, Spanischen.

Es ist wohl kein liebliches, berühmtes Weihnachtslied ausgelassen.

Schade ist, daß der Entfernung des Herausgebers vom Druckorte wegen ziemlich viele Druckfehler eingeschlichen sind.

Mit diesen Weihnachtskränzen und dem Christbaume von Beda Piringer hat denn das herrliche Benedictinerstift Kremsmünster in Oesterreich ob der Ens dem christlichen Publikum sehr werthvolle Gaben dargebracht. Möge der Sturm der Zeit die Klöster in Oesterreich zwar reinigen, wo und wie sie es bedürfen, aber nicht in ungerechter Willkür aufheben, da sie noch immer zum Wohle der Kirche und des Staates, für Erziehung und Bildung mit Segen wirken können und theilweise auch wirken!

## XXX.

### Frankfurt und Deutschland, die Gru
### der bayerische Adressenstu

Der Wirrwar, die Rathlosigkeit, die Ze
Zwietracht und Erbitterung in Frankfurt sind
sen in dem Maße, als das Werk der Reichsv
ner Vollendung sich nahen und Deutschland di
Vertrauens in die Gesendeten genießen sollte.

Was bereits die ganze Welt wußte, w
sich noch in der Paulskirche verheimlichte, daß
lung ihre Aufgabe mißverstanden, daß sie, indem
Seiten hin über ihren natürlichen Beruf hina
in selbstmörderischem Parteihader zerfleischte,
und einiges Deutschland schuf, wohl aber ihre eig
der Macht mißachteter Thatsachen abnützte und
die Dinge nicht zum Besseren sondern zum Schl

weiß, während ihr die Macht fehlt, mit dem Schwert den Schicksalsknoten zu durchhauen.

Wohl eilt die Zeit in Sturmschritt! aber die rächende Nemesis folgt ihr auf dem Nacken. Wie schnell hat sich der Fortuna Rad gedreht! Sie, die noch eben erst die Leiche des Bundestages mit Fußtritten übermüthig verhöhnten, haben sich heute schon ausgelebt, und müssen zu ihrer Demüthigung an ihrer eigenen Schwäche und Ohnmacht erkennen, daß sich das wirkliche Leben und seine Bedürfnisse, daß sich bestehende, in der Natur der Völker und Staaten seit Jahrhunderten wurzelnde Verhältnisse wohl in Augenblicken der Aufregung vorübergehend vergessen und übersehen, aber nicht auf die Dauer ungestraft verkennen und mißachten lassen. In ihrer gegenwärtigen Rathlosigkeit müssen sie sich es nun wohl eingestehen, daß es sich um den parlamentarischen Absolutismus unserer Zeit, der sich im Dünkel seiner Unumschränktheit über Alles hinaussetzt, etwas gerade so Gebrechliches und Vergängliches ist, wie um den fürstlichen Despotismus. Der eine wie der andere ruft die Reaction — der beleidigten Natur und der mißachteten göttlichen Gesetze über kurz oder lang zu einem Vernichtungskampfe gegen sich auf.

Damals, es sind nur wenige Monate vorüber, als der Abgeordnete für Bayern, E. v. Lasaulx, die Vertreter des deutschen Volkes daran erinnerte, daß nur Einer im Himmel und auf Erden in Allem und Jeden souverain sei, daß dagegen jedes endliche Wesen, und somit auch die versammelten Väter der Paulskirche, nur eine beschränkte, ihnen zugewiesene Souverainetät beanspruchen könnten; als er ihnen weiter warnend vorhielt, daß Jeder, der diesen Kreis der ihm zukommenden Souverainetät überschreite, sich dadurch des Raubes an fremder Souverainetät, an fremdem Recht und fremder Freiheit schuldig mache, und somit die eigene Berechtigung untergrabe und vernichte: da lächelten die kleinen, selbstzufriedenen souverainen Götter der „Constituirenden“ über solche Beschränktheit vor-

getäuschten Erwartungen und erfolglosen Beschlü
ehrenvolles Ende ohne harten, verderblichen Tode
findig machen. Und wie die Aerzte es halten
Kranke nach vielen Salben und Pillen im Vers
wie es die Feldherren nach einer verlorenen Schl
Flucht zu thun pflegen: so hadern nun auch die
Baumeister des Domes deutscher Freiheit und Ei
Kaiserstadt am Main; Einer schiebt dem Andern
des gemeinsamen Mißgeschickes zu, da sie endlich
der kreisende Berg keinen Barbarossa, kein großes,
starkes, nach innen freies und einträchtiges Deuts
dern nur größere Schwäche, ärgere Verwirrung
vollere Zwietracht gebären will.

Schon während der Verhandlungen über Ga
gramm sagte Raveaux dem gesetzgebenden Rathe
„Sie werden nichts schaffen! Sie haben das Ver
Völker und den Respekt der Regierungen eingeb
erinnert sich nicht hiebei der Worte, die derselbe
Eröffnung des Frankfurter Tages sprach, als der
Münster, auch ein Anhänger vormärzlichen
bens, sich einfallen ließ, die hohe Versammlung
ihr Werk, wie es bei heidnischen und

und nicht zum Beten." Die hohe Versammlung hat in den darauffolgenden Monaten nun allerdings ihre Zeit nicht mit überflüssigen Gottesdiensten, mit zu vielem Beten, Fasten und Abtödten verloren, während sie sich im Reden, Interpelliren und Decretiren um so verschwenderischer zeigte; dafür hat aber auch ihrem Wirken und Handeln der Segen eben jenes Gottes gefehlt, den sie in der Paulskirche so oft verläugnet und gelästert haben, ohne daß ein Murren sittlicher Entrüstung aus der Mitte dieser souverainen Gesetzgeber das Gewissen und die Ehre unserer Nation gegen solche Vorkommenheit gewahrt hätte.

In ähnlicher trostloser Weise ließ sich ein anderer Sprecher der „thatkräftigen" Linken über das vereitelte Werk der Versammlung vernehmen. Wir meinen den Gießener Professor in naturalibus, der auch in der Natur und ihrem geheimnißvollen, geräuschlosen Keimen, Knospen, Grünen, Blühen und Fruchtbringen keine friedliche, wohlgeregelte Metamorphose; keine stetige, stufenweise Entwicklung nach göttlichen, ihr eingepflanzten Gesetzen; keine Spur einer zusammenwirkenden Unterordnung und Ueberordnung, einer höheren, göttlichen Harmonie gewahrt, sondern überall nur gleichheitliche, atheistische Volkssouverainetät und Krawall, Gewaltthaten und Sprünge, Meuterei und Rebellion, Barrikaden und Jacobiner-Mützen, Guillotinen und Laternenpfähle, Emeuten, Revolution und eine zuchtlose, demokratische Anarchie erblickt, die von Seele und Geist, von einem Höheren und Göttlichen und seinen ewigen Gesetzen in ihrer Blindheit und Versunkenheit nichts weiß. „Euer Mühen ist vergeblich", sagte ohngefähr Herr Vogt aus Gießen, „Ihr seyd in den Zauberkreis eurer ohnmächtigen Theorien gebannt, die nichts zu schaffen vermögen." Der „Thatkräftige" aber hatte dabei vergessen, daß gerade er und seine Gesinnungsgenossen es waren, die, von dem Gebrüll der Gallerien unterstützt, in der Versammlung seit neun Monaten das große Wort geführt, und sie zu so vielen verderblichen Beschlüssen hingerissen, welche sie mehr und mehr um ihr Ansehen

Freiheit und Einheit schleppen möchte, wie
kene Phantasie sie versteht. Jedenfalls hat
gefehlt, wenn Frankfurt und die Mainlust
schon in einen Zaubergarten der Circe umg
worin die souverainen Vergesener der vereinigte
staaten sich nach Fröbel'scher Philosophie in de
lüsten des Schlammes voll- und ausleben.

Ein dritter dieser „Volksmänner" endlich,
mann von Stuttgart, derselbe, der eine deutsc
sung „ohne Dach" will, damit Russen und
Bomben und Granaten in aller Gemüthlichkeit i
Bau auf breitester demokratischer Basis werfen
gleiche bittere Wahrheit mit den Worten ausge
Herren! wir nähern uns jetzt dem Stadium,
dem Berge steht."

Ja selbst die reichsministerliche Oberpostan
oder war es die rabiate, kleindeutsche Preußen-Zeit
bei jenen Verhandlungen in einem unbewachten
dem unbesonnenen Ausspruche hinreißen: man
an der „Constituirenden" die destituirenden Sym
Hippocratica.

Diese Grundrechte sind das Einzige, was die Versammlung nach so vielen Monaten im Gebiete der Gesetzgebung zu Tage gefördert. Allein, obschon sie nicht einmal als Grundrechte ein Ganzes bilden, da die hohe Versammlung, wenn sie gerade nichts Besseres zu thun weiß, immer noch neue Grundrechte für das gute deutsche Volk berathet; obschon nicht einmal die einzelnen Paragraphen dieser unvollständigen Grundrechte vollständig sind, da sie z. B. auf ein künftiges Gewerbsgesetz und Heimathsgesetz hinweisen; obschon ferner die ganze übrige Reichsverfassung, selbst in ihren allgemeinsten Umrissen — Staatenbund? Bundesstaat? Einheitsstaat? Erbmonarchie? Wahlreich? Directorium? Turnus? — obschon dieß Alles noch mehr als zweifelhaft ist, und daher Niemand sagen kann, ob diese Bruchstücke deutscher Grundrechte mit dem ganzen Gusse der künftigen Bundesverfassung harmoniren werden; obschon endlich diese Grundrechte in vielen Punkten in das innerste Wesen der Einzelstaaten, in ihre häuslichsten Landesangelegenheiten, in die Gemeinde und das Familienleben tief einschneiden: so hat die Constituirende und ihr Ministerium dieselben dennoch als unbedingt in allen deutschen Landen giltig publicirt, ohne die Einzelstaaten, ihre Regierungen und Stände, auch nur über die Möglichkeit, geschweige denn die Nützlichkeit der Durchführung mancher dieser Bestimmungen und Grundsätze zu befragen. Und dieß rücksichtslose, herrische Verfahren, das an russische Ukase und türkische Fermane erinnert, wird mit dem Lügenmantel der deutschen Freiheit und Einheit zugedeckt! Ein Hochverräther, wer sich diesem abgerissenen Capitel aus dem Codex der einzig und allein berechtigten Professoren und Advokaten nicht blind und unbedingt unterwirft!

In diesem Geiste drohte uns noch jüngst das Reichsministerium mit Einschreiten in geeigneter Weise, wenn wir diesen Fetzen einer noch ungeschaffenen Verfassung, der doch so Vieles in seinen Bereich zieht, was unbeschadet der deutschen Einheit und gerade im Interesse der deutschen Freiheit und des

deutschen Friedens und Wohlstandes den Einzelstaaten billig anheimgestellt bleiben sollte — nicht unbesehen als rechtsverbindlich anerkennen. Wehe über alle „undeutschen Particularisten", die es wagen sollten, diese aufgedrungenen „Freiheiten und Rechte" vorher zu prüfen und das, was aus Unkenntniß der Zustände ihrer Länder entsprungen ist, was für sie verderblich und zerstörend wäre, von dem auszuscheiden, was sich als wirklich heilsam und ausführbar erweist. Ein solches Unterfangen wäre Verrath an Deutschland, es wäre ein crimen laesae Majestatis populi Romani, nach jenem Grundsatze von der — jedem Bundesvertrag vorangehenden — Selbstherrlichkeit der constituirenden Nationalversammlung in Allem und Jedem, die da kann, was sie will, und durch ihre Decrete Berge ebnet und Thäler ausfüllt. Ihre Sache ist es ja, die Verfassung einzig und allein zu geben, und die Sache der Länder und Völker ist's, sich damit zurecht zu finden; denn nach dieser von Frankreich erborgten, alleinseligmachenden Staatsweisheit einer parlamentarischen Omnipotenz, die keine Vergangenheit und kein bestehendes Recht anerkennt, wie sie uns täglich von den Aposteln der rothdeutschen Republik und der kleindeutschen Erbmonarchie des Großpreußenthums gepredigt wird, müssen sich die Völker nach den Verfassungen, nicht aber die Verfassungen nach den Völkern richten.

Freilich gilt jene angedrohte, reichsministerliche Maxime von dem Einschreiten in geeigneter Weise nur gegen die kleinen Staaten, von denen Welker in der Reichsversammlung jüngst sagte: sie würden sich im voraus bereit erklären, auch „auf dem Kopfe zu gehen", wenn die verfassunggebenden Professoren und Advokaten es durch einen endgiltigen Reichsbeschluß von ihnen verlangen sollten. Für die Mächtigen, für die „Großstaaten" gilt ein anderer Maßstab; denn der Macht, der Nothwendigkeit gegenüber erkennt das Reichsministerium den Grundsatz der Vereinbarung an, den es der bloßen Gerechtigkeit und Billigkeit, wenn ihr nicht die Macht zur Seite steht, verweigerte. Allein auch für

diese Großstaaten gilt nicht einmal der gleiche Maßstab: die eigentliche Vereinbarung soll dem privilegirten Preußen vorbehalten seyn, sein Nichtanerkennen der Grundrechte wird daher einstweilen mit Schweigen übergangen; mit Oesterreich dagegen verfährt man nach dem Grundsatze der Veruneinbarung, weil das habsburgische Kaiserthum, „an Siegen und an Ehren reich", den „verfassunggebenden Kaisermachern" zu groß ist.

Ueber diese heillose Vermischung der Grundrechte mit der deutschen Sache, über diesen doppelten Maßstab Gagerns und seiner Genossen und die Verwirrung, welche die Grundrechte in den innern Angelegenheiten der Einzelstaaten anrichten, stand jüngst ein wahres Wort aus Frankfurt in der Allgemeinen Zeitung (Beilage Num. 61, 2. März): „Deutsches Volk, hüte dich! Allen Irrsalen, allen Zerwürfnissen, allen Bürgerkriegen geht die Begriffs- und Sprachverwirrung, der Sprachmißbrauch zu Parteizwecken voran. Dieser Mißbrauch wird jetzt namentlich getrieben mit den schönen Worten: die deutsche Sache. Man meint, indem man sie im Munde führt, die preußische Sache, die undeutsche Spaltung Deutschlands. Man meint damit die unbedingte Unterwerfung unter die Frankfurter Beschlüsse, während hiezu nur die kleineren Staaten sich bequemt haben oder geneigt zeigen, die größeren aber, Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover nichts davon wissen wollen, sondern auf dem Vereinbarungsgrundsatz bestehen. Oesterreich, Bayern, Hannover sind deßhalb Abtrünnige von der deutschen Sache und particularistisch. Preußen freilich nicht. Man hat Grund, es zu schonen und mißt es mit einer andern Elle. — Ferner die Grundrechte — auch sie sind die deutsche Sache und dabei kommt dieselbe Unwahrheit abermals vor. Die bayerische, die hannöverische Regierung sind undeutsch und particularistisch, denn sie wehren sich gegen die unbedingte Annahme der Grundrechte. Oesterreich — hinaus mit ihm! Wer möchte es noch in Deutschland haben wollen,

wer kann noch zweifeln, daß es die deutsche Sache verräth — es nimmt ja die Grundrechte nicht an. Preußen nimmt sie freilich auch nicht an. Allein davon ist man mäuschen still, oder Preußen ist in einer ganz andern Lage, es sind da andere Verhältnisse u. s. f. O der babylonischen Sprachverwirrung, der Verworrenheit und Unklarheit der Begriffe und Ansichten, der Verlogenheit in dem allen! Es sind dieß aber böse Anzeichen böser Zeiten."

Fragen wir nun aber, was sind, abgesehen von den Regierungen, oder wie man sich jetzt demokratischer Weise auszudrücken pflegt, abgesehen von den „dynastischen Sonderinteressen", die Folgen dieser einseitigen, voreiligen Publication der Grundrechte gewesen? Alle diese Freiheiten, die unserem Volke ohne irgend einen gesetzlichen Schutz gegen ihren Mißbrauch, der doch tagtäglich zum Himmel schreit, aufgedrungen werden, wie hat es sie aufgenommen? Armes, zerrissenes Deutschland! diese Lockspeise, die man den Besitzlosen und den Arbeitern im Weinberge der rothen Demokratie auf Abschlag, zur Auflösung der letzten conservativen und monarchischen Elemente hingeworfen, sie sind dir eine neue üppige Saat der Zwietracht geworden, die dir zwischen den einzelnen Ländern und Ständen Haß und Erbitterung als erste Frucht getragen.

Während ein Theil des Volkes, in guter oder schlimmer Absicht, nach dieser Magna Charta Germaniae mit gierigen Händen greift, und darin den Anfang einer besseren Zukunft begrüßt, weist ein anderer die dargebotene Gabe mit Abscheu, Zorn und Schrecken wie einen vergifteten Trank zurück.

Und gerade dort, wo noch nicht alle Begriffe von wahrer Freiheit und der Heiligkeit des Rechtes durch die zerstörenden Lehren der Aufwiegler und die rothe Wühlerpresse verwirrt sind; wo der moralische und ökonomische Haushalt sich noch nicht in eine abgehauste Lumpenwirthschaft verwandelt hat; „wo man noch nicht mit dem Spaten pflügt und mit dem Schubkarren erndtet"; wo es noch einen kernhaften Bürger-

und Bauernstand gibt, der die gute alte Sitte und den soliden alten Wohlstand nicht mit dem Flittergold des zuchtlosen neuen Nothstandes vertauschen mag: gerade dort erhebt sich aus dem gesundesten Kerne des Volkes der entschiedenste Widerspruch gegen diese „Zugrundrichtungs-Rechte“ oder „Grund-unrechte“, wie man sie hier nennt. Ein warnender natürlicher Instinct der Selbsterhaltung glaubt darin das zerstörende Gift des alten Rattenfängers zu schmecken, das wildes Feuer in die Adern gießt und die Knochen wie Calomel auflöst; unsere Bauern haben die Empfindung, als handle es sich hier nicht bloß um diese oder jene einzelne Bestimmung, sondern um ihre Freiheit und Selbstständigkeit in der Umfriedung ihres Hauses, um den Frieden und den geistigen wie leiblichen Wohlstand der Gegenwart, und das Loos ihrer Kinder in der Zukunft, kurz um Seyn oder Nichtseyn; darum sträuben sie sich mit Händen und Füßen gegen diese Mixtur aus der Frankfurter Parlaments-Apotheke.

Wir wollen hier nur eine dieser Stimmen anführen, wie sie sich zu tausenden aus dem Volke erheben. Und da Herr Riesser jüngst in der Frankfurter Reichsversammlung den „Ultramontanen“ in Bayern den Vorwurf machte, sie regten den Haß des Volkes künstlich gegen die Grundrechte auf, und da der Verfasser der Artikel der Allgemeinen Zeitung, die die Unterschrift C. A. M. (Carl Adolf Mebold?) führen, mit den einseitigen Münchner Correspondenten dieses Blattes „einer gewissen Presse“ vorwirft, sie mache Geschäfte mit der Gewerbefreiheit: so wollen wir einen hannöver'schen Bauern sprechen lassen, von dem jener alberne Vorwurf, als steckten die Ultramontanen dahinter, so wenig wie von Stüve und seinen Collegen gelten kann. Die sicherlich des „Ultramontanismus“ höchst unverdächtige Weserzeitung brachte jüngst dieß Schreiben eines Bauern aus Lüneburg, der sich über die Grundrechte in einer Weise äußert, wie die Herren Gagern und Vogt, Dahlmann und Wesendonk, Riesser und Edel, Kolb und Mebold es auch bei uns in Bayern auf jedem

Bauernhofe hören können. Der Mann spricht in seiner schlichten deutschen Einfalt, die sich das wahre Geheimmittel zur Gründung der deutschen Freiheit und Einheit nicht aus den französischen Kammern, Klubbs und Zeitungen und aus den Verfassungen aller Länder und Völker zusammengequakfalbert hat; er sagt:

„Manche Paragraphen der Reichsverfassung und der in dieselbe aufgenommenen und unzertrennlich mit ihr verbundenen Grundrechte des deutschen Volkes bedrohen unsere uns über Alles lieb gewordene bäuerliche Existenz, können und werden unsern Ruin herbeiführen, wenn sie in der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Fassung bei uns gesetzliche Kraft erhalten; und aus diesem Grunde würden wir von selbst gegen die Einführung dieser Paragraphen opponiren, wenn unser Ministerium leichtsinnig genug gewesen wäre, dieselben ohne vorangegangene Berathung mit unsern Vertretern als bindendes Gesetz zu publiziren. Wir haben einen großen Theil der Grundrechte für ersprießlich und heilsam erachtet, und wünschen ihn bei uns eingeführt zu sehen; wir verwahren uns aber in unserem Rechte, das, was von denselben unsern Ruin zur Folge haben muß, ausscheiden oder wenigstens für unsere Zustände anpassen oder umändern zu dürfen. Wir verweigern nicht die Opfer zu bringen, welche nöthig sind, um für ganz Deutschland Einheit und Gleichheit zu gründen in Gerichtsverfassung, Handelsgesetzen mit einerlei Münzen, Maßen und Gewichten, Gewerbeordnung, indirekter Besteurung, Zollwesen, Wehrverfassung und Allem, was zur Gründung eines kräftigen Bundesstaates nöthig wird, so weit dieselbe ausführbar, ohne daß wir unsere Selbstständigkeit als deutscher Volksstamm mit den uns lieb und theuer gewordenen Einrichtungen und Gewohnheiten aufzuopfern nöthig haben; sondern wir wollen diese Selbstständigkeit durch unsere Regierung gewahrt wissen, wir wollen unsere inneren Angelegenheiten wie die Beförderung unseres geistigen und materiellen Wohles mit unserer Regierung ohne Einmischung

einer Reichscentralgewalt selbst ordnen und vor Allem uns das Recht bewahren, die durch unsere Stände uns von der Reichscentralgewalt gemachten Vorschläge und Zumuthungen in Bezug auf unsere innnern Angelegenheiten berathen und verwerfen zu können: denn sonst möchten wir auf die eine oder die andere Art schlimmer tyrannisirt werden, wie es beim alten Bundestage je der Fall war. Wir zweifeln nicht, daß jeder deutsche Volksstamm dieselben Rechte für sich in Anspruch nehmen wird, wie wir. Unsere Regierung hat ebenfalls keineswegs erklärt, daß ihre Ansicht mit unseren hier ausgesprochenen Wünschen in Bezug auf die Einheit Deutschlands in Widerspruch stände, und das genügt uns. Möge sich Keiner über die eigentliche Volksstimmung bei uns täuschen; möge Keiner glauben, daß es ihm für die Dauer gelingen wird, uns Bauern in unserer Einfalt durch falsche Vorspiegelungen zu hintergehen; wir haben die Augen offen, um unser wahres Wohl genügend selbst erkennen zu können. Dieß ist Volksstimme; wer daran zweifelt, der mag die hier ausgesprochenen Ansichten in jeder Bauerschaft auslegen und darüber abstimmen lassen, dann wird er die Wahrheit hören, und die Stimme des eigentlichen Volks vernehmen."

Das ist die Stimme eines deutschen Bauern, gerichtet an die, welche „frei seyn wollen, und nicht einmal gerecht sind", und wie mich dünkt, liegt darin mehr gesunder Menschenverstand, mehr praktische Staatsweisheit, mehr Sinn für deutsches Wesen und deutsche Freiheit, als in manchen Reden und Beschlüssen unser fünfhundert verfassunggebenden Kurfürsten, die sich in Alles mischen und darüber nach Majorität entscheiden, was sie nicht kennen und nicht verstehen, und wozu sie keinen Auftrag erhalten haben.

Fragen wir nun aber, was die eigentliche Grundursache ist, daß die Frankfurter Versammlung, die unter so großen Erwartungen zusammentrat, nicht nur in ihren Grundrechten, sondern auch in all ihrem Wirken von einem wahren Fluche

des Mißlingens getroffen scheint und nach dem Verlaufe eines Jahres, zum Unheile Deutschlands, einem so ruhmlosen Ende entgegengeht. Wie mir scheint, hat sich mit ihr, wie mit der ersten französischen Revolution und deren Erben, dem korsischen Despoten, das uralte, einfältige, plattdeutsche Märlein: „Von dem Fischer un siine Fru“ wiederholt. Der Mann wohnte mit seiner „Fru, de Ilsebill, tosamen dicht an de See in'n Pisspott“, d. h. in einer Hütte, „stinkig un dreckig.“ Hier hatte der gute arme Fischer den Zauberfisch gefangen und ihn barmherzig losgelassen; dafür hatte ihm der dankbare Wunderfisch eine Gabe nach der andern für seine „Ilsebill“ gewährt, die ihre Forderungen aber immer höher und höher steigerte. Ihre Hütte, der elende „Pisspott“, hatte sich in einen schmucken Hof mit Hühnern und Enten verwandelt; daraus war dann ein glänzendes Grafenschloß mit goldenen Tischen und Stühlen geworden. Allein auch diese „Errungenschaft“ genügte der stolzen Fischerin nicht: „Mann, stah up, wi möten König warden över all dat Land.“ (Mann, steh auf, wir müssen König werden über all das Land.) Der gute Mann stand wirklich, gehorsam dem Befehle seiner Centralgewalt, auf, und der Fisch erfüllte auch diesen Wunsch. Und als er nun heimkam und seine Gemahlin sah, auf hohem Thron von Gold und Diamant, und Soldaten und Pauken und Trompeten, und wie sie Krieg begann und Waffenstillstand schloß und ihre Botschafter aussandte, und den Adel und die Fideicommisse abschaffte, und die Güter zertheilte und die Zunftbande löste und Kriegsflotten baute und Schoß und Steuer erhob: da meinte er in seiner Einfalt, all ihr Ehrgeiz sei nun befriedigt. Sie aber sprach: König bin ick, nu möt ick ook Kaiser warden!“ Was wollte er machen? er eilte wieder an's Ufer zu dem Fischlein; allein der See ging hohl, ein schweres Wetter bedeckte drohend den Himmel; doch wurde ihr Wunsch nochmal erfüllt. Die Fischerin wurde Kaiserin und gebot über Könige und Königreiche, und nahm den einen Stamm in Gnaden auf und schied den andern aus, und gab Grundrechte nach [illegible] Gutdünken, und forderte blinden Gehorsam und unbe-

dingte Huldigung, und kein Veto galt gegen ihre Aussprüche und was sie erkannte, das war Recht, und was sie gebot, Sinn oder Unsinn, das wurde ausgeführt. Ja mehr noch: sie wurde Papst, Oberherrin aller Gläubigen und Ungläubigen, und die Kirche gehorchte ihren Staatsgesetzen. Frau Ilsebill verwies Jesuiten, Redemptoristen „und“ Liguorianer, erklärte dem Cölibat ihr Mißfallen, und trennte Kirche und Schule. Wieder meinte ihr Mann, der ehrliche Fischer, ihrem Verlangen nach unumschränkter Souverainetät sei nun endlich ein Genüge geschehen. „Frau“, sprach er, und sah sie so recht an, „bist du nun Papst?“ — „Ja“, sprach sie, „ick bin Pabst!“ — „Ach Frau“, fuhr der Gute fort, „wie läßt das so schön, daß du Papst bist! Jetzt bist du aber auch gewiß zufrieden; denn nun du Papst bist, kannst du nichts mehr werden.“ „Dat will ick mi bedenken“, entgegnete die unersättliche Frau, legte sich unzufrieden zu Bett, und sann hin und her, was sie noch „warden“ könnte. Es wollte ihr aber bis zum Morgen nichts einfallen. Doch da ging die Sonne auf, und wie sie so strahlend in die Fenster hineinblickte, da erwachte in ihrem Herzen der Gedanke: kann ich die Sonne nicht auch aufgehen lassen? und mißgelaunt und brummend rüttelte sie ihren armen, geplagten Mann, ihren Reichsverweser, aus seinem ruhigen Schlaf: „Ick will warden, as de lewe Gott.“ Der gutmüthige Michel erschrack, daß er aus dem Bette fiel. „Ach Frau“, sprach er bekümmert, „geh in dich, und bleibe Papst.“ — „Nein“, sprach die Frau, und riß sich ihr Gewand auf, „ich habe keine Ruhe und kann es nicht aushalten, wenn ich Sonne und Mond aufgehen sehe und kann sie nicht auch aufgehen lassen, ick möt warden, as de lewe Gott.“ — „Ach Frau“, entgegnete wieder der bescheidene Mann, „das kann unser gutes Fischlein nicht, Kaiser und Papst kann es wohl machen, doch das kann es selbst nicht.“ — „Mann“, sprach die Frau und sah ihn so recht grimmig an, „ich will werden wie der liebe Gott; jetzt pack dich auf der Stelle und sag es dem Fisch.“ Ach! das fuhr dem Mann durch die Glieder, [illegible]

er vor Angst zitterte, der Arme. Draußen aber ging der Sturm, daß Bäume und Felsen wankten; der Himmel war über und über, vom Aufgang bis zum Niedergange, rabenschwarz, und es donnerte und blitzte; und überall war Aufruhr und Empörung, und die Länder allum in Flammen, und die Völker unter den Waffen, und Treubruch und Meuchelmord und alle Geister der Hölle entfesselt! Und wie nun der Erschrockene an die See kam, da sah er die Wogen schwarz und hoch, wie er sie noch nie gesehen, und alle hatten schneeweiße Kronen von Schaum auf! Wieder sprach er mit zitternder Stimme, wie er so oft schon gesprochen:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ick wol will.“

„Nun, was will sie denn?“ rief des Fischleins Stimme. „Ach!“ seufzte der Mann mit gepreßtem Herzen, „sie will werden, wie der liebe Gott.“ „Geh nur heim“, lautete da die trockene Antwort der Nemesis, deren Langmuth endlich erschöpft war, „sie sitzt wieder in ihrem „„Pisspott““. — „Un“, so schließt das warnende alte Märlein von dem Mißgeschick, welches dieser arme, geschlagene Reichsverweser an der Nordsee mit seiner nimmersatten Parlaments-Ilsebill hatte, „daar sitten se noch hüt up dissen Dag“, d. h. dort in ihrem ersten Elend sitzen sie noch heute auf diesen Tag! — Doch Scherz bei Seite, werfen wir zum Beweise unserer Behauptung einen Rückblick auf die Bahn unseres Parlamentes.

Jener fremde, undeutsche Geist einer unumschränkten, über Alles und Jedes, einzig und allein verfügenden Souverainetät, die kein bestehendes Recht anerkennt, keinen vorhandenen Gegensätzen billige Rechnung trägt, keine in der Natur und jedem organischen Leben gegründete Ungleichheiten achtet, sondern über Alles im Namen der Volkssouverainetät a Priori souverainement durch Majorität decretirt, dieser französische Geist machte sich als der herrschende schon im Vorparlament und in dem Fünfziger-Ausschuß, so wie bei den Parlaments-Wahlen [illegible] --ltend.

Seit der vieljährigen Verkümmerung und Verrottung unseres eigenen politischen Lebens sind wir ja längst gewöhnt, von den Brosamen zu leben, die von den Tischen der Engländer und Franzosen abfallen. Eigenen, aus dem Geiste und Charakter unserer Nation, aus unserer Geschichte, unseren Sitten, unseren Kräften und Bedürfnissen entsprungenen Gedanken zu unserer Wiedergeburt haben wir schon lange entsagt. Da, wo sie, wie in den Schriften von Görres, auftauchten, da wurden sie von der einen Seite als illiberale, als mystische und altfränkische verhöhnt; von der andern als demagogische und staatsgefährliche geächtet und verfolgt. Dafür ist denn aber auch die Revolution, die der zeichenkundige Seher, — der allen Uebertreibungen, denen nach Links, wie denen nach Rechts, gleich feind war, — schon vor Jahren den Diplomaten wie den Demagogen in seinem „Teutschland und die Revolution" und in seinem „Europa und die Revolution" warnend voraus verkündigt, furchtbar über Fürsten und Völker hereingebrochen. Und nun, wo die wilde Fluth alle Dämme der Gesittung und Ordnung niederzustürmen droht, diese Gottverlassenheit und Betäubung! Diese Armuth an großartigen, wahrhaft neuen und schöpferischen Ideen in allen unseren Verfassungsbestrebungen! Diese Frechheit und Zuchtlosigkeit der Wühler! Diese Schwäche und Rathlosigkeit der Regierungen! Dieser trostlose Mangel an thatkräftigen, staatsmännischen Charakteren und diese klägliche Bettelei um rettende Verfassungsformen bei allen Nationen der Welt! Es ist als habe der geistlose, allem öffentlichen Leben, aller freien corporativen Entwicklung, allem Selbstdenken und Selbsthandeln feindliche bureaukratische Mechanismus des Polizeistaates, verbunden mit der nicht minder geist- und charakterlosen Nachäfferei des Auslandes, den denkenden Geist der Nation und ihre Thatkraft gleichmäßig geschwächt und gelähmt, so daß all unser Bemühen im politischen Gebiete nichts als schlechte, unserem Wesen widersprechende Copien von mehr oder minder schlechten Originalen hervorbringen will.

Wie unsere Bewegung ihren nächsten Anstoß von der französischen Journalisten- und Arbeiter-Revolution des Februars 1848 erhielt; wie der Kampf für unsere „Errungenschaften" in den Straßen von Paris gestritten ward, und wie man in den Klubbs von Paris auch später noch die Explosionen von Berlin und Wien und andern europäischen Städten auf den Tag voraus wußte: so trug auch die Bildung unseres Parlamentes den gleichen französischen Charakter. Für die Wahlen wurde nach französischem Muster das allgemeine Stimmrecht proclamirt. Kein Census wurde anerkannt. Jeder konnte aus jedem deutschen Lande seinen Vertreter wählen; denn die Erwählten sollten kein Land und keinen Stand, sondern den abstrakten Begriff „Deutschland" im Allgemeinen vertreten. Wie der Convent, dieß Produkt eigenthümlich französischer Zustände, in seiner Verbindung der Revolution und des alten Despotismus à la Louis XIV., einerseits die allgemeine Gleichheit verkündet und damit den lebendigen Organismus des Staates in völlig gleichberechtigte Atome zerschlagen hatte, und sie dann andererseits wieder durch das eiserne Band einer despotischen Centralisation mechanisch zusammenschmiedete: so sollte das gleiche Experiment mit Deutschland gemacht worden. Indem man das, was sich seit Jahrhunderten ausgebildet hatte, diese Vielgestaltigkeit des deutschen Lebens mit seinen so verschiedenen Interessen, — statt ihre Forderungen in gütlicher Vereinbarung allgemach auszugleichen und Jedem sein Recht angedeihen zu lassen, — keiner Beachtung würdigte, glaubte man alle Ungleichheiten ausgeglichen, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, wenn man sie alle gleichmäßig als gar nicht vorhanden ignorirte.

In diesem Geiste jener falschen französischen Uniformität, die die Freiheit mit einer unnatürlichen Gleichheit verwechselt, wurden von den zum Parlament Erwählten ihrer Seits wieder die Ausschüsse, und namentlich der wichtigste von allen, der Verfassungsausschuß gewählt.

Auch hier dachte man nicht im Entferntesten daran: die

einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bedeutung zu vertreten, damit bei der Entwerfung und Vorberathung einer Verfassung, die für Alle passen sollte, auch alle großen Interessen des gesammten Vaterlandes ihre Fürsprache hätten, und man nicht hintennach die bittere Erfahrung machen würde, man habe die Hauptsache ganz übersehen. Keine Warnung dieser Art wurde beachtet; die Regierungen lagen so gebrochen und ohnmächtig darnieder; die Revolution hielt so unaufhaltsam ihren Siegeslauf durch Europa; „man konnte ja, was man wollte", und so schuf man denn auch einen solchen Verfassungsausschuß, daß in der ganzen Weltgeschichte noch nie ein großes Reich seine Neugestaltung und sein künftiges Geschick einem ähnlichen anvertraut sah.

In einem Rath, der die vielseitigsten Erfahrungen aus dem wirklichen Leben erforderte, weil er das Praktischste, was es gibt, eine Verfassung für ein so vielgestaltiges Land, wie das deutsche, schaffen sollte, wählte man mehr als die Hälfte aus den Vertretern des Katheders und der Stubengelehrsamkeit, aus Professoren und Literaten. So sollte das deutsche Volk, das kaum den Aktenschreibern entronnen war, norddeutschen Bücherschreibern und süddeutschen wühlerischen Advokaten wieder in die Hände fallen.

Die Machtverhältnisse und die Interessen der Einzelstaaten bei den Wahlen für diesen Ausschuß zu würdigen, damit er selbst ein Miniaturbild des gesammten Vaterlandes sei, davon war keine Rede; die Popularität des Tages, die gut oder übel erworbene, deren sich die Abgeordneten zu erfreuen hatten, war das Entscheidende bei der Wahl. Und so ist es denn gekommen, daß darin eigentlich nur Preußen und die kleinen Staaten vertreten sind. Das kleine Herzogthum Schleswig-Holstein z. B. zählt gegenwärtig darin vier Mitglieder, Preußen sieben, das große Oesterreich aber nur drei. Bayern war anfänglich ganz darin vergessen, und nur durch einen Zufall kam später Lasaulx hinein.

Konnte aus einer solchen Zusammensetzung ein anderes Werk hervorgehen, als das, dessen Mängel nun den Bankerott der Nationalversammlung herbeizuführen drohen, weil es, außer den Wünschen Preußens, eben nur die Zustände und Bedürfnisse der kleinen Staaten berücksichtigt?

Wie sich so die Mißachtung der Länder gerächt, so hat die gleiche Mißachtung der Stände dieselben bittern Früchte gebracht? Daß man statt des wirklichen Lebens und der praktischen Erfahrung vorzüglich die norddeutsche Stubenweisheit mit ihrem pedantischen Eigensinn, ihren unpraktischen Theorien, ihren confessionellen und landsmannschaftlichen Sympathien und Antipathien hineingewählt, haben wir oben berührt. Diese einseitige Bevorzugung hatte aber noch einen besondern Nachtheil. Bei der Gründung unserer neuen Verfassung, die Deutschlands Macht durch eine engere Einigung von ihrer bisherigen Zersplitterung befreien sollte, war unsere militärische Vertretung gegen außen als ein geschlossenes Ganze und die schnellkräftige, einheitliche Organisation unserer Militärkräfte offenbar eine Hauptsache, die überdieß noch den Vortheil hatte, daß alle Interessen sich hier vereinigten, weil ja alle Glieder des Bundes das gleiche Bedürfniß haben, gegen fremde Eroberung und Anmaßung sicher gestellt zu seyn. Wären daher statt so vieler Professoren, Literaten und Advokaten einige des Militärwesens und der höhern militärischen Politik kundige Offiziere neben praktischen Staatsmännern hinein gewählt worden, so wäre wenigstens jene Hauptpartie vertreten gewesen. So aber sitzen nun die gelehrten Herren in ihrem Verfassungsausschuß, und berathen über die Einsprüche der Regierungen gegen die militärischen Mißstände ihres Reichsprojectes, und es ist kein einziger Militär unter ihnen, der die grundgelehrten Theoretiker, die Feder- und Maulhelden, aus der Wirklichkeit und Erfahrung über die Gebote der Nothwendigkeit belehren könnte.

Die Historisch-politischen Blätter haben gleich Anfangs auf diese Mängel in der Zusammensetzung des Verfassungsausschusses, wie sie nicht zufällig sind, sondern jenem falschen

Princip abstrakter Vertretung entspringen, wiederholt aufmerksam gemacht. Allein wer wird das beachten, was so ein ultramontaner, vormärzlicher Particularist schreibt? „Wir halten an unserm Princip fest, und ginge auch ganz Deutschland darüber zu Grunde", sagen die verfassunggebenden Professoren und bockbeinigen Politiker am Main mit selbstgefälliger Ruhe, und damit basta. Darum sagt ein gutes, altes Sprichwort nicht umsonst: „Je gelehrter, desto verkehrter?"

Daß nach solchen Vorgängen der gleiche Geist unumschränkter Selbstherrlichkeit sich nun auch in den Verhandlungen der Versammlung selbst, namentlich den Regierungen und Ständen der Einzelstaaten gegenüber, als der herrschende geltend machen würde, war leicht vorauszusehen. Dem gemäß begannen sie damit, daß sie, ehe sie auch nur einen einzigen Punkt ihrer Verfassung festgestellt, oder sich auch nur obenhin mit den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe bekannt gemacht hatten, den souverainen Beschluß vorausschickten: daß sich alle Verfassungen der Einzelstaaten dieser noch ungeschaffenen Reichsverfassung im voraus als der unbedingt giltigen zu unterwerfen hätten. Von einem gütlichen Einvernehmen, von einer Rücksprache mit diesen Regierungen und ihren Ständen, wäre es auch nur gewesen, um sich Aufklärungen über Dieses oder Jenes zu verschaffen, um sich von den Wünschen und Bedürfnissen der Einzelstaaten näher zu unterrichten, um Schwierigkeiten zu ebnen, um Mißverständnisse und Vorurtheile zu beseitigen, um so viele widersprechende Interessen auf die schonendste Weise auszugleichen, und das Nothwendige, das Nützliche, das Ausführbare und Mögliche von dem Ueberflüssigen, dem Schädlichen, dem Unausführbaren und Unmöglichen zu scheiden — von dem Allem war keine Rede. Und wehe der Regierung, die gewagt hätte, das geringste Bedenken gegen die Allwissenheit und Allmacht der Versammlung zu erheben und Einsprüche daran zu knüpfen: es wäre ein Verbrechen an der heiligen Majestät, an der göttlichen Souverainetät des Volkes oder der

Nation gewesen, wie man sich in diesen ersten rosigen Flitterwochen der Paulskirche auszudrücken pflegte.

Ihnen, den Vertretern Deutschlands, gegenüber bestanden gar keine Einzelstaaten. Die freie Stadt Hamburg, das Fürstenthum Lichtenstein und das Kaiserreich Oesterreich mit seinen achtunddreißig Millionen standen ihnen ganz auf gleicher Linie. Und wenn bei den wichtigsten Lebensfragen, welche über die innersten Landesangelegenheiten der Einzelstaaten und ihr künftiges Geschick entscheiden, auch noch kein Bayer oder kein Oesterreicher zu Wort gekommen war, so wurde der Schluß der Debatte dennoch verlangt; es war ja gerade so viel, als ob noch kein Vertreter von Reuß oder Lippe sich darüber vernehmen lassen! Waren ja doch alle, einer wie der andere, Vertreter von „Deutschland." Und wenn man nun so manchen dieser „Vertreter Deutschlands" näher in's Auge faßte; wenn man seinen früheren Lebenslauf durchging, wenn man erfuhr, durch welche Mittel des Terrorismus, der Volksverführung und Volksschmarotzerei er im Augenblick der höchsten Aufregung von den bethörten Massen, kraft des allgemeinen Stimmrechtes, in das Parlament war gewählt worden, was konnte man dann von ihrer Vertretung erwarten? Waren sie etwa durch die Wahl andere geworden, als sie vorher gewesen? Oder konnten sie etwas anderes vertreten, als eben nur ihre Schwindeleien, ihre Unwissenheit, ihre Thorheiten, ihre Leidenschaften, ihre Eigensucht und ihren Hochmuth, wovon ihr früheres Leben so viele Beweise gegeben? Daß ihnen zur Seite auch manche der Besten und Edelsten Deutschlands saßen, das wissen wir gar wohl; allein ihre Stimme verhallte wirkungslos in dem vorlauten Chor der Bethörten, die eben erst an die Stelle des Bundestages, der Fürsten und Regierungen getreten, schon eben so eigenmächtig, rücksichtslos und unersättlich verfuhren, wie die von ihnen maßlos Geschmähten in den vorhergehenden dreißig Jahren nur jemals verfahren waren.

Sie, die Erwählten des Volkes, waren ja die einzig und allein Berechtigten; sie hatten die Verfassung nicht zu bera-

then und zu vereinbaren, sondern zu geben, und alle Uebrigen, die Regierungen wie die Stände, hatten sie unbedingt anzunehmen. Darum nannten sie sich auch nach ihrem französischen Vorbild keine deutsche Reichsversammlung, sondern eine constituirende Nationalversammlung.

Was sie also mit französischem Hochmuth und Souverainetätsdünkel begonnen hatten, das wurde mit deutscher Pedanterie, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ausgeführt. Jene deutsche Ideologie, vor der Napoleon in seinem praktischen Geiste, als dem unpraktischsten Ding der Welt, eine so gründliche Geringschätzung hegte, machte sich dabei, trotz der Lehren der ersten Revolution, der Länge und Breite nach geltend. Sie thaten, als wenn nichts vorher gewesen, und auch Niemand da wäre, als eben nur sie allein. Sie erkannten es sohin als ihre heilige Pflicht: Alles von vorn, Alles aus sich, Alles allein, Alles ganz und Alles auf einmal machen zu müssen; ihren Nachfolgern und der Zukunft sollte so gut wie nichts überlassen werden.

Da sie in den Stürmen jener Tage nirgend ein verfassungsmäßig berathenes Mandat erhalten hatten, da die gebrochenen Regierungen beim Zusammentritt ein unverbrüchliches Schweigen beobachteten, so legten sie es so aus, als ob ihr Mandat eben ein unbeschränktes wäre. Wohl hatten Viele von ihnen den Eid auf ihre Landesverfassung geschworen; wohl bestanden diese Landesverfassungen noch immer zu Recht; wohl hatte das Volk, namentlich in Bayern, ihnen vielfach bei der Wahl die Erhaltung der Selbstständigkeit der Stämme in ihren inneren Angelegenheiten ausdrücklich an's Herz gelegt, und ihnen nichts weniger als eine unbedingte Vollmacht gegeben: allein hieran erinnerten sich die Wenigsten. Von dem Willen der Wähler, die von Revolution nichts wissen wollten, war keine Rede. Jede Mahnung zur Selbstbeschränkung wurde mit Zorn und Verachtung als unpatriotisch, als particularistisch zurückgewiesen. Was noch ferner bestehen wollte, mußte erst seine Berechtigung dazu von der Paulskirche erhalten; denn sie war der Inbegriff und Ausfluß alles Rechtes, und wenn die

Gewaltigen, die nichts über sich erkannten, nicht auch unsern Herrgott seiner Macht und Existenz in der neuen Reichsverfassung durch einen eigenen Paragraphen für verlustig erklärten, so sah mancher der Linken hierin gewiß nichts anderes, als einen Ueberrest vormärzlichen Aberglaubens und alten Knechtsinnes.

Die Vergangenheit mit allem, was sie der Gegenwart übermacht, war ja für die „Constituirenden" nicht da; die Gegenwart stand unbedingt unter ihren Befehlen; allein, was das Allerwunderlichste schien, war, daß sie, die selbst nichts Früheres anerkannten und achteten, sich dennoch mit ihren Lehrmeistern, den Franzosen, — trotz so vieler für die Ewigkeit beschworenen und schon nach Jahresfrist abgeschafften französischen Reichsverfassungen — dem schmeichlerischen Wahne hingaben, auch die Zukunft werde ihren papierenen Decreten jenen blinden und unbedingten Gehorsam leisten, den sie von der Gegenwart forderten. In diesem Sinne haben sie mehrere Bestimmungen als für alle Zeiten bindend ihrem Werke einverleibt.

Wie der homerische Zeus, der Donnerer, der *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*, mit dem Rathe seiner Unsterblichen

*ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδειράδος Οὐλύμποιο*

auf dem höchsten Gipfel des schneebedeckten, vielzackigen, faltenreichen Olympos sitzt, wie er von dort die Geschicke der Sterblichen mit dem Nicken seiner göttlichen Brauen lenkt und Berge und Meere erzittern macht: so schwindelten sich die geflügelten Geister unserer „Constituirenden" im Hochgefühl ihrer Würde auch auf den unwirthbaren, einsamen, eiskalten Gipfel ihrer souverainen Allmacht hinauf. Dort oben mit ihrem edlen Präsidenten thronend, beriethen und schrieben sie die Gesetztafeln ihrer Eingebung nieder, und von dort aus die Geschicke eines Länder- und Völkergebietes von siebenzig Millionen lenkend, schleuderten sie ihre Machtgebote in alle Welt hinaus. Doch sie hatten ihren luftigen Sitz auf dem neuen Sinai, ohne Anrufung Jehova's, so hoch über aller Wirklichkeit der Dinge genommen, daß ihre Worte in den kalten Lüften erstarben, ehe sie zu dieser niederen, nur von gemeinen Sterblichen bewohnten Erde gelangten.

Das konnte sie indessen nicht irre machen; war ja die Erfahrung, diese alte Göttin der vormärzlichen Zeit, ebenfalls en déchéance erklärt und dem Saturnus der Revolution überliefert worden. Der festen Ueberzeugung: Macht lasse sich mit dem Nicken ihrer Brauen decretiren, schufen sie in „kühnem Griffe“ ihre Centralgewalt; und als der arme, niedergeschmetterte Bundestag sich einfallen ließ, die neue Gewalt zu bestätigen, wie donnerten Blum und Genossen über solch frevelhaftes Unterfangen! War ja jede Zustimmung, jede Bestätigung, welche dieser „Schöpfung“ des kühnen Griffes von anderer Seite zu Theil wurde, ein hochverrätherisch Beginnen, ein Raub an der Souverainetät der Alleinberechtigten.

Von der widerstandslosen Macht ihres unverantwortlichen Reichsverwesers und seines verantwortlichen Ministeriums im voraus überzeugt, hegten sie in ihrem Herzen nur eine Besorgniß: der Berufene, das Werk ihrer Hände, möge sich, von Ehrgeiz verführt, seiner geliehenen Macht überheben, und die Verleiher in ihrer unumschränkten, verfassunggebenden Souverainetät durch Uebergriffe irren und beschränken. Mit weiser Vorsicht trafen sie darum die gesetzliche Bestimmung, daß auch der Reichsverweser und sein Ministerium sich nicht unterfangen solle, bei ihrer verfassunggebenden Thätigkeit mitzuwirken, oder mit andern Worten, daß er lediglich dazu bestimmt sei, ihre Befehle entgegenzunehmen. Eine unsinnige Verfügung, die gewißlich der zur Kaiserin gewordenen Fischerin, der ehrgeizigen Frau Ilsebill, würdig gewesen wäre.

Die Historisch-politischen Blätter haben damals schon die Unmacht des Reichsverwesers und die schiefe, unhaltbare Stellung, in welche die Versammlung mit ihrer also geschaffenen Centralgewalt, so bald die Revolutions-Ebbe eingetreten, gerathen würde, vorausgesagt. Ihre Warnungen sind nur allzu genau eingetroffen: sed Graeca sunt, non leguntur.

Während sie aber so im Vollgenuß ihrer Würde auf den Höhen des Himalaya schwelgten, ließen sie mit größter Gemüthsruhe die erschütterten Regierungen von Berlin und Wien

sich gegen Aufruhr und Anarchie abzappeln, ohne daß es ihnen in den Kopf gekommen wäre, ihre moralische Autorität, Angesichts der rings bedrohten deutschen Gränzen, gegen dieß zügellose Treiben zu Gunsten der gesetzlichen Autorität geltend zu machen. Sie lebten ja des Wahnes, je mehr die Macht der Einzelregierungen gebrochen und vernichtet würde, um so höher würde ihre eigene Macht steigen, um so fügsamere Elemente würden diese Staaten für den beabsichtigten Einheitsbau des Vaterlandes abgeben. Daß aber in diesem aufreibenden Kampfe der gesetzlichen Obrigkeit gegen hirnverbrannte Schwindler und verworfene Aufwiegler an der Spitze eines verführten, mord- und raublustigen Gesindels, Treue und Glaube, aller Rechtssinn, alle Autorität und jeder Gehorsam in einer allgemeinen Anarchie und Barbarei zu Grunde gehen müsse, und gar keine Regierung, also auch keine des Parlamentes, mehr möglich seyn würde, das machte ihnen die geringste Sorge.

Während sie so für alle Scandale, die in den Herzpunkten des Reiches vorfielen, keine Augen und keine Ohren zu haben schienen, duldeten sie, trotz dem überschwänglichen Gefühl ihrer Würde, den frechsten Unfug auf den eigenen Gallerien und vor den Thüren der Paulskirche; keine Mahnung an ihre Pflicht aus der Mitte der entrüsteten Nation wurde beachtet; jeder Antrag zur Verstärkung der Besatzung und wirksameren Handhabung der polizeilichen Sicherheit und des Landfriedens mit Kälte zurückgewiesen: man wollte ja nicht „unter dem Schutze der Bajonette“ berathen, das wäre gegen die Würde der Nationalvertretung gewesen; und so berieth man denn unter dem Gebrüll, Gepfeif, Gestampf und Mordgeschrei eines aufgehetzten und bezahlten Gesindels; das war nicht gegen die Würde der Nationalvertretung, und die um Phrasen zur Beschönigung ihrer Schmach nie verlegene Lügenhaftigkeit der Zeit nannte es vielmehr: den Wellenschlag großstädtischen Volkslebens, der der freien Brust wohlthue. Je maßloser die Forderungen der Gallerien waren, um so gemäßigter konnte im Vergleich das Parlament erscheinen. In der That, Deutschland befand sich

wenige Monate nach den neuen Errungenschaften, Dank dem zügellosen, selbstmörderischen Mißbrauch, den man damit getrieben, in einer glänzenden Lage!

Während man in den beiden Großstaaten des Bundes ruhig anarchische Zustände sich entwickeln ließ, die nothwendig zu der Plünderung der Zeughäuser von Berlin und Wien, zum Morde Latours, zur Entwürdigung der dortigen Reichsversammlungen und zur Auflösung aller moralischen Bande führen mußten; während man, ohne ein Zeichen der Entrüstung zu geben, die Kaiserstadt von Studenten und fremden Emissären terrorisirt und das Kaiserreich an den Rand des Untergangs gebracht sah, kränkte man im Parlament die Ehre der stehenden Heere; bedauerte Radetzkys Siege, schmähte über die verthierte Soldateska, nannte man Hecker einen der edelsten deutschen Männer. Alle Insurrectionen der Welt fanden hier ihre Fürsprecher; hier verletzte man einer Seits die slavischen mit Deutschland verbundenen Stämme durch Haß und Verachtung und drohte ihnen mit dem Schwert, anderer Seits hetzte man sie zu republikanischer Empörung auf; Ungarns Aufstand zur Losreißung von Oesterreich fand nicht minder hier seine begeisterten Bewunderer; dazu brüllte die Gallerie, während Mitglieder der Nationalversammlung, die den Frieden des Vaterlands und sein Gesetz begründen sollten, in Schenken und Volksversammlungen als Wühler die bethörten Massen aufwiegelten. Und trotz diesen Zuständen gänzlicher Auflösung von einem Ende des Vaterlandes zum andern führte man in der Paulskirche eine herausfordernde, eisenfresserische Sprache, als sei es ein Kinderspiel für Deutschland, der ganzen Welt den Krieg anzubieten. Hatte man noch eben darüber geklagt, daß durch den Unterhalt unserer ungeheueren Landmacht die Rüstung für den Krieg den Frieden auffresse: so schien man jetzt der Meinung, als lasse sich eine Parlaments-Seemacht aus dem Boden stampfen. Denn wie man hinsichtlich des Umfangs seiner legislativen Befugnisse keine Schranken und keine Vereinbarung anerkannte: so ließ man sich nicht einmal auf das souveraine Verfassunggeben

allein beschränken, sondern bei jeder Gelegenheit, manchmal auf eine bloße unverbürgte Zeitungsnachricht hin, zu Eingriffen und Uebergriffen in die Executive hinreißen, wodurch denn der polnischen Verwirrung des Reichstages die Krone aufgesetzt wurde. Gar Mancher konnte mit dem würtembergischen Justizminister Römer in seiner bekannten offenen Erklärung sagen: in der Paulskirche habe ich den letzten Rest meines Staatsrechtes über Bord geworfen. So hatte man das zur See schutzlose Preußen in den kostspieligen Krieg gegen das seemächtige Dänemark gehetzt; allein von einer Entschädigung Preußens für seine dadurch erlittenen Verluste, wie es doch die Gerechtigkeit forderte, auf Reichsunkosten wollte man aus Furcht vor den Steuerpflichtigen, denen man schon die Flottensteuer auferlegt, nichts wissen. Als sich Preußen nun nicht länger einem Krieg, dessen Last am schwersten und verderblichsten seine Küstenländer traf, zur Behauptung ungerecht gesteigerter Forderungen hingeben wollte: da brauste nichts destoweniger das Parlament in lichten Zornes-Flammen auf; man erklärte, ohne sich zu bedenken, den Rückzug der Truppen ohne Weiteres für sistirt, in jenem Wahn der Allmacht, die doch nicht einmal des Unfugs auf den Gallerien Herr werden konnte. Als es sich nun aber darum handelte, ein kriegerisches Professoren-Ministerium im Sinne jenes voreiligen Sistirungsbeschlusses zu bilden und ihm, nicht papierene Decrete, sondern eine wirkliche Kriegsmacht zur Verfügung zu stellen, die im Nothfall den Fehdehandschuh von ganz Europa hätte aufheben können: da erfuhr die unumschränkte Souverainetät der Luftbeherrscher auf ihrem goldenen Wolkenthron den ersten herben Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit. Die Lehre, welche der mißglückte Huldigungsbefehl an die gesammte Truppenmacht ihnen hätte geben können, war vergeblich gewesen, somit wurde ihnen jetzt ihr Mene Thekel, ihr Memento Mori, mit deutlicheren Buchstaben an die Wände der Paulskirche geschrieben, und das Parlament, nachdem es viele Zeit, viele Kraft und viel Vertrauen nutzlos eingebüßt, nahm seinen Beschluß zurück.

Die Linke fühlte gar wohl, was auf dem Spiele stand, und daß ein Wendepunkt für die Barrikaden-Souverainetät eingetreten, darum bot sie alle Künste und Hebel der Wühlerei auf, den Zorn „des Volkes“ gegen die „verrätherische“ Nationalversammlung zu entflammen und einen Convent an ihre Stelle zu setzen. Hatte das Parlament in unverantwortlicher Weise alle Sicherheitsmaßregeln unterlassen, weil sie den Absichten der Linken zuwider waren, und die Rechte keinen Muth hatte, mannhaft dafür zu stimmen; hatte es in der Duldung des Unfugs der Gallerien und der offen in der Presse und den Volksversammlungen betriebenen Wühlerei eine pflichtvergessene Nachsicht gezeigt: so rächte sich diese Sünde jetzt furchtbar an der Versammlung selbst. Das Schwert der rothen Republik schwebte drohend über ihren Häuptern; Auerswald und Lichnowsky fielen als ihre grausamen zerfetzten Opfer, und es war nur die „verthierte Soldatesca“, welche das bedrohte Leben der souverainen Vertreter des deutschen Volkes aus den Händen „demokratischer“ Mörder rettete, nachdem die Linken vergeblich ihren Einfluß aufgeboten, das Militär vor dem blutlechzenden Aufruhr zurückziehen zu machen und ihm das Feld zu überlassen.

Welches aber war die Lehre, welche sich die Versammlung der Unfehlbaren aus jener furchtbaren Katastrophe zog? Sie, die erklärte Feindin aller Privilegien und Auszeichnungen, die so manche wohl erworbenen, seit Jahrhunderten vererbten Vorrechte und Rechte zu Gunsten ihrer Alles zersetzenden Gleichheit für nichtig erklärt hatte, schuf wenige Tage darauf für ihre eigenen Mitglieder ein Privilegium, das die Pflichtvergessenen, die auf Wühlerei und Volksaufwieglung im Lande herumreisten, statt sie zu nöthigen, ihren Beruf in der Paulskirche zu erfüllen und dem Volke mit der Achtung des Gesetzes voranzugehen, sie vielmehr in den Stand setzte, rings auf hundert Meilen Wegs hin in ganz Deutschland ähnliche Gräuelthaten, wie die in Frankfurt verübten, vorzubereiten, ohne daß die gemeine Gerechtigkeit kraft der Gleichheit vor dem Gesetze, sie wie jeden

anderen Verbrecher, hätte handfest machen dürfen. „Ein Abgeordneter zur verfassunggebenden Reichsversammlung darf vom Augenblicke der auf ihn gefallenen Wahl an, — ein Stellvertreter von dem Augenblicke an, wo das Mandat seines Vorgängers erlischt, — während der Dauer der Sitzungen ohne Zustimmung der Reichsversammlung weder verhaftet, noch in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That. In diesem letzten Fall ist der Reichsversammlung von der getroffenen Maßregel sofort Kenntniß zu geben, und steht ihr zu, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung bis zum Schlusse der Sitzungen zu verfügen", so lautete das Frankfurter Gesetz vom 30. September, zwölf Tage nach jenem kannibalischen Attentat, wo das rauchende Blut der Gemordeten noch um gerechte Rache schrie, und Deutschland von seinen Vertretern erwartete, daß unverzüglich ein strenges Gericht, ohne Ansehen der Person, über Thäter und Anstifter ergehen und der Wiederkehr solcher, die Nation entehrenden, unsere Geschichte mit Schmach beflecken Schandthaten mit allem Ernst vorgebeugt würde.

Allein solche Erwartungen fanden keinen Anklang in der Paulskirche, für die alle Erfahrungen, auch die blutigsten, vergeblich scheinen. Sie fahren ruhig in ihrer decretirenden Allesmacherei fort, gerade als ob gar nichts vorgefallen, und Pflicht, Gewissen und Ehre leere Worte ohne Bedeutung wären. Monate lang vergnügten sie sich so mit einem eitlen Komödienspiel, wie die Weltgeschichte kein abgeschmackteres aufzuweisen hat. Was auch draußen geschah und sie an ihre Ohnmacht erinnerte, sie konnten sich nicht überwinden, dem dünkelhaften Wahn ihrer Allmacht zu entsagen, und von der erhabenen Glanzwolke ihres Hochmuthes herabzusteigen und die Dinge zu nehmen, wie sie waren.

Während daher rings die brennende Erde zitterte und bebte, während Europa in seinen Fugen wankte, während alle Winde heulten und das deutsche Schiff von den wüthenden Stürmen von Klippe zu Klippe geschleudert wurde, hielten sie

in der Paulskirche in giftigem Parteihader über die überflüssigsten Dinge von der Welt die endlosesten Reden, und wenn sie von dem Willen des Volkes sprachen, so meinten sie in der Regel damit „den Theil des Volkes, der das wollte, was die große Mehrheit des Volkes in Deutschland nicht wollte.“ Immer noch des seligen Dünkels, als handle es sich nur darum, Beschlüsse zu fassen, der Gehorsam verstehe sich von selbst: folgten sich Interpellationen und Anträge, einer unsinniger als der andere. Hatte der souveraine Piepmaier etwas von irgend einem Reactionär oder Particularisten im stillen Ocean oder in einem Winkel Hinterpommerns gelesen: gleich sollte das Reichsministerium einschreiten. Trug sein Nachbar, Souverain Krumm, ein Gelüsten nach Sonne oder Mond: gleich sollte ihn der Minister des Auswärtigen herunterlangen. Machte Hr. v. Schmerling Vorstellungen, entschuldigte er sich mit dem Drange der Geschäfte, so wurde um so ernstlicher darauf bestanden, und die hohe Versammlung beruhigte sich erst, nachdem das Reichsministerium die Zusicherung gegeben: es werde zu geeigneter Zeit in geeigneter Weise nach ihren Wünschen in dieser ernsten Sache vorgehen. Wenn Windisch-Grätz und Jellachich, Radetzky und Wrangel nicht als arme Sünder und der beleidigten Volkssouverainetät höchst verdächtig, vor die Schranken des Hauses gestellt wurden: so lag es sicherlich nicht an den Interpellanten; und mehr denn einer der Redner erwarb sich, nach Ausweis der stenographischen Berichte, hierbei Ansprüche auf die parlamentarischen Ehrentitel: Reichslangweiler, Philosophus Ruber, Doctor Schnickschnakius, Aqua Laxativa Viennensis. Der Verfassungsausschuß betrieb unterdessen sein Werk mit einer gelehrten, systematischen Gründlichkeit, als ob eine Verfassung nichts anderes wäre, als im buchstäblichsten Sinne eine Magna Charta, d. h. ein großes, rastrirtes, mit zahllosen Paragraphen systematisch beschriebenes Stück Papier. Auch Reichsgesandte und Commissäre wurden nach allen vier Winden ausgesendet, um ihre unausführbaren Beschlüsse und Commissionen zur Ausführung zu bringen.

Ein preußischer Diplomat, Herr von Usedom, hat diese sterile Vielgeschäftigkeit im luftigen Gebiete ihrer wesenlosen Fictionen in seinen: „Politischen Briefen und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin 1849“, kurz und treffend geschildert, wenn er sagt:

„Sie schuf sich ohne alle Noth ein Central-Regierungsorgan; sie schloß durch dessen einheitliche Form zwei Drittheile Deutschlands davon aus, ohne Oesterreich dafür zu gewinnen; sie formirte Ministerien, schickte Gesandte, führte Unterhandlungen, gerirte sich als allein berechtigte deutsche Großmacht. Allein die Unterhandlungen führen zu nichts, die Gesandten werden nicht anerkannt, die Minister nur zu Interpellationsmaschinen gemißbraucht. Die inzwischen gekräftigten Regierungen entziehen sich ihrerseits dem Frankfurter Gehorsam, stellen sich wieder auf den nie aufgegebenen Boden der Vereinbarung; die Reichsgesetze bleiben unpublicirt, die Reichsdecrete unbefolgt, die Reichscommissarien, obwohl in der Regel ausgezeichnet gewählt, richten nichts aus. Die Reichsfinanzen leben von den milden Beiträgen der Regierungen, die selbst noch etwas haben. . . . . Inzwischen aber octroyirt man die Grundrechte, wirft sie, den Regierungen am Kopf vorbei, zu 100,000 Exemplaren in das Land, läßt das Volk vielleicht Revolutionen daran machen. Man thut das in dem nämlichen Augenblick, wo man fühlt, daß man die Einzelregierungen nicht entbehren, daß man nicht einmal auf sich selber zählen kann; bei solchen Voten ist die Versammlung ja nicht auf Stunden Herr ihrer selbst. Ich wollte, man ließe endlich die Thorheit des Souverainetätsschwindels. Noch nie sind so viele Souveraine in Deutschland gewesen!“ Und, können wir hinzusetzen, nie weniger Unterthanen; nie mehr Gesetzgeber und Gesetze, nie weniger Gehorsam und Rechtssinn; nie mehr Geschwätz von deutscher Einheit und nie weniger deutsche Einheit.

Mittlerweile entfaltete der rothe „demokratische“ Waizen in Wien, Dank der charakterlosen Schwäche von Ministern wie Pillersdorf und Dobblhof, seine volle Blüthe; die Revolution

feierte um den Laternenpfahl, an dem sie die nackte, verstümmelte Leiche des greisen Feldherren aufgehangen, ihre wilden Saturnalien; der dortige Reichstag, der in stumpfsinniger Gefühllosigkeit gegen die Gefahren des Vaterlandes keine Worte des Dankes für den siegreichen Heldenmuth seines italienischen Heeres gefunden hatte, erhob jetzt seine Stimme, um Amnestie für Schandthaten zu fordern, die vor seinen Augen waren begangen worden. Die Linke der „Verfassunggebenden" in Frankfurt mit „ihren Ministern der Zukunft" war noch entzückt über die „österreichische Morgenröthe", und solche Thatkraft in den Straßen und dem Reichstag; sie sandte sogleich ihre Beglückwünschungs-Adresse nach der blutbefleckten Kaiserstadt. „Jetzt muß man wühlen", sprach der Führer der Linken, als er zu seiner letzten Fahrt auf der Zeile in den Frankfurter Eilwagen nach Wien stieg. „Denk an Latour!" rief ihm warnend der Gießener Vogt zu, „wenn sie dich hängen, so laß ich dir hundert Messen lesen!" So handelten, so sprachen die „einzig und allein" berechtigten Gesetzgeber der Nation, und die charakterlose Rechte und das Centrum hatten keinen Muth, sich durch einen feierlichen Beschluß von solchem, jedes Rechtsgefühl empörenden Gebahren loszusagen. Als der alte Jahn daher in ironischem Sinne darauf antrug, dem Sendboten der Rothen einen freien Geleitsbrief auszustellen, nahm die Versammlung den Antrag mit stumpfsinnigem Lächeln auf. Und dennoch sandten die, welche auf so unverantwortliche Weise ihre Autorität selbstmörderisch herabwürdigten und mit Füßen traten, ihre Commissäre nach Wien, um zwischen dem Kaiser und seinen aufrührerischen Unterthanen zu vermitteln, und waren thöricht genug, irgend einen Erfolg ihrer Sendung zu erwarten. Während Robert Blum, der Abgeordnete der Linken, mit dem Calabreser an der Spitze der Latourisirer schlagfertig auf den Barrikaden von Wien stand, hätten sich nach ihrer Meinung die Reichscommissäre, Welker und sein Genosse, die geheiligten Gesandten der Majorität, mit dem Flammenschwert der Volks-Souverainetät vor die Thore von Wien stellen sollen, um

durch das Nicken ihrer „unsterblichen Brauen“ Windisch-Grätz und Jellachich und ihre siebenzigtausend Mann zur Umkehr zurückzudonnern. Eine Erwartung, würdig jener Malmöer Professorenpolitik, die mit der ganzen Welt Krieg anfangen wollte! Ein Verfahren hirnverbrannt, wie es nur der revolutionäre Rausch des Jahres 1848 erklärt.

Mit welchen Empfindungen mußte der ernste Fürst die Abgesandten der Centralgewalt empfangen, nachdem die Revolution ihm eine geliebte Gemahlin und einen hoffnungsvollen Sohn getödtet, und nachdem man ihm die hochherzige Selbstüberwindung und die edle Mäßigung, die er an dem besiegten Prag geübt, mit Hohn und Undank vergolten! Konnten seine Brust, hier vor den Mauern Wiens, andere Gefühle erfüllen, als jene, welche sein edler, ruhmgekrönter Waffenbruder in der Lombardei, der tapfere Radetzky, mit kummervollem Zorne dem erschlagenen Freunde nachgerufen, wenn er in seinem Berichte an das Kriegsministerium sagt:

„Es sei hier vor allem dankbar gefeiert der Name meines gemordeten Waffenbruders, des biedern Kriegsministers Grafen Latour, der mir — wie keiner — eine treue Stütze war, der mir so edel half, die meinem Kaiser und Herrn hinterlistig geraubten Länder wieder unter seinen Scepter zurückzuführen. Haben auch Bösewichter seine Hülle geschändet, haben auch seiner unwürdige Waffengenossen erst später mit dem Tode das Verbrechen gebüßt, daß er vor ihren Augen unter der Rotte gedungener Mörder fiel, hat endlich auch Pöbel an Gesinnung — hoch oder niedrig — in der verdorbenen Hauptstadt des Reiches nicht einmal seine Henker bestraft, weil er in seiner Memmenfurcht nicht den Muth hat, zu sterben, wie er — so will doch ich ihm noch im Grabe danken für seine unermüdende Hülfe, für sein Dichten und Trachten, für sein Denken und Sorgen bei Tag und Nacht, für die Bedürfnisse des Staates, für die Belohnung meiner Krieger, für die Verstärkung meines tapfern Heeres — wie denn sein warmes Herz für das Wohl des Vaterlandes bis zu jener verhängnißvollen Stunde

schlug, wo er unter den Streichen seiner eigenen Mitbürger, ein Muster edler Treue, dahinsank."

Die Reichscommissäre mußten unter solchen Umständen natürlich unverrichteter Dinge abziehen; Robert Blum aber, noch immer voll jenes seligen Wahnes der Frankfurter Olympier von der unumschränkten Souverainetät ihrer Nationalversammlung, blieb im Vertrauen auf sein Wühler-Privilegium, ruhig in Wien, auch nachdem das kaiserliche Heer, unter dem Donner der Kanonen, eingezogen war. Er wähnte, jenes Gesetz vom 30. September mache ihn, der zum Schwert gegriffen und das Schwert zum Schiedsrichter gemacht, unantastbar gegen das verkündete Standrecht. Hundert Meilen von der Stelle entfernt, wo ihn seine Pflicht hinrief, und unter mordbefleckten Aufrührern ergriffen, deren Sache er zu der seinigen gemacht, sollte ihn jenes einseitig von der Versammlung, nach der Ermordung von Auerswald und Lichnowsky, erlassene Gesetz stich- und schußfest, heilig und unverletzlich machen! Es sollte unbedingte Giltigkeit haben, obschon es hier gar nicht publicirt war und trotz dem, daß die österreichische Regierung, für welche die Reichsversammlung in dem Augenblicke der Noth nicht das Mindeste gethan, schon zu einer Zeit, da dem bedrängten Kaiser noch der Boden unter den Füßen zitterte und die todesmuthige, siegreiche Treue seines Heeres ihm noch nicht den verlorenen Halt wieder gegeben, ausdrücklich erklärt hatte, daß Oesterreich die Machtgebote Frankfurts nicht unbedingt als Gesetze anerkenne, sondern sich seine vereinbarende Zustimmung vorbehalte. Das alles war wie nicht geschehen. Robert Blum büßte diesen Wahn, den die Frechheit der einen Seite, die charakterlose Feigheit der andern in Frankfurt nur zu sehr in ihm genährt hatte, mit seinem Tode; wie Auerswald und Lichnowsky ihrer Seits gefallen sind, weil die Versammlung, trotz aller Warnung, sich den Aufruhr über den Kopf hatte wachsen lassen. So fest hatte Blum sich in jenen Frankfurter Souverainetätstraum eingelebt, daß ihm fast bis zum letzten Augenblick, da ihn die Nemesis schon ergriffen hatte, die hand-

greiflichste Wirklichkeit als ein schreckhafter Traum erschien, der unmöglich zur ernsten Wahrheit werden könnte. Er hat für seine und seiner Zeit Sünden gebüßt; möge Gott seiner Seele gnädig seyn!

Sein Genosse, der rothe Republikaner Fröbel, wurde begnadigt, und als er recta via vom Galgen wieder in der Paulskirche eintraf, wurde er dort als ein würdiges Mitglied der Verfassunggebenden mit offenen Armen aufgenommen. Der Tod Robert Blums war, nach der Niederlage im Frankfurter Barrikaden-Kampfe gegen Malmö, das zweite Memento-Mori, das Fürst Windisch-Grätz mit schwarzen Lettern an die Wand der Paulskirche geschrieben; die tödtliche Kugel hatte in das Herz der Barrikaden-Souverainetät der rothen Republik getroffen und den Zauber ihrer Allmacht und Unverletzlichkeit zerstört. Die Linken fühlten tief die verhängnißvolle Bedeutung des vollstreckten Urtheils; wie sie bei der Nachricht von dem Siege Cavaignac's im Juni erblaßt und verstummt waren: so machte die schreckenvolle Kunde von Wien sie erstarren. Daß es noch eine Gerechtigkeit auf Erden gebe, die das Privilegium ihrer Straflosigkeit nicht in memmenhafter Feigheit anerkenne, das durchfuhr ihre Seele mit unheimlichem Schauder. Und den Rückschlag, welchen die Ereignisse an der Donau in Berlin haben würden, sahen sie nur zu deutlich voraus. Hätten sie gekonnt, sie hätten über Windisch-Grätz und über den Habsburger, über die mittelbaren und unmittelbaren Thäter, einen Urtheilspruch sans phrase vollstrecken lassen. Allein die Ebbe war bereits eingetreten, und so blieb es bei halben Maßregeln, die sich in leeren Förmlichkeiten und im Sande der Acten verlieren mußten. Statt, wie es Ehre und Pflicht gefordert hätte, zur Verhütung ähnlicher Scandale den Antrag von Lasaulx *)

*) Dieser Antrag Lasaulx's vom 27. November lautet, wie folgt:
„In Erwägung, daß die Nationalversammlung, wenn sie die zerrüttete Rechtsordnung in Deutschland wieder herstellen will, nicht dulden darf, daß Männer aus ihrer eigenen Mitte gegen

anzunehmen, beschloß die schwache Versammlung, die Absendung von Untersuchungs-Commissären und die Abhaltung einer

---

das Recht und die gesetzliche Ordnung eines deutschen Staates ungestraft freveln;

in Erwägung, daß es Pflicht der Nationalversammlung ist, nicht dem Wahne der bethörten Menge zu fröhnen, sondern der Wahrheit Zeugniß zu geben;

in Erwägung, daß das Gesetz vom 30. September, betreffend das Verfahren im Falle gerichtlicher Anklage gegen Mitglieder der verfassunggebenden Reichsversammlung zum Schutze der Freiheit, nicht des Verbrechens gegeben ist;

aus diesen Gründen erklärt die Nationalversammlung zur Wahrung deutscher Ehre hiermit feierlich:

daß die Bestimmungen des angeführten Gesetzes keine Anwendung erleiden auf solche Mitglieder der Nationalversammlung, welche ihren Posten verlassen, und anderswo durch Wort oder That an Aufruhr oder Meuterei Theil nehmen, oder welche ohne Urlaub an Orten der Empörung sich aufhalten; daß sie vielmehr solche pflichtvergessene Männer unbedingt dem Arme der Strafgerechtigkeit überläßt."

Daß dieser Antrag in einer Versammlung, wie die Frankfurter, bei dem wühlerischen Geiste der Linken und der Zaghaftigkeit und mangelnden Energie der Rechten, ohne Unterstützung durchfallen würde, war vorauszusehen. Lasaulx ließ sich indessen dadurch nicht zurückschrecken und stellte wenige Tage darauf, in der Sitzung vom 4. December, seine Interpellation an den Reichsminister der Justiz gegen die sogenannte „Deutsche Reichstagszeitung" unter der verantwortlichen Redaction des J. G. Günther, Mitglieds der constituirenden Nationalversammlung. Ein im blutlechzenden Tone des rothesten Wahnsinns geschriebener Artikel dieses Blattes: „Ueber die Ermordung Robert Blum's und die Mehrheit der Reichsversammlung vom 24. November hatte unter Anderm wörtlich die Behauptung aufgestellt: „daß Windisch-Grätz und die Camarilla in Olmütz den Mord Blum's nicht gewagt hätten, wenn die Mehrzahl der Versammlung und ihr Geschöpf, die Reichsgewalt, nicht die jämmerlichste Ohnmacht gezeigt hätten; daß Blum gefallen sei als Opfer der Schwäche und Feigheit der Mehr-

Trauerfeierlichkeit für den Hingerichteten; aber auch das Letzte mit bösem Gewissen in so zaghafter, halber Weise, daß einer

---

heit der Reichsversammlung und der Reichsgewalt, und daß der Mehrheit der Reichsversammlung und der Reichsgewalt, jedem einzelnen Mitgliede, Mann für Mann" (ohne Zweifel nach dem Vorgange und der Analogie von Lichnowsky und Auerswald), „die moralische Verantwortung der Ermordung Blum's aufzubürden sei — und daß sein Blut über ihre Häupter kommen solle." Die von dem Zorngeschrei der Linken vielfach unterbrochene Interpellation des Abgeordneten für Bayern lautete: „Will der Herr Reichsminister sich ein Herz nehmen und der Wahrheit gemäß mir antworten, 1) daß er in Erwägung, daß der Fürst Windisch-Grätz, der nicht bloß Wien gerettet hat, in den Augen aller Urtheilsfähigen der Mit- und Nachwelt zu hoch stehe, als daß die knabenhaften Declamationen seiner Verläumder ihn erreichen könnten. 2) In Erwägung, daß auch die Mehrheit der verfassunggebenden Reichsversammlung durch einen literarischen Proletarier und Literaten im Sinne der Lex Remmia nicht beleidigt werden könne. 3) In Erwägung, daß trotz der jetzt herrschenden Verwirrung der sittlichen und rechtlichen Begriffe, doch selbst jenes Publikum, für welches die deutsche Reichstagszeitung berechnet ist, nicht so tief gesunken sei, daß es die Sprache des Wahnsinns in jenem Artikel verkennen könnte; — Ich sage: will der Herr Reichsjustizminister mir antworten, daß er aus diesen Gründen den Schmähartikel der sogenannten deutschen Reichstagszeitung der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und darum seinem Verfasser nicht die Ehre einer gerichtlichen Verfolgung angethan habe: so werde ich mich mit dieser Antwort vollkommen zufrieden erklären." Justizminister Mohl erklärte, der Artikel sei bereits mit Hinweisung auf das Reichsgesetz vom 10. October dem Gericht amtlich mitgetheilt worden. Indessen ist bis heute nicht verlautet, daß dieser zum Mord aufreizende Preßfrevel, wie so viele andere unter den Augen der Versammlung verübten Frevel, von den Frankfurter Gerichten irgend eine Strafe erfahren hätte. Die Linke wußte bei jener Interpellation ihren ungebärdigen Zorn über die ihr mit so kalter Ruhe gezeigte wohlverdiente Verachtung so schlecht zu verbergen, daß der Präsidirende, Vicepräsident Riesser, sich zu der für die ganze Versammlung eben nicht sehr ehrenvollen Aeuße-

seiner Freunde, — wenn ich nicht irre, war es Raveaux, — im Unwillen sagte, sie möchten lieber gleich einen Ausschuß zur Besorgung des eigenen Leichenbegängnisses, d. h. der Paulskirche, ernennen.

Die gleiche Halbheit, die das Schlechte fürchtet und keinen Muth hat, es ganz und offen mit dem Rechten zu halten, die aber dennoch von ihrem überschwänglichen Dünkel nicht lassen will, bewies die Haltung der Frankfurter Politiker Preußen und seinen inneren Kämpfen gegenüber. Auch für Preußen hatten sie nichts in seinen Nöthen und Bedrängnissen gethan. Als daher der König, ermuthigt durch den Vorgang Oesterreichs, sich endlich seiner Pflicht wieder erinnerte und aus seiner unthätigen Schwäche ermannte, als er in der eilften Stunde dem schmachvollsten, unwürdigsten, verächtlichsten Terrorismus, den je eine Krone, eine Hauptstadt und ein Reich erduldet, durch eine bloße Miene von Energie ein Ende machte: da mußten die anwesenden Commissäre des Frankfurter Reichstages, die wieder zwischen der gesetzlichen Ordnung und der nackten Revolution vermitteln sollten, die Beschämung erleben, daß Friedrich Wilhelm, der künftige Kaiser ihres kleindeutschen Parlaments-Reiches, seinem Lande eine Verfassung gab, ohne sie vorher auch nur mit einem Winke darüber zu begrüßen. Was inzwischen die „Verfassunggebenden" nach ihrer Weise nicht hinderte, in dem Streit zwischen der preußischen Krone und den Steuerverweigern einen Entscheid zu geben, der wieder die Competenzen vermengte, und der weder den Männern des Rechts, noch den Männern der Revolution genügte, und daher auch billiger Weise, wie so viele andere Beschlüsse der

---

rung veranlaßt sah: „Ich hoffe zuversichtlich, es werde heute das letzte Mal seyn, daß ich den Vorsitz in der Versammlung führe, da ich allerdings fühle, daß ich nicht die nöthige Kaltblütigkeit besitze, um bei den Gewohnheiten, die in dieser Versammlung herrschen, die Verhandlungen derselben zu leiten."

begründen will, von jeher umgekehrt v
spruch ausging: Was wir könner
Denn das stolze Wort Dante's, vor
Weiteres aufspringen, und das alle Hi
Widerstand verschwinden macht:

Vuolsi così colà dove si puote
Ciò che si vuole, e più non dim

d. h. so will man dort, wo man kann,
ser Zauberspruch gilt weder von dem W
noch von den Kabineten in Berlin oder
von jenem Hause, in dem der Allmäch
irdische Gewalt dagegen, die mit dem M
potie, der von oben so gut, wie der vo
notre bon plaisir gegen die Natur der
sich die Hörner ihres souverainen Eigensi
haben.

Hätten die Ideologen in Frankfurt,
großpreußischen Einheitsstaates wie die r
den todten Buchstaben äußerer Verfassung
bei fremden Nationen zu entlehnen, si
umsehen wollen, in dem jene freien W

sei Amerika eine tabula rasa, die sie mit ihren Paragraphen nach Willkür beschreiben, und so oder anders eintheilen könnten; sie haben keine theoretische, regelrechte Verfassung ersonnen, oder fremde Formen entlehnt und als die allgemein gültigen proclamirt, denen sich das wirkliche Leben unbedingt unterwerfen müsse. Sie haben vielmehr umgekehrt ihre Unions-Verfassung in gütlicher Vereinbarung den thatsächlichen Verhältnissen angepaßt, oder sie vielmehr daraus geschöpft, nach jenem alten germanischen Grundsatz: daß der Mensch Recht und Gesetz überhaupt nicht macht und ersinnt und dann gewaltsam aufzwingt; sondern schöpft und findet, wie Gott dasselbe in die Natur und die Dinge gelegt hat. Von dem weiteren Grundsatz ausgehend, daß wie in der Natur, so auch in dem politischen Leben der Völker keine Sprünge, sondern nur ein stetiges Wachsthum gesunde Frucht bringt, und daß Alles seine Zeit für seine Entwicklung fordert, und der Enkel oft erst im Schatten der von dem Großvater gepflanzten Bäume an ihren Früchten sich erlaben kann: haben sie nicht Alles auf einmal und ganz machen wollen. Sie haben sich vielmehr mit dem Nothwendigsten begnügt; gar Vieles, was ihrem Plane hindernd in den Weg trat, haben sie stehen lassen, um keinen verderblichen Widerstand und Zwiespalt hervorzurufen, dem allmächtigen Wirken der Zeit die Ausgleichung in allmähliger, friedlicher Vereinbarung überlassend. Es ist ihnen nicht eingefallen, das, was so oder anders seyn kann, ohne daß es der Einheit des Ganzen schadet, bloß der systematischen Uniformität ihrer Verfassung wegen durch despotische Grundrechte und Ordonanzen über denselben Leisten zu schlagen; sie erkannten und achteten vielmehr in dieser Vielgestaltigkeit des Lebens ihrer Einzelstaaten das Recht der Freiheit, die in der Zwangsjacke einer uniformen Centralisation nur verkrüppelt und verkümmert wird.

Von diesem praktischen Geiste, von dieser Achtung fremden Rechtes und fremder Freiheit und Selbstständigkeit, von dieser Schonung liebgewordener Gewohnheiten und eingewur-

gen, nur zu unabsehbaren Verwirrunge
gen über das Verhältniß der Schul
Staate — was kann die deutsche Einl
winnen? Enthalten diese souverainen
verletzende Eingriffe in die Freiheit ur
nur der Einzelstaaten, sondern auch de
lie, ja des Einzelnen. Sind sie, sta
Einheit zu fördern, nicht vielmehr wahr
tracht, die man muthwillig in die H
die Werkstätte des Bürgers geschleudert?
Wichtigere seine unverzügliche Befriedig
lag irgend eine dringende Nothwendigke
statt all dieses über den Leisten todter l
der wahren deutschen Freiheit nicht une
der deutschen Einheit nicht ungleich zut
die Versammlung erklärt hätte: daß l
dem freien Ermessen der Einzelstaaten,
heit ihrer Zustände und Bedürfnisse,
Gleichheit hierin, in so weit sie über
und wünschenswerth wäre, von ihnen
ches Einvernehmen in gegenseitiger, a

häuslichsten Angelegenheiten dictatorisch verfügen und blinden Gehorsam für Gesetze verlangen, die sie halbvollendet in die Welt hinausschleudern! Und welche Halbheit zeigt sich nicht auch hierin wieder, die sich zwischen das Recht und den Revolutionsdespotismus verzagt zwischen inne stellt. Während sie dem Deutschen, statt ihm eine Freiheit zu geben, das Recht Fideicommisse zu stiften, nehmen, wagen sie es doch nicht Stiftungen unbedingt zu untersagen. Was aber sind ewige Stiftungen zu Zwecken des Gemeinwohles, der Mildthätigkeit, der Kirche und Schule anders als Fideicommisse, welche die Gegenwart der Zukunft anvertraut? Und sind unsere seit Jahrhunderten vererbten, geschlossenen Bauernhöfe nicht auch Fideicommisse, ohne die unser kräftiger Bauernstand, Deutschlands gerechter Stolz, zu einem Lumpenstand herabsinken würde?

Wollen die Frankfurter Reichseinheits-Fabrikanten, die von der rothen Demokraten-Anarchie, wie die von der schwarz-weißen Erbmonarchie, sich von der Wahrheit dieser Betrachtungen überzeugen; wollen sie die Stimme unseres Volkes hören: so dürfen sie darüber nur in den Adressen Nachfrage halten, die von mehr als eilfhundert bayerischen Gemeinden mit circa hunderttausend Unterschriften bei dem König und unsern beiden Kammern bis zum März eingelaufen sind, als sich in dem Lande die Kunde verbreitete, die Linke unserer zweiten Kammer bestehe auf unbedingter Anerkennung der Grundrechte und habe diese Forderung bereits in der Adresse durchgesetzt. Wir wollen hier nur einige Schriftproben aus dieser bayerischen Lapidarschrift anführen. So sagen z. B. 27 Gemeinden aus den Landgerichten Amberg, Neunburg und Nabburg in ihrer Adresse mit 913 Unterschriften an die zweite Kammer: „Ist das Leben des braven Mannes weniger werth, als das Leben des Raub- und Meuchelmörders? Wenn nun die Todesstrafe abgeschafft ist, welche Sicherheit werden uns Landleuten diese hochbeliebten Grundrechte darbieten? Freilich ist in Frankfurt selbst der Meuchelmord am hellen Tage ungestraft geblieben, und die Blätter, die man aus der Stadt auf's Land hinaus-

schickt, predigen Mord und Raub! Aber wir glauben an eine Gerechtigkeit Gottes, und wollen darum auch der Gerechtigkeit auf Erden das Schwert nicht genommen wissen.... Die linke Majorität, die immer vom souveränen Volk redet, machen wir aufmerksam, daß es ehrenhafter wäre, der allgemeinen Stimme des Volkes nachzugeben und aus der Kammer sich zu entfernen, als mit Lug und Trug sich und ihren Anhang immer als das Volk geltend zu machen. Endlich müssen wir auch den Kammermitgliedern, die sich nicht schämen, bei öffentlichen Zusammenkünften der rothen Republikaner mit aufzutreten und als geborne Bayern, als die Angehörigen eines treuen, festen, stolzen Bayerstammes den Hochverräthern ihre Hand zum Gruße bieten, unsere Entrüstung und tiefste Verachtung ausdrücken."

„Wie erstaunten und erschracken wir," rufen die Männer der Gemeinde Reimlingen bei Nördlingen den Volksvertretern zu, „als wir vernahmen, daß die Mehrheit der Abgeordneten in ihrer Adresse für unbedingte Geltung der Grundrechte in Bayern gestimmt habe! Unsere Bestürzung verwandelte sich in Zorn gegen Jene, die sich erfrechten, den verfassungsmäßigen Titel unserer vaterländischen Regierungsform anzugreifen und räuberisch zu zerreißen, um ihn so weit genug für eine künftige rothe Republik zu machen. Wir erkennen die konstitutionelle Monarchie in Bayern als die allein rechtmäßige, gesetzliche und für uns beste an, und werden unsern Eid nicht nur heilig halten, sondern sind auch bereit, nöthigenfalls für die konstitutionelle Monarchie, für unsern König und das Gesetz gegen die Meineidigen und Umsturzmänner mit Gut und Blut einzustehen."

„Wir kennen", so lassen sich die Urwähler der Städte Cham und Furth und ihrer Landgemeinden mit ungefähr 1500 Unterschriften vernehmen, „wir kennen recht wohl durch unsere Söhne und die Aussagen unverdächtiger Männer die Noth in Baden und Würtemberg, das Elend in Schlesien und die gepriesene Armseligkeit der französischen Zustände! Mit diesen glänzenden Kulturzuständen sollen wir uns etwa beglücken las-

fen? Das Proletarierglück wollen wir nicht kosten, so reizend es auch Manchem vorkommen mag; wir wollen gerne den Dürftigen Hilfe gewähren, aber die Aufforderung, uns selbst zu Bettlern machen zu lassen, weisen wir mit Entschiedenheit zurück. Wir haben in unseren Gemeinden einzelne Familien, die uns schon genug zu schaffen machen; wir wissen sehr gut, wer bei ihnen aus- und eingeht, und unsere Felder, unsere Wiesen und Häuser kennen ihre Besuche; sollen wir vielleicht noch einige Hundert solcher Familien kommen und sich ansiedeln sehen, ohne daß wir uns ihrer erwehren dürften, damit Eigenthum und Sicherheit noch mehr gefährdet werde? Sollen wir uns selbst und unsere Kinder aufgeben? Nimmermehr... Die hohe Kammer wolle uns schlichten Bürgern und Landleuten nicht verargen, wenn wir glauben, das Gesetz über Ansässigmachung und Freizügigkeit sei von einem leichtfertigen Geiste eingegeben: denn es handelt sich um nichts Anderes, als Heirathen um jeden Preis, geht es hinterher, wie es mag."

Dieselbe Sprache führen die Wahlmänner aus dem Wahlbezirk Cham und seinen Landgerichten, wenn sie sagen: „Durch die freie Ansässigmachung kann nur die ohnehin schon drückende Armensteuer unerträglich, und die öffentliche Sicherheit auf's Höchste gefährdet werden. Hätte Bayern für einen Welttheil oder für alle fünf zu fabriciren, so wären wir die Ersten für Gewerbefreiheit; oder lebten wir in den amerikanischen Wäldern, so wären wir die Ersten für freie Ansässigmachung; allein die Unmöglichkeit ist ein Gesetz, das für alle Gegengründe unbeweglich bleibt..... Politische Freiheit oder sogenannte Volksherrschaft ohne bürgerliche Selbstständigkeit; Vernichtung der erworbenen Rechte und des Bestehenden zu Gunsten einer vorherrschenden Tagesmeinung gilt uns als Gegensatz der Freiheit, und wir ziehen sie einer russischen Herrschaft nicht vor, sondern nach. Diese bürgerliche Selbstständigkeit und Achtung des Rechtes finden wir nur im Programm der Rechten gewahrt, und deßhalb hat auch dieses nur unsere Zustimmung."

In der Adresse der Gemeinden Wilburgstetten und Rieh-

lingstetten, Landgerichts Dinkelsbühl, heißt es: „Wir gehorsamst Unterzeichnete, sammt und sonders steuerpflichtig, hören und lesen, daß die Frankfurter Grundrechte unbedingte Geltung haben und somit von unserer Kammer der Abgeordneten nicht mehr berathen werden sollen. Dieß hat uns mit der größten Entrüstung erfüllt, und zwar aus folgenden Gründen: Die Grundrechte erklären die Person, die Wohnung und das Eigenthum für unverletzlich, während zugleich die Todesstrafe abgeschafft wird. Was hilft uns Unverletzlichkeit der Person, wenn der Verbrecher keine Todesstrafe zu fürchten hat? Wir wollen keine Gesetze zur Begünstigung der Spitzbuben, wohl aber solche zum Schutze der Bürger gegen dieselben. Nach §. 3 hat jeder Deutsche das Recht, sich im deutschen Reiche niederzulassen, wo es ihm beliebt. Von diesem unheilvollen §. können nur diejenigen reden, welche aus Erfahrung wissen, welche nachtheilige Folgen die Ansiedlung fremder Individuen in einer Gemeinde hat. Wir können geradezu versichern, daß sie es sind, welche unsere Armenkassen am meisten in Anspruch nehmen u. s. w. Diesem zufolge bitten wir gehorsamst, eine hohe Kammer wolle dafür sorgen, daß wir nicht einen Guckkasten bekommen, der von Außen durch seine Verzierungen die Augen blendet und bezaubert, wo aber im Innern Schnurranten aufspielen und Spitzbuben und Bettelleute tanzen."

„Wir Mösler," so lautet das Wort derer von Karlskron im Donaumoos, Landgericht Neuburg in Schwaben, „wir glauben in einer so wichtigen, das Wohl und Weh des Vaterlandes berührenden Sache auch unsere Stimme erheben zu müssen; denn wir können aus Erfahrung sprechen. Wohlan denn! Es gelange der Majoritätsbeschluß zur unbedingten Ausführung: Theilet und zerstückelt die Güter, gestattet unbedingte Handels- und Gewerbefreiheit, lasset Jeden sich ansässig machen, wo er will! — und es ist erreicht, was der geheime Wunsch und die versteckte Absicht so Mancher, selbst in der Kammer, wonach das Streben so Vieler gerichtet ist: das [illegible]liche und gesegnete Bayern ist ruinirt, die Nation ist zum

Bettler und eine Beute der Wühler geworden. Lasset die Grundrechte zur unbedingten Geltung kommen und das bayerische Volk verblutet und versiecht. Das ist es eben, was man will; mögen die Reden noch so süß scheinen, der Mund von Volkswohl und Volksbeglückung überfließen: ziehet dieser schönen Maske die Larve vom Gesicht, und es erscheint das magere Gerippe, das grinsende Elend."

In dem gleichen Tone tiefster Entrüstung rufen die Gemeinden Aufhausen und Mettenhausen, Landgerichts Landau, jener Majorität, die den Willen des Landes so rücksichtslos mißachtete, zu: „Auch zu uns in das Vilsthal ist die Kunde gedrungen, daß die hohe Kammer geneigt sei, den Grundrechten unbedingte Geltung in Bayern zu verschaffen, indem sie glaubt, daß sie dadurch den Willen des Volkes achte. Wenn aber die hohe Kammer glaubt, der Ruf rother Republikaner, bankerotter Demokraten, schlechter Vereine und gemeiner Journale, die stets das Wort Volk im Munde führen, sei der wirkliche Ruf des Volkes, so hat sie vom bayerischen Volksstamme eine ganz irrige Meinung. . . . Nur für unsern monarchisch-constitutionellen König sind wir bereit, mit allen unsern Angehörigen Gut und Blut zu opfern; denn noch wallt das nämliche Blut in unsern Adern, wie in den Adern der bei Aidenbach Gefallenen; noch eben so fest und kräftig sind unsere Arme, wie die Arme der bei Renblag Gebliebenen. Mann an Mann werden wir uns schaaren und kämpfen für unsern König, für unser Eigenthum und für das Wohl unserer Kinder. Eben so wollen wir von unserer beschwornen Verfassung nie und nimmermehr lassen, und wehe unsern Volksvertretern, welche ihren Eid so wenig achten! Wir werden ein strenges Gericht über sie halten. Wir sind ein gutmüthiges Volk, werden uns aber weder den Republikanern, noch den Communisten, ja selbst einer rothen Kammermajorität nicht fügen, wenn sie darauf bestehen sollte, durch Annahme der verderblichen Paragraphe unsern und unserer Kinder Wohlstand zu vernichten. Schon beim Zusammentritt der Kammern hat eine Seite derselben sich

unsers Vertrauens unwürdig gezeigt, durch ihr anmaßendes Betragen und ihr Liebäugeln mit den Gallerien." —

Alle diese Mißstimmung des Volks, die in Bayern wie in Hannover dieselbe ist, all diese Verwünschungen und Proteste gegen ihr Wirken, hätten sich die Frankfurter Gesetzgeber ersparen können, wenn sie, wie es ihre Pflicht gewesen, der Nation mit Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung und gewissenhafter Achtung fremden Rechtes und fremder Freiheit hätten vorangehen wollen, und demgemäß, — ehe sie ihre unfertigen Decrete über Alles und Jedes, was ihres Amtes und nicht ihres Amtes war, hinausgeschleudert, — damit begonnen hätten, daß sie in gütlicher Vereinbarung mit den Fürsten und Ständen der Einzelstaaten ihre Befugniß, d. h. die Befugnisse des Centralparlaments und der Centralgewalt sowohl in dem gesetzgebenden als im executiven Gebiete, von den Befugnissen der Regierungen und Kammern der Einzelstaaten scharf und bestimmt abgegränzt hätten. War diese Abgränzung in rechtsgiltiger Weise geschehen: dann konnten sie in ihrem Gebiete Gesetze erlassen, und ihre Centralgewalt konnte dann Befehle ertheilen, und beide konnten, kraft des also vereinbarten Bundesvertrages, für Beides unbedingten Gehorsam verlangen; wie sie auch ihrer Seits das Recht der Einzelstaaten innerhalb des Kreises der ihnen zustehenden Befugnisse in den inneren Landesangelegenheiten gleich heilig geachtet hätten. Statt dessen aber verwarfen sie jede Vereinbarung, und gingen von dem Grundsatze aus: es sei nichts, über das sie nicht von vornhinein, ehe ein Bundesvertrag abgeschlossen, einseitig durch bloße Stimmenmehrheit, — selbst wenn es sich um die Ausstoßung eines Stammes in Folge einer all zu straffen und knappen, nur für Preußens Oberherrlichkeit berechneten Bundesform handle, — ganz nach Gutdünken und unumschränkter Willkür endgültig entscheiden könnten. Kein Wunder, wenn sie durch solches Gebahren, das, wie der hannöverische Bauer mit Recht sagt, eine weit schlimmere Tyrannei in Aussicht stellt, als sie der Bundestag je geübt, nicht nur die Fürsten,

sondern auch das Volk in den Einzelstaaten, wie wir gesehen, mißtrauisch und widerspänstig gemacht, und die Verwirrung und Zerrissenheit Deutschlands nur gesteigert haben. Kein Wunder auch, wenn jetzt, wo der Vorschlag zur Sprache kömmt, die Reichsgewalt möge zur Fortführung des kostspieligen dänischen Krieges Schulden contrahiren — (weil nämlich nichts so sehr verbinde, als gemeinschaftliche Schulden) — der Reichsfinanzminister trocken erklärt: das Reich habe durchaus keinen Kredit. Kein Wunder endlich, wenn die Frankfurter Penelope, was sie gestern mühsam gesponnen, schon heute im Schweiße ihres Angesichts wieder auftrennen muß. Gilt ja wörtlich von ihr, was Dante seiner Vaterstadt in kummervollem Zorne vorhält. Auch in ihr herrschte schon vor sechshundert Jahren die unumschränkteste Volkssouverainetät, von der unsere Demokraten und Kaisermacher noch etwas lernen können: jeder Adeliche, der Ansprüche auf ein Amt haben wollte, mußte sich seines Adels entkleiben, und sich in eine Bürger- oder Arbeiterklasse einschreiben lassen, und hatte er die Volksgunst, mit Recht oder Unrecht, verscherzt, so wurde er nach den Florentiner Grundrechten als politisch todt zur Strafe wieder renobilisirt, d. h. in den Adelstand zurückversetzt. Ein Proletarier, ein Wollscheerer aus der untersten Klasse, schwang sich zum obersten Beherrscher der Republik auf. Da nun die freiheittrunkene Stadt unter diesem Regimente ihrer Volksversammlungen fort und fort erschüttert ward und im ruhelosesten Wechsel ihres demokratischen Fortschrittes Obrigkeiten und Gesetze, Verfassung und Grundrechte immer wieder und wieder wechselte, bis sie, die sich selbst keine Schranken zu geben wußte, im unumschränkten Despotismus der Mediceer endlich ihre Ruhe fand, so ruft ihr der zornige Dichter aus seiner Verbannung zu: Was sind Athens und Lacedämons Gesetze

> Verso di te che fai tanto sottili
> Provedimenti ch' a mezzo novembre
> Non giunge quel che d'ottobre fili.

Das heißt in unsere Sprache übersetzt: Was sind Solon

und Lykurg, was Moses und die Propheten gegen dich, o weise Parlamentsstadt und deine Grundrechte und kühnen Griffe, die du so fein berechnete Reichsgesetze schaffst, daß das, was deine Hand, o Frankfurt! im October erst gewebt, nicht Mitte November überlebt *).

Macht schon dieß erste Parlament, in Mitte aller Schwierigkeiten, solchen rücksichtslosen Gebrauch von seiner sich einseitig beigelegten Souverainetät: welche Uebergriffe hätten wir erst von einem zweiten, durch das neue schrankenlose Wahlgesetz zusammentretenden Wühlerparlament zu erwarten, wenn nicht vorher, zum Schutze der Freiheit und des Rechtes, die Befugnisse des Centralparlaments und seiner Centralgewalt durch gegenseitige Vereinbarung scharf abgegränzt werden. Was würde uns die Freiheit der Gemeinde und der Familie nützen, wenn das Parlament von oben herunter durch Stimmenmehrheit Alles und Jedes jeden Augenblick in den Einzelstaaten nach der herrschenden Meinung des Tages, unter dem Gebrüll der Gallerie und den Drohungen aufgehetzter und bezahlter Proletarier, so oder anders umgestalten könnte? Den büreaukratischen Despotismus hätten wir nur mit einem Parlaments-

---

*) Nach der Uebersetzung von Kannegießer lauten diese Terzinen:

Athen und Lakedämon, mit Gesetzen
So wohl berathen bei den weisen Alten,
Sind gegen dich für staatsklug nicht zu schätzen,
Die du so fein dich zeigst in allem Walten.
Denn was du schriebest im October nieder,
Kann bis Novembers Mitte kaum sich halten.
Was du beginnst, gleich änderst du es wieder,
Amt, Sitte, Geld; wie oft hast du erneut,
So weit du denken kannst, des Rathes Glieder?
Und überlegst du's mit Besonnenheit,
So wirst du jener Kranken dich vergleichen,
Die, weil das Bett ihr keine Ruhe leiht,
Sich dreht und wälzt, den Schmerzen auszuweichen.

despotismus vertauscht, der uns heute mit einer Mehrheit von zehn oder fünfzig Stimmen die kleindeutsche Erbmonarchie des Großpreußenthums, und morgen die rothe Republik der Communisten decretiren könnte, auf die Gefahr hin, daß alle Autorität in einer gemeinsamen Anarchie zu Grunde ginge und das verstümmelte, zerrissene Deutschland die Beute inneren Bürgerkrieges und fremder Eroberung würde.

Wie anders haben dieser russischen Autokraten-Manier unserer „Constituirenden" gegenüber, die Gründer der amerikanischen Union in Washington verfahren! Wie „particularistisch" haben sie bei Lösung einer ähnlichen Aufgabe den gegebenen Verhältnissen der Einzelstaaten und ihren Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen schonende Rechnung getragen! Die nördlichen und südlichen Staaten der Union waren, wie bekannt, bei der Gründung ihrer Bundesverfassung in nationaler Abstimmung, in Sprache, Religion, Bildung, Sitten, Denkungsweise, Erziehung und innerer Gesetzgebung durch weit schärfere Gegensätze von einander getrennt, als Nord- und Süddeutschland sich jetzt gegenüber stehen. Nicht minder waren sie durch Volkszahl und Umfang verschieden. Jede der dreizehn Colonien hatte ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Gesetze, ihre besondern Vorurtheile, ihre getrennten Interessen. Diese geschichtlichen Erinnerungen, diese politischen Einrichtungen hatten aber nicht, wie bei uns, die Weihe einer langen Reihe von Jahrhunderten, um Schonung zu fordern, zu ihren Gunsten aufzuführen; die Staaten waren alle mehr oder minder jung. Und dennoch wurde ihnen die größte Schonung gewährt.

Die nördlichen Staaten wollten die Sclaverei aufheben, die südlichen sie erhalten. Hätte man sie damals in den amerikanischen Grundrechten nach der Weise der Herren Gagern, Waitz, Beseler, Dahlmann, Vogt und Simon, ohne Vereinbarung aufgehoben: so wäre die Union nicht zu Stande gekommen, oder ein Bürgerkrieg die Folge gewesen. Man erlaubte daher dem Süden, sie beizubehalten, wie sehr man sie auch

beklagen und verabscheuen mochte, der Zeit und dem Christenthum ihre Milderung und Aufhebung anheimgebend; dem Norden dagegen erlaubte man, sie abzuschaffen. Eben so verfuhr man mit den übrigen Gegensätzen, welche die Einzelstaaten so scharf von einander trennten, indem man sich nur auf das Nothwendigste beschränkte. „Massachusetts", sagt hierüber der Lloyd, „wollte ein fast allgemeines Wahlrecht geben; Virginien nur ein sehr beschränktes. Das ultra-protestantische New-Hampshire wollte die Religionsfreiheit nicht einführen, eben so wenig das ultra-katholische Maryland. Rhode-Island wollte seine alte aristokratische Verfassungsurkunde, die ihm König Carl bescheert hatte, wonach nur erstgeborne Söhne stimmfähig waren, nicht aufgeben. Dalawara, und mit ihm die anderen kleineren Staaten, wollten im Senate eine eben so große Vertretung, wie die Riesenstaaten Virginien, New-York und Pennsylvanien. Die Hindernisse, welche der Einigung Deutschlands entgegenstehen, erscheinen uns geringfügig, mit denen verglichen, welche der Einigung Nordamerikas entgegenstanden." Man erschwerte sie aber nicht durch unsinnige Paragraphen, wie die §§. 2 und 3 der Schleswig-Holsteiner und Preußenthümler; man richtete vielmehr die Paragraphen nach den Ländern ein, und machte sie so weit, daß alle darin Platz hatten, und keines Bassermann'schen Thores bedurften.

Man zwang nicht, der leidigen Uniformität wegen, Virginien das allgemeine, noch Massachusetts das beschränkte Wahlrecht auf; sondern man ließ Jeden wählen, wie er es dem Besten seines Landes, seiner Bildungsstufe und seinen Sitten am angemessensten hielt. Eben so ließ man das protestantische New-Hampshire protestantisch, und das katholische Maryland katholisch, und Jeden seine kirchlichen Verhältnisse ordnen, wie er wollte. Man zwang die Protestanten nicht, Jesuiten und Liguorianer aufzunehmen, noch die Katholiken, ihre Kinder auf Staatskosten von Deutschkatholiken und Lichtfreunden erziehen zu lassen. Man gab überhaupt keine Grund-

rechte über das Verhältniß von Kirche und Schule, indem man dieß den Einzelstaaten, den Gemeinden und Familien überließ. Auch Rhode-Island durfte ungehindert von Majoritätsbeschlüssen des Parlamentes für seine inneren Angelegenheiten seiner aristokratischen Verfassung treu bleiben. Ja man ging in dieser Schonung der Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder so weit, daß die großen Staaten, um das Zustandekommen der Union nicht zu vereiteln, den kleinen im Senate eben so viel Macht einräumten, als sie selbst übten. Auch hinsichtlich der Sprache folgte man dem gleichen Princip, das die Gleichförmigkeit und Einheit nur auf das Nothwendigste beschränkte. „Man ließ Pennsylvanien selbst entscheiden, ob die deutsche oder die englische Sprache die diplomatische Sprache des Staats seyn sollte. Ein Deutscher, Mühlenberg, war Sprecher des Hauses, und als die Stimmen gleich getheilt waren, gab sein Votum den Ausschlag, das gegen die eigene Muttersprache abgegeben wurde. Als Louisiana ein Staat der Union wurde, machten die Franzosen die Mehrzahl der Einwohner aus, und man anerkannte die französische Sprache darin als die herrschende; jetzt läßt man in den Territorien, welche von Mexico erworben wurden, der spanischen Sprache dasselbe Recht angedeihen."

So haben es die in Amerika vor sieben Decennien mit ihrer Reichsverfassung gehalten und die Union hat sich von einem Ocean bis zum anderen ausgebreitet; sie haben an Macht, an Wohlstand, an Volkszahl zugenommen; die Gegensätze und Verschiedenheiten haben sich bei aller gestatteten Freiheit nicht gesteigert, sondern sich mehr und mehr ausgeglichen oder sie bestehen ruhig nebeneinander, und statt alte Bundesgenossen auszuschließen haben die vereinigten Staaten immer neue aufgenommen.

Anders die in Frankfurt. Zwei Parteien stehen sich dort als die vorherrschenden gegenüber: die großpreußische und die republikanische. Mit beiden würde Deutschland und sein innerer Frieden, seine Freiheit, seine Macht gleich schlimm stehen. Das

an die dienstwilligen Duodez-Für
chie Dankschreiben erließ, ohne
zu halten, seine Unterschrift ei
mein, jedes kleindeutsche Kaiserth
man, den unschlüssigen Friedrich
gegen seinen ausgesprochenen Wi
was hätte er nach den eignen
Krone anderes zu thun, als: daß
sinnigen Brittenkönigs sein deutsche
ten: „Mylord" und „Wasserschnepfe
seinem Reichsministerium und dem
was wären die Mittel um dieses al
schlüsse und Paragraphen, sondern
tende Brüderkriege. Wie sich nun
sem Parlamentsreich unterscheiden
sagen. Wenn das Parlament jetzt, u
thron zu errichten, mit Stimmenmaj
meln und zu zerreißen wagt, so würde
lands in allen Fragen mit der gl
norddeutschen Majorität der Stim
südliche verstümmelte Hälfte unseres

schutzlos und nach innen uneiniger und zerrissener denn je, und in seinen Handelsadern und seiner Colonisation unterbunden und abgesperrt. Welchen Ersatz aber hätte die Nation für alle diese Verluste und die Vernichtung einer großen Zukunft im Verbande mit Oesterreich? — Herr von Gagern könnte Reichsminister bleiben; die Professoren hätten ihre §§. 2 und 3 durchgesetzt, und könnten rufen: Vive l'empereur de la Republique allemande! das Parlament könnte weitere Grundrechte erlassen und die Einzelnstaaten vollends in Departemente verwandeln — — wenn nicht an einem frühen Morgen die rothe Republik: Gagern, Professoren, Erbkaiser, Parlament und Einzelnstaaten sammt und sonders verschlingen und zuletzt Russen und Franzosen als lachende Erben und Vollstrecker der göttlichen Strafgerichte erscheinen würden! Dann wird man sich vielleicht vergeblich nach Oesterreich umsehen, dem man jetzt keinen Paragraphen aufopfern will und zwar in einem Augenblick, wo man sich ihm mehr denn je zu Danke verpflichtet fühlen sollte. Denn hätte nicht Radetzky mit seinem todesmuthigen Heer der siegreichen Revolution in Italien einen Damm entgegengesetzt und die Kriegsehre deutscher Waffen gerettet: wer weiß ob die wilde Fluth der rothen Republik nicht von Frankreich, Italien, Ungarn und Polen aus ganz Europa bereits mit Raub und Mord überschwemmt und ihre Blutfahne auf der Paulskirche aufgepflanzt hätte! Hätte nicht die ritterliche Treue des Fürsten Windisch-Grätz Prag und Wien dem Gesetze unterworfen: die Revolution hätte vielleicht dem entkräfteten Friedrich Wilhelm längst die Krone vom Kopf gerissen; denn nur durch Wien wurde Berlin gerettet. Und hätte endlich der Oesterreicher, den man zu Gunsten Gagerns und des Großpreußenthums aus dem Reichsministerium trieb, in der verhängnißvollen Stunde des September-Aufruhrs nicht mannhaften Muth und Energie gezeigt: Gagern und Dahlmann und Waiz und so manche von denen, die jetzt mit den Schleppsäbeln von Jena klirren und sich vorbereiten, ihre Stimme gegen Oesterreich zur Spaltung Deutschlands durch das preußische Erbkaiser-

für von unserem deutschen Parlament?
verjüngten Kaiserreich seine Bewunder
bringt, trotz den Intriguen Palmersto
mit dem jugendlichen Kaiser zu erneuer
dem französischen Alpenheer den Ruhm d
sen verkündet und ihm die österreichisch
ihres Vaterlandes zum Muster vorhält: n
furter verfassunggebenden Ideologen? —
die zweite Macht des Bundes, gegen
zur ersten erheben; sie wollen Friedrich
Frankfurter Parlaments-Krone aufzwing
Scheidemauer zwischen Deutschland und
gedrängten Oesterreich, das sie, so viel a
überwiegend slavischen Reich machen. All
immerhin zu Grunde gehen, wenn nur „
Nationalversammlung", die einzig
in ihrer unumschränkten Souverainetät
sind alle Wünsche dieser kleindeutschen Pol
thums erfüllt. Wohl hatte Welker recht,
Paulskirche rief: „Das Vaterland ist
die Gefahr droht ihm

## XXXI.

## Joseph II. und der Josephinismus.

### Erster Artikel.

Ende Februar.

Die General-Debatten des österreichischen Reichstags über die religiösen Verhältnisse sind geschlossen. Schon in den Märztagen war der Name des Kaisers Joseph eine Losung für Alle, die es mit der neuen Ordnung der Dinge hielten, und blieb seitdem mit dem Cultus der neuerrungenen Freiheit auf das innigste und unzertrennlichste verwebt. Das Standbild des Kaisers in Wien ward zu wiederholten Malen mit Blumen bekränzt, mit Fahnen geschmückt und mit gedruckten Exemplaren der dem Volke ertheilten Concessionen versehen. Man hielt es für eine ausgemachte Sache, die keiner weiteren Untersuchung bedarf, daß die März-Errungenschaften nichts anderes seien, als was Joseph gewollt und beabsichtigt hatte, und gewiß auch seinen Völkern verliehen haben würde, wenn nicht ein frühzeitiger Tod die Ausführung seiner Pläne verhindert, und das unter Kaiser Franz befolgte System nicht von Grund zerstört hätte, was unter dem großen, freiheitliebenden Kaiser aufgebaut worden war. Bei dieser Stimmung war es zu erwarten, daß die Verhandlung über das Verhältniß der Kirche

zum Staate der Verehrung Josephs den höchsten Triumph bereiten werde, und die Erwartung ist nicht getäuscht worden. Die Redner, welche sich für die josephinischen Grundsätze aussprachen, wurden mit jenen dem Kremsierer Parlamente eigenthümlichen Beifallsstürmen begrüßt, welche das berühmte Kentische Feuer in England weit übertreffen, und schon längst einen welthistorischen Namen verdient hätten. Namentlich erndtete Herr Joseph Halter, Doctor der Theologie und Consistorial-Secretär aus Salzburg, stürmischen Applaus ein, als er erklärte, er sei ein Anhänger des josephinischen Systemes, welches viel mehr Freisinnigkeit enthalte, als die neueren phrasenhaften Vorschläge; und ward dadurch so süß überrascht, gerührt und ermuthigt, daß er beifügte: hätte er diesen Beifall vorausahnen können, so würde er einen förmlichen Antrag gestellt haben. Die conservative Presse aber beeilte sich, über das Thema, welches der Reichstag vorgespielt hatte, die anmuthigsten und geistreichsten Variationen zu liefern. Der österreichische Lloyd, der am 8. Februar völlig außer sich gekommen war, mit der Synagoge liebestrunkene Blicke gewechselt und für die Emancipation der Juden ein begeistertes Votum abgegeben hatte, erklärt sich in zwei leitenden Artikeln vom 16. und 17. Februar gegen die Emancipation der katholischen Kirche. Er hat sich, dem Himmel sei Dank, wieder ganz vernüchtert, und legt sein Glaubensbekenntniß in schlichter Prosa mit den Worten ab: „Wir sind stets Bewunderer des josephinischen Systems gewesen.“

Wir unsererseits theilen diese Bewunderung so wenig, daß wir vielmehr gesonnen sind, dieselbe von dem Standpunkte der wahren Freiheit aus einer scharfen Kritik zu unterwerfen, und um diese Aufgabe auf dem kürzesten Wege zu lösen, stellen wir die Frage an die Spitze: Wer war Joseph II. als Regent, und was ist sein Regierungssystem oder der Josephinismus in politischer und kirchlicher Beziehung? Möge auch Niemand besorgen, daß wir ihn durch langwierige Vorbereitungen in einer künstlichen Spannung erhalten werden. Wir haben den großen

Staatsmännern unserer Zeit die kühnen Griffe abgelernt, und antworten daher kurzweg: Joseph II. war ein Despot und sein System despotischer Absolutismus von der reinsten Farbe. Es unterscheidet sich in nichts von dem verhaßten Regierungssysteme, welches bis zur Revolution in Oesterreich geherrscht hat. Kaiser Joseph ist der Gründer. Er hat den Plan entworfen, die Fundamente gelegt und die Grundmauern aufgeführt. Kaiser Franz war während seiner langen Regierung nur damit beschäftigt, den Bau mit strengster Consequenz nach allen Seiten und Richtungen hin zu vollenden. In den letzteren Jahren versah er zwar das alternde Staatsgebäude mit einigen Außenwerken und Wetterdächern, um die zerstörenden Einflüsse der fortschreitenden Zeit abzuwehren, ohne jedoch im Wesentlichen von dem ursprünglichen Plane abzugehen. So ging es an seinen Nachfolger über, sich selbst überlassen und daher immer mehr in sich zerfallend, bis es endlich dem ersten Anprall der Märzstürme erlag. Umständlich und mit allem geschichtlichen Detail die Richtigkeit dieser Behauptungen nachzuweisen, gebricht es an Zeit und Raum. Wir werden jedoch nicht ermangeln, die wesentlichen und entscheidenden Momente der Beweisführung hervorzuheben.

Wir beginnen mit der Verwahrung, daß wir keineswegs die Persönlichkeit Josephs verurtheilen. Wir wissen den Menschen von dem Regenten wohl zu unterscheiden. Tragen auch seine Regentenhandlungen den Charakter absolutistischer Willkür und nicht selten despotischer Härte im strengsten Sinne an sich, so war er doch als Mensch kein Tyrann; denn er hatte ohne Zweifel wohlwollende Absichten und glaubte die Mittel durch den Zweck zu heiligen. Er besaß ein gutes, edles und menschenfreundliches Herz, ein lebhaftes Temparament, einen kräftigen und entschlossenen Willen. Diese Gemüthsanlagen aber standen in keinem Verhältnisse zu seinen Geistesgaben, die das gewöhnliche Maß nicht überschritten. Am meisten fehlte ihm die scharfe Unterscheidung, der praktische Blick und die Menschenkenntniß, und folglich die nothwendigsten Eigenschaften zu

einem tüchtigen Regenten. Hiezu kam noch seine Sucht, für einen großen Mann zu gelten, und seine gränzenlose Eitelkeit. Da nun sein ganzes Leben unglücklicherweise in die Blüthezeit der Aufklärerei fiel, und unter dem weltbeherrschenden Gestirne des Zopfes Niemand auf den Beifall der Menge rechnen durfte, der nicht der neu aufgehenden Morgenröthe huldigte, so ist es leicht zu erklären, daß er das Schicksal der meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen theilte. Er gerieth in die Hände der Illuminaten, welche, als die einzigen pfiffigen Adepten, die Aufklärung zu ihrem Vortheile auszubeuten wußten und alle europäischen Höfe mit ihren Netzen umsponnen hatten.

Hatte er sich einmal einer Richtung hingegeben, so war bei der Energie seines Charakters vorauszusehen, daß er die vorgezeichnete Bahn mit überstürzender Hast und Gewaltthätigkeit verfolgen werde. Kaum hatte er nach dem Tode seiner großen Mutter die Zügel der Herrschaft in seinen Händen, so stöhnte auch schon die Hof- und Staats-Druckerei unter der Last der allerhöchsten Erlasse, Patente und Hofdecrete, die wie papierne Sturmvögel über alle Provinzen des Reiches hinflogen, um den erstaunten Völkern zu verkündigen, daß der Angriff gegen den bisherigen Bestand der Dinge begonnen habe. Die Lehre von der Omnipotenz des Staates, das Grab aller wahren, bürgerlichen und politischen Freiheit, geht nothwendig aus den Grundsätzen des Rationalismus hervor, und kömmt dem praktischen Resultate nach, obgleich auf verschiedenen Wegen, ganz mit den Ansichten einer späteren Philosophie überein. Der Regent, welcher von der ausschließlichen Gültigkeit der reinen Vernunft überzeugt ist, hat die unbeschränkte Gewalt, den Staat nach seiner Ueberzeugung vernunftgemäß einzurichten, und Alles vorzukehren, was ihm zu diesem Zwecke nothwendig und nützlich dünkt. Er braucht sich durch kein bestehendes Recht in seinen Maßregeln beirren zu lassen, weil das Vernunftrecht immer eine höhere Befugniß begründet. Er hat nicht darauf zu achten, ob seine Unterthanen gleichfalls für wahr und vernünftig halten, was er dafür hält, und ob sie mit seinen

Grundsätzen einverstanden sind oder nicht, weil sie schuldig sind, ihre Denkweise, Ueberzeugung und Gesinnung dem gemeinen Besten zu opfern, und wenn sie es nicht thun, als Rebellen wider die Vernunft und Feinde des Staatswohles um so weniger Nachsicht verdienen. Er darf sich nicht scheuen, in die Freistätten des Gewissens, der Religion, der Wissenschaft, der Familie und des häuslichen Lebens einzudringen: im Gegentheile hat er hier vor Allem einzugreifen, weil eben in diesen geistigen Gebieten die Wurzeln des Widerstandes gegen seine heilbringenden Maßregeln verborgen sind, und anders nicht zu hoffen ist, daß die künftige Generation sich widerstandslos in das Schicksal einer allgemeinen Volksbeglückung ergeben werde. Kurz er hat keine Schranke und kein anderes Gesetz zu achten, als das der Klugheit, die manchmal Schonung der Vorurtheile gebietet, um desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Da aber der Regent unmöglich Alles selbst thun kann, so schafft er, der erste Staatsdiener und Oberpriester der Vernunft, sich ein Heer von untergeordneten Staatsdienern und Hierarchen, denen er durch Normalien und Instructionen so genau die Art und Weise ihrer Wirksamkeit vorschreibt, daß sie fast mechanisch in seinem Sinne fortarbeiten und nichts mehr im Staate sich regt und bewegt, was nicht von staatswegen vernunftgemäß geregelt, geleitet und überwacht ist.

Diese Grundsätze der rationalistischen Staatsweisheit sind so wie Alles, was vom platten Rationalismus herstammt, so aller Tiefe baar, so bloß liegend auf der glatten Oberfläche und daher so handgreiflich, daß auch Joseph keine Mühe hatte, sie zu begreifen. Seine ganze Regentenlaufbahn bis nahe zum Schluße derselben ist nichts Anderes, als die praktische Anwendung dieser Grundsätze. Er vernichtete die letzten Lebensreste ständischer Verfassungen, und wo er noch lebendige constitutionelle Institutionen vorfand, wie in Ungarn und Belgien, bot er Alles auf, sie hinwegzuräumen, und den Rechtsboden in seinen Staaten möglichst zu nivelliren. Er kündigte allen Corporationen, die noch einige unabhängige Wirksamkeit besaßen,

den Krieg an. Er nahm den Gemeinden die freie Verwaltung ihres Vermögens und allen selbstständigen Einfluß in Gemeinsachen, und stellte sie in gleicher Weise, wie die Zünfte und Innungen, unter die Vormundschaft der Staatsbehörden. Er nahm den Universitäten, was ihnen von Autonomie noch übrig geblieben war, unterdrückte die Lehrfreiheit durch gemessene Vorschriften, was von den Professoren und wie es vorgetragen werden solle, und duldete keinen von der Staatscontrolle unabhängigen Privatunterricht. Er bekämpfte unablässig die Nationalitäten, die slavische eben so, wie die magyarische und romanische, und hatte es bei diesem Kampfe nicht bloß auf Centralisirung, sondern eigentlich auf ein allmähliges Absterben der Sprache, der Sitten und der Eigenthümlichkeit der einzelnen Nationen abgesehen.

Man ist gewohnt, sich Joseph II. als den entschiedensten Gegner alles Beamtenwesens vorzustellen: allein nichts ist unrichtiger, als diese Vorstellung. Er liebte den Eclat und die Manieren der Genialität und haschte nach jeder Gelegenheit, seine Selbstständigkeit, Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zur Schau zu stellen. Daher die vielen Anekdoten und sogenannten Charakterzüge aus seinem Leben, die aber vielmehr die wohlberechneten Züge eines geschickten Brettspielers sind, und schon durch ihre große Menge auf Absichtlichkeit und Ostentation hindeuten. So geschah es, daß er manchmal in seinem beliebten Incognito einen pflichtvergessenen Subaltern-Beamten auf frischer That ertappte und ohne weiteren Prozeß absetzte. Allein — wie es Fürsten, die sich mit derlei Filigranarbeit abgeben, gemeiniglich widerfährt — während er an einzelnen kleinen Uebelthätern eine zufällige und willkürliche Gerechtigkeit übte, trieben die Uebrigen, besonders die Hochgestellten, zwar vorsichtiger, aber um so verderblicher ihr Unwesen. Dem Wesen der Beamtenherrschaft war er, trotz dieser vereinzelten Eingriffe, so wenig abgeneigt, daß er vielmehr als der eigentliche Vater und Stifter der österreichischen Bureaukratie angesehen werden muß. Er war es, der durch seine unglaubliche Frucht-

barkeit an Hofdecreten die Allesregiererei, den Rubrikendienst und das papierene Regiment in Oesterreich einführte. Er war es auch, der das bisher einfache Verwaltungssystem ausdehnte und erweiterte, und die ganze Abgliederung der Behörden und des Geschäftsganges, welche bis zur Revolution in Oesterreich bestand, ist mit wenigen Modificationen dieselbe, welche schon Joseph dem Staatskörper anerschaffen hatte; wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß der Bureaukratismus kraft jenes krankhaften Bildungstriebes, welcher allen Aftergebilden innewohnt, in der Folge immer mehr anschwoll und zuletzt alle gesunden Säfte aufzehrte.

So ist auch noch immer von der Preßfreiheit, die Joseph II. seinen Völkern gewährt haben soll, viel die Rede; allein auch dieses Gerede bedarf einer wesentlichen Berichtigung. Vorerst hat Joseph niemals eine Preßfreiheit im strengen Sinne gewährt, sondern nur in der Instruktion für die Censurhauptkommission vom 1781 angeordnet, daß Kritiken, wenn sie nur keine Schmähschriften sind, selbst wenn sie den Landesfürsten treffen, nicht verboten werden sollten; sodann dauerte auch diese Freiheit nur kurze Zeit. Schon nach zwei Jahren ward befohlen, daß von jeder zum Drucke bestimmten Schrift ohne Ausnahme auch der mindesten Anzeigezettel zwei rein und lesbar geschriebene Exemplarien mit Beisetzung des Namens des Verfassers bei dem Büchercensuramte einzureichen seien. Der Kaiser oder vielmehr seine treulosen Rathgeber hatten sich verrechnet, und dieß war der Grund dieser Zurücknahme. Sie hatten einerseits gehofft, sich in der freigegebenen Presse einen Bundesgenossen zu schaffen und namentlich eine Freischaar loszulassen, welche unter dem Schutze des schweren Geschützes der Staatsverwaltung die Kirche und den Glauben zu Tode hetzen sollte; andererseits aber hatten sie darauf gezählt, keinen oder nur einen solchen Widerstand zu finden, dessen Einfluß und Wichtigkeit so viel als null wäre. Der eine Theil dieser Erwartungen ging in Erfüllung. Der erste Schrei der entfesselten Presse war ein wildes Halloh gegen die Kirche, eine Fluth

von Schmähungen, Lästerungen und Verleumdungen unter mannigfaltigen immer aber rohen, plumpen und geschmacklosen Formen. Nicht so der zweite Theil. Es begann nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in politischen Fragen eine Opposition sich zu entwickeln, die bei fortschreitender Uebung und Ausbildung alle Aussicht auf einen bedeutenden Einfluß hatte. Kaum bemerkten die feigen und heuchlerischen Meister vom Stuhle die drohende Gefahr, so war auch schon die Unterdrückung der aus ihren Windeln sich hervorarbeitenden Freiheit beschlossen. Sie bestimmten den Kaiser, der ihren Eingebungen ein nur allzu williges Gehör verlieh, die Denk- und Redefreiheit eben so wie alle übrigen Freiheiten unter die Vormundschaft des Staates zu stellen; und so ward im Jahre 1783 die Censur wieder hergestellt, und die ihr damals gegebenen Formen sind dieselben, welche dieses löbliche Staatsinstitut bis zu seinem Ableben im März vorigen Jahres unverändert beibehielt *). Die damaligen Censoren aber übten ihr Amt so ziemlich mit derselben Brutalität aus, wie ihre Amtsnachfolger in der jüngsten Zeit, nur mit etwas weniger Stupidität. Das Letztere aus dem einfachen Grunde, weil die Censurhofstelle in ihren letzten Lebensjahren im Fache der Stupidität das Menschenmögliche erschöpft und daher sich den gerechtesten Anspruch auf Unübertrefflichkeit erworben hat.

Wie Joseph die Kirche geknechtet, wie er selbst den Gottesdienst und die Ausspendung der Sakramente durch Hofdekrete geregelt und unter die Beamtenherrschaft gestellt, die Wirksamkeit der Bischöfe gelähmt, die Priester mit Schreibereien erdrückt; wie er alle freie Bewegung gehemmt und dem Volke die Quellen des religiösen Lebens abgegraben; wie er das Eigenthum verletzt und nicht bloß Klöster aufgehoben, sondern auch Privatstiftungen und das Vermögen der frommen Vereine eingezogen oder willkürlich verwendet hat: über alles dieses ge-

*) Das Nähere in dem trefflichen Aufsatze: „Die Preßfreiheit unter Joseph II." im achten Bande der hist.-polit. Blätter, Jahrg. 1841.

hen wir hinweg; denn der kirchliche Josephinismus ist bekannt genug, und wollten wir ihn seinem Geiste und organischen Zusammenhange nach darstellen, so müßten wir eine eigene Abhandlung schreiben. Nicht so bekannt ist es, welchen Vandalismus und welche Niederträchtigkeiten bei Aufhebung der Klöster Leute ausübten, die unablässig Licht und Recht, Vernunft und Humanität im Munde führten. Die Klosterbibliotheken wurden häufig auf die schnellste und einfachste Weise ausgeräumt, auf Leiterwägen geladen und centnerweise als Makulatur verkauft. Bei der Aufhebung eines Klosters in Böhmen wurde eine sehr kostbare Monstranz von den Kommissären in Empfang genommen, verschwand aber bald darauf spurlos und ward nicht mehr gesehen. In einem andern Kloster stimmte der Anblick eines silbernen Engels in anbetender Stellung einen der Kommissäre zu solchen Gefühlen der Andacht, daß er sich nicht enthalten konnte, denselben zu sich zu stecken. Da aber die Stellung dem Akte des Einschiebens nicht günstig war, streckte der Engel seine silbernen Arme wie hülfeflehend zur Rocktasche seines Verehrers hinaus, was zur allgemeinen Erbauung der Anwesenden diente, jedoch weiter keine Folgen für den Ehrenmann hatte. Dieß nur einige Beispiele; es wäre aber zu wünschen, daß die zerstreuten Daten gesammelt würden, bevor noch die letzten Zeugen abtreten, und die traditionellen Erinnerungen an diese Aufhebungsgeschichte erlöschen.

Die protestantischen Consistorien, augsburgischer wie helvetischer Confession, unterlagen dem Principe nach ganz derselben Behandlung wie die katholische Kirche. Was es mit der so sehr gerühmten Toleranz des Kaisers für eine Bewandtniß hatte und wie er die Glaubensfreiheit eigentlich verstand, geht am klarsten aus seinem Verfahren gegen die Deisten hervor. In Böhmen hatten in Folge des Toleranzpatentes einige Landleute sich zu keiner der bestehenden Religionsgesellschaften bekennen wollen, sondern erklärt, daß sie Deisten seyen. Das Gubernium berichtete hierüber nach Hof und erbat sich Verhaltungsregeln. Diese erfolgten durch den allerhöchsten Erlaß,

daß besagte Deisten vorzurufen, ohne weitläufige Procedur auf eine Bank zu legen und mit Stockprügeln zu bedienen seyen. Der kaiserliche Befehl ward vollzogen und brachte insoweit die gewünschte Wirkung hervor, als die Renitenten nicht die mindeste Lust hatten, Martyrer des Deismus zu werden. Wir leben der festen Ueberzeugung, daß jene Volksvertreter zu Kremsier, welche so große Sympathien für das josephinische System an den Tag gelegt haben, äußerst widerwärtiger Empfindungen ja förmlicher Antipathien gegen dieses System sich nicht erwehren würden, wenn die josephinische Gesetzgebung in puncto Deismi für sie eine leibliche und thatsächliche Wahrheit werden sollte. Gleichermaßen glauben wir uns nicht zu täuschen, wenn wir behaupten, das auch die Bewunderung, welche der Artikelschreiber im österreichischen Lloyd stets für das josephinische System gehegt hat, in diesem Falle sich bedeutend abkühlen dürfte. Ein Anderes sind Ideale, die in unbestimmten Umrissen dem träumenden Gemüthe vorschweben; ein Anderes sind der gemeinsten Wirklichkeit entnommene Haselstöcke, die ganz bestimmte sinnliche Eindrücke hervorrufen.

In politischer Beziehung aber gibt nichts genügenderen Aufschluß, wie Joseph II. Volksrechte und Volksfreiheiten auffaßte und nichts beweist schlagender, mit welchem Unrecht ihn der Liberalismus in den Kalender seiner Schutzpatrone eingetragen hat: als die Geschichte der niederländischen Unruhen. Joseph führte nicht nur seine kirchlichen Reformen gewaltsam in den Niederlanden ein, sondern er verletzte auch die Rechte der Provinzialstände und die in der joyeuse Entrée enthaltenen Freiheiten, deren Aufrechthaltung er angelobt hatte, und legte seine Absicht, dieselben faktisch aufzuheben, unverhohlen an den Tag. Als hierauf Unzufriedenheit und Gährung entstand, begann ein Spiel von Trug, Hinterlist und Treulosigkeit, welches in der Geschichte des Machiavellismus für im[illegible] einen hervorragenden Platz behaupten wird. Zu wieder[illegible]n Malen wurden von der Regierung alle Neuerungen [illegible]genommen und die verfassungsmäßigen Rechte der Stände

anerkannt, und immer wurden die Versprechungen wieder gebrochen, und neue Eingriffe und Gewaltthätigkeiten verübt, bis endlich die Flamme des Aufruhrs sich über das ganze Land verbreitete. Diesen Zustand hatte Joseph auf wahrhaft muthwillige Weise hervorgerufen. Durch Jahrhunderte hatten die österreichischen Statthalter die Rechte des Volkes gewissenhaft geachtet, mit Weisheit und Milde geherrscht und dadurch das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Niederländer gewonnen. Noch heut zu Tage gedenkt man in Belgien mit Liebe des altösterreichischen Regimentes. Es bedurfte in der That so großer politischer Mißgriffe und so empörender Verletzungen des Rechtes und der Treue, um das Volk zum Aufstand zu reizen. Wir sind sehr geneigt, den größeren und besonders den moralischen Theil der Schuld den Rathgebern des Kaisers beizumessen; denn Arglist und Treulosigkeit lagen nicht in seinem Charakter. Immer jedoch bleibt es gewiß und kann vernünftiger Weise nicht bezweifelt werden, daß er, von falschen Theorien verblendet, wenigstens im Allgemeinen den Plan, die Freiheiten der Niederländer zu unterdrücken, gefaßt oder gebilligt hat, wenn auch die Modalitäten der Ausführung mehr seinen Räthen und den abgesandten Commissären zur Last fallen mögen.

Dieß also ist Joseph II. und dieß sein Regierungssystem, wie es zwar nicht aus Anekdoten und Charakterzügen, auch nicht aus willkürlichen Annahmen und verjährten Vorurtheilen, wohl aber aus den Thatsachen der Geschichte unabweisbar hervorgeht. Mit allem dem aber, was wir bisher gesagt haben, wollen wir nicht läugnen, daß Joseph im Laufe seiner Regierung manches Gute gewirkt, manches Veraltete und Mißbräuchliche in den österreichischen Zuständen hinweggeräumt hat. Aehnliches hat ja die Aufklärerei in ganz Europa geleistet, und gibt es ja überhaupt keine so falsche, verkehrte und geistlose Richtung, die, wenn sie zur Herrschaft gelangt, nicht an dem Gegensatze die schroffen Ecken des Extremes abschleift. Es war damals ohne Zweifel ein welthistorischer Wendepunkt einge-

treten: ein neues Zeitalter bereitete sich vor. Maria Theresia hatte während ihrer Regierung einen männlichen Geist und ein wahres Herrschertalent bewiesen, und dafür die unbegränzte Verehrung und Liebe ihrer Unterthanen geerndtet. Ihr daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie in der Neige ihrer Jahre und ihrer Kräfte die neuerwachenden Bedürfnisse nicht aufgefaßt und nicht einen neuen Weg eingeschlagen hat, wäre offenbar eine Unbilligkeit. Sie konnte diese Aufgabe mit vollem Rechte ihrem in der Blüthe des Mannesalters stehenden Sohne hinterlassen. Nun hat zwar Joseph einen neuen Weg eingeschlagen, aber leider nicht den rechten. Hätte er, statt nur den schmutzigen Schaum, der sich auf der Oberfläche kräuselte, in's Auge zu fassen, den tieferen Grund der Bewegung begriffen, und es verstanden, mit sorgfältiger Benützung des reichen Kapitals an tüchtigen, noch unberührten und unverdorbenen Kräften seine Völker geistig zu erheben, und sie durch eine freie Entwicklung dieser Kräfte für die neue Zeit heranzubilden; dann wäre seine Regierung für Oesterreich wahrhaft heil- und segenbringend geworden. Allein dieß begriff er eben nicht. Er verstand nur zu zerstören, nicht zu schaffen, nur zu binden, nicht zu lösen; und statt eine freie Entwicklung der Kräfte herbeizuführen, drängte er die Geister in das Winkelmaß einer einzigen, einseitigen und beschränkten Richtung und unter das Joch einer Beamtenherrschaft, die in ihrer folgerechten Ausbildung mit einem vollständigen Geistesbankerott endete.

Gibt es eine Zeit in Joseph's Leben, wo er nicht bloß mit kleinlicher Eitelkeit dem Schein der Größe nachjagte, sondern sich wirklich großartig bewies, so ist es der Schluß seiner Laufbahn. Krank an Leib und Seele war er von dem verunglückten Feldzuge gegen die Türken zurückgekehrt. Statt sich die Stirne mit den Lorbeeren des siegreichen Feldherrn zu umwinden, hatte er nur die demüthigende Probe seiner militärischen Unfähigkeit abgelegt. Die böse Luft in den Niederungen Südungarns hatten seine Gesundheit angegriffen und ihm ein schleichendes Fieber zugezogen. Kaum in der kaiserlichen

Burg zu Wien angelangt, trafen von allen Enden seines Reiches Eilboten mit den niederschlagendsten Nachrichten ein. Allenthalben Unzufriedenheit, Widerstand, offener Aufruhr. Dieß die Stimmung der Völker und die Früchte einer neunjährigen Verwaltung. Und um ihm den Blick in die Zukunft noch mehr zu verdüstern, zeigte ihm die schon weiter fortgeschrittene Revolution wie im Spiegelbilde, was zu erwarten stand. Jetzt erwachte der tiefgebeugte Kaiser wie aus einem vieljährigen Traume. Der doppelte Zauber, der seinen Verstand und sein Gemüth so lange befangen hatte, war gelöst. Die Weihrauchdämpfe der Schmeichelei konnten ihm die wahre Lage der Dinge nicht länger mehr verhüllen; und die Phantome einer gleißenden Theorie mußten der rauhen Wirklichkeit, die luftigen Abstractionen einer handgreiflichen Erfahrung weichen. Er erkannte mit tiefem Schmerz, daß er geirrt und seine Lebensaufgabe verfehlt habe, und mit noch tieferem Schmerze, daß es zu spät sei, den Fehler wieder gut zu machen. Und eben dieser Schmerz, diese Schwermuth, diese Trauer, die ihn bis zu seinem Ende nicht mehr verließen, sind die wahren und sprechendsten Beweise für die Aufrichtigkeit seines Strebens und für den Adel seiner Gesinnung. Es liegt darin so viel Rührendes, Ergreifendes, daß bei diesem Anblicke jeder edelmüthige Gegner sich mit ihm versöhnen, und ohne Groll und Bitterkeit seiner gedenken wird. Für den Gläubigen aber besteht noch ein anderer Grund, den enttäuschten Kaiser, der mehr am gebrochenen Herzen, als an einer leiblichen Krankheit starb, nicht bloß nachsichtig zu beurtheilen, sondern die Nachsicht bis zum Wohlwollen zu steigern. Joseph II. endete nicht, wie die Freigeister des achtzehnten Jahrhunderts zu enden pflegten: er beschloß seine Laufbahn als ein gläubiger Sohn derselben Kirche, die er während seines Lebens so sehr verkannt und mißhandelt hatte. Da er längst schon jede Hoffnung der Genesung aufgegeben hatte, verlangte er selbst bei vollem Bewußtseyn und ungeschwächter Geisteskraft die Sacramente. Trotz seiner körperlichen Entkräftung ließ er sich ankleiden, ging, um seinen

Glauben und seine Ehrfurcht zu bezeugen, in vollem kaiserlichen Staate dem hochwürdigsten Gute entgegen, und empfing es mit allen Zeichen der innigsten Andacht. Heuchelei war ihm fremd, und am wenigsten war er der Mann, um an den Pforten der Ewigkeit eine Komödie zu spielen, die ihm überdieß keinen Vortheil mehr gebracht hätte. Wir können daher an der Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung nicht zweifeln, wie sehr auch die Partei der Aufklärer bemüht war, diese Thatsachen zu verheimlichen oder zu entstellen.

Friede also seinem Andenken, und wenn es so seyn soll, auch Blumenkränze seinem Standbilde. Wir wollen sie flechten helfen diese Kränze, wenn sie Joseph dem Menschen gelten. Sollen sie aber Joseph dem Regenten und zwar im Namen der Freiheit dargebracht werden, so müssen wir eben im Namen der Freiheit und im Interesse der geschichtlichen Wahrheit Protest dagegen einlegen. Nur der Haß gegen die Kirche hat aus ihm einen Vorläufer und Vorfechter der Freisinnigkeit gemacht, und die Unwissenheit und die Beschränktheit hat es ihm nachgebetet. Wenn aber der schon in den Worten liegende Widerspruch so weit getrieben wird, jeden Fürsten, der mit despotischer Härte die Freiheit der Kirche unterdrückt, für freisinnig zu erklären, so ist nicht abzusehen, wie einem noch lebenden und herrschenden Selbstherrscher diese Ehre abgesprochen werden könnte.

Den weiteren Beweis, daß der Josephinismus und das bis auf die neueste Zeit in Oesterreich beobachtete System identisch seien, haben wir im Grunde schon geliefert, und brauchen nur einige geschichtliche Notizen beizufügen. Joseph selbst hatte kurz vor seinem Tode jene speciellen Verordnungen und Maßregeln, durch welche, besonders in Ungarn und Belgien, die Unruhen veranlaßt waren, größtentheils zurückgenommen. Leopold II. räumte während seiner kurzen Herrschaft das noch Uebrige hinweg. Ungeachtet aber dadurch die nach außen gekehrten Spitzen des Systems hinwegfielen, blieben doch der Geist des Systems, die Grundlagen und das ganze Gerüste

der josephinischen Gesetzgebung und Verwaltung unberührt. Der sterbende Kaiser hatte weder Zeit noch Kräfte mehr, hierin eine wesentliche Aenderung vorzunehmen. Ohne Zweifel hätte der einmal erwachte Geist des Widerstandes gegen absolutistische Willkür sich immer weiter ausgebildet, wenn nicht die Gräuel der französischen Revolution einen Rückschlag erzeugt, und der Regierung den unermeßlichen Vortheil in die Hände gegeben hätte, im Einklange mit der öffentlichen Meinung jedes Streben nach Freiheit im Keime zu ersticken. Bald darauf begannen die Kriege, welche Oesterreich durch mehr als zwanzig Jahre zuerst mit der Republik und sodann mit dem Erben der Republik zu führen hatte, und so war der inneren Verwaltung der freieste Spielraum gewährt, das josephinische System ungestört in allen einzelnen Theilen durchzuführen. Als endlich mit dem Wiener Congresse der Weltfriede hergestellt wurde, war das Werk vollendet und konnte seinen Meister loben. Wer sich die Mühe geben will, die Folianten-Sammlung der unter Kaiser Joseph erlassenen Gesetze mit jener des Kaiser Franz zu vergleichen, wird sich überzeugen, daß diese sich zu jener nur wie eine colossale Glosse verhält, und daß durchaus nur auf der von Joseph vorgezeichneten Bahn fortgearbeitet wurde. Man wird überall nur dieselben Principien und Maximen, und mit Ausnahme eines einzigen Punktes, nirgends eine wesentliche Abweichung entdecken. Dieser eine Punkt besteht darin, daß die Nationalitäten nicht mehr verfolgt und unterdrückt wurden; wie denn die Regierung überhaupt beflissen war, alle auffallenden Gewaltschritte zu vermeiden, und dagegen ohne alles Aufsehen sich mehr auf die innerliche Befestigung des Systems zu verlegen. Wichtiger aber als die Vollendung des papierenen Thurmes war es, daß nach dem Wiener Congresse eine neue Generation auf der Bühne stand, die nach diesen Maximen bereits auferzogen, geschult und gedrillt war. Joseph hatte zwar die widerstrebenden Völker in seinen politischen Zwangsapparat hineingepreßt; allein er hatte sie damit noch nicht umgestaltet. Jetzt erst, nach mehr als zwan-

zigjähriger beharrlicher Anwendung war der Zweck des Heilverfahrens erreicht. Das System hatte sich verkörpert und seine Organe aus sich selbst herausgebildet. Die kaiserlichen Universitäten, Akademien, Bildungsanstalten und alle übrigen geistigen Regalien und Staatsmonopole lieferten das Geschlecht von steifleinenen Mandarinen und engherzigen Polizeimännern, beschlafmützten Professoren und pedantischen Zuchtmeistern, Hofbischöfen und Schreibern im Priestergewande, wie sie der josephinische Staat nöthig hat, um alle selbstständige und lebendige Entfaltung der Kräfte niederzuhalten. In den Volksmassen aber erlosch die Erinnerung an die einstige Opposition gegen die josephinische Zwangsherrschaft, wie die poetischen Jugendträume in der hausbackenen Prosa des Lebens allmählig sich verwischen, und es erstarb zuletzt jenes Rechts- und Freiheitsgefühl, welches die Völker, so lange der christliche Staat noch eine lebendige Wahrheit war, niemals verläugneten, sobald die Regenten von Gottes Gnaden ihre Macht überschritten und die gleichfalls von Gott stammenden Rechte des Volkes nicht achteten.

Kaiser Franz war in derselben Staatsweisheit unterrichtet worden, zu welcher sich sein Oheim und sein Vater bekannten. Nach seiner Thronbesteigung nahm er in den ersten Jahren an der Regierung fast gar keinen thätigen Antheil, weil seine Gesundheit äußerst schwach und schwankend war und erst in der Folge erstarkte. Seine Minister, Staatsmänner aus derselben Schule, regierten an seiner Statt, und thaten ihr Möglichstes, ihn in dieser Unthätigkeit zu erhalten. Als er endlich selbstständig die Zügel der Herrschaft ergriff, wich er deßhalb nicht ein Haarbreit von den Grundsätzen ab, die er mit seiner Erziehung eingesaugt hatte, und sie blieben auch in der Folgezeit und während der ganzen Dauer seiner Regierung das Summarium und die einzige Richtschnur seiner Staatskunst. Wie unwandelbar er in kirchlichen Dingen an dem Josephinismus festhielt, beweist die Thatsache, daß er sogar während der Gefangenschaft Pius VII. in Savona den nicht sehr edelmüthigen

Versuch machte, von dem Papste die Anerkennung der josephinischen Einrichtungen zu erlangen *).

Man glaubt gewöhnlich, daß er in der zweiten Hälfte seiner Regierung seine politischen und religiösen Grundsätze geändert habe; allein es ist auch dieser Glaube einer der vielen Irrthümer, welcher über die österreichischen Zustände verbreitet sind. Daß der Gedanke der heiligen Allianz nicht von Kaiser Franz ausging, und daß er überhaupt weder einen tiefern Grund noch eine praktische Bedeutung hatte, ist längst erwiesen. Nach den revolutionären Bewegungen in Deutschland und Italien und den Aufständen in Piemont und Neapel kam der erschreckte Kaiser allerdings auf den Gedanken, in der Religion eine Schutzwehr gegen die Revolution zu suchen; allein er verband damit keineswegs die Absicht, sie ihrer Dienstbarkeit

*) Mit Erlaubniß Napoleons ward im Mai 1810 ein Agent, Herr v. Lebzeltern, nach Savona gesandt. Derselbe äußerte sich in seinem Berichte an den Grafen Metternich über diesen Gegenstand folgendermaßen: „Ich fand den Papst etwas gealtert; aber wohlauf, ruhig, heiter, wie er es gewöhnlich ist, und ohne die geringste Erbitterung in seinen Reden; selbst wenn er über Dinge sprach, die ihm am peinlichsten fallen müssen. Er schien mir gleich fest in seinen Gesinnungen; worunter einige sind, von welchen er nie zurückkommen wird, noch auch zurückkommen kann. Jeder Versuch in dieser Hinsicht würde, so wie die Unklugheit, gewisse Streitfragen zu berühren, kein anderes Resultat hervorbringen, als lange theologische Erörterungen zu veranlassen, über welche man von beiden Seiten bereits erschöpft hat, was darüber zu sagen war; und wobei nach manchen Wiederholungen Jeder auf seiner Meinung beharren und sie eben so befolgen wird. Dieser Fall ist auf unsern Hof so gut als auf den französischen anwendbar. Wofern nur der Papst manche Maxime duldet, und die Souveraine ausführen, was sie für ihre Staaten für vortheilhaft halten: was würde man je dabei gewinnen, die förmliche Anerkennung solcher Grundsätze zu fordern, die der heilige Vater nicht aussprechen kann? Sie gewinnen durch ihre ständige Uebung jeden Tag mehr an Kraft, und noch weit mehr, wenn sie nicht erörtert werden.“ Siehe Geschichte des Papstes Pius VII. von Chevalier Artaud II. Band, 21. Capitel.

zu entlassen und ihrer Fesseln zu entledigen. So wie seine religiösen Anmuthungen mehr nur aus Furcht und Politik entsprangen, so hatten sie auch keine andere Folge, als daß er einige disciplinirte Orden in seine Staaten aufnahm. Während er aber dieselben mit der einen Hand einführte, warf er ihnen mit der andern Hand das Joch der josephinischen Gesetze über den Nacken, und gab sie der Hetze seiner weltlichen und geistlichen Beamten Preis: so daß die Kirche im Ganzen und Großen nur wenig dabei gewann, wohl aber den unberechenbaren Schaden erlitt, daß man diese Orden für Günstlinge und Verbündete der Staatsgewalt ausgab, ungeachtet zu gleicher Zeit dieselbe Staatsgewalt sie unablässig plagte, drückte und verfolgte, so viel es nur in ihren Kräften stand. Zu den Velleitäten dieser Art gehörte auch der Abschluß eines Concordates mit dem heiligen Stuhle, wodurch das bisher wenigstens faktisch bestehende Schisma aufgehoben werden sollte. Zu eigentlichen Verhandlungen kam es nur einmal: allein schon die Wahl des Bevollmächtigten, welchen der Kaiser damals, wenige Jahre vor seinem Tode, hiezu ernannte, legte klar an den Tag, daß es ihm damit nicht wahrhaft Ernst sei. Er wollte im Grunde, nur unter einer anderen Form, dasselbe, was er bei der Mission nach Savona gewollt hatte, und so mußten sich die Verhandlungen nothwendig sehr bald wieder zerschlagen. Ueberhaupt war er viel zu sehr an die absolute Allmacht gewöhnt, um sich zu einer Schmälerung ihres Vollgenusses nach irgend einer Seite hin zu entschließen; viel zu sehr Büreaukrat, um irgend einer geistigen Potenz eine Selbstständigkeit zu gewähren; und, wenn auch nicht ungläubig, doch viel zu sehr Febronianer, um das Mißtrauen und die Gehässigkeit gegen den römischen, oder richtiger zu sprechen, gegen den allein wahren Katholicismus fahren zu lassen: mit einem Worte, er war viel zu sehr der getreue Schüler und Nachfolger seines Oheims, um sich zu der Idee einer freien Kirche aufzuschwingen. Ja man kann unbedenklich behaupten, daß ihm vor dem Wort: kirchliche Freiheit nicht minder bangte,

als vor dem Worte: Constitution. Wir gestehen gerne zu, daß seine Erziehung und Bildung und die Erfahrungen seines Lebens den größten Antheil an diesen Gesinnungen hatten; allein das Thatsächliche wird hierdurch nicht verändert.

In der auswärtigen Politik hat er sich allerdings für das Princip der Legitimität erklärt; nur ist dabei nicht zu übersehen, daß unter ihm die auswärtigen Angelegenheiten und die innere Verwaltung so völlig getrennt waren, daß sie beinahe in keiner Wechselwirkung standen; ferner, daß das Princip der Legitimität, in so fern es einen Gegensatz zur Revolution bildet, sehr gut in seiner ererbten, staatsrechtlichen Theorie einen Platz fand, wie wir späterhin zeigen werden. War die Legitimität mit dem Katholicismus verbunden, so ward nach auswärts auch dieser protegirt; aber immer nur in zweiter Linie und ohne allen wirksamen Einfluß. Wann hat in den Zeiten des seligverschiedenen Bundestages der kaiserliche Präsidial-Gesandte je etwas gethan, was einer Protection der katholischen Interessen in Deutschland gleich sehen könnte? Wie die Religion überhaupt und die katholische Kirche insbesondere zu behandeln seien, und welches Gewicht auf derlei Dinge in der Politik zu legen sei, darüber hatten sich die Fürsten und ihre Diplomaten schon auf dem Wiener Congresse zur wechselseitigen Befriedigung vollkommen verständigt.

Wir können uns hier auf einen Zeugen berufen, den Niemand der Parteilichkeit beschuldigen wird, den österreichischen Abgeordneten in Frankfurt, Herrn Giskra. Derselbe hat im vorigen Sommer in einer Rede es ausgesprochen, daß Kaiser Franz die katholische Kirche gehörig zu zähmen und zu zügeln verstanden habe, daß erst unter Kaiser Ferdinand hierin ein Nachlaß eingetreten und in Folge dieses Nachlasses der Fanatismus mit seinem abergläubischen Gefolge wieder aufgetaucht sei. Was Herr Giskra unter Fanatismus und Aberglaube versteht, ist bekannt. Der erste Theil seiner Behauptung ist buchstäblich wahr, der zweite aber in so fern unwahr, als die Regierung eines Nachlasses bezüchtigt wird. Einiges kirchliches

Leben hat sich in den letzten Jahren auch in Oesterreich gezeigt; aber nicht weil, sondern ungeachtet. Die österreichische Regierung trägt daran wahrhaftig keine Schuld. Nie war die Beamtenwirthschaft unbeschränkter, als unter dem gütigen, aufrichtig frommen, von den besten Absichten beseelten Kaiser Ferdinand, dem aber seine körperlichen Zustände nicht erlaubten, sich anhaltend den Staatsgeschäften zu widmen. Nie hat die Büreaukratie der Kirche gegenüber mehr gethan und getrieben, was ihres Thuns und Treibens ist. Nie spürten die hohen Landesstellen und Kreisämter, hie und da einverständlich mit den Consistorien eifriger dem lebendigen Rosenkranze und andern abergläubischen und staatsgefährlichen Bruderschaften nach; nie ward jeder vollkommene oder unvollkommene Ablaß, der sich ohne Ausweis des Placets öffentlich betreten ließ, unnachsichtlicher verhaftet; nie gingen die Manuscripte katholischer Schriftsteller schnöder geschwärzt und verstümmelt, wenn nicht gar mit Verbot belegt, aus den Streichkammern der hohen Censur hervor. Und dieß Alles bis zur letzten Stunde, und der 13. März hat mancher noch schwebenden Procedur dieser Art ein unliebsames Ziel gesetzt. Die religiösen Regungen in Oesterreich waren nur die Folge des in Europa neuerwachten religiösen Lebens; die Rückwirkung geistiger Einflüsse, welche keine Polizei weder in der Politik, noch in der Religion abzuwehren vermag. Sie waren nur das Flattern und Flügelschlagen des gefangenen Vogels, wenn Frühlingslüfte durch die Eisenstäbe seines Käfigs wehen, und im Freien der Gesang der Genossen erschallt. Die Eisenstäbe waren fest, der Käfig zweckmäßig, der Wärter hat es in nichts versäumt: aber wer in aller Welt kann für Frühlingslüfte und Vogelsang?

Wir haben zu Anfang das in Oesterreich seit Joseph II. bis auf die neueste Zeit festgehaltene System als ein despotisches bezeichnet, und glauben unsere Thesis dargethan zu haben, glauben aber auch eine Pflicht der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu erfüllen, wenn wir zum Schluße eine erläuternde Bemerkung beifügen. In Allem, was die geistigen

Gebiete berührte, war nicht nur das System, sondern auch die praktische Handhabung despotisch im strengsten Sinne des Wortes; außerdem haben im Ganzen genommen die mildesten Formen geherrscht. Der Grund dieser Milde ist theils in den altösterreichischen patriarchalischen Traditionen, deren Faden nie gänzlich abgerissen war, theils in dem heitern und gemüthlichen Volkscharakter zu suchen, der sich selbst in den verknöcherten Dienern des Polizeistaates nicht ganz verläugnete, oder doch sie unwillkürlich zur Schonung nöthigte. Jeder, der unter dieser Herrschaft gelebt hat, wird dieß bezeugen, und in mancher Beziehung es besser gefunden haben, als in manchem anderen Staate, welcher die Devise freisinniger Intelligenz vor sich hertrug, aber eben durch den Contrast der Devise mit der That um so mehr die Gemüther empörte. Was den materiellen Wohlstand anbelangt, so war in der That kein Grund zur Klage vorhanden; denn der Industrialismus und der damit verknüpfte Pauperismus hatte, trotz einiger verkehrter Maßregeln von Seite der Regierung, glücklicher Weise noch nicht um sich gegriffen. Die Besteurung war geringer, als in den meisten europäischen Staaten, der finanzielle Haushalt viel weniger zerrüttet, als man gemeinhin glaubte, und als derselbe nach den Märztagen veröffentlicht wurde, staunten nicht Wenige über die unbegreifliche Scheu des alten Regime vor der Oeffentlichkeit, die selbst da festgehalten wurde, wo sie der Staatsverwaltung zum offenbaren Nachtheile gereichte. Die Times haben kurz nach der Revolution das offene Geständniß abgelegt, daß die untere Volksklasse in England sich Glück wünschen könnte, wenn sie sich nur des zehnten Theiles jener Wohlhäbigkeit erfreute, welche, im Ganzen betrachtet, dieselbe Volksklasse bisher in Oesterreich genossen hat. Was helfen aber alle materiellen Güter, wird dagegen eingewendet, wo die höheren, geistigen Güter vorenthalten, polizeilich überwacht und auf das schmählichste verkümmert, wo Völker, die ihren Anlagen nach mit jedem Volke der Erde wetteifern könnten, zur demüthigendsten Unthätigkeit verurtheilt werden? Ist eine solche

Knechtschaft nicht die unerträglichste von allen? Zerstört sie nicht am Ende die besten Anlagen? Ist nicht zuletzt schon, in Folge des vieljährigen Druckes, der heitere und gemüthliche Volkscharakter in ein dumpfes und stumpfes Fäackenthum ausgeartet? Was sollen wir auf diese Ansicht erwiedern? Nichts, als daß wir, weit entfernt einen Widerspruch dagegen zu erheben, ihr von ganzer Seele beistimmen. Wir wünschen nur, daß Diejenigen, welche sie vorgebracht haben und noch vorbringen, diesen Grundsätzen immer getreu bleiben und nicht vergessen mögen, daß die Religion auch ein geistiges Gebiet ist, ja daß sie den schärfsten Gegensatz zu den bloß materiellen Interessen bildet und die heiligste aller Freistätten, das Heiligthum des Gewissens und der Gesinnung, in sich begreift. Wir wünschen ferner, daß niemals Zustände eintreten mögen, wie sie die Weltgeschichte sehr wohl kennt, und wie sie auch Oesterreich schon vorübergehend kennen gelernt hat: Zustände, wo im Namen der Freiheit eine scheußliche Tyrannei herrscht und nicht einmal der ruhige Genuß der äußerlichen Wohlfahrt einigen Ersatz bietet, sondern Noth, Verarmung und gränzenloses Elend im Gefolge hat.

Wir wollen nun in einem zweiten Artikel kritisch beleuchten, in welcher Weise die radikale und liberale Partei dem Josephinismus huldigt, und mit welchen Gründen sie insbesondere die Beibehaltung des josephinischen Systems in kirchlichen Dingen unterstützt.

## XXXII.

### Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 13. März 1849.

Was in Oesterreich, wenn anders die Monarchie ferner bestehen sollte, nicht ausbleiben durfte, ist erfolgt. Kaiser Franz Joseph hat am 4. März den Reichstag in Kremsier, ohne ihm die Ehre einer Schlußsitzung und feierlichen Entlassung anzuthun, für aufgelöst erklärt und die souverainen Volksvertreter, wie sie es verdienten, heimgeschickt. Zugleich hat der Monarch aus eigener, kaiserlicher Macht und freier Bewegung seinem gesammten Reiche eine Verfassung verliehen. Er hat Recht daran gethan; denn mit einer Versammlung, die durch ihr Gebähren täglich den Beweis lieferte, daß sie nichts Anders vertrat, als die Theorien der Revolution, war kein Pactiren möglich. So weit die Nachrichten bis heute reichen, hat dieser Schritt in Wien wie in den Provinzen allgemeinen Jubel erregt. Die Kunde aus der Frankfurter Paulskirche wird freilich anders lauten und die Ereignisse, welche der, von dorther unfehlbar zu erwartende Rückschlag hervorrufen wird, sind nicht im Voraus zu berechnen. Vorläufig ist die constituirende Gesellschaft, welche (mit zwei oder drei Ausnahmen) die Geduld der Oesterreicher so lange schmählich mißbrauchte, und in der erzbischöfli-

chen Residenz zu Kremsier abgeschmackte Reden wechselte, lautlos auseinander gestoben. Einige bei den Octoberverbrechen betheiligte Subjecte sind bereits verhaftet, und sehen im Stabsstockhause zu Wien ihrer weitern, längst verdienten Bestimmung entgegen. Andere sind in eiliger Flucht entwischt, werden aber hoffentlich nicht einmal der menschlichen Gerechtigkeit, geschweige denn dem Arme der göttlichen Nemesis entlaufen, die an Allen, welche bei der österreichischen Revolution als Anstifter und Werkzeuge betheiligt waren, ungewöhnlich schnelle Justiz zu üben pflegt.

Nach dem thatsächlichen Stande der Dinge in Oesterreich war die Octroyirung einer Verfassungsurkunde dortlandes ein unabweisbar nothwendiger Schritt. Sie war noch mehr als das; sie war das einzig Mögliche, was nach den Ereignissen geschehen konnte, die seit dem 13. März vorigen Jahres sich in jenem Lande mit reißender Schnelligkeit gefolgt sind. Die weitere Frage: warum das, was heute geschieht, nicht bereits im November vorigen Jahres gethan wurde? diese Frage ist bei billiger Erwägung des gewöhnlichen Weltlaufes und unter Veranschlagung jener Gesetze der natürlichen Entwickelung, welchen der Staat wie die Natur unterworfen ist, nicht gar schwer zu beantworten. — Glücklicherweise scheint durch den Aufschub nichts verloren, vielleicht noch sogar gewonnen zu seyn. Haben etwa die Minister selbst erst aus ihrer eigenen Erfahrung die Ueberzeugung schöpfen müssen, daß zahlreiche, constituirende Versammlungen noch nie und nirgends etwas Lebendiges, am wenigsten aber eine lebensfähige Staatsverfassung geschaffen haben? Oder haben sie sich mit der Hoffnung getragen, daß die, unter den Auspicien der Herren Pillersdorf und Doblhof und der Aula gewählte österreichische Constituante, welche in den Octobertagen bereits so genügende Proben ihrer Gesinnung und intellectuellen Fähigkeit geliefert hatte, nach den großen Erfahrungen der Zeit zur vernünftigen Besinnung zurückkehren und in Kremsier das gewinnen werde, was ihr in Wien gemangelt hatte: ernste, sittliche Haltung, Gewissenhaftigkeit und verstän-

dige Eingriffe in die geschriebenen Verfassungen Oesterreichs? Oder haben etwa die Minister von alle Dem nichts geglaubt, und haben sie nur der öffentlichen Meinung Zeit und Gelegenheit geben wollen, ihre Schule zu machen? Sind sie vielleicht gar boshaft genug gewesen, dem constituirenden Reichstage, nachdem sie ihn von der krawallirenden Wiener Pöbelmasse isolirt hatten, aus welcher er seine Kraft und Bedeutung zog, nur deshalb das Leben zu fristen, damit er Zeit genug habe, sich in seiner ganzen vollen Erbärmlichkeit und geistigen Nullität vor der Welt zu prostituiren, um dann mit Schmach und Verachtung bedeckt von der Bühne abtreten zu können?

Uneingeweiht in die Geheimnisse der Kabinette fühlen wir uns außer Stande, auf irgend eine dieser Fragen zu antworten. Sollte aber der zuletzt bezeichnete Quasimacchiavellismus wirklich in den österreichischen Ministern gelegen haben, so hätte der Reichstag selbst ihm aus allen Kräften in die Hand gearbeitet, und diesem hauptsächlich wäre das vollständige Gelingen des klug angelegten Planes zu danken. Durch eine beharrliche, drei Monate lang rastlos fortgesetzte Thätigkeit hatte die verfassunggebende Versammlung es endlich dahin gebracht, daß Jeder, der in Oesterreich der Revolution müde war, Jeder, der sich nach Ordnung und Frieden sehnte, Jeder, der noch irgend etwas zu verlieren und seine Rechnung nicht auf Umsturz und wilde Verwirrung gestellt hatte, vollkommen mit sich darüber im Reinen war, was Oesterreich von dieser Constituante erwarten durfte. Wahrlich, der Reichstag zu Kremsier hatte sich bis auf den letzten Blutstropfen und Athemzug ausgelebt. Es war ein zeitgemäßer, im besten Sinne des Wortes populärer Akt, daß der Kaiser ihn in jenes moralische Nichts zurückkehren hieß, aus welchem er nur in Folge des unglücklichsten Zusammentreffens verderbenschwangerer Umstände aufgetaucht war.

Was über die Verfassungsurkunde zu urtheilen sei, welche der Kaiser verliehen? Wir sind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieser Schritt unbedingt nothwendig, und der



...... und seine unabhängige
gefahrvollen und überaus verfängli
durch diesen Act seine Absicht und
allerdings unerträglichen Mißbräuche
absolutistischen Systems vermeiden,
Form regieren und seine Völker de
Freiheit theilhaft werden zu lassen, de
sich anzueignen und zu genießen fähi
oft schon in diesen Blättern die Uebe
daß nicht der Menschen Wille und U
Strom der Zeit und die Macht der D
fassungen schafft. Wir haben auch für
tionen, welche Kaiser Franz Joseph an
kern verliehen, kein anderes Maß un
Augen sind sie nichts als Saamenkörne
nenschein und Regen des himmlischen
aufzugehen und Früchte zu tragen. V
nach uns ein anderer Geschichtschreiber
Tage, der dann auf unserm Grabe wa
worten: was aus der neuen kaiserliche
der wir aus aufrichtigem Herzen
und Gedeihen ......

Den 14. März 1849.

Wer mit uns überzeugt ist, daß Europa und insbesondere Deutschlands politische und sociale Zukunft an die Kirche und deren Stellung zum Staate geknüpft ist, wird zweifelsohne bei der ersten Kunde von den österreichischen Verfassungsmanifesten nach den, die Kirche betreffenden Bestimmungen geblickt haben. Durch diese sind vorläufig den österreichischen Unterthanen aller deutschen und slavischen Länder eine Reihe politischer Rechte gewährt, welche direct oder indirect auch der katholischen Kirche zu Gute kommen. „Jede gesetzlich anerkannte Kirche oder Religionsgesellschaft hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt im Besitze und Genuße der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber, wie jede Gesellschaft, den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hierzu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner solchen Beschränkung. Der Religionsunterricht in den Volksschulen wird von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft besorgt. Jedermann hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Presse darf nicht unter Censur gestellt werden. Gegen den Mißbrauch der Presse wird ein Repressivgesetz erlassen. Die österreichischen Staatsbürger haben das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu bilden, in soferne Zweck, Mittel oder Art und Weise der Versammlung oder Vereinigung weder rechtswidrig noch staatsgefährlich sind. Die Ausübung dieses Rechts, so wie die Bedingungen, unter welchen Gesellschaftsrechte erworben, ausgeübt oder ver-



gefahrvollen und überaus ve
durch diesen Act seine Absich
allerdings unerträglichen Mißt
absolutistischen Systems verm
Form regieren und seine Völ
Freiheit theilhaft werden zu las
sich anzueignen und zu genieß
oft schon in diesen Blättern
daß nicht der Menschen Wille
Strom der Zeit und die Macht
fassungen schafft. Wir haben
tionen, welche Kaiser Franz Jo
kern verliehen, kein anderes
Augen sind sie nichts als Saan
nenschein und Regen des himml
aufzugehen und Früchte zu trag
nach uns ein anderer Geschichtsc
Tage, der dann auf unserm Gra
worten: was aus der neuen kais
der wir aus aufrichtigem He
und Gedeihen wünschen. Wir

Den 14. März 1849.

Wer mit uns überzeugt ist, daß Europa und insbesondere Deutschlands politische und sociale Zukunft an die Kirche und deren Stellung zum Staate geknüpft ist, wird zweifelsohne bei der ersten Kunde von den österreichischen Verfassungsmanifesten nach den, die Kirche betreffenden Bestimmungen geblickt haben. Durch diese sind vorläufig den österreichischen Unterthanen aller deutschen und slavischen Länder eine Reihe politischer Rechte gewährt, welche direct oder indirect auch der katholischen Kirche zu Gute kommen. „Jede gesetzlich anerkannte Kirche oder Religionsgesellschaft hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt im Besitze und Genuße der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber, wie jede Gesellschaft, den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hierzu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner solchen Beschränkung. Der Religionsunterricht in den Volksschulen wird von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft besorgt. Jedermann hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Presse darf nicht unter Censur gestellt werden. Gegen den Mißbrauch der Presse wird ein Repressivgesetz erlassen. Die österreichischen Staatsbürger haben das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu bilden, in soferne Zweck, Mittel oder Art und Weise der Versammlung oder Vereinigung weder rechtswidrig noch staatsgefährlich sind. Die Ausübung dieses Rechts, so wie die Bedingungen, unter welchen Gesellschaftsrechte erworben, ausgeübt oder ver-

loren werden, bestimmt das Gesetz. Das Briefgeheimniß darf nicht verletzt werden."

Von jeher sind wir gewohnt gewesen, sehr wenig auf den geschriebenen Buchstaben und sehr viel auf den Geist und die Anwendung der Gesetze zu geben. Auch in diesem Falle halten wir es für eine sehr müßige Beschäftigung: die eben angeführten Normen mit dem Blicke des Advokaten, der sich einen Schuldbrief ausstellen läßt oder einen Pachtcontract prüft, zu mustern und zu beanstanden. Die Hauptfrage ist entschieden. Oesterreich hat das Grundprincip des febronianisch-illuminatischen Josephinismus aufgegeben: die gehässige, böswillige Verfolgung der Kirche durch Fesselung und Erstickung jeder freien Regung und Bewegung des kirchlichen Geistes. Darüber kann kein unbefangener und redlicher Leser der Verfassungsurkunde im Zweifel seyn. Das Eis einer fast achtzigjährigen, antichristlichen Tradition ist gebrochen. Der Kaiser hat die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche anerkannt; dies ist ein großer und wir hoffen ein für alle Zeiten, für Oesterreich, für Deutschland, für ganz Europa segensreicher, welthistorischer Act. Welche Früchte er tragen wird? dieß hängt nach unserer Ueberzeugung fortan nicht mehr von den Staatsgesetzen und nicht mehr von den Ministerien und Gubernien ab, sondern davon ab, ob die Glieder der Kirche in Oesterreich, — Bischöfe, Priester und Laien, — die Freiheit wollen und der Freiheit fähig sind. Wenn die Katholiken jenes Landes sich der Idee der Kirche noch wahrhaft bewußt, wenn Glaube, Hoffnung und Liebe noch in ihnen lebendig, wenn, um mit einem Worte Alles zu sagen: die Katholiken in Oesterreich noch katholisch sind, — dann werden sie ruhig und besonnen auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiete die Bahn wandeln, welche die Verfassungsurkunde vom 4. März ihnen öffnet; sie werden, was ihnen geboten wird, zu ergreifen und zu benützen wissen. Wenn nicht, nicht. Dann aber wäre auch kein Staatsgesetz auf Erden, es wäre keine Verfassungsurkunde, wie sie auch immer lautete, es wäre keine octroyirte

und keine stipulirte Freiheit, keine Concession und keine Emancipation im Stande, die Todten wieder lebendig zu machen.

Weit entfernt der kirchlichen Sache in Oesterreich dieses trübe Horoscop stellen zu wollen, sind wir vielmehr fest überzeugt, daß die im Clerus wie im Volke zahlreich vorhandenen, guten, echtkirchlichen und tiefkatholischen Kräfte die unlautern, allerdings nicht unbedeutenden Elemente des Dünkels und der Fleischeslust überwältigen, und sie entweder auf den Pfad der Kirche zurückführen oder völlig ausscheiden werden. Aber mit der, der Kirche verliehenen Freiheit treten ihr jetzt Gefahren nahe, von denen sie unter dem Drucke des josephinischen Polizeistaates kaum berührt wurde. Dieß ist der, seit achtzehn Jahrhunderten gewöhnliche Gang der Kirchengeschichte. Möchten jetzt Alle das Wort des Herrn vor Augen haben: daß wer nicht mit ihm sammelt, zerstreut. Noch ist die Kirche in Oesterreich der Scylla der Knechtschaft nicht völlig entronnen, und schon wird sie von manchen Seiten her der Charybdis der Spaltung und Uneinigkeit Derer, die es gut meinen mit der Kirchenfreiheit, ohne Noth und gegründete Veranlassung entgegengetrieben.

Wir wollen, was uns besorgt macht, an einem Beispiel deutlich machen. Gegen Ende des vorigen Jahres bildete sich in Wien ein Frauenverein, um zur Milderung des Nothstandes der ärmern Bevölkerung Wiens nach Kräften beizutragen. Dieß ist ein gutes Werk und Jeder, der dazu mitwirkt, wird von Demjenigen seinen Lohn empfangen, welcher auch den Wassertrunk nicht unvergolten lassen will, der um seinetwillen den Armen gereicht wurde. Bei Gelegenheit dieses Werkes der christlichen Liebe nun sagt ein „der Wiener Frauen-Wohlthätigkeits-Verein" überschriebener Artikel in der Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 10. März Folgendes: „Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht bloß der herrschenden, leiblichen, sondern auch der geistigen Noth abzuhelfen. Es ist schön, daß Beides in das Auge gefaßt wurde; aber desto nothwendiger ist es, daß insbesondere dort, wo es

sich um die Erhebung des oft abgestorbenen Glaubens, und um Erhebung des verlornen Sittlichkeitsgefühls handelt, in einem offenen, erhebenden Sinne gewirkt werde. Wir brauchen eine Religion, die erleuchtet, und nicht eine, die verdunkelt, und eine Sittlichkeit, die auf der Freiheit des Willens, und nicht auf seiner Knechtung beruht. Wir werden uns freuen, den Verein auf jenem Wege zu begegnen, der nicht zu den finstern Tiefen führt, in denen sich jüngst erst geschlossene kirchliche Institute erquickten. Den Menschen soll wohl werden in jedem Zustande, in jeder Lage; eine heitere Gemüthsstimmung, ein klarer, praktischer Blick muß besonders bei den untern Ständen heimisch werden, sollen sie nicht solchen Ausartungen anheimfallen, in denen wir sie — meist in Folge des alten religiösen Volkserziehungssystems — in der letzten Zeit ihrem Untergange nahe gesehen haben."

Wir gestehen offen, diese neue Form: ein katholisches Werk der christlichen Barmherzigkeit durch einen von bitterm Groll dictirten, nur zu leicht verständlichen Angriff auf die, um ihres Glaubens und ihres priesterlichen Eifers willen vertriebenen, gemißhandelten und verbannten Redemptoristen in die Welt einzuführen, diese bisher ungebräuchliche Form hat uns mit banger Sorge um die künftige Gestaltung des katholischen Lebens in Oesterreichs Hauptstadt erfüllt. Wir wissen uns wahrlich frei von Ueberschätzung dieses, oder irgend eines andern Ordens. Die katholische Freiheit besteht darin, daß Jeder, innerhalb des großen weiten Kreises, den unsere Mutter die Kirche gezogen, den Andern sich den Weg suchen und wandeln lasse, der seiner Eigenthümlichkeit am meisten entspricht. Wissen wir doch, daß Alle, die im Glauben der Kirche stehen und die Kirche hören, zu einem und demselben Ziele hin streben. Begreiflicherweise war daher kein Katholik in Wien kanonisch gehalten, sich den Redemptoristen anzuschließen, und wenn in Betreff eines Wieners dereinst der Canonisationsproceß eingeleitet wird, so kann der Umstand allein: daß sein Fuß niemals die Kirche von Maria am Gestade betreten, unmöglich ein Hinderniß seiner Heiligsprechung seyn.

Aber nachdem die Wiener Redemptoristen nicht durch irgend eine Schuld der Ihrigen, sondern als ein Opfer des Hasses einer kleinen radikalen Rotte verruchten Gesindels gefallen sind, dem sie gerade wegen ihres Eifers und ihrer christlichen Gesinnung von jeher ein Dorn im Auge waren, und nachdem sie unter Umständen vertrieben wurden, welche auch das Mitgefühl ehrenhafter Gegner in Anspruch nehmen mußten, so gestehen wir frei, daß wir den Artikel, in welchem sie, wie obsteht, verunglimpft werden, nicht für alle Reichthümer der Welt am Tage des Gerichtes zu verantworten haben möchten. Die Kirche kennt nur einen Gott, einen Glauben, eine Taufe. Jene spaltende, ausschließende, neue Kategorien schaffende Unterscheidung zwischen einer heitern und einer finstern Religion, welche der Verfasser jenes Artikels macht, ist eben nicht katholisch und am wenigsten in einem Augenblicke zeitgemäß, wo Alles, was eines guten Willens und im Glauben einig ist, sich in treuer Eintracht geschaart unter dem Banner der Autorität der Kirche vereinigen muß. Der Geist der Liebe und des Friedens ist es wahrlich nicht, der in solchem Augenblicke gehässige Seitenblicke auf Klostergeistliche werfen lehrt, die während einer sieben und zwanzigjährigen Wirksamkeit, die ihnen in Wien beschieden war, viele Tausende weckten, die den Schlaf der Sünde zum ewigen Verderben schliefen, vielen Tausenden die Pforte des Heiles öffneten, vielen Tausenden das Brod des Lebens brachen. Sie haben nur für diesen Beruf gewirkt und gelebt. Wer sie der Eigensucht oder der Fleischeslust zeihen kann, stehe auf und rede. Und für die Treue, mit der sie ihres heiligen Amtes warteten, haben sie den Lohn empfangen, den Gott nur hochbegnadigten Dienern zu gewähren pflegt, den Lohn: daß sie um Christi willen Schmach leiden durften. Wer mehr zu wirken im Stande ist für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, wie sie, der unterlasse es ja nicht. Aber die Redemptoristen stehen im Frieden Gottes und der Kirche, und wer deßhalb, weil sie, seiner Meinung nach, nicht genug oder nicht Würdiges genug thaten, indem sie den Armen das Evangelium

predigten, sie schmäht und verachtet, der sehe wohl zu, daß er nicht Den schmähe, der sie gesandt hat. Wer aber daran Anstoß nimmt, daß Manche, welche durch sie in die Kirche und das christliche Leben eingeführt wurden, ihnen dafür vielleicht mit einer zu schwärmerisch einseitigen und übertriebenen, persönlichen Dankbarkeit anhingen, der wird milder urtheilen, wenn er bedenkt, daß das Bedürfniß des Anschlusses an lebendige Autoritäten in demselben Maße wächst, als unsere Zeit die Gesellschaft in Atome aufgelöst und die Individuen, namentlich der untern Volksschichte, zu furchtbarer geistiger Einsamkeit verdammt hat.

Trotz aller dieser Bedenken wünschen wir dem Verein der wohlthätigen Wiener Frauen und Denen, die ihn leiten und berathen, von Herzen: daß sie das Ziel erreichen mögen, welches sie sich nach der Ankündigung in der Wiener Zeitung gesteckt zu haben scheinen. Möge es der Menschheit, die seit einem gewissen unglücklichen Vorfall im Paradiese bisher mühselig und beladen war, unter ihrem Beistande fortan „wohl werden, in jedem Zustande und in jeder Lage." Wir gönnen allen Leidenden diese versprochene „Heiterkeit", zumal in einer so trüben, armen, herzlos kalten, hoffartstollen Zeit. Aber gibt es ein anderes Mittel wieder froh zu werden, als daß Jeder sein Kreuz auf sich nehme, daß er es willig seinem Herrn und Meister nachtrage, und daß er, in Erwartung der ewigen Herrlichkeit, es als alleiniges Mittel der Befreiung lieben lerne? Dieß war die Lehre, mit welcher die Redemptoristen, weniger bei den Gelehrten als bei den Armen und Gedrückten, großen Anhang fanden. Den Vorwurf: daß dieser Weg in eine finstere Tiefe führe, können sie sich gefallen lassen; er trifft nicht sie, sondern Den, der zuerst den Kreuzweg ging. Hoffen wir jedoch, daß Jene, welche heute dieses harte Wort gesprochen, es nicht so übel meinten, und daß sie dem praktischen Leben und seiner Noth gegenüber, sich bald orientiren werden.

---

Den 20. März 1849.

Das Streben nach einer centralisirten Einheit von Deutschland hat sich in den Kampf einer österreichischen und preußischen Partei aufgelöst, die sich in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, in der Paulskirche zu Frankfurt bereits die entscheidende Schlacht geliefert haben müssen. Davon: ob der Antrag des Herrn Professor und Bundesgesandten Welcker auf Errichtung eines preußischen Erbkaiserthums angenommen ist oder nicht, wird, wenn auch nicht die Zukunft Deutschlands, so doch das Schicksal der Versammlung abhängen, welche Deutschland zu constituiren beabsichtigt. — Unseres Erachtens greift solches Beginnen immer und jedesmal in die vorbehaltenen Rechte der Vorsehung hinüber; der Mensch kann die Verfassungen großer Länder nicht *machen*, sondern nur die in den Dingen liegenden, durch den Gang der Geschichte gegebenen Verhältnisse der vorhandenen Gewalten erkennen und aussprechen. — Bekanntlich hat aber die Paulskirche ihre Aufgabe anders begriffen; sie hat gemeint, Deutschlands Einheit *decretiren* zu können. In Wahrheit ist jedoch der Zustand unseres Vaterlandes der, daß es, nachdem die große Glaubensspaltung vor dreihundert Jahren unser Volk geistig und politisch zerrissen, *zwei* Mittelpunkte erhalten hat. Diese müssen sich entweder mit einander vertragen, und dadurch wird im Wesentlichen der Zustand wieder hergestellt, welcher die letzten dreiunddreißig Jahre vor der Revolution obwaltete; ein Zustand der, der Sache nach, nur eine Fortsetzung des zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648 geschlossenen Waffenstillstandes ist. Oder sie müssen auf Leben und Tod, um Seyn oder Nichtseyn mit einander kämpfen, und was dabei aus Deutschlands Einheit wird, kann sich jeder einigermaßen Nüchterne selbst sagen.

Je entschiedener und klarer jetzt die ursprünglich so fein gesponnenen Fäden der Bunsen-Gagern-preußischen Kaiserin-

gegenüber beob
möge, Preußen ist Fleisch von u
mit tiefer Wehmuth dieses Verz
eines deutschen Brudervolkes gel
hat ihr heiliges Recht, und un
als wir uns nicht verhehlen können:
wahr, was dort, nicht im Tone
dern mit der Kälte eines Crimina
wird. — Das Einzige, was wir
zu sagen wissen, ist: daß die Sch
sönlichkeiten, nicht auf individuelle
oder jenes Regenten oder Staatsm
in Preußens selbstgewählter Aufgab
ter der protestantischen Interessen zu
so wird und muß, kraft innerer,
Preußen auch das Schicksal des P
wie andererseits der Protestantismus
sein Geschick erfüllen wird.

Die oben genannte Schrift ru
die seit vierunddreißig Jahren rastlos
ein centralisirtes Deutschland unter p
zustellen, in unser Gedächtniß

ner schon vor dreißig Jahren im Auge hatten, nur den günstigen Moment erspähend, ihre Plane in's Werk zu setzen."

„„Mehrere politische Parteien haben sich, sagte 1818 der wohlbekannte preußische Kriegsrath von Cölln *), mit der Schlacht von Jena in Deutschland, ganz besonders in Preußen, gebildet:

1. Die republikanischen Ueberdeutsch- und Volksthümler.

„„Sie wollen ein deutsches Reich, über dessen Gränze, nach Sprache oder Flußgebieten oder Convenienz, sie unter sich nicht einig sind. Sie wissen nicht, ob sie Holland, Niederland, das dänische Festland, die Schweiz und das Weichselgebiet, oder nur den Kern von Deutschland (Oesterreich, die Schweiz rc. ausgeschlossen) als solches gestalten wollen. In diesem neuen deutschen Reiche soll nun aller Provincialismus, Preußenthum, Bayerthum, Sachsenthum, wie diese verschiedenen Reiche, aufhören. Die Deutschen sind, nach ihnen, ein freies Volk, daß seine Regierung in seinen Abgeordneten selbst einsetzt, die nach ihrer freien Wahl durch sämmtliche Staatsbürger, ohne alle Standesverschiedenheit, die gänzlich wegfällt, unabhängig während der Dauer ihrer uneingeschränkten Vollmacht, die Gesetzgebung ausübt, die richterliche Gewalt bestimmten Behörden überträgt, welche sie öffentlich mit Zuziehung von Geschwornen ausübt, und die vollziehende Gewalt einem Großmeister überträgt, der gewählt wird, und Oberfeldherr des bewaffneten Volkes ist, das der einzige Souverain ist. Alle Abgaben werden von den Volksabgeordneten bewilligt, und die Verwendung ihnen nachgewiesen. Die Meinung und Presse ist frei. Alles ist erlaubt, was kein Gesetz verbietet; es befiehlt niemals eine Person, sondern nur das Gesetz. In der Schrift: „„Welt und Zeit"", zweiter Theil, ist dieß System ausführlich dargestellt.""

---

*) S. Europäische Annalen, 1818. II. Band.

„„Diese Partei zählt viele Gelehrte, Staatsbeamte, und besonders die den Wissenschaften sich widmenden Jünglinge in ihrem Kreise, und das Fest auf der Wartburg war ihr Werk.““

„„Die Mittel, um zu diesem deutschen Reiche der Phantasie (?!) zu kommen, sind mancherlei, theils noch im Hintergrunde, theils schon versucht, theils auch geglückt. Das Hauptmittel ist die Erziehung der deutschen Jugend für diesen Plan (moralisch und physisch); daher suchen die Bekenner dieses Systems so viel wie möglich Gleichgesinnte in die Lehrstellen zu bringen, oder die vorhandenen Lehrer dafür zu gewinnen. Nichts ist leichter wie dieß; denn das System selbst schmeichelt der Phantasie, wie der Eitelkeit und der Habsucht.““

„„Lehrer, welche in den Staatswissenschaften oder in der Staatengeschichte unterrichten, glauben, daß sie auch die Regierung am besten zu führen verstehen müßten, wozu sie Ideen angegeben hätten; sie suchen dieß daher auf alle Weise zu erstreben, und so lange wie sie nicht den Lehrstuhl mit einem Staatsamt vertauscht haben, reden und schriftstellern sie ihrem System gemäß; und haben sie endlich das Ziel erreicht, so experimentiren sie damit, ohne den Stoff gründlich zu kennen, den sie unter den Händen haben. Derlei hochmüthige, faselnde, schwatzhafte Staatsprofessoren haben wir jetzt im Ueberfluß.““

„„Das Turnen, an und für sich löblich, kann ein vortreffliches Mittel werden, die Jugend an sich zu ziehen, sie angenehm zu unterhalten, und ihr einen sogenannten volksthümlichen Geist einzupflanzen.““

„„Ob geheime Verbindungen als Mittel zu jenem Zweck angewendet wurden oder noch werden, darüber ist bei uns (in Preußen) zu schreiben verboten, mithin muß ich dieß Gesetz befolgen. So viel wird aber zu sagen erlaubt seyn: daß es dem Publikum auffallen mußte, daß diejenigen,

welche jene Frage mit einem, oft sehr derben, zuweilen spitzfindigen Nein! öffentlich beantworteten, niemals die Regierung wegen dieses Befehls, als der Preßfreiheit zuwider, angetastet haben, ob zwar sie ihr sonst gern Alles zu Last legen, wodurch sie dieselbe bloßstellen konnten. Lächerlich wären solche Verbindungen allerdings, da sie völlig für überflüssig zu halten sind, seitdem jenes System und das Streben, es zu erreichen, auf offenem Markt und mit offenem Visir verfolgt worden ist. Diesen öffentlichen deutsch-volksthümlich-demokratischen Bund schließt Gleichheit der Gesinnung und der Ideen; besondere Eidesnoteln und Symbole wären sehr überflüssig.""

""Hat man die angehende Generation für jenes System gewonnen, sind die Lehrer demselben ergeben, so wird besonders auf Kadettenhäuser und Kriegsschulen eingewirkt, damit die Fürsten in dem stehenden Heere eine Schlange im Busen nähren, die, statt sie zu vertheidigen, sie am schnellsten vernichtet.""

""Dann kommen Stadtverordnete und Magistrate, endlich Staats- und Cabinets-Räthe, und wo möglich Minister und Prinzen vom Hause an die Reihe, verführt zu werden, oder um die Aemter der Ersten mit Genossen zu besetzen; ist dieß geglückt, so ist — die Staatsrevolution ohne Blutvergießen gemacht, die Throne fallen von selbst, da man ihre Stützen eingerissen hat.""

""Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß diese Partei sehr stark ist, indem sie fast alle junge Leute, und zwar gerade diejenigen für sich hat, denen Talente von Natur verliehen sind; für junge Gemüther hat die Idee der Freiheit zu allen Zeiten große Reize, sie kennen die Welt und die Menschen nur aus der Idee und aus der Geschichte, welche nur zu oft die Lichtseite der Vergangenheit darstellt, und die Schattenseite verhüllt. Es kommt dazu, daß Viele von ihnen den heiligen Krieg mitgemacht, und das französische Joch abwälzen

halfen. Den glücklichen Erfolg schreiben sie ganz allein sich und der Jugend des deutschen Volks zu, und schließen daraus auf seine Mündigkeit und Empfänglichkeit für ein System, wie es eben dargestellt worden ist.““

„„Viele ehrsüchtige, schnell durch wahres Verdienst oder auch durch Zufall Großgewordene wollen noch höher steigen; auf den Thron können sie nicht kommen, also schieben sie ihn aus dem Wege, und machen die Rennbahn für ihren Ehrgeiz so geräumig wie nur möglich ist. Jene leichten Truppen dienen ihnen vortrefflich als Werkzeuge. Phantasirende Journalisten oder solche, die, im Bunde mit habsüchtigen Buchhändlern, nur immer nachsehen, wie viele Exemplare gehen, finden ihre Rechnung dabei, sich in diese Partei zu werfen, und so kommt es denn, daß das, was man irriger Weise öffentliche Meinung und Volksstimme nennt, sich ganz auf die Seite neigt.““

„„Die Regierungen lassen sich größtentheils vom Strome treiben, oder treffen halbe Maßregeln dagegen, wie Bücherverbote u. dgl. sind. Es hilft dagegen nur gut und kräftig Regieren, und die Unruhestifter außer Curs dahin zu setzen, wo sie nicht schaden können.““

2. Die verkappten Aristokraten.

„„Sie halten es, dem Scheine nach, mit jener Partei, auf ihre Pläne eingehend; im Hintergrunde der Seele liegt aber ihr Plan verborgen, der kein anderer ist, als den Thron, wenn auch nicht umzustürzen, doch so zu beschränken und zu umgeben, daß der, welcher ihn einnimmt, zur Bildsäule wird, und zu weiter nichts dient, als einem jeden Andern, der Lust verspürte diesen Platz einzunehmen, den Zutritt zu sperren. Diese klugen Leute, von denen manche hohe Posten bekleiden, sehen es gern, wenn die erste Partei großen Lärm macht, nach Verfassung schreit, über stehende Heere, Adelswesen und Ausländerei wehklagt, zieht die Achseln, *spricht, sie könne* nichts thun, habe keinen Einfluß, bittet die

ärgsten Schreier zu Tisch, kauft und liest ihre Schriften und macht von sich reden.““

„„Sie würden gern sehen, wenn es zum Aufruhr käme und die Fürsten ihre Hülfe ansprächen. Dann wollen sie die Larve abnehmen, die erste Partei mit Füßen treten, eine Verfassung begründen, nach welcher ihnen die Regierung zufällt.““

Zum Schluße wollen wir, um die Frucht dieser Umtriebe zu schildern, die Frankfurter Oberpostamtszeitung über die heutige Stellung Deutschlands sprechen lassen:

„Die russische Note existirt und ist kein leerer Schall. Man wird in Berlin ihr Daseyn nicht mehr in Abrede stellen, sondern einsehen, daß sie in Olmütz nur früher bekannt war. Rußland läßt die Verhältnisse des Augenblicks als Entschuldigung für die Einsetzung der deutschen Centralgewalt gelten, wird aber keine Aenderungen an der Bundesverfassung ohne die Zustimmung der Theilnehmer an den Verträgen von 1815 gestatten. Diese Sprache ist gegen Kleindeutschland gerichtet; mit Oesterreich ist sie verabredet; die Könige zweiten Ranges vernehmen sie mit Wohlgefallen. Rußland kann diese Sprache führen, denn Oesterreich deckt die Flanke, welche bald pacificirt seyn wird, thut freundlich mit Dänemark und bringt die Paulskirche in Verwirrung. Frankreich steht in gutem Vernehmen mit Rußland, zeigt guten Willen für Oesterreich in Italien, und genießt dafür die Aussicht auf das linke Rheinufer. Großbritannien steht zwar nicht bei der Coalition; ob es aber zu Deutschland stehen wird, ist um so mehr die Frage, als es nicht gern mit unfertigen Verhältnissen zu thun hat, Deutschland aber zur Zeit noch keine vollendete Thatsache ist. Preußen zaudert; die Kündigung des Waffenstillstandes durch die Dänen kommt ihm ungelegen; es möchte gern von dem Kriege bleiben und unbeschädigt wegkommen, auch seine Macht zu anderer Verwendung verfügbar halten. Deutschland kann dennoch den Frieden mit Rußland und dessen Verbündeten bewahren,

wenn ihm der Preis nicht zu hoch ist. Der Preis aber ist folgender. In London wird der Friede mit Dänemark nach den Vorschlägen dieser Macht (Dänemark's?) abgeschlossen. Der deutsche Bund kehrt zu seiner Verfassung zurück; der Bundestag zählt sieben Mitglieder mit neun Stimmen unter dem Vorsitze Oesterreichs; Volks- und Staatenhaus bleiben weg. Die deutsche Nation verzichtet auf den Bundesstaat, auf die Befriedigung ihres Dranges nach Einigung und ihrer gemeinsamen Interessen. Preußen ist für seine kraftlosen deutschen Sympathien durch das Sinken seiner Macht und seiner Stellung im Bunde gestraft; die kleinen Fürsten sind für ihre Hinneigung zu Preußen durch Zurückstellung in dem neuen Bundestag ebenfalls gestraft; die Könige zweiten Ranges sind für ihr Widerstreben gegen den Bundesstaat belohnt; die Nation endlich hat erfahren, was es heißt, ein Jahr lang beisammen sitzen, um eine Verfassung — nicht fertig zu bringen. Ist uns um diesen Preis der Friede zu theuer, dann haben wir Krieg; Krieg mit Rußland und seinen Bundesgenossen, von denen die Einen gegen uns, die Andern nicht für uns sind, Krieg, wahrscheinlich ohne die englische Allianz. Wie steht es alsdann um das deutsche Reich?"

## XXXIII.

### Literatur.

Freiheit und Souverainetät in Oesterreich. Ein offener Brief an den Reichstag in Kremsier, geschrieben im Februar 1849. St. Pölten. In Commission bei Joh. Nep. Passy.

Wenige Tage vor der Auflösung des Reichstages in Kremsier ist die hier genannte Schrift erschienen, welche die staatsrechtlichen Theorien und Anschauungen der dortigen, nunmehr bereits verlebten Constituante einer scharfen, zuweilen sarkastischen Kritik unterwirft. — Der Verfasser hebt den Hauptgrundsatz der heutigen revolutionären Staats- und Rechtstheorie sehr klar und bestimmt hervor.

„Der Kern Ihrer Doctrin dürfte, wenn ich mich an Ihre Worte halte, meine Herren! in folgenden Grundsätzen liegen. Der Mensch ist ein von der Natur mit sittlicher Freiheit begabtes Wesen. Kraft dieser Freiheit kann er bekanntlich wollen und nicht wollen. Daraus schließen Sie, daß der Mensch keinen Herrn über sich dulden könne und dürfe. Jede Ungleichheit irgend einer Art ist nach Ihnen eine Verletzung der Menschenwürde und jenes ursprünglichen Menschenrechtes, kraft dessen Gott den Menschen zum Herrn der Welt

machte. Deßhalb ist, nach einer Schlußfolgerung, welche in der That unabweislich ist, sobald nur die obenbezeichnete Annahme feststeht, der Wille des Einzelnen sein einziges und höchstes Gesetz."

Mit dieser Lehre und den aus ihr sich von selbst ergebenden Folgerungen ist denn freilich nicht zu kapituliren. Sie ist ihrem innersten Kerne und Wesen nach antisocial.

Aber wie hat denn der politische Rationalismus in Oesterreich zu jener ungeheuren, bis jetzt wenigstens unbestrittenen Herrschaft gelangen können? Darauf antwortet die vorliegende Schrift:

„Wie man aber auch über Ihre staatsrechtlichen Doctrinen denken möge, es wäre unbillig, Ihnen den Besitz derselben zum Verbrechen machen zu wollen. Sie, meine Herren! sind unschuldig an deren Erfindung, ich weiß es. Hat doch Einer der Ihrigen mit wahrhaft rührender Offenheit berichtet, wie er jene Lehre auf Befehl der Polizeistaatsgewalt unter seinem Professor pflichtschuldigst habe auswendig lernen müssen. Ich weiß es, das Wort der, von der Studienhofcommission ausschließlich privilegirten Lehre, welches damals von allen Kathedern Oesterreichs herunter so vielen Generationen der österreichischen Jugend mechanisch eingezwungen wurde, — dieß Wort ist heute in Ihnen Fleisch geworden. Sie haben seit den Märztagen Vieles weggeworfen, meine Herren! und Sie brennen vor Begierde, noch mehr wegzuwerfen. Von Autoritäten suchen Sie sich loszusagen, und so oft Sie die christliche Lehre als Aberglauben und veraltete Dummheit schmähen, strahlt das Bewußtseyn einer verrichteten Heldenthat von Ihrer Stirne. Aber dennoch ist nicht alle Pietät, wie Viele glauben, aus Ihrer Seele gewichen. Nein, an den Compendien Ihrer Jugend haben Sie treu festgehalten bis auf diesen Tag. So tief haften die Eindrücke des Knaben- und Jünglingsalters, und so wohl berechnet war die Staatserziehung, die Sie empfingen, daß wer irgend an Ihrem Glauben an den Hofrath Zeiller rüttelt, Ihnen heute noch als der gefährlichste

Feind Ihres Heiles gilt. Fast scheint es, als ob Ihnen instinctmäßig zur Stunde noch die Furcht vor dem Examen in Gliedern liege, und als ob Sie jeden Zweifel der Wahrheit jener Sätze, die Sie einst auf Befehl Ihrer Präceptoren memoriren mußten, noch immer, trotz Ihrer nunmehrigen Souverainetät, mit dem Schreckbilde der „„zweiten Klasse““ zum Schweigen bringen. Es geht Ihnen in diesem Stücke, wie jenem Freigeiste, der die Unsterblichkeit der Seele läugnete, aber unglaubliche Angst vor Gespenstern hatte. Wollen Sie daraus, meine Herren! als weise Männer die Lehre ziehen, daß nicht Jeder frei ist, der frei zu seyn prahlt, und nicht Jeder der Freiheit fähig, der das, was heilig, alt und ehrwürdig ist, mit Füßen tritt.“

„Jenen, durch unvordenkliche Gewohnheit Ihnen lieb und unentbehrlich gewordenen Lehren hat nun, was in Oesterreich noch nicht erlebt worden! das Ministerium Schwarzenberg-Stadion den gebührenden, altherkömmlichen, und vom Vater auf den Sohn, vom Großvater auf den Enkel vererbten Respekt verweigert. Sie dagegen, meine Herren! dießmal hartnäckige Freunde des Herkommens, vertheidigen, wie es billig ist, mit gebührender Entrüstung ob solchen Attentats, das Palladium der Aufklärung aus den achtziger Jahren gegen die neuerungssüchtige Zumuthung. Fern sei es von mir in diesem Conflicte Partei zu nehmen. Ich habe auch bereits im Eingange angedeutet, daß ich es für unmöglich, gewissermaßen sogar für ziemlich überflüssig halte, Ihren Glauben an den Socialcontrakt und was damit zusammenhängt, wankend zu machen. Fahren Sie ruhig fort, sich im Kreise zu bewegen, während Sie vorwärts zu gehen glauben. Sie würden, was ich Ihnen auch vorstellen möchte, doch nimmer merken, daß Sie nicht von der Stelle kommen. Nur davon habe ich Sie benachrichtigen wollen, daß, wie es überhaupt auch hinter dem Berge noch Leute gibt, die geistige Bewegung im übrigen Europa sich längst schon erdreistet hat, mit Riesenschritten über die Compendien Ihrer Jugend, über den Hofrath Zeiler, selbst

über den Socialcontrakt hinauszugehen. Sie haben, meine Herren! diesen ruchlosen Neuerungen gegenüber ohne Zweifel den besten Theil gewählt. Sie haben von denselben augenscheinlich keine Kenntniß genommen. Und Sie haben auf Ihrem Standpunkte Recht daran gethan. Absichtliche oder unabsichtliche Unwissenheit ist der beste Schild selbst gegen die spitzfindigsten Pfeile malcontenter Dialectik. Unglücklicherweise aber hat die Märzrevolution, in diesem Stücke gewiß ohne zu überlegen, was sie that, die spanische Wand abgebrochen, hinter welcher die ci-devant polizeigerechte und officielle, österreichische Staatswissenschaft so friedlich und gemüthlich ihr privilegirtes Wesen trieb. Ihre Lehre, meine Herren! steht heute nicht mehr der bedauerungswürdigen Jugend Oesterreichs gegenüber, die, weil sie eine andere nie vernahm, und niemals aus dem engabgesteckten Kreise der herkömmlichen Theorie herauskam, die Männer Ihrer Doctrin leicht für große Propheten halten konnte. Sie stehen Europa gegenüber, und jedes Wort, welches Sie in Kremsier fallen lassen, hallt wieder in aller Herren Ländern. Die Welt horcht hoch auf, wenn sie heute noch die Lehre vom Socialcontrakt, die Sie in Ihrer Jugend auswendig lernten, als neue Weisheit aus Ihrem Munde vernimmt. Es soll Ihnen unverholen seyn, meine Herren! Sie werden heute mit dieser Doctrin nur noch der Gegenstand einer sich immer weiter verbreitenden, ironischen Heiterkeit. Es ist traurig, aber wahr. Ignoranz und Ignoriren wollen in diesen schweren Zeiten nicht mehr die altgewohnten, treuen Dienste thun."

„Es wird Ihnen daher vielleicht nicht ganz uninteressant seyn, wenn auch vorläufig nur zu Ihrem Privatgebrauche, Kunde zu erhalten von einer Auffassung des Staates und der Staatslehre, die der Ihrigen völlig entgegengesetzt ist."

Den Gegensatz der richtigen zu dieser falschen Staatslehre bezeichnet der Verfasser in folgenden Worten:

„Sie, meine Herren! nehmen eine „„rationalistische Theorie"" als Grundlage Ihrer Betrachtung an. Seit etwa

dreißig Jahren aber ist in der übrigen Welt eine Methode der Behandlung der Staatswissenschaften in Gang gekommen, welche, nachdem Sie Ihren Rationalismus innerlich überwunden hat, die Thatsachen der Natur und der Geschichte zum Ausgangspunkte der Erörterung macht, so überall und so namentlich auch jedesmal, wenn die Rede auf Staatsrecht und politische Einrichtungen kömmt."

In Beziehung auf die weitere Aus- und Durchführung dieser Ansicht müssen wir unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen. Das System, welches der Verfasser verficht, ist wohl niemals kürzer zusammengefaßt worden; das Büchlein ist nicht stärker als siebenundzwanzig Seiten.

Wird diese Lehre in Oesterreich Eingang finden? Wir fürchten, daß diese erste Ansprache an der dort eingelebten, verknorpelten und verknöcherten „rationalistischen Theorie" ziemlich spurlos vorübergehen wird. Aber der Baum der falschen, absolutistisch-josephinischen Staatslehre fällt nicht auf einen Hieb, und wer da ärndten will muß säen. Es wäre, mit dem Dichter zu reden, „wider Sternenlauf und Schicksal", wenn die Folgen eines siebenzig Jahre hindurch mit eiserner Consequenz festgehaltenen, febronianisch-illuminatischen Verdummungssystems auf die erste Beschwörungsformel weichen sollten. Wir Jetztlebende können heute nichts thun, als eine bessere Zukunft vorbereiten, und in dieser Beziehung wird auch dieses gute Samenkorn nicht verloren seyn.

---

# XXXIV.

## Frankfurt und Deutschland.

(Fortsetzung.)

### II.

Das preußische kleindeutsche erbliche Kaiserthum und das österreichische großdeutsche Bundesreich.

Seit wir unsere jüngsten Betrachtungen über den Gang der Entwicklung in Frankfurt niedergeschrieben, wurde in der Paulskirche der große Kampf um die Helena des preußischen Erbkaiserthums von den entzweiten Bundesbrüdern durchgestritten.

Nach homerischer Weise wüthete drei der Tage die heiße, männermordende Feldschlacht; am 17., 19. und 20. März stritten Troer und Danaer mit des Wortes scharfem Geschoße die grimmige Kaiser-Fehde und Deutschland harrte des Ausgangs; fort und fort schwankte das Zünglein der Schicksalswage, und auch von den Kämpfern verließ Mancher zagenden Muthes im Augenblicke der Entscheidung seine frühere Fahne, je nachdem ihm eben das Glück des Tages sich dorthin oder dahin zu neigen schien. Norddeutsche und Süddeutsche, Preußen und Oesterreicher, Protestanten und Katholiken, Centralisten *und Totalisten,* Freihändler und Schutzzöllner, Großstaaten und *Kleinstaaten,* Republik und Monarchie, und alle die Gegensätze

dreißig Jahren aber ist in der übrigen Welt eine Methode der Behandlung der Staatswissenschaften in Gang gekommen, welche, nachdem Sie Ihren Rationalismus innerlich überwunden hat, die Thatsachen der *Natur* und der *Geschichte* zum Ausgangspunkte der Erörterung macht, so überall und so namentlich auch jedesmal, wenn die Rede auf Staatsrecht und politische Einrichtungen kömmt."

In Beziehung auf die weitere Aus- und Durchführung dieser Ansicht müssen wir unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen. Das System, welches der Verfasser versucht, ist wohl niemals kürzer zusammengefaßt worden: das Büchlein ist nicht stärker als siebenundzwanzig Seiten.

Wird diese Lehre in Oesterreich Eingang finden? Wir fürchten, daß diese erste Ansprache an der dort eingelebten, verknorpelten und verknöcherten „*rationalistischen Theorie*" ziemlich spurlos vorübergehen wird. Aber der Baum der falschen, absolutistisch-josephinischen Staatslehre fällt nicht auf einen Hieb, und wer da ärndten will muß säen. Es wäre, mit dem Dichter zu reden, „wider Sternenlauf und Schicksal", wenn die Folgen eines siebenzig Jahre hindurch mit eiserner Consequenz festgehaltenen, febronianisch-illuminatischen Verdummungssystems auf die erste Beschwörungsformel weichen sollten. Wir Jetztlebende können heute nichts thun, als eine bessere Zukunft vorbereiten, und in dieser Beziehung wird auch dieses gute Samenkorn nicht verloren seyn.

unzweifelhaften Widerspruche der weit größeren Mehrheit des deutschen Volkes wäre er seines selbstmörderischen Wahnsinnes wegen dennoch nicht ausführbar gewesen; er hätte eben nur dazu dienen können, unsere innere Zerrissenheit und das Schwankende jeder Autorität auf das Verderblichste zu mehren.

Es ist daher die Schuld der Erbkaiserlichen, die diesen Plan, taub gegen jede Erfahrung, in eigensinniger, rücksichtsloser Verblendung verfolgt haben, wenn durch den Zwiespalt und den Kampf, den er hervorgerufen, die Versammlung auf's neue nur durch einen großen Verlust an Zeit, an Kraft und an Vertrauen das Verderben von dem Vaterlande abwenden konnte, wie dieß schon einmal in der Katastrophe über den Malmöer Waffenstillstand der Fall war. Berufen das Vaterland durch innigere Einigung zu kräftigen, ist sie selbst dadurch ein Bild des tiefsten, feindseligsten Zwiespaltes geworden. Und der Kampf, den die einseitige Anmaßung dieses herrschsüchtigen Großpreußenthums in ihrem Schooße entzündet hat, ist für sie selbst um so aufreibender und für das Urtheil der Nation um so verwirrender, je gleicher gemessen die Parteien sich gegenüber stehen.

Indem aber diese Partei der Erbkaiserlichen und eines verstümmelten centralisirten Deutschlands gleich von Anfang an das Verfassungswerk — seinen Entwurf und seine ganze Redaction — in ihre Hände zu bringen wußte, und so die erbliche Preußenkrone ihrem Werke nicht nur als Spitze aufsetzte, sondern sie ihm auch zum Grunde legte und alle Verhältnisse ihres centralisirten Parlamentsreiches nach diesem Grund- und Schlußstein berechnete: so findet sich die Paulskirche nun in die unselige Lage gesetzt, daß sie durch fortlaufende Abstimmungen über die einzelnen Paragraphe einer Verfassung entscheiden soll, deren Grundprincip sie verworfen hat.

Gagern hat dieß längst sehr wohl gefühlt und es auch wiederholt ausgesprochen, daß die ganze Verfassung hierauf berechnet sei, und daß mit der Aufnahme Oesterreichs zur

vollen Betheiligung am Bunde nicht nur die §§. 2 und 3, sondern noch zwanzig andere fallen müßten. Daher auch sein Rücktritt seit der Grundsatz, der sich als rother Faden durch seine Programme zieht, von der Versammlung verworfen wurde.

Möge nur diese große parlamentarische Schlacht und ihr Ausgang keine verlorene Warnung der Vorsehung für unser Vaterland seyn; mögen uns diese Kämpfe der Rede mit ihren haßerfüllten Worten, die die Parteien einander zuschleuderten, wenigstens andere, blutigere Kämpfe mit den Waffen ersparen! Daß eine so wichtige Frage mit einer Mehrheit von nur dreißig Stimmen entschieden wurde: möge dieß den Parteiführern eine Mahnung zum Maß, zur Billigkeit und Versöhnlichkeit seyn, indem sie daraus erkennen müssen, daß die Entscheidung durch die Waffen, nach einem neuen dreißigjährigen Vernichtungskampfe, das zerrüttete Vaterland wieder auf den Punkt stellen würde, von dem die erbitterten Brüder ausgegangen; nur wären wir dann an Kraft und Wohlstand ärmer, an Haß und Rachedurst reicher, der Hohn und die Beute unserer Feinde.

Da jener von einer engverbundenen Partei so beharrlich verfolgte Plan des preußischen Erbkaiserthums indessen einen so verhängnißvollen Einfluß, und zwar in immer steigendem Grade, bis zur letzten Katastrophe, auf das Schicksal der Reichsversammlung ausgeübt hat: so wird es hier sich wohl der Mühe lohnen, einen Rückblick auf die hiebei beobachtete Taktik zu werfen. Es wird dieß um so passender seyn, da durchaus nicht zu erwarten ist, daß diese Preußenpartie, durch die eben erfahrene Welckersche Niederlage gewitzigt, dem verderblichen Streben ihres Ehrgeizes und ihrer Verblendung entsagen sollte. Sie wird ohne Zweifel mit verdoppelter Anstrengung alle guten und schlechten Mittel dazu aufbieten, um bei der Endabstimmung, gegen den Willen der Mehrheit des deutschen Volkes und seiner Fürsten, auf dem Wege ihrer souverainen Ukase die erbliche Kaiserkrone des verstümmelten Deutschlands dem Hohenzollern zuzudecretiren.

[illegible] Zweifel, daß diese Idee, Preußen, — den Staat

der „Intelligenz", den mächtigsten Vertreter des deutschen Protestantismus und nach Oesterreich den zweitmächtigsten Stand im Bunde, — an die Spitze von Deutschland zu stellen, seit lange eine von Vielen in Preußen wie im protestantischen Deutschland mit Vorliebe gehegte ist. Ja sie zeigt sich uns mit dem Aufkommen und dem Wachsthume der preußischen Monarchie und ihrer Politik zu Kaiser und Reich, als diese noch bestanden, so innig verwebt, daß, laut des Zeugnisses der Geschichte, gerade die Befolgung dieses Planes eine der Hauptursachen war, welche die Ohnmacht des deutschen Kaiserreiches und seinen Untergang herbeiführte.

Nachdem das von den deutschen Reichsständen in seinen Kämpfen mit der französischen Revolution und ihrem Eroberer verlassene Haus Habsburg die Wahl-Krone niedergelegt und ein Interregnum von dreiundvierzig Jahren gefolgt ist, soll sie nun, gemäß dem Entwurfe der Dahlmann'schen Reichsverfassung, als Erbgut dem Hause Hohenzollern übertragen werden.

Wenn Herr von Gagern in seiner Rede zu Gunsten dieses preußischen Erbkaiserthums am 20. März in der Paulskirche sagte: „wie er sich dessen rühme, daß er den Ideen, die er heute vertheidige und die in die Verfassung übergegangen seien, auch schon vor einem Jahre und während seines ganzen politischen Lebens gehuldigt habe", so hatte er unter der Partei der Erbkaiserlichen sicherlich viele Genossen, die dasselbe von sich rühmen konnten.

Allein wie hoch diese preußische Kaiseridee (auch preußische Hegemonie genannt) hinaufreichen, wie tief sie sich in mehr oder minder geheime Verbindungen verlieren mag, wie warm sie als ein „nothwendiges" Ergebniß der deutschen Nationalentwicklung in einem großen Theil der norddeutschen und protestantischen Literatur und Journalistik gehegt und gepflegt wurde: eine bestimmtere Gestalt und Aussicht auf augenblickliche Verwirklichung gewann sie erst unmittelbar nach der französischen Februarrevolution von 1848.

Freilich mußte gar Manchen der Gedanke höchlich überraschen: daß eine von den Leitern des Proletariats unternommene Revolution, die, gegen das Erwarten dieser Leiter und gegen den Willen der großen Mehrheit des französischen Volkes, den constitutionellen Thron des Königs der besitzenden Bourgoisie jenseits des Rheins gestürzt, und zum Erstaunen Frankreichs und der Welt eine Republik auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gegründet hatte, daß diese republikanische Umwälzung diesseits des Rheines einen preußischen Kaiserthron aufrichten sollte. Mit andern Worten: Daß eine Zeit, die glaubens- und zuchtlos, im Namen der unumschränktesten Volkssouverainetät, alle religiösen, moralischen und gesetzlichen Bande zu lösen und zu sprengen drohte, der geeignete Augenblick für die Errichtung eines deutschen Kaiserthrones seyn sollte — das mußte wohl jeder ruhigen Ueberlegung mehr als seltsam erscheinen.

Ich erinnere mich noch sehr deutlich meines Erstaunens, als mir in den ersten Tagen des März 1848 die wunderbare Mittheilung gemacht wurde: „In vierzehn Tagen oder spätestens drei Wochen werden wir einen deutschen Kaiser haben." Und wer konnte dieser angekündigte, so urplötzlich wiedererwachte Barbarossa anders seyn, als der König von Preußen? Denn so hatte man es in Baden — nicht in dem Kabinet des Großherzogs, sondern im Volksrath der Vertrauensmänner zu Heidelberg beschlossen.

Ich gestehe, hätte man mir damals gesagt: In vierzehn Tagen oder spätestens in drei Wochen werden alle achtunddreißig Fürsten unserer Bundesstaaten ihrer Würde, zu Gunsten der breitesten demokratischen Basis, entsetzt seyn und Louis Philipp in die Verbannung folgen, es hätte mir nicht so seltsam, so unglaublich geklungen, als diese Verheißung: „In vierzehn Tagen werden wir einen deutschen Kaiser haben."

Allein was hätte in jener Zeit des Umsturzes und Ueberstürzes, da die „Errungenschaften" wie Schneeflocken vom

Himmel fielen, unmöglich scheinen können? Hatte die Revolution über Nacht einen Königsthron, als er am festesten schien, über den Haufen geblasen; hatte sie das stehende Heer entwaffnet und aus Paris entfernt, alle Gewalt in die Hände der bewaffneten Proletarier-Massen gelegt, und eine Republik wie durch Zauber improvisirt, demokratischer als die von Athen und Rom und den nordamerikanischen Freistaaten: warum sollte die Allmächtige nicht auch einen Kaiserthron in vierzehn Tagen oder drei Wochen improvisiren können, und zwar in einem Augenblicke, wo man bei uns eben so wenig an ein deutsches Kaiserthum dachte, wie am 23. Februar Niemanden in Frankreich etwas von der Republik vom 24. Februar geträumt hatte.

Wer sich jedoch nach dem inneren Wesen der wieder erweckten Kaiseridee erkundigte, der mußte bald inne werden, daß der neue Barbarossa der badischen Vertrauensmänner mit dem alten Kaiser des Mittelalters, dem obersten Schirmvogt der Christenheit, dem Lehensherren von Gottes Gnaden, der das eine der beiden Schwerter — das Schwert weltlicher Gerechtigkeit — führte, dem Mehrer des Reiches, dem Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation eben nichts anders als den bloßen Namen gemein hatte *); daß beide Ideen viel-

*) Wie fremd und zuwider den Männern der Märztage im Sinne der französischen Umwälzung die Wiederbelebung auch nur des Namens eines deutschen Kaiserthums erscheinen muß, sprach Fröbel — gleich Vogt ein Minister der Zukunft, die nach der Sündfluth kömmt, — in derselben Sitzung vom 20sten März aus, wenn er erklärte: er stimme dagegen, weil er „das erbliche Kaiserthum für einen Anachronismus in Bezug auf die Erblichkeit und in Bezug auf das Kaiserthum halte“. Erklärend fügte er hinzu: „Allerdings sei die Erblichkeit auf dem Gebiete der Thatsachen noch lange nicht überwunden“ (zehrt ja doch Herr Fröbel selbst an den von seinem Vater „ererbten“ Kenntnissen und Erfahrungen, wie in seinen Adern auch seiner Eltern „ererbtes“ Blut fließt und sein Mund seiner Vorfahren „ererbte“ Sprache spricht!), „aber er unterscheide zwischen der Thatsache und dem Princip, und obgleich

mehr so verschieden waren, wie der Geist, der die französische Februar-Revolution hervorgerufen und das allgemeine Stimmrecht proclamirt hatte und jener, der die christlichen Dome des Mittelalters gegründet. Ein tieferes Eingehen in die innere Bedeutung der beabsichtigten Umgestaltung Deutschlands im Sinne der preußischen Oberhoheit mußte Jeden bald überzeugen, daß die Worte: „In vierzehn Tagen werden wir einen deutschen Kaiser haben“, mit den Worten: „In vierzehn Tagen wird in Deutschland, gleich Frankreich, weder einen Kaiser, noch überhaupt einen Fürsten haben“, so ziemlich zusammen fielen. Folgen wir zum besseren Verständniß dem Gange der Thatsachen.

Es war am 5. März 1848, also unmittelbar nachdem der heiße demokratische Sturmwind der Februar-Revolution von Westen her über Europa dahinbrausste, als die Männer unseres deutschen Urparlamentes in Heidelberg zusammen traten. Die Meisten von ihnen hatten als Liberale vom reinsten Wasser bisher an der Spitze der politischen Bewegung gestanden. Der Augenblick schien ihnen jetzt gekommen, was sie früher kaum zu hoffen gewagt, unverzüglich zu verwirklichen. Es waren in bunter Mischung Advokaten, Professoren, Journalisten, Literaten, Staatsbeamte, Buchhändler und politische Dilettanten, wie eben der Zufall ihrer Einundfünfzig in der Eile aus der Nachbarschaft zusammen geführt. Ein großer Theil gehörte den Ständeversammlungen des südlichen und westlichen Deutschlands an. Was sie mit einander verband, war die mehr oder minder liberale Gesinnung. Ihr Mandat entlehn-

---

er sich zutraue, im Nothfalle ein guter Unterthan selbst eines absoluten Fürsten zu werden, so werde er doch niemals einwilligen, ein neues Erbfürstenthum gründen zu helfen. Die Idee des Kaiserthums selbst sei eine romantisch-katholische. Ein protestantischer Kaiser sei nichts anderes als ein Zaar oder ein Chalif, und ein constitutioneller Erbkaiser sei ungefähr eben so viel, wie ein constitutioneller Gott.“

ten sie ihrer Vaterlandsliebe, dem Vertrauen des Volkes und der Nothwendigkeit.

Angesichts der französischen Umwälzung und des lähmenden Schreckens, den sie allerwärts verbreitete, wurde sofort das Vaterland in Gefahr erklärt und seine Rettung in Angriff genommen.

Allerdings war das Vaterland in Gefahr: seine religiösen, seine sittlichen, seine ökonomischen Grundlagen waren vielfach zerrüttet; seine Verfassung, wie sie der Wiener Congreß geschaffen, hatte sich ungenügend erwiesen; Fürsten und Regierungen hatten sich an ihren Völkern in manchem Bundesstaat schwere Versündigungen zu Schulden kommen lassen. Mit dem Sturze Louis Philipps und der Entfaltung der republikanischen Fahne in Straßburg schien der Tag des Strafgerichtes gekommen und ein allgemeiner Umsturz zu drohen.

Das Alles war wahr; Niemand konnte es läugnen. Daß aber auch die Völker die Sünden ihrer Fürsten und Regierungen getheilt; daß auch sie, und besonders die gebildete, zeitunglesende, tonangebende Mittelklasse, die herrschende Bourgoisie, welcher die Heidelberger selbst angehörten, dem Verderben nicht fremd geblieben; daß sie in vollen Zügen aus dem Becher der Unzucht, der Gottlosigkeit, des Hochmuths und der Eigensucht getrunken, wer hätte das „den Rettern" zu sagen gewagt, die in der gelehrten Neckarstadt am 5. März zu Deutschlands Verjüngung zusammen getreten waren.

Ihnen zu Folge lag alle Schuld von des Vaterlandes Schmach, Ohnmacht und Noth an den mangelnden Freiheiten, welche ihm die Eigensucht seiner Fürsten und der Polizeistaat vorenthielt. Allein ein Blick in unsere deutsche, vormärzliche Presse, in die Pariser Mysterien ihrer sittlichen Verkommenheit, die mit teuflischem Ingrimm alles Edle und Hohe im Menschen in den Koth zog und die schlechtesten Leidenschaften aufstachelte, hätte sie eines Bessern belehren und davon über- können, daß jede Freiheit zum Fluche wird, wenn die

Pflichten, die sie der Selbstbeherrschung auferlegt, freiheitsschänderisch mißachtet werden.

Aeußere Verfassungsformen, freieste Volksvertretung im Sinne der nivellirenden französischen Gleichheitstheorien, sie meinten die Heidelberger, würden alle Uebel des kranken Deutschlands heilen und unserer Nation den verlorenen Vorsitz unter den Völkern Europas wieder gewinnen. Ein Blick auf das Land, in dem sie tagten, auf Baden, den nächsten Nachbarn Frankreichs, den Wohnsitz so vieler Männer „des Fortschrittes", wo jene Theorien am meisten zur Ausführung gekommen waren, und das jetzt nichts destoweniger sich in einer Auflösung befand, wie kaum ein anderer deutscher Staat, hätte sie nicht minder darüber belehren können, daß Verfassungsformen, monarchische wie demokratische, für sich sehr wenig sind, und daß sie, je nachdem der Geist, der sich ihrer bemächtigt, ein guter oder böser ist, zum Heile oder Verderben führen.

Lebt in einem Volke der Geist der Gerechtigkeit: so kann es sich auch mit sehr wenigen und sehr mangelhaften Gesetzen behelfen. Der Bürger bedarf dort keiner Polizei, noch eiserner Schlößer und Riegel, um sein Hab und Gut zu schützen; es gilt Jedem unantastbar und heilig. Ist aber der Sinn für Recht und Gerechtigkeit in einem Volke erstorben: dann helfen die besten und gerechtesten Gesetze, die strengsten Richter, die wachsamste und zahlreichste Polizei und die festesten englischen Kunstschlößer und Riegel so gut wie nichts: Niemand ist mehr seines Eigenthums sicher.

Die Zersplitterung in so viele Staaten, meinten die Heidelberger ferner, sei die vorzüglichste Ursache unserer Schwäche, unserer Zerrissenheit und unseres Zerfalles. Eine einigende Centralgewalt und Centralvertretung müsse darum als untrügliches Rettungsmittel geschaffen werden. Allein auch hier hätten sie nicht vergessen sollen, daß dort, wo keine brüderliche Einigkeit des Geistes herrscht, und keine gegenseitige Achtung des Rechtes und der Freiheit den Zwispalt fern hält, auch keine äußere Centralgewalt und Centralvertretung den feindlichen

Zerfall verhindern kann. Ja daß die Gegensätze, in unmittelbare Berührung gebracht, nur um so heftiger gegen einander entbrennen, und sogar das bloße Schaffen einer Centralgewalt unmöglich machen. Konnte ihnen auch Jeder zugeben: daß Deutschland zu seiner würdigeren Vertretung nach außen und zur Durchführung innerer Verbesserungen das Bedürfniß einer innigeren Einigung habe, und daß dieser Mangel großen Antheil an der Mißstimmung und den Mißständen unserer Gegenwart trage: so lag doch auch hier der Grund des Uebels tiefer. Denn daß die innere Festigkeit, die Blüthe und der Frieden eines Staates nicht an seine Größe oder Kleinheit, an Quadratmeilen und Volkszahl geknüpft ist, — wenn diese Verhältnisse auch für Macht und Wohlstand keineswegs gleichgültig sind — das hätte ihnen die Staatengeschichte alter und neuer Zeit mit hundert Beispielen zeigen können. Sie durften nur nach dem kleinen Holland und dem kleinen Belgien hinüberblicken, die unerschüttert dem französischen Sturme gegenüber standen.

Allein die Heidelberger Retter und Aerzte, die selbst an der Krankheit der Zeit litten, nahmen ihren Zustand für den gesunden, und gedachten mit ihren französischen Staatspillen das todkranke Vaterland zu heilen. Ihre Heilkur selbst war aber in der That nichts anderes, als eine weitere Entwickelung der Krankheit. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn den Uebeln der vormärzlichen Zustände, die Niemand mehr beklagt hat, als wir, andere Uebel gefolgt sind, die sich als noch schlimmere erweisen, und unser Vaterland in eine trostlosere, zerrissenere und hülflosere Lage versetzt haben, als es unter dem vielgeschmähten Bundestage des Wiener Congresses der Fall war.

Was indessen ganz insbesondere dazu beitrug, gleich bei dem Beginne, der Umbildung unserer Bundesverfassung eine falsche Richtung zu geben, das war die Zusammensetzung jenes Heidelberger Urstockes, aus dem das Vorparlament, der Fünfziger-Ausschuß und zuletzt die Constituirende selbst hervorging. Es war der unglückliche Umstand nämlich, daß weitaus

die Meisten dieser Versammlung eben den kleinen bankerotten Staaten des südwestlichen Deutschlands angehörten, und daß sie die unterwühlten, aufgelösten Zustände ihrer Vaterländchen für die Zustände von ganz Deutschland nahmen, und demnach ihre Verfassungsprojecte einrichteten.

Als es daher gleich beim Beginne zur Entscheidung kommen sollte, unter welcher Gestalt die Freiheit und Einheit Deutschlands, der große Zweck der Versammlung, zu begründen sei: da zeigte es sich alsbald, daß die „Einiger" selbst nichts weniger als einig waren. Die beiden Parteien, wie sie sich in jenen kleinen, dem unmittelbaren Einflusse Frankreichs ausgesetzten Ländern gebildet hatten, traten sich schon hier gegenüber: ob Republik, ob Monarchie? so lautete die Frage.

Die eine Partei wollte die Umgestaltung im Sinne der bisher von ihr geführten Opposition als constitutionelle Monarchie verwirklicht. Nur hatten sie der demokratischen Strömung von Frankreich in so weit nachgegeben, daß sie ihre constitutionelle Monarchie auf der breitesten demokratischen Basis errichten wollten. Die andere Partei dagegen sah in dem Constitutionalismus nur eine Lüge. Sie hatten aus vollem Herzen dem Sturze des Bürgerkönigthums zugejubelt; es schien ihnen jetzt der Augenblick gekommen, die Maske abzuwerfen. Sie wollten für Deutschland die Republik proclamiren. Doch auch in ihrer Mitte lag schon der Keim einer neuen Spaltung, indem die Einen sich zu der dreifarbigen Fahne der politischen Republik Lamartine's hinneigten, während die Anderen mehr der socialen des Proletariats mit seiner blutrothen Fahne huldigten, im Begriff, die Worte: „Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle!" im Sinne des Communismus zu ihrem Wahlspruch zu machen.

Die Vertreter der constitutionellen Monarchie, an deren Spitze Gagern stand, in dem Gefühle, daß die Fürstengewalt ihrer Kleinstaaten Bankerott gemacht, und in diesem Zustande anarchischer Auflösung der rothen Umwälzung nicht gewachsen sei; sie wollten eine monarchische Centralgewalt schaffen, welche die

zersplitterten Kräfte einigen sollte. An der Selbstständigkeit ihrer kleinen Staaten, die ihrem Talent und ihrem Ehrgeiz einen so engen Kreis der Thätigkeit gewährt und sich im Sturm so schwach gezeigt hatten, war ihnen wenig gelegen. Sie sollten zum Besten des Ganzen in dem Ganzen aufgehen, das, nach ihrer Meinung, um so mächtiger wurde, je enger und straffer es unter seiner monarchischen Spitze geeint wurde.

Aber noch standen Preußen und Oesterreich aufrecht. Oesterreich, das katholische Oesterreich, von Metternich und Sedelnitzky beherrscht und von 300,000 Bajonetten bewacht und „geknechtet", das allen Fortschritt von Preußen gehindert, hielten sie dem liberalen Zeitgeist für unzugänglich. Kaum war zu erwarten, daß es in vielen Jahren dem übrigen Deutschland nachkommen werde. Von ihm mußte also bei der Gründung des neuen, einheitlichen Deutschlands ein Absehen genommen werden. Preußen dagegen, das aufgeklärte Preußen, die Großmacht des Protestantismus und der freien Forschung, dem die meisten sich als Protestanten zuneigten, es mußte an die Spitze des einheitlich verjüngten Deutschlands gestellt werden. Lieh Preußen den Umgestaltern seine Truppen und seine Kassen, so mußten sich die übrigen deutschen Staaten unterwerfen, und der von den Burschenschaftlern seit lange erstrebte neudeutsche Einheitsstaat unter dem Hause der Hohenzollern war gegründet. Die deutsche Kaiserkrone war eine gereifte Frucht geistiger Entwicklung, die ganz von selbst in den Schooß Preußens fallen mußte. Es hätte, so meinen die Parteigänger des Großpreußenthums, hiezu nicht einmal der Februar-Revolution bedurft.

Die Republikaner, und namentlich Struve und Hecker, widersprachen. Ihre Partei wollte keinen Fürsten an der Spitze. Ihr Wunsch war, ein Präsident der Volkswahl, und eine einige und untheilbare deutsche Republik. In dem Rausche des französischen Sieges meinte damals diese Partei, von der die Freischaarenzüge in Baden wenige Wochen später organisirt wurden, es bedürfe nur der Verkündigung der Volkssouverainetät, und die Throne würden von selbst zusammen stürzen; es

sei daher ein Verrath an der Freiheit des Volkes, das Werk der Wiedergeburt durch Berücksichtigung der Fürsten zu verderben.

Man sieht, die Einigung Deutschlands lief schon in dieser ersten Versammlung Gefahr, an der Uneinigkeit der Einiger Schiffbruch zu leiden. Wie sich denn auch in der That derselbe Zwiespalt, dem wir hier in Heidelberg begegnen, durch das Vorparlament, den Fünfziger-Ausschuß und die Nationalversammlung fortgesetzt hat.

Allein damals saß noch in Frankfurt der Bundestag, und die Throne in Wien und Berlin standen noch ungebrochen. Einigkeit war darum vorerst für beide Parteien das dringendste Gebot der Nothwendigkeit. Als Vermittlung bot sich ihnen die breiteste demokratische Basis der zu gründenden constitutionellen Monarchie des vereinigten Kleindeutschlands dar. Wurde auf Grund des allgemeinen Stimmrechts aus Urwahlen ein deutsches Centralparlament gebildet: so konnte dieses ja als Repräsentant der Volkssouverainetät die Frage: ob Republik? ob Monarchie? ob preußischer Erbkaiser? ob Wahlpräsident? wie alle übrigen Fragen endgültig entschieden. Die Republikaner hatten dann ihrem eigenen Principe gemäß in dem Ausspruche der Mehrheit nur den Volkwillen anzuerkennen. Trugen sie einen Horror vor dem Vorherrschen des verrufenen preußischen Militär- und Beamtenstaates und vor einem legitimen König von Gottes Gnaden, wie Friedrich Wilhelm IV.: so ließ sich auch diese Besorgniß beschwichtigen. Preußen aus den verschiedensten deutschen Stämmen und Provinzen künstlich zusammengesetzt, sollte ja nur der Gründung dieser deutschen Monarchie auf breitester Grundlage seine Macht leihen; es sollte so gut wie Baden und Nassau in ihr aufgehen; nicht Berlin sollte der Mittelpunkt des neuen Reiches seyn, sondern in dem Sitze der Centralgewalt und des Centralparlamentes sollte das Leben der Nation sich concentriren. Auch sollte nicht der Hohenzoller nach preußischen Erbtraditionen mit dem Erbscepter herrschen; er sollte ja bloß die unverantwortliche Spitze seyn und ihm

... constitutionelle Erbmona
deutschen Staaten zu dieser Ei
darum kümmerte man sich nicht

Daß diese der französischen
[illegible] Deutschland tiefer zerspalten
Folge haben könnten, einen [illegible]
Selbstständigkeit zu berauben, den
lichen Oberhoheit Preußens und
nicht fügen würde, von dem Bund
den Vertretern von Nassau, [illegible]
Frankfurt kein großes Bedenken
zu Gunsten der Monarchie gegen di
durchzusetzen; man verständigte sich
nisirung der einzelnen deutschen S
leisten, jedoch unter lebhaftem Wider
res, die auf Gagerns dringende
sich der Entscheidung der Mehrheit

Begreiflich fand man hier ange
dem Kern und Ziele des Planes no
beschränkte sich darauf, den Ruf: „d
zum Schlagwort des Tages zu mach
kaner wie der Constitutionell[illegible]

von ihrer Zusammenkunft benachrichtigten, sprach sich in ziemlich zurückhaltendem Tone aus. Von einem allgemeinen Stimmrecht ohne Census; von einem preußischen Erbkaiserthum oder einer untheilbaren deutschen Republik mit einem Wahlpräsidenten; von einer constitutirenden Nationalversammlung, die ohne Vereinbarung, einzig und allein, nach ihrem Wohlgefallen, ehe noch ein Bundesvertrag ihre Competenz abgegränzt, über Alles und Jedes autokratisch zu verfügen habe, und die nach Stimmenmehrheit über das Verbleiben oder Ausscheiden eines Stammes entscheiden, und über jedes bestehende Recht im Wege autokratischer Ukase so oder anders bestimmen könne, von diesen und so vielen andern kühnen Griffen und verderblichen Thorheiten, wodurch sich das Parlament, im Dünkel seiner angemaßten Souverainetät, um alles Vertrauen und um alle Wirksamkeit gebracht hat, stand in dem Heidelberger Manifest kein Wort. „Die Vertheidigung der Deutschen und ihrer Fürsten", so lautete vielmehr wörtlich sein loyaler Hauptinhalt, „darf hauptsächlich nur in der Treue und dem bewährten Kriegsmuth der Nation, nie in einem russischen Bündnisse gesucht werden. — Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwicklung der Kraft und Blüthe deutschen Nationallebens. Um zur schleunigsten und möglichst vollständigen Vertretung der Nation das Ihrige beizutragen, haben die Versammelten beschlossen: Ihre betreffenden Regierungen auf das Dringendste anzugehen, so bald und so vollständig als es nur immer möglich ist, das gesammte deutsche Vaterland und die Throne mit diesem kräftigen Schutzwalle zu umgeben. Zu dem Ende wurden sieben Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten und die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer" (Vorparlament) „schleunigst zu treffen. Eine Hauptaufgabe der Nationalvertretung wird jedenfalls die Ge-

Einheit und

bewahren, und die Zeit einer
und Macht freudig zu begri
nach den darin vertretenen Länder
Bissing, Brentano, Buhl, Gervinu
Helmreich, v. Itzstein, Kapp, Mat
v. Soiron, Stößer, v. Struve, Wel
temberg: Bantlin, Barchet, Beche
Schweikardt, Wiest, Witzemann. —
Eppelsheim, Kirchgeßner, Stockinger
Brunk, Frank, v. Gagern, Fr. Held
Aus Rheinpreußen: Hansemann, Ra
Nassau: Dresel (Vater), Em. Leis
Wernher. — Aus Frankfurt: Binding
war Oesterreich durch den bekannten
ten, der sich später in der Paulskir
Beredsamkeit den Beinamen des Wien

Die Männer des Heidelberger R
neuen deutschen Eidgenossenschaft, ginge
die Einberufung ihrer „Nationalve
ben, „um das gesammte deutsche
Throne mit diesem kräftigen

Republik mit einem Präsidenten der Volkswahl aus der Urne des allgemeinen Stimmrechts. Und aus diesen so verschiedenen Bestrebungen, in denen nur der kleinste Theil von Deutschland vertreten war, und die dennoch schon beim ersten Zusammentritt im Begriffe standen, sich in die Haare zu fallen, und die nur einen scheinbaren äußeren Frieden mit einander schlossen, den eine heuchlerische Maske des Ausdrucks deckte — aus diesem Zwiespalt sollte die Freiheit und Einheit Deutschlands hervorgehen, und „die Zeit einer kaum geahnten Blüthe und Macht" für unser gesammtes Vaterland erblühen.

Daß übrigens Einiges über die republikanischen Stimmen, die in dem Convent laut geworden, in's Publikum gedrungen und daß man ihrer scheinbaren Verständigung und dem Schutzwalle, den sie um die Throne errichten wollten, kein übergroßes Vertrauen schenkte, beweist eine Erklärung, welche mehrere der Theilnehmer bald darauf bekannt machten und die also lautete: „Es ist durch Wort und Schrift das Gerücht verbreitet worden, in der am 5. d. M. zu Heidelberg abgehaltenen Versammlung, von welcher die Erklärung wegen eines deutschen Parlaments ausgegangen, habe man die Gründung einer „„deutschen Republik"" insgeheim beschlossen. Die Unterzeichneten, welche der erwähnten Versammlung beigewohnt, erklären dieses Gerücht für eine Unwahrheit. Karlsruhe, den 15. März 1848. Soiron, Stößer, Bissing, Bassermann, Schmidt, Weller, Welcker, Kapp, von Itzstein."

Wie man übrigens damals in Heidelberg von Seiten der sogenannten Gemäßigten über die Einführung einer deutschen Republik dachte, das zeigt ein offenes Schreiben Mittermaiers an seine Wähler vom 20. März. Der künftige Präsident des Vorparlaments, der in der Paulskirche so ängstlich den Majoritäts-Wind zu beobachten pflegt, sagt darin unter Anderem: „Unser Deutschland muß innerlich kräftig, einig und so stark dastehen, daß wir keinen äußern Feind, weder Franzosen noch Russen, zu fürchten brauchen. Das Volk muß alle seine Rechte erlangen. Die Einführung einer Republik würde uns Dies

nicht geben, sie würde unsere Interessen gefährden. Die größte Mehrzahl der Bürger der übrigen deutschen Staaten hat keine Neigung zur Republik. Man müßte also eine badische Republik ausrufen. Wer aber Dies will, täuscht sich und Andere. Wir würden durch eine badische Republik von dem übrigen Deutschland getrennt werden, und in große Verwicklungen mit den andern deutschen Staaten kommen. Losgetrennt von Deutschland, angefeindet davon und vielleicht in Krieg verwickelt, würden wir Frankreichs Hilfe suchen müssen, und nur mit Schauder kann man daran denken, daß ein deutscher Staat mit Frankreich sich gegen andere Deutsche verbrüdern soll. Die mit der Republik unzertrennlich verbundene beständige Aufregung würde leicht den ruhigen Gang der Geschäfte lähmen durch die ewigen Wahlbewegungen, dem Parteigeist Nahrung geben, die Versuche der immer Unzufriedenen, die Ordnung und langsames Fortschreiten zu erschüttern, begünstigen. Der Kredit, der Verkehr, die Geschäfte würden stocken, weil das Ausland nicht an die Dauer unserer Zustände glauben und mit uns nicht in Verkehr treten möchte. Das Beispiel Frankreichs, wo große Nahrungslosigkeit droht, muß warnen. Nicht die wohlfeilste Staatsform ist die beste, sondern diejenige, welche die Ordnung und Gesetzesherrschaft am besten verbürgt und neben dem größten Schutze aller Volksinteressen der Staatsgewalt die nothwendige Kraft sichert."

Der Siebener-Ausschuß betrieb unterdessen die Einberufung des Vorparlaments auf den 30. März nach Frankfurt und verfaßte dafür sein Programm, den ersten Keim der Grundrechte und der Reichsverfassung.

Allein die Hauptaufgabe war, die Regierungen der größeren Bundesstaaten und insbesondere Preußen für die breiteste demokratische Grundlage und die Nationalsouverainetät des Parlaments zu gewinnen.

Der Sturmwind von Westen hatte bereits die Staatsmaschinen mehr oder minder in diese demokratische Strömung hineingerissen. Zwei Locomotive von tausend Pferde Kraft:

Presse und Sturmpetition wurden nun noch eingespannt. Die eine zog den auf abgleitender Bahn dahin sausenden Staatswagen von vorn, die andere schob von hinten nach, und dazu spielte unter wehenden schwarz-roth-goldnen Fahnen die Musik der Volksbewaffnung abwechselnd die französische Marseillaise und „Was ist des Deutschen Vaterland."

Die kleinern Staaten, nachdem sie kaum die Miene gemacht, die Bewegung leiten zu wollen, ergaben sich ohne Widerstand auf Gnade und Ungnade dem „Weltgeist", der eben die unumschränkte Volkssouverainetät proclamirt hatte. Ueberall wurden die sogenannten deutschen Punkte im Sturme durchgesetzt; überall fielen die alten Ministerien und traten neue aus den Reihen der früheren Opposition im Sinne der neuesten Bewegung an die Spitze.

Die größeren Staaten, die mehr zu verlieren hatten und die ihre Selbstständigkeit auf der einen Seite von einer revolutionären Centralisation, auf der andern Seite von einem republikanischen Umsturz und Anarchie bedroht sahen, zeigten sich schon schwieriger.

Nach Gagerns eigenen Mittheilungen in der Paulskirche gab man in Baden, Nassau, Hessen, seine unbedingte Zustimmung zu den gemachten Vorschlägen, die in vielen Punkten mit dem gegenwärtigen Verfassungs-Entwurf der kleindeutschen parlamentarischen Erbmonarchie des Großpreußenthums übereinstimmten. Auch in Würtemberg fand man keinen eigentlichen Widerspruch; ja die würtembergische Regierung, die ein Beitreten des absoluten Oesterreichs unter Metternich damals noch für unmöglich hielt, kam den Heidelberger Abgesandten sogar mit dem Vorschlag entgegen, unter unmittelbarer Mitwirkung des Königs, Preußen an die Spitze des neuen Bundesstaates zu stellen.

In München war die Aufnahme kühler. Hier hatte sich das Volk ohne Hülfe und Inspiration von Paris, von Heidelberg oder Frankfurt schon vor der Februarrevolution der Lolaschmach entledigt. Weder die Allgemeine Zeitung von

Augsburg noch die Kölnische noch die Deutsche von Gervinus hatte ihm bei diesem Siege geholfen. Allen Umsturzgelüsten fremd, und nur die öffentliche Sittlichkeit und Ehre wahrend, hatte es sich von dieser verderblichen Landplage befreit, trotz dem, daß der „Liberalismus“ und die Wühlerpresse die besten Geschäfte gegen die „Ultramontanen“ mit der spanischen Freundin des Herrn Armand Marrast machten, welche das Ministerium der „Morgenröthe“ in den Adelstand erhob.

Bayern wußte sich im Besitze einer Verfassung und brauchte dieselbe nicht erst durch Krawall zu erzwingen. Sie bot ihm die Mittel zu jeder wünschenswerthen Verbesserung auf gesetzlichem Wege dar, wenn die Stände mit besonnenem Muth ihre Pflicht der Willkür der Krone gegenüber erfüllten. Einberufung der Ständeversammlung war darum hier die allgemeine Forderung, um Freiheit und Ordnung gegen Revolution zu schützen und alle Reformen durch die Weihe der Gesetzlichkeit zu sichern. Weder Republik noch preußische Erbmonarchie konnte darum hier auf einen günstigen Boden rechnen. Wie nahe auch das freche Treiben der Tänzerin Jedem das Bedürfniß einer starken gesetzlichen Gewähr gegen das Regiment fürstlicher Launen und Leidenschaften gelegt hatte: von einem Umsturze wollten gerade die am wenigsten etwas wissen, die mit den größten Opfern und dem festesten Muth die Ehre des Landes gegen die Begünstigte vertreten und die Freiheit des Wortes errungen hatten. Die Stadt hatte, als die Heidelberger Boten kamen, eben zur Feier des 6. Märzes und der ohne Frankfurter Hülfe gewonnenen Freiheiten, sich mit ihren blau-weißen Fahnen bedeckt. Die Boten konnten sich von der Anhänglichkeit Bayerns an sein Königshaus, trotz des gegebenen Aergernisses, überzeugen.

Allerdings hatte auch hier das Volk in den Ruf nach einem deutschen Parlament eingestimmt und von seinem König die Zusage dazu erhalten. Auch hier wollte man damals wie noch heute ein mächtiges, ein freies und einiges Deutschland. Allein von einer Verstümmelung des Vaterlandes, von einem

Aufgehen Bayerns in eine französische Centralisation, von einer Verwandlung in Departements zu Gunsten Preußens, wollte und will man so wenig etwas wissen, als von einer deutschen Republik mit dreifarbiger oder rother Fahne.

Der künftige Präsident der Constituirenden und des Reichsministeriums tröstete sich indessen damit, daß Fürst Wallerstein, „der damals freilich nicht Minister war, sondern nur Minister zu werden hoffte und später als ein so heftiger Gegner des preußischen Erbkaiserthums auftrat,“ den Abgeordneten seine Zustimmung zu dem Plane eines preußischen Parlamentsreiches wenigstens in Aussicht stellte.

Die Sendboten in Sachen des preußischen Kaiserthums nahmen ihren Weg von München nach Dresden.

Die Hauptaufgabe der beiden in Heidelberg verbündeten Parteien, der constitutionellen auf breitester Grundlage und der republikanischen, mußte jedoch, wie gesagt, seyn, Preußen in den Strudel der neuen Bewegung zu reißen. Hiezu wurde in einträchtigem Zusammenwirken von beiden Alles aufgeboten. Noch stand die königliche Autorität König Friedrich Wilhelms IV. im Schatten der Bureaukratie und der Garde aufrecht. Allein der Boden war sittlich und religiös gründlich unterwühlt. Rationalismus, Pantheismus und Indifferentismus hatten wuchernd ihre Herrschaft darüber ausgebreitet. Diese Richtungen durften nur von der Strömung der Zeit ergriffen in's Politische umschlagen und sich die Brodlosigkeit der aufgehetzten arbeitenden Klassen dazu gesellen, und die Autorität hatte, außer in der Gewalt der Bajonette, allen Halt verloren. Das Patent des Königs vom dritten Februar hatte einen allzu engen, überkünstlichen Bau, ohne eine tüchtige Unterlage bürgerlicher und corporativer Freiheit, geschaffen, als daß er dem mächtigen Sturme gewachsen gewesen wäre. Wohl hatte die Revolution noch die Treue des stehenden Heeres zu fürchten; allein sie kannte auch den weichen, unschlüssigen, wankenden Sinn des Königs, der schon so oft einen Schritt vor und wieder zurück gethan hatte. Im ent-

scheidenden Augenblick hoffte sie seiner durch Terrorism schon Herr zu werden.

Die Sturmcolonnen der gesammten republikanischen und constitutionellen (erbkaiserlichen) Presse richteten sich also gegen Berlin, um den Monarchen, der über sechszehn Millionen gebot, von seinem Throne auf die Spitze der Bewegung zu heben und den altpreußischen Staatsbau in Trümmer zu werfen. Preußen muß an der Spitze von Deutschland in Deutschland aufgehen! so lautete der Wahlspruch der Stürmenden.

Lächerlich war es damals zu beobachten, wie die Deutsche Zeitung von Heidelberg, die Vorkämpferin des erblichen Großpreußenthums, sich bald mit süßen liebkosenden Reden, bald mit zornigen Drohworten an Friedrich Wilhelm wandte und wie sie ihm bald offener bald versteckter die Kaiserkrone in den Händen Dahlmanns und Gagerns zeigte.

Wir dürfen sicherlich nicht daran zweifeln, daß man auch sonst den König mit Anerbieten dieser Art unaufhörlich bestürmte. Die Größe, die Einheit und Freiheit Deutschlands führte man dabei im Munde, während man seinem Ehrgeiz und seiner Eitelkeit zu schmeicheln suchte.

Der König wollte indessen nicht darauf eingehen. Deutscher als die ehrgeizigen Verführer, die ihm mit ihrer Krone vor den Augen gaukelten, und gewissenhafter als sie, sah er in dieser Confiscation Deutschlands zu Gunsten Preußens nur eine Usurpation, die für Deutschland wie für Preußen gleich verderblich seyn würde. Und wie hätte er nicht dem Gehalt einer Krone mißtrauen sollen, die ihm dieselbe unumschränkte Volkssouverainetät darbot, welche eben den Thron Louis Philipps gestürzt hatte.

Doch etwas mußte geschehen. In der eilften Stunde des Tages also sollte ein Congreß fürstlicher Abgesandten in Dresden sich über eine Reform des Bundes verständigen.

Berlin dagegen, das bisher alle Vortheile des alten Systems genossen und in seinem Schatten allen frivolen Ver[illegible]ungen mit selbstzufriedenem Dünkel nachgegangen war,

theilte nicht die Bedenken seines Königs. Es ließ sich zur Abwechslung von der neuen Bewegung hinreißen. Es wollte als Großstadt so gut wie Paris seine Revolution und seine Barricaden haben. Die Presse der Verbündeten heitzte den Dampfkessel ihrer Locomotiven bis zum Zerspringen und riß mit ihren täglichen Siegesnachrichten von allen Orten die Geister immer unaufhaltsamer, immer eiliger mit sich fort. Ein Zustand der fieberhaftesten, an Wahnsinn gränzenden Aufregung bemächtigte sich der Stadt. Die Emissäre der Propaganda, die Barricaden-Directoren, hetzten und organisirten die Massen. Jeden Tag Aufläufe, Zusammenrottungen, Verwundungen.

Die Deutsche Zeitung in Heidelberg und ihre Genossen wollten vor Aerger und Ungeduld über diesen königlichen Starrsinn, der seinen augenscheinlichen erbkaiserlichen Vortheil immer noch nicht einsehen wollte, fast vergehen. — Noch immer zögerte er; bis endlich die Schreckenskunde von Wien herüber erscholl, daß auch dort die Revolution gesiegt, und ihre Sturmfluthen das alte morsche System niedergeworfen und den greisen Staatskanzler zum Genossen Louis Philipps gemacht. Jetzt schien jeder fernere Widerstand unmöglich. Der König gab am 18. der kölnischen Deputation seine Zustimmung zu ihren Forderungen im Geiste der neuen Bewegung. Das alte Ministerium fiel auch hier. Eine Proclamation verkündigte die neue constitutionelle Aera, welche für Preußen und Deutschland begonnen.

Die erbkaiserliche Preußenpartei eines constitutionellen Parlamentsreiches, wie die deutsche Zeitung von Gervinus dasselbe beabsichtigte und wie Gagern, Dahlmann und Genossen es in ihrer Reichsverfassung ausführten, sie hätte sich jetzt gewiß zufrieden gegeben und die weitere Entwickelung ihrem ruhigen Gange überlassen. Anders jedoch dachten ihre republikanischen Verbündeten, die die Bewegung im Sinne von Struve und Hecker aufgefaßt.

Die heißblütigen Demokraten und Agenten der Revolutions-Propaganda hatten sich nicht darum erhoben, um einen neuen „Schutzwall" für die Throne zu erbauen. Ein Erb-

kaiser war nicht das Ziel ihrer Wünsche und Friedrich Wilhelm IV. der Letzte, der ihre Sympathien besaß. Die Männer der französischen Convents-Guillotine und der polnischen fieben Köpfe abmähenden Sensen empfanden keine Begeisterung für den altpreußischen sieben Rücken beschlagenden Corporalsstock. Der alte Schutzwall des preußischen Königthums, seine Militärmacht, schien ihnen im Gegentheil noch allzu fest und bedrohlich. Die octroyirten Zusagen waren ihnen nicht genügend und welche Bürgschaft hatten sie für ihre Erfüllung „auf breitester demokratischer Basis", wenn einmal der Augenblick der Noth vorüber war? Erst wenn sie mit dem Blut des siegreichen Aufruhrs auf den Barricaden besiegelt waren, erst wenn sich das Königthum dem bewaffneten, aufgestandenen Volke auf Gnade und Ungnade ergeben und die Leibgarde seiner Söldlinge entlassen: erst dann war, ihrer Meinung nach, die Majestät des Volkes anerkannt, seine Freiheit gewährleistet und der Sieg der Revolution gesichert. Die Pulver-Miene war geladen und sie sollte in die Luft fliegen, oder wie der Mörder Pauls von Rußland sagte: „zu spät! das Ei ist zerbrochen, die Omelette muß gemacht werden!"

So standen die Dinge, als der König auf dem Balkon erschien, um den Dank für das Betreten der neuen Bahn zu empfangen. Es bedurfte nur jener beiden verhängnißvollen Signalschüsse vor dem Schlosse und wie durch Zauber fliegen hunderte von Barricaden aus dem Boden und verwandelten die Hauptstadt des Königreichs in ein Schlachtfeld. Doch hatte sich der Aufruhr an den Truppen verrechnet; allen Verführungen unzugänglich fraternisirten sie nicht mit ihm; sie schlugen sich vielmehr mit todesmuthiger Treue gegen die Empörer und der Sieg neigte sich zweifellos auf ihre Seite. In diesem Augenblick aber wich der erschütterte Sinn des Königs, von den hereinbrechenden Verhängnissen betäubt. Der Befehl zur Einstellung des Kampfes, zum Abzug der Truppen erfolgte. Friedrich Wilhelm ergab sich mit rückhaltlosem Vertrauen, während noch das Blut der Gefallenen rauchte, in die Gewalt des

„Volkes“, das mit den Waffen des Zeughauses bewaffnet alle Posten bezog. Der Prinz von Preußen flüchtete sich, auf seinem Pallast standen die Worte: Eigenthum der Nation. Die Revolution hatte vollständig gesiegt und sie ließ den Ueberwundenen Angesichts der Leichen ihren Sieg mit grausamer, übermüthiger Härte fühlen. „Eine große Monarchie lag in Trümmern;“ sie war gefallen unter den leichtfertigen Händen ihrer eigenen Hauptstadt, die, wie sie unter dem vorigen König schweigend das absolute Regiment von militärischen Kabinets-Ordonnanzen erduldet, unter dem gegenwärtigen charakterlos jede revolutionäre Thorheit von Paris selbstmörderisch nachahmte. Daß der Streich, der der Krone gegolten, auch ihre eigene Oberherrlichkeit und Preußens Nerv tödlich getroffen, davon ahnte sie damals nichts. Den Schwerpunkt aber, den Preußen am 18. März 1848 verloren, hat es bis auf den heutigen Tag noch nicht wiedergefunden.

Natürlich suchten beide Parteien diesen Sieg für ihren Vortheil auszubeuten. Daß die Verblendeten, welchen die ganze große Bewegung der Zeit nur zur Gründung ihres großpreußischen Erbreiches dienen sollte, den König jetzt doppelt bestürmten, sich ihnen willenlos hinzugeben, dürfen wir wohl glauben. Ohne Zweifel war auch der seltsame Festritt, den er durch die blutbefleckten Straßen mit seinen Ministern, unter dem Frohlocken der wankelmüthigen Berliner, zum Erstaunen der Welt hielt, im Sinne der in Heidelberg angesponnenen Kaiserintrigue. Allein auch jetzt sträubte sich der deutsche Rechtssinn und das Gewissen des Königs gegen jede ihm zugemuthete Usurpation einer Krone, die ihm nicht gebührte. Er vergaß auch jetzt nicht seines Verhältnisses zum gesammten Deutschland und daß Preußen nur der zweite Staat im Bunde sei, und daß weder Dahlmann, noch Gagern, noch Gervinus, noch die Berliner und ihre französische Volkssouverainetät die deutsche Kaiserkrone zu vergeben hätten, wie willenlos der Gebrochene sich auch sonst der neuen Bewegung hingeben mochte und in das Aufgehen Preußens einwilligte. Wenn er daher

mit jenem abenteuerlichen Ritt auch seinen Drängern den Willen that, so war er doch zugleich auch ängstlich bemüht, jede Deutung im Sinne eines von Preußen usurpirten deutschen Kaiserthums zu vermeiden.

Zum Beweis, daß Friedrich Wilhelm am 20. März 1848 — also gerade an demselben Tage, an welchem ein Jahr später der Kaisermacher Gagern seine Rede zu Gunsten der preußischen Erbkrone in der Paulskirche hielt — diese Zumuthung mit Indignation zurückwies, möge hier der Bericht folgen, den ein Berliner Blatt damals von diesem Königsritt einer wunderlichen deutschthümlichen Romantik gab. „Die Berliner Nachrichten" erzählen unter dem 20. März wie folgt:

„Gestern sah man bereits sehr viele unserer Einwohner mit Trauerflor um den Hut und Trauerschleifen um den Arm."

„Die Leichenwagen, auf welchen die in der Nacht vom 18. zum 19. und vorher gefallenen Opfer morgen feierlichst zur Erde bestattet werden, sind bereits zweckmäßig geschmückt und ausgestattet. Die Beamten sämmtlicher Behörden werden sich dem Leichenzuge anschließen."

„Heute Vormittags um neun Uhr wurde folgende Proclamation verbreitet:

„„An die deutsche Nation!

Eine neue, glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige, große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf Euren heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt. Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien, wiedergebornen deutschen Nation! Berlin, 21. März 1848.""

Man sieht, diese Proclamation ohne Unterschrift spricht das Ziel, dem der großpreußische, norddeutsche Ehrgeiz, verbunden mit Gagern und Dahlmann, zusteuerte, sehr offen und unverholen aus. Die Berliner Nachrichten fahren fort:

„Um zehn Uhr hat der Minister Graf Schwerin die Studirenden in der Aula versammelt. Mit den Waffen in der Hand stürmte ein großer Theil in die Aula, wo Schwerin, umgeben von den ebenfalls bewaffneten Professoren, Rector Müller und Prorector Hecker, folgende Worte an die Studirenden richtete:

„„Meine Herren! Se. Maj. der König hält es für seine Pflicht, die akademische Jugend, welche sich so glanzvoll in den Tagen des Ruhmes bewährt hat, von den Fortschritten zu unterrichten, welche er zu nehmen gedenkt. Se. Maj. will sich an die Spitze des constitutionellen Deutschlands stellen. Der König will Freiheit und Constitution; er hat daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments beschlossen, und wird sich an die Spitze des Fortschritts stellen. Der König rechnet auf den Schutz des Volkes, ist das nicht Ihre Meinung? (Tausendstimmiges Ja.) Der König wird demnächst, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen, und rechnet darauf, daß die akademische Jugend sich um ihn schaaren werde. Meine Herren! Es lebe der deutsche König! (Endloses Hoch.) Meine Herren! wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsere Seele ist der König, und der Fortschritt, die Freiheit sein Gedanke. (Die verantwortlichen Minister hoch.)"

„Ein Studirender brachte darauf dem Grafen Schwerin, dem Volksfreunde, ein Hoch, der noch einige Worte an die Studirenden richtete und unter Beifallruf die Aula verließ. Die bewaffneten Studirenden haben sich in verschiedene Rotten getheilt, und diese nach den Namen ihrer beliebten Professoren, wie Dove, Hecker ꝛc. benannt. Die Zuhörersäle der Universität sind zu Versammlungs- und Wachtzimmern der Rotten

bestimmt. Gestern Abend ließen Rector und Professoren ihren Kommilitonen Erfrischungen aller Art reichen."

„Der König erschien um halb eilf Uhr auf dem Schloßhofe, an dem Eingange der Wendeltreppe. Se. Majestät war zu Pferde, trug die Uniform des ersten Garderegiments und den Helm, die deutschen Farben um den Arm, umgeben von den anwesenden Prinzen und den Ministern, Letztere in Zivil, aber Alle mit den deutschen Farben geschmückt. Ein unermeßlicher Jubel empfing den König bei seinem Erscheinen, und Se. Majestät richtete zuerst folgende Worte an das Volk: „„Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen deutschen Verfassung.""

„Ein endloser Freudenruf brach los, und der Zug hatte Mühe, vorwärts zu schreiten. Dieser bildete sich folgendermaßen. Voran ritten zwei Generale mit den deutschen Farben um den Arm, ihnen folgten drei Minister in gleichem Schmucke, und diesen zwei Bürgerschützen und der Stadtverordnete Gleich mit der dreifarbigen deutschen Fahne. Jetzt kam der König, umgeben von den Prinzen und Generalen. Der König hielt von Neuem an dem Schloßplatze, um Worte an das Volk zu richten. Jetzt ging es die Schloßfreiheit entlang, aus allen Fenstern wehten Tücher, und der Jubel tönte stürmisch fort. An der Königswache hielt der König vor den salutirenden Bürgern und sprach: „„Ich sehe Euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich Euch danke — glaubt's mir!"" Einer der Versammelten rief nun: „„Es lebe der Kaiser von Deutschland!"" worauf der König unwillig erwiederte: „„Nicht doch, das will, das mag ich nicht!""

„Jetzt ging der Zug bei der Blücherstatue vorbei, die Behrenstraße entlang und über die Linden zurück. An der Uni-

versität hielt der König, dem drei Studirende das Reichsbanner vorausgetragen hatten; auch eröffnete jetzt der Polizeipräsident, der sich am Opernplatze angeschlossen hatte, den Zug. Die Professoren Rector Müller und Prorector Hecker führten die Studirenden an, die vor der Universität in Reih und Glied aufgestellt waren. Der König, welcher zunächst beiden vorgedachten Professoren die Hand reichte, hielt unfern des Denkmals Friedrichs des Zweiten, und sprach: „„Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren! steckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machen den größten Eindruck auf das Volk, und das Volk auf die Studirenden. Ich trage Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit Nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott (hier erhob der König seine Rechte gen Himmel). Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegen schlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen werden. Merken Sie sich Das, meine Herren! schreiben Sie es auf, daß ich Nichts usurpiren, Nichts will, als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend: es thut mir unendlich leid, daß sie nicht Alle da sind. Sagen Sie es Allen!““

„„Friedrich Wilhelm hoch!““ „erscholl es von allen Seiten. Die Studenten schlugen die Waffen an einander, das Volk warf die Hüte, an denen die deutschen Farben prangten, in die Höhe, und brach wiederum in endlosen Jubel aus. Wie

des Ruhmes und der Freiheit entge

So weit die Berliner Nachrich

Diese Weise, wie die charakte
im Sinne des großpreußischen Ehrge
nur, welcher Täuschungen eine u
fähig ist. Meinten doch diese Berl
könnten alle Schmach, allen Hoh
Haupt ihres Königs ausschütten,
Barricaden niederschießen und seine
und heute werde Deutschland von de
siasmus entflammt hinter ihnen dr
der Berliner Kaiser von Deutschl
Kaiserstadt Berlin! Es lebe das
Berliner!

Die, welche mit ihrer nordd
Hintergrunde standen, hatten sich
demokratische Partei, die nichts v
Erbkaiser wissen wollte, empfing die
mit dem grimmigsten Hohngelächter.
nach dem Siege zu mäßigen, athmet
und Rache gegen den „mordbefleckten

rade die Weichheit seines Gemüthes ihn vermocht hatte, den Sieg im entscheidenden Augenblicke aus der Hand zu geben; allein ihn zu schonen paßte nicht in ihr Parteiinteresse. Sie wütheten vielmehr mit doppeltem Grimme gegen den Preußenkönig, wie gegen ein unmenschliches Scheusal, und die blinde Menge stimmte in ihr Wuthgeheul aus voller Brust ein.

Die Männer der Deutschen Zeitung und des preußischen Erbkaiserthums gewahrten mit Schrecken diese republikanische Ausbeutung des 18ten März. Sie sahen mit wehmuthvollem Schmerze ihren Kaiser zum Bild des Abscheues herabgewürdigt, und ihre preußische Erbkrone im demokratischen Kothe liegen. Selbst daß Preußen jetzt Miene machte, der unersättlichen Revolution mit der Freigebung Posens eine neue Concession zu machen, wollte den künstlich geschürrten Grimm nicht besänftigen. War es früher der Verdruß der Erbkaiserlichen gewesen, daß Berlin wegen der ängstlichen Gewissenhaftigkeit seines Königs hinter der Bewegung zurückblieb, so überstürzten sich jetzt seit dem 18ten die Dinge dort nur zu sehr. Die Strohfeuerbegeisterung der Berliner für Deutschlands Rettung, so bald sie die Undankbarkeit Deutschlands wahrgenommen, war auf der Stelle verraucht, und dasselbe Berlin, das so überschwänglich seinem Könige zugejubelt, wo noch eben „die Flamme des nationalen Bewußtseyns“ aufgelodert war, ergab sich jetzt den Bacchanalien der Demokratie, und fuhr im Zertrümmern seiner Monarchie fort, ohne sich im mindesten um das Frankfurter Parlament und deutsche Freiheit und Einheit zu kümmern.

Unter solchen Umständen konnten Gagern und die Genossen der Deutschen Zeitung nicht daran denken, ihren deutschen Erbkaiser, mit Benutzung des ersten Schreckens der Februar-Revolution, in vierzehn Tagen, wie sie gehofft, fertig zu bekommen. So nahe schon dem ersehnten Ziele, sahen sie sich wieder weit zurückgeschlagen! Denn was sie auch thaten, um die Aufregung gegen Preußens König, zu der sie selbst so viel beigetragen, zu beschwichtigen und die erhitzten Geister abzu-

fühlen und ihnen ihren norddeutschen protestantischen Vortheil begreiflich zu machen: Alles war vergeblich! Friedrich Wilhelm blieb dermalen unmöglich; die Ausführung der Kaiseridee mußte vertagt werden.

So war der Ueberstурz der Dinge in Berlin durch den 18. März, der weiter ging als die Partei wollte, von entscheidendem Einfluß auf ihre Taktik in Frankfurt und die Gestaltung des Verfassungswerkes. Jetzt kam Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, um Preußen wieder möglich zu machen. Von dem Schlußstein, von der Spitze der Verfassung, wurde also ein Absehen genommen; allein die ganze Verfassung so eingerichtet, daß sie Preußen als nothwendigen Schlußstein voraussetzte und das Ausscheiden Oesterreichs von selbst bedingte. Machte sich in der Versammlung ein Einspruch, eine Besorgniß wegen hierhin zielender Paragraphen, wie die §§. 2 u. 3 laut, so hieß es: man möge sie nur einstweilen annehmen, man könne sie ja hinterher immerhin nach den Umständen abändern. Waren sie aber angenommen: so berief man sich auf sie als auf unwiderrufliche Grundlagen, denen sich nun Alles fügen müsse. Die ins Endlose ausgesponnene Berathung der Grundrechte diente trefflich dazu, die öffentliche Meinung unterdessen für Preußen zu bearbeiten, und nachdem sie sich abgekühlt, für das Erbkaiserthum vorzubereiten. Ein weiterer Schritt war die Schaffung der provisorischen Centralgewalt, die einen doppelten Vortheil darbot. Einmal machte sie die Versammlung mit den kühnen Griffen vertraut und gewöhnte sie daran, sich in souveränem Dünkel um kein Mandat und keinen auf die Landesverfassungen geschworenen Eid zu kümmern. Dann konnte der scheinbare Vorzug, den man Oesterreich durch die Erwählung seines Erzherzogs im Provisorium gewährte, als Anspruch gelten, Preußen dafür beim Entscheide über die definitive Reichsgewalt zu entschädigen.

Es ist in der That lehrreich, dieser Taktik in Frankfurt Schritt für Schritt zu folgen und zu beobachten, wie diese Partei, bei allen scheinbaren Abweichungen und Umwegen, ihr

rade die Weichheit seines Gemüthes ihn vermocht hatte, den Sieg im entscheidenden Augenblicke aus der Hand zu geben; allein ihn zu schonen paßte nicht in ihr Parteiinteresse. Sie wütheten vielmehr mit doppeltem Grimme gegen den Preußenkönig, wie gegen ein unmenschliches Scheusal, und die blinde Menge stimmte in ihr Wuthgeheul aus voller Brust ein.

Die Männer der Deutschen Zeitung und des preußischen Erbkaiserthums gewahrten mit Schrecken diese republikanische Ausbeutung des 18ten März. Sie sahen mit wehmuthvollem Schmerze ihren Kaiser zum Bild des Abscheues herabgewürdigt, und ihre preußische Erbkrone im demokratischen Kothe liegen. Selbst daß Preußen jetzt Miene machte, der unersättlichen Revolution mit der Freigebung Posens eine neue Concession zu machen, wollte den künstlich geschürrten Grimm nicht besänftigen. War es früher der Verdruß der Erbkaiserlichen gewesen, daß Berlin wegen der ängstlichen Gewissenhaftigkeit seines Königs hinter der Bewegung zurückblieb, so überstürzten sich jetzt seit dem 18ten die Dinge dort nur zu sehr. Die Strohfeuerbegeisterung der Berliner für Deutschlands Rettung, so bald sie die Undankbarkeit Deutschlands wahrgenommen, war auf der Stelle verraucht, und dasselbe Berlin, das so überschwänglich seinem Könige zugejubelt, wo noch eben „die Flamme des nationalen Bewußtseyns“ aufgelodert war, ergab sich jetzt den Bacchanalien der Demokratie, und fuhr im Zertrümmern seiner Monarchie fort, ohne sich im mindesten um das Frankfurter Parlament und deutsche Freiheit und Einheit zu kümmern.

Unter solchen Umständen konnten Gagern und die Genossen der Deutschen Zeitung nicht daran denken, ihren deutschen Erbkaiser, mit Benutzung des ersten Schreckens der Februar-Revolution, in vierzehn Tagen, wie sie gehofft, fertig zu bekommen. So nahe schon dem ersehnten Ziele, sahen sie sich wieder weit zurückgeschlagen! Denn was sie auch thaten, um die Aufregung gegen Preußens König, zu der sie selbst so viel beigetragen, zu beschwichtigen und die erhitzten Geister abzu-

der siegreiche Welteroberer das Königreich Friedrichs II. in eine Reihe von französischen Präfecturen umgeschaffen hätte: das beweist uns die neue preußische Zeitung, wenn sie von diesem Frankfurter Ansinnen sagt:

„Die fallirende Revolution, schon bis an's Kinn unter Wasser, streckt von Frankfurt flehend die Hand nach ihm“ (dem König) „aus, in welcher sie, keck und verzagend zugleich, eine Krone von Goldpapier, voll Blut und Koth ihm hinhält. Und Deutschland, erbebend von dem Sturz der versinkenden Revolution, erwartet sein Schicksal aus dem Munde des Königs. Rechts öffnet sich der Weg der Treue, der Ehre, der Macht, der Weg des Königs von Gottes Gnaden — links der Weg der Lüge, der Schande, der Ohnmacht, der Weg der revolutionären Usurpation.“ In der Nummer vom 18. März sagt dasselbe Blatt weiter: „Der Welcker'sche Antrag macht das Maß revolutionärer und doctrinärer Frechheit, Perfidie und Verblendung unter dem Vorwande und Schein deutscher Vaterlandsrettung voll. Die Voraussetzung, auch nur der Möglichkeit, daß Preußen nach allen vorhergegangenen Erklärungen die deutsche Kaiserkrone aus diesen Händen, unter diesen Verhältnissen und diesen Bedingungen, mit dieser Verfassung annehmen könne, ist eine so freche Beleidigung, wie sie kaum je einem — wir wollen nicht sagen großen — sondern einem irgend mit Ehren bestehenden Staate und Fürsten zugefügt worden. Es ist, wie wenn ein plump phantastischer Lüstling gegen eine ehrbare Frau mit seinen Zumuthungen vorginge, als wenn er allen Grund hätte, zu wissen, daß ihre Tugend nur Heuchelei ist.“

Und an demselben Tage, an welchem die Zweihundert und neunzig ihre papierene Kaiserkrone als preußisches Erbgut erklärten, am 28. März, sagt dasselbe Blatt: Der König, wenn er die Krone annähme, würde Aergeres thun, als die Zahl der Usurpatoren um einen Hohenzollern zu vermehren, „denn darin läge doch wenigstens ein kraftvoll verübtes Unrecht“, nein, „ein Etwas, an dem, was es immer sei, der Makel des Raubes haftet, würde er aus unberechtigten, und in diesem Thun revolutionären Händen schwächlich annehmen, auf sein ehrenvoll gekröntes Haupt setzen, und vor der Welt die Lüge vertheidigen, es sei eine Kaiserkrone! Für diese Lüge würde er ganz Europa in die Schranken fordern und gegen deutsche Brüder sein Volk in den Kampf führen, mit dem Schlachtruf: Ohne Gott für Unrecht.“

München, 2. April 1849.

# XXXV.

## Aus Tirol.

Es ist eine trübselige Stimmung, in der ich mich hinsetze, Ihnen wieder Etwas aus Tirol zu berichten. Die Tage im Februar waren so schön, so durchweht von milden Frühlings-lüften, daß Mandel- und Pfirsichblüthen sich zu zeigen wag-ten, und Blumenfreunde nicht umsonst zur angenehmen Lese auszogen. Und heute — am 25. März — wo ja die Schwal-ben als fröhliche Lenzesboten erscheinen sollten, heute gießt sich Schnee in dichten Flocken herab, wie wenn es der 25. December wäre. Winde stürmten mehrere Tage hindurch, ein Bild der Stürme, die jetzt die Welt erschüttern. Sturmvögel zeigten sich auch bei uns. So schlichen in Botzen unheimliche, fremde Emissäre herum, die den Leuten von einem nahen Wiederaus-bruch des Aufruhrs in Wien und Prag erzählten und den Bauern goldene Tage davon versprachen. In einem Neben-thale von Oberinnthal erschienen auch fremde Gestalten, welche die Bewohner vom Ausziehen gegen die Wälschen abhalten wollten, und unter Anderm logen, man wolle den Schützen keine Löhnung mehr zahlen. In Brixen wird von einer ge-wissen Seite her unermüdet gearbeitet, die barmherzigen Schwe-stern aus dem Spitale zu verdrängen. Bei einer Magistrats-

Schwestern besuchen die Kranken
Unreinlichkeit aber wurden theils
Thatsachen angeführt, und der E
der Kranken ist rein erdichtet, ind
stern abwechselnd wachen. Daß
Bedienung und Kost klagen, wie
war seit dem Eintritt der Schwest
ja Viele haben es unter ihnen weit
Militäristen loben das Spital ohne
gen Viele derselben sittlich gebess
mann bedankte sich persönlich im N
Verpflegung. Eine vierte wichtige
viel beten und so die Kranken vernc
die Intelligenz eines philantropischen
kann, mögen Sie daraus abnehmen,
Cooperator in Brixen verbieten wollt
Spital aufzuhängen; denn es würden
und die Zimmer feucht, auch kommen
so werde mit dem Weihwasser nur E
Frömmigkeit! Derselbe Hr. Doctor f
wider, in der Spitalkirche das Requi

Trient wandern. Ich kann Sie aber versichern, daß man am Orte selbst, wo diese lapsae seyn sollen, nicht das Mindeste davon weiß. Genug von diesen ekeln Nachäffungen brutalen, fremden Radikalismus. Doch muß ich Folgendes noch beifügen: Bei der oben erwähnten Magistratssitzung waren nicht alle stimmberechtigten Bürger einberufen, ja auch der Landrichter, Decan und Domherrn nicht, die gerade am meisten für die barmherzigen Schwestern hergegeben hatten; dagegen aber waren Einige nicht Stimmberechtigte zugegen. Als der Herr Bürgermeister verlangte, über die Entlassung der Schwestern, eine so wichtige Sache, sollten Alle Bürger gefragt werden, entgegnete ein Doctor, wenn man alle Bürger frage, würden sich gleich die Pfaffen dahintersteckten. So waren bei der Abstimmung vierzehn gegen und sieben für sie. Der Bischof erfuhr vom Magistrat Nichts und vernahm's erst hintendrein.

Erfreulicher ist, was ich Ihnen über eine zu gründende Unterstützungsanstalt für invalide Kaiserjäger und Landschützen von Tirol und Vorarlberg melden kann. Es sind sehr beträchtliche Gaben auch von armen Gemeinden und Thälern eingegangen, Kinder und Dienstboten steuerten mit freudiger Theilnahme ihr Scherflein bei; schon ist ein Capital von mehr als einundvierzigtausend Gulden beieinander. Nur dagegen, daß die barmherzigen Schwestern sich zur Uebernahme der Verpflegung und zwei Häuser anboten, erhob sich, nichts Gutes witternd eine Stimme, wenn ich nicht irre, in der Innsbrucker Zeitung.

Ein wichtiger Streit ist nun zwischen Botzen, Brixen und Meran wegen eines Obergymnasiums von acht Klassen. Nirgends läßt man es an Thätigkeit zur Erringung desselben fehlen: so begierig sind wir nach größerer und besserer Bildung, als wir bisher genossen. Sowohl die Chorherren von Neustift bei Brixen als auch die Benedictiner von Marienberg zeigen sich zur Uebernahme mit Freuden bereit. Beda W—— ——

Marienberg Rede gegen Kleindeutschland, die einem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung das Chiragra verursachte, daß er nicht mehr weiter schreiben konnte, wie große Freude und Heiterkeit hat sie in unsern Kreisen erregt! So auch Dr. Haßlwanders Philippika in Kremsier gegen den Josephinismus des alten, zu Grabe gegangenen Regierungssystems. Wenn wir nur auch die Freiheit der Kirche wirklich erhalten!?

Schauen wir gegen Süden, unsern wälschtirolischen Nachbarn zu! Die haben in Roveredo unserm neuen Landeschef, Graf v. Bissingen, über den bisher nur eine Stimme des Lobes herrscht, eine unangenehme Ankunft bereitet. Im knirschenden Aerger über ihres Kremsierer Reichstagsdeputirten Prato gefängliche Einziehung wollten sie ihm eine Katzenmusik bringen, die aber vom Militär verhindert ward. Bei dem Auftreten vor ihm ward eine geharnischte Erklärung abgegeben, daß sie durchaus auf Trennung bringen. Abends aufrührerisches Geschrei, Verwundung eines Kanoniers. Die italienischen Kaufleute verließen den Botzener Markt eilig, sobald sie von Prato's Einziehung vernahmen.

Daß gegen das Wälschtirol hinab sehr wenig Zehente mehr gezahlt wurden, berichtete ich Ihnen schon im vorigen Schreiben?

Neue Compagnien sind gegen die Gränzen Italiens aufgeboten.

Was unsere Volksblätter betrifft, muß ich mit Lob die Schützenzeitung erwähnen, die in Innsbruck bei Wagner erscheint. Den elenden Blättern gegenüber, wie sie in Wien unter der Königin Aula und dem Sicherheitsausschuß aufschossen, und wie wohl auch bei Ihnen in Bayern dergleichen existiren, ist diese Schützenzeitung als ein braves Volksblatt zu rühmen. Ihren Inhalt bilden leitende Artikel über Landesvertheidigung und Schützenwesen, Biographien berühmter Männer unseres Vaterlandes, Erlebnisse aus der Kriegszeit, eine humoristische politische Rundschau; Nachrichten aus allen

Theilen des Landes, vaterländische Poesieen, belustigende Miscellen. Aus ihr ging ein Artikel über Radetzky auch in die Allgemeine Zeitung über. Das Volksblatt des constitutionellen katholischen Vereins hat jetzt schon den vierten Redacteur, den Serviten Magnus Perzages; der jüngst abgetretene, Hr. Rothmüller, hat die Studentenschaft beleidigt, weil er die Wiener- und Pragerstudenten Buben nannte, horendum dictu! Er führte eine für delikate Ohren zu entschiedene Sprache.

Denken Sie sich! Auch bei uns politische Predigten, Predigten gegen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie der Radikalismus diese Schlagwörter versteht! Eine solche hörte ich selbst und beförderte sie sogar zum Drucke, weil es mir so wohl gefiel, wie darin auf ächt volksthümliche Weise unser lieber Herr als der einzig wahre Volksbeglücker dargestellt wurde.

Meinen vorigen Brief schloß ich, wenn ich mich noch recht erinnere, mit den Worten, daß Tirol für den Kaiser bete. Wie ich dieß mit Recht gesagt habe, sehen Sie daraus, daß ein eigens für den Kaiser verfaßtes Gebet in mehr als 20,000 Exemplaren schon verbreitet ist. Für dießmal manum a tabula. Unsere kreisende Zeit wird wohl auch im stillen, ruhigen Tirol manchen neuen Stoff für spätere Berichte zur Welt bringen.

# XXXVI.

## Joseph II. und der Jo

### Zweiter Artike

Nachdem wir den wahren Chara
Regierungssystemes dargelegt haben, wir
kosten, die Widersprüche nachzuweisen, i
beralismus verwickelt, wenn er sich die
schen und kirchlichen Josephinismus anei

Im Verlaufe der Debatten des Re
des Entwurfes der Grundrechte: „Alle S
vom Volke aus und werden auf die in d
setzte Weise ausgeübt", berief der bekannte
darauf, daß die Theorie vom Social-Con

wurden in Wien von dem Hofrath Egger aus den Lehrbüchern des Hofrathes Zeiler und des Freihern von Martini, der schon unter Joseph gelehrt hatte, vorgetragen, und widerhallten gleichzeitig von allen übrigen staatsrechtlichen Kathedern des Kaiserreichs, da den Professoren der Inhalt, das Maß und die Form ihrer Lehrvorträge eben so genau vorgeschrieben war, wie den Soldaten das Tuch, der Zuschnitt und die Knöpfe ihrer Uniformen. Wir haben also das seltsame Schauspiel vor uns, daß ein radikaler Abgeordneter die Minister in die Schule des alten Regime schickt, um die wahren, staatsrechtlichen Principien dort zu lernen, wo K. Franz und sein ganzes Beamtenheer sie gelernt hatten. Hr. Schuselka scheint das Seltsame dieser Anweisung selbst gefühlt zu haben, und bemühte sich deßhalb, den Widerspruch auf folgende Weise zu vermitteln. Als es dahin gekommen sei, daß die Monarchie nur noch faktisch von den Gebildeten anerkannt wurde, hätten die Verfechter derselben sich um eine Grundlage umgesehen und demnach die Theorie von dem Vertrage aufgestellt; die Monarchie habe sich an diese Theorie angeklammert und sich darauf gestützt, daß ihr die Gewalt von dem Volke übertragen worden sei. Damit ist aber das Räthsel nicht gelöst; denn wie Hr. Schuselka es weiß und nicht in Abrede stellen wird, haben die kaiserlichen Professoren aus dem obersten Principe des Social-Contractes keineswegs jene politischen Grundsätze abgeleitet, zu welchen Hr. Schuselka sich bekennt, und noch weniger haben Kaiser Joseph und Kaiser Franz und ihre Beamten nach diesen Grundsätzen das Staatsregiment gehandhabt. Wie gering auch die Vorstellungen seyn mögen, die man von der Logik der ehemaligen kaiserlichen Staatsrechtslehrer gefaßt hat, so leuchtet doch ein, daß sie nicht aus dem Schwarz das Weiß, aus dem Minus das Plus, aus einem rein demokratischen Principe rein absolutistische Consequenzen entwickelt haben werden. Es muß also in dem Principe selbst der Erklärungsgrund liegen, und hoffentlich wird es uns auf diesem Wege gelingen, das Räthsel



...gesagt werden; denn j
sam, daß sie immer nur das als
ihr die Gewalt in's Ohr flüster
vorigen Jahrhunderts hat in sein
Gebieten des menschlichen Wissen
rien ausgeboren, aber nicht leich
Theorie vom Social-Contract. E
ein Factum, jedoch auf ein Fact
geschehen nachgewiesen, sondern vo
wird. Andererseits stellt sie ein
nunft auf, jedoch ein Axiom, we
entscheidet, sondern seine Kraft e
pfängt. Sie ist ein Zwitter von A
Thatsache und daher keines von beide
daraus machen will. Wenn Jema
nem Anderen einen Vertrag geschlo
streitig gewordene Maß der wechsel
ten seinen Rechtsfreund zu Rathe z
ser ohne Zweifel ihm den alten Sp
dabo tibi jus vorhalten und vor A
tragsurkunde verlangen, da Alles v
dem Ausdrucke, von dem ...

Staatswohl verlangt, und was dem gemeinen Besten förderlich oder hinderlich ist, so wird erwiedert: Nichts ist einfacher als dieß: die Vernunft. Erkundigt man sich endlich, wo denn die politischen Principien zu finden seien, die mit solcher Evidenz aus der reinen Vernunft abgeleitet werden, daß kein vernünftiger Mensch ihre Gültigkeit in Zweifel ziehen kann, so erhält man keinen einstimmigen Bescheid mehr, sondern ein tausendstimmiger Chorus ruft uns zu: Allgemein gültig ist das, was meine Vernunft für allgemein gültig ansieht, dieß versteht sich von selbst. Hiemit ist das Inquisitorium geschlossen und der Proceß geendigt. Da über den Contrahenten und ihren subjectiven Vernünften keine höhere richterliche Autorität steht, wie im Privatverkehr, so bleibt der im Rechte, der die Macht besitzt. So läßt es sich erklären, daß Kaiser Joseph und Kaiser Franz der Vertragstheorie huldigten, und sich als die ersten Staatsdiener betrachteten, und dennoch so handelten, wie sie gehandelt haben. So läßt es sich erklären, daß der erstere die freien Verfassungen gewaltsam zu unterdrücken suchte, und der letztere die Provinzialstände in seinen Erblanden mit eisernem Arm zu Boden hielt und die Landtage zu einer lächerlichen Gaukelei herabwürdigte. So läßt es sich auch erklären, daß Kaiser Franz zu seiner Zeit das Princip der Legitimität in Schutz nahm, in so fern ihm nämlich unter den obwaltenden Verhältnissen das Staatswohl unerläßlich zu fordern schien, daß der thatsächliche Bestand und das historische Erbrecht aller ersten Staatsdiener in Europa aufrecht erhalten werde; so wie er dessenungeachtet zur rechten Zeit, gleichfalls aus dem Grunde des Staatswohles, zu Gunsten des Bürgerkönigs eine Ausnahme zu machen wußte. Beide Kaiser hatten von ihrem Standpunkte vollkommen Recht; denn sie legten sich nur den mythischen Urvertrag nach ihrer subjectiven Vernunft zurecht, und, was die Hauptsache ist, sie besaßen die Macht, ihren Auslegungen Geltung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber läßt sich nicht läugnen, daß auch die Leiter der October-Revolution in ihrem Rechte waren; freilich



Wir geben es jedem Unbe
ob die Freiheit bei einer Herrsch
besser gewahrt sei, wenn man
verbindet, und nicht abgeschmackt
wie Hr. Schuselka mit der ihm
heit und Anmaßung es gethan h
tes Gnaden ist keineswegs gleich
Willkür, weil es nach christliche
Gewalt ohne Gränze, kein Recht
ohne eine ihr gegenüberstehende F
Jedes Volk, das eine Herrschaft
kennt, erkennt eben dadurch sich
von Gottes Gnaden zu, die au
fließen. Der allgemein gültige In
heiten läßt sich zwar nur im Allge
nähere Bestimmung hängt von gege
den wandelbaren Forderungen und
dessenungeachtet aber wird die En
der rein subjectiven Willkür überlas
letzter Instanz niemals mit der G
bei einer aus dem Urvertrag abgel

ewige Zeiten beseitigt werden. Ein solcher ewiger Frieden aber kann hier auf Erden in keinem menschlichen Verhältnisse erreicht werden und wäre nicht einmal wünschenswerth, da vielmehr in der lebendigen Entwicklung aller geistigen Kräfte, in dem Widerstreite subjectiver Ansichten und in dem Kampfe der Parteien innerhalb feststehender, von allen Theilen anerkannter und geachteter Schranken die Fülle wahrer bürgerlicher und politischer Freiheit besteht. Niemals wenigstens, so viel ist gewiß, wird in einem solchen staatsrechtlichen Verhältnisse jenes treulose Spiel mit Staatswohl, Recht und Freiheit getrieben werden, wie es die Anhänger des Urvertrages getrieben haben und noch treiben, die sogenannten ersten Staatsdiener eben so wohl, wie die sogenannten Volksfreunde und Volksvertreter: und dieses deßhalb nicht, weil Treue und Glauben, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit allgemein gültige Forderungen sind, welche das christliche Gesetz an Alle unter allen Bedingungen stellt, ohne für die politischen Verhältnisse eine Ausnahme zu gestatten.

Indem wir nunmehr auf das josephinische System in kirchlichen Angelegenheiten übergehen, werden wir vor Allem die Gründe, welche der österreichische Lloyd für die Beibehaltung geltend machen will, kritisch beleuchten, da derselbe ohnehin nur dasjenige zusammengefaßt hat, was in der Reichsversammlung vereinzelt dafür vorgebracht wurde.

Der Verfasser des leitenden Artikels vom 16ten Februar beginnt seine Argumentation folgendermaßen: „Eine Kirche ist mehr als ein einfacher Verein; sie ist eine Corporation. Weltliche Corporationen werden entweder von der executiven Gewalt geschaffen, oder besser, wie es in England oder Amerika der Fall ist, durch die legislative Gewalt. Sie sind in diesen Ländern Creaturen der Gesetzgebung, welche der moralischen Person unter gewissen Bedingungen das Leben verliehen hat, ein Leben, welches erlischt, sobald das Geschöpf denselben entgegenhandelt.“ Nach diesem Eingange hängt das ganze Gewicht der Beweisführung augenscheinlich an dem Unterschiede zwischen einer Corporation und einem einfachen Vereine; und wer

immer logisch zu denken gewohnt ist, wird erwarten, daß der Verfasser entweder eine förmliche Definition aufstelle, oder doch die unterscheidenden Merkmale mit Schärfe und Klarheit angebe. Diese gerechten Erwartungen bleiben aber zu unserem größten Leidwesen unerfüllt. Der Verfasser enthebt sich aller weiteren logischen Verpflichtungen, und begnügt sich damit, gelegentlich den Weg der Induction einzuschlagen. Er sagt im weiteren Verlaufe: „Die gesetzgebende Gewalt wird verschiedene Corporationen unter verschiedenen Bedingungen in's Leben rufen. Sie wird sich bei einer solchen Gesellschaft eine Beaufsichtigung und Bevormundung vorbehalten, welche sie bei einer andern überflüssig hält. Sie wird eine Bank in deren Operationen zu überwachen vielleicht für nöthig ansehen, aber nicht eine Kattunfabrik. Sie wird eine Eisenbahngesellschaft unter andere Controle stellen, als eine Handelsgesellschaft. Sie wird vielleicht zwei Corporationen, welche ungefähr denselben Zweck verfolgen, unter verschiedenen Conditionen das Leben verleihen. Sie hat das Recht, so zu handeln. Geistliche Corporationen stehen eben so gut, wie weltliche Corporationen in einem Verhältnisse zum Staat, und bedürfen seiner Anerkennung, ohne daß hiedurch der Glaubensfreiheit Abbruch geschieht. Wenn zehn Menschen Lust haben, Baal ihren Gott zu nennen und ihn anzubeten, so hindert sie daran keine irdische Macht. Wenn sie aber Lust bezeigen, eine Kirche zu bilden, einen Geistlichen anzustellen, der Ehen schließen, opfern und einen Glauben verkünden und verbreiten soll, so dürfte doch der Staat, ohne illiberal zu seyn, die neue geistliche Corporation in's Leben zu rufen verweigern."

Da nun der Verfasser einerseits Eisenbahn- und sogar Kattunfabriks-Gesellschaften zu den Corporationen rechnet, und andererseits es für einen einfachen Verein erklärt, wenn zehn Menschen Lust haben, Baal ihren Gott zu nennen und anzubeten: so müssen nach allen Gesetzen vernünftigen Denkens die in Rückstand gebliebenen Definitionen ungefähr in folgender Weise ergänzt werden. Eine Corporation ist jede Vereinigung mehrerer

Menschen zur gemeinschaftlichen Erreichung eines bestimmten Zweckes durch äußerlich in's Leben tretende Mittel. Jede andere Uebereinstimmung mehrerer Menschen über einen bestimmten Gegenstand ist ein einfacher Verein. Alle Vereinigungen erster Art werden durch die Staatsgewalten geschaffen, bevormundet, und wenn sie den Bedingungen, unter welchen ihnen das Leben verliehen wurde, entgegenhandeln, ohne Weiteres unterdrückt: dagegen sind die Vereinigungen letzterer Art so frei, wie der Vogel in der Luft, und dürfen durchaus keiner Einschränkung von Seite des Staates unterzogen werden. Wir gestehen, daß uns diese politischen Grundsätze keine geringe Ueberraschung bereitet haben. Hatten wir uns vor Kurzem in der Meinung, die bürgerliche und politische Freiheit erlangt zu haben, zu Bette gelegt, so wachen wir jetzt zu unserem Erstaunen in demselben Regierungssysteme auf, nach welchem Kaiser Joseph und Kaiser Franz ihre Völker beherrscht haben. Wir könnten den Verfasser füglich fragen: Verehrtester, haben Sie nach Art der Siebenschläfer ein volles Jahr in irgend einer Höhle verschlafen, oder träumen Sie im gegenwärtigen Augenblicke einen vormärzlichen Traum? Wo bleiben denn die März-Errungenschaften? Wo bleiben denn die freien Institutionen? Wo bleibt das freie Associationsrecht, eines der wesentlichsten Grundrechte in freien Staaten. Sie bemerken ganz richtig, daß keine irdische Macht es verhindern könne, wenn zehn Leute Lust haben, den Baal anzubeten, falls sie sich nur aller äußerlichen und öffentlichen Demonstrationen enthalten und nichts thun, wodurch ihre übereinstimmende Verehrung für den Gott Baal in das praktische Leben eingriffe. Aber gilt dieß nicht für jeden einfachen Verein in ihrem Sinn? Vor dem März verflossenen Jahres gab es in Wien und anderswo unzählige Leute, welche große Lust hatten, unter einer freien Verfassung statt des bisherigen bureaukratischen Absolutismus zu leben, ja sogar diese Gelüste in vertraulichen Unterredungen sich einander mittheilten. Ist die Polizei wider sie eingeschritten? Keineswegs. An Lust und Liebe zum Einschreiten hat es

ihr gewiß nicht gefehlt: man muß daher nothwendig annehmen, daß sie durch einen gewissen, auf alle menschliche Thätigkeit äußerst nachtheilig einwirkenden Zustand, welchen man gemeinhin die Unmöglichkeit zu nennen pflegt, daran verhindert wurde. Was hat denn aber bei so bewandten Umständen eine freie Verfassung vor dem alten Polizeistaate voraus? Nach den Grundsätzen des Verfassers: Nichts. Was aber nach richtigeren Grundsätzen die neue Zeit vor der alten Zeit nothwendig voraus haben soll und voraus haben muß, werden wir sogleich in Kürze auseinandersetzen.

Das Associationsrecht, wenn es nicht bloß eine Illusion, oder eine Ironie seyn soll, muß sich unerläßlich auf die freie Bildung von Corporationen im Sinne des Verfassers erstrecken. Wenn man schon einen Unterschied zwischen einfachen Vereinen und Corporationen festsetzen will, so dürfte derselbe am besten darin gesucht werden, daß Corporationen gegliederte Vereine sind, welche höhere und allgemeinere Zwecke verfolgen: indessen kömmt es hierauf gar nicht an, weil das Associationsrecht jedenfalls alle Arten von Vereinen in sich begreift. In freien Staaten sind die Vereine und Corporationen keineswegs bloße Staatscreaturen, welchen die executive oder legislative Gewalt nach Belieben das Leben gibt, beschränkt und entzieht; sondern der Einfluß der Staatsgewalten kann und darf nur ein repressiver seyn. Die Staatsgewalt hat allerdings das Recht, von jeder schon bestehenden oder sich bildenden Association Notiz zu nehmen, zu verlangen, daß die Statuten ihr vorgelegt werden, und wenn sie etwas darin findet, was den bürgerlichen Gesetzen zuwider ist und sich zur strafrechtlichen Behandlung eignet, die Association aufzulösen, die weiteren Zusammenkünfte zu verbieten, und die Mitglieder auf gesetzlichem Wege zur Verantwortung zu ziehen. Sie kann auch jede Association überwachen, und wenn unter einem ostensiblen Zweck gesetzwidrige Pläne und Machinationen verborgen werden, in derselben Weise einschreiten. Sie kann ferner durch allgemeine Gesetze das Associationsrecht regeln, um besonders bei politischen

Vereinen den Mißbrauch zu verhindern, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu erhalten, und zu verhüten, daß nicht eine terroristische Klubbsherrschaft einreiße, und sich die executive Gewalt anmaße. Sie kann endlich unter außerordentlichen Umständen außerordentliche Maßregeln ergreifen und zeitweilig Versammlungen verbieten, die als Anlaß zu verbrecherischen Attentaten mißbraucht werden könnten. Hiemit ist aber auch in freien Staaten der Einfluß der Staatsgewalten erschöpft; und wenn den Staatsgewalten das Recht zugesprochen wird, alle Associationen als ihre Creaturen anzusehen, und darnach von Fall zu Fall die eine zu Gnaden anzunehmen und die andere zu verwerfen, nach Belieben der einen diese und der andern jene Bedingung der Existenz zu setzen und eine ständige Bevormundung über sie auszuüben: so ist es mit den Garantien persönlicher und bürgerlicher Freiheit zu Ende, und despotischer Willkür Thür und Thor geöffnet.

So wie der Verfasser mit Beispielen die Sinnlosigkeit seiner Unterscheidung zwischen Corporationen und einfachen Vereinen zu überkleiden sucht, so sind es wieder Beispiele, zu welchen er seine Zuflucht nimmt, um den wahren Gesichtspunkt zu trüben und zu verwirren. Er beruft sich auf Bankinstitute und Eisenbahngesellschaften, um daraus den Schluß zu ziehen, daß alle Associationen ohne Ausnahme der Anerkennung und Bevormundung des Staates unterworfen sind. Wir wollen weiter nicht rechten mit ihm, daß er religiöse Gesellschaften, wo es sich um die höchsten Fragen der Menschheit und um die höchsten Ueberzeugungen handelt, mit Handels- und Eisenbahn-Gesellschaften unbedingt in eine Linie stellt. Es ist dieß echt im Geiste des alten Systems, welches censurwidrige Ideen gerade so behandelte, wie geschmuggelten Rauch- und Schnupftabak. Wir haben uns schon am Schluße des ersten Artikels hierüber ausgesprochen. Allein abgesehen hievon ist die Folgerung des Verfassers nichts als ein sophistischer Trugschluß. In allen Staaten gibt es Hoheitsrechte, und hat deren von jeher gegeben, wie dieß schon die Natur der Sache lehrt, wenn

gleich in neuerer Zeit durch neu eintretende sociale Verhältnisse ihre Zahl vermehrt wurde. Es sind dieß im Allgemeinen alle jene Rechte, welche der Staat in der Regel an sich gezogen hat, weil er sie, heuzutage zumal, gar nicht oder doch nicht unbedingt an Private überlassen kann. Hiezu gehören einerseits die Gerechtigkeitspflege, die Handhabung der öffentlichen Sicherheit u. s. w., andererseits alle jene, das materielle Wohl der Gesammtheit bezweckenden und jeden einzelnen Staatsbürger berührenden Einrichtungen, deren Zweck nicht erreicht werden kann, wenn sie nicht vom Staate geordnet, verwaltet oder doch controlirt werden, wie das Münz- und Geldwesen, die Communicationsmittel, der Postverkehr u. s. w. Hierüber sind alle Staatsrechtslehrer einig, wenn auch über die doctrinäre Begründung gestritten wird, und, wie dieß bei allen solchen Materien der Fall ist, die Gränzpunkte, wo öffentliches und Privatrecht sich zunächst berühren, verschieden abgesteckt werden. Mit allem Rechte unterliegen daher auch in den freiesten Staaten Bankinstitute und Eisenbahngesellschaften der Genehmigung und Controlirung der Staatsgewalten. Diese Befugniß darf aber auf andere Associationen nicht ausgedehnt werden, und wenn der Verfasser behauptet, alle weltlichen Corporationen seien in England und Amerika Creaturen der legislativen Gewalt, so können wir nur staunen über die eiserne Stirne, mit welcher er solche Märchen seinen Lesern aufbinden will, und über die geringe Achtung, die er dadurch seinem Publikum bezeigt. Er spinnt aber seine Sophistik noch weiter aus. Er behauptet, daß die Staatsgewalten einer Corporation aus Gründen, die bloß das specielle Wohl der Nächstbetheiligten im Auge haben, die Anerkennung versagen könne. Die Stelle des Beweises aber vertritt wieder ein Beispiel: das Beispiel einer Gesellschaft, welche eine sonst wünschenswerthe Eisenbahn bauen wollte, aber in ihren Statuten die Bestimmung aufnähme, daß ein einzelner Mensch die ganze Administration ohne irgend eine Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft leiten solle. Dieser Satz ist eben so grundfalsch, wie alle übrigen.

Die Staatsgewalt wird zwar in dem angeführten Beispiele mit Recht die Anerkennung verweigern, aber nicht wegen des speciellen Wohles der Nächstbetheiligten, sondern weil durch die unbeschränkte und unverantwortliche Administration eines Einzigen die Ausübung eines Hoheitsrechtes der Staatscontrole entzogen würde. Wo es sich um kein Hoheitsrecht handelt, sind alle Bestimmungen eines Gesellschaftsvertrages rein privatrechtlicher Natur, und dem Staate auch hierin noch eine Bevormundung einräumen wollen, ist eben so viel als die Person und das Vermögen jedes einzelnen Staatsbürgers unter die Tutel des Staates stellen. Der Verfasser geht hier noch weit über das josephinisch-franciscische Staatsrecht hinaus, und wird für seinen Satz schwerlich andere staatsrechtliche Autoritäten auffinden können, als etwa Mehemet Ali, den berühmten Pascha und Großbaumwollenhändler von Aegypten.

Mit dem letztgenannten Beispiele ist der Verfasser an der Spitze seiner Beweisführung angelangt. Er hat den kühnen Bau seiner Inductionen und Deductionen vollendet. Wenn die Staatsgewalt einer Eisenbahngesellschaft, welche einem Einzigen die unbeschränkte und unverantwortliche Leitung überlassen will, die Anerkennung versagen kann und muß, so kann und muß sie auch die katholische Kirche unter der josephinischen Vormundschaft behalten. Die Analogie ist in die Augen springend, die Folgerung unwidersprechlich. Die katholische Religionsgesellschaft, so räsonnirt unser Publicist, hat eine hocharistokratische Verfassung, die wenigen Personen eine ungeheure Macht verleiht, und die große Menge der Kirchenmitglieder rechtlos macht. Der Staat handelt also ganz recht, wenn er im Interesse des allgemeinen Wohles, wie im Interesse des speciellen Wohles der Theilhaber der katholischen Gemeinschaft sich einen Einfluß vorbehält. Wenn man unter Emancipation einer Kirche alle ihre Glieder versteht, so ist nichts dagegen einzuwenden; daraus folgt aber nicht, daß man auch für die Emancipation einer Kirche seyn müsse, welche unter hunderttausend Mitgliedern nur Eines zu emancipiren beabsichtigt und

alle übrigen rechtlos läßt. Die eine Emancipation führt zur Freiheit, die andere zur Knechtschaft; die eine ist dem Staate zuträglich, die andere kann ihm gefährlich werden. So lautet mit des Verfassers eigenen Worten seine Schlußrede; und uns erübrigt nur noch die praktische Bedeutung derselben in das gehörige Licht zu setzen.

Die Verfassung der katholischen Kirche ist von ihrem Wesen untrennbar. Das Magisterium und das Priesterthum, die Hierarchie und der Primat sind zugleich Glaubensartikel. Wir brauchen weiter nicht zu untersuchen, ob ihre Verfassung hoch-aristokratisch genannt, oder welcher technische Name ihr sonst beigelegt werden könnte. Genug: sie ist diejenige, welche die katholische Kirche zu dem macht, was sie ist; und jeder Katholik muß sie anerkennen, wenn er in Wahrheit ein Katholik seyn will. Ist Jemand damit nicht einverstanden, so hat er jetzt die volle Freiheit, sich entweder um die religiösen Pflichten der katholischen Gemeinschaft nicht zu kümmern, oder förmlich aus dem Verbande auszuscheiden. Diese Freiheit bestand dem Wesen nach schon unter dem alten Regime; nur war der Austritt einigen noch von Kaiser Joseph herrührenden Förmlichkeiten unterworfen, und ward wegen des damit verbundenen Aufsehens in einigen Stellungen des öffentlichen Lebens ungerne gesehen. Durch die neuesten Anordnungen der Regierung sind auch diese Beschränkungen hinweggefallen, und bei der gegenwärtigen Lage hat wegen des Austrittes Niemand weder direct noch indirect einen Nachtheil zu befahren. Man kann daher mit vollem Rechte behaupten, daß alle einzelnen Mitglieder der katholischen Kirche schon jetzt im weitesten Sinne des Wortes emancipirt sind und unbehindert ihrer Ueberzeugung folgen können. Was soll es denn also heißen, wenn der Verfasser die Staatsgewalt autorisiren will, im Interesse des allgemeinen, wie des speciellen Wohles der einzelnen Mitglieder den alten „Einfluß über die katholische Kirche auszuüben? Aus der rabulistischen Phraseologie in schlichtes Deutsch übersetzt, heißt es [illegible] so viel als: ein treuloses und hinterlistiges Spiel spielen.

Es heißt nach dem löblichen Vorgange der Pharisäer und Schriftgelehrten Verräther im Schooße der Gemeinde selbst erkaufen. Es heißt längst im Herzen abgefallene Schein- und Namens-Katholiken aufmuntern, weder aus der Kirche auszuscheiden, noch in der bisherigen Apathie des Indifferentismus zu verharren, sondern einen religiösen Eifer zu heucheln, sich in kirchlichen Dingen vorzudrängen, und innern Zwist und Hader anzufachen. Es heißt unter dem gleißnerischen Vorwande, das allgemeine und specielle Wohl aller Glieder von Staatswegen zu wahren, die Kirche heimtükisch unterminiren wollen, damit der Bau allmählig in sich selbst zerfalle.

Eben so ist es eine gleißnerische Lüge, daß die Emancipation der Kirche von der josephinischen Bevormundung zur Knechtschaft, die Beibehaltung dieser Vormundschaft zur Freiheit führe. Gerade das Gegentheil; nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Das kirchliche Regiment ist nichts weniger als ein absolutistisches und willkürliches. Dem Papste sind die Gränzen seiner Macht durch das canonische Recht vorgezeichnet; er ist überdieß durch die Constitutionen seiner Vorgänger, durch das Cardinalscollegium, durch die höchsten geistlichen Gerichte und durch die vielen, theils ausdrücklich vorgeschriebenen, theils traditionellen Formen, welche seinen Entscheidungen vorangehen müssen, nach allen Seiten hin beschränkt und vor Willkür bewahrt; und diese Schranken sind um so fester und heiliger, weil sie geistlicher Natur sind und das Gewissen binden. Noch mehr ist die Gewalt der Bischöfe begränzt, nicht bloß durch die canonischen Vorschriften, sondern auch durch die höhere Autorität, welcher sie unterstehen. Wo ein Bischof seine Gewalt überschreitet, oder in Ausübung derselben nicht nach Recht und Gerechtigkeit zu handeln scheint, steht es nicht nur jedem untergeordneten Priester, sondern selbst jedem Laien frei, sein weiteres Recht zuerst bei den Metropoliten und dann bei dem heiligen Stuhle selbst zu suchen. Wo daher die Kirche die volle Freiheit genießt, sind auch alle einzelnen Mitglieder vor Mißbrauch und Willkür von

Seite ihrer geistlichen Obern in so weit geschützt, als dieß überhaupt durch menschliche Gerechtigkeit erreicht werden kann. Kaiser Joseph löste diesen, die wahre Freiheit sichernden Rechtszustand in seinen Staaten gewaltsam auf. Er unterdrückte die geistlichen Gerichte, den canonischen Rechtszug und die Formen des canonischen Processes. Er verbot den unmittelbaren Verkehr mit dem heiligen Stuhle, und setzte die Rechte des Primates auf nicht viel weniger als einen bloßen Ehrenvorzug herab. Er erklärte, daß er den päpstlichen Nuntius in keiner andern Eigenschaft als der eines Ambassadeurs des Souverains der römischen Staaten anerkenne. Er unterwarf alle Erlasse des Oberhauptes der Kirche seiner Censur und dem allerhöchsten Placet und untersagte sogar die Bekanntmachung rein dogmatischer Entscheidungen, wie z. B. der Bulle Unigenitus, welche gegen die Irrlehren der Jansenisten über die göttliche Gnade gerichtet war. Die Folge dieser Gewaltschritte war, daß diejenigen Bischöfe, welche sich mit der Regierung auf einen guten Fuß gesetzt hatten, eine mehr als päpstliche Gewalt in ihren Diöcesen ausüben konnten, und daß es gegen diese Gewalt keine Rechtsmittel gab. Wer immer sich durch ihre Anordnungen oder Maßregeln beschwert fand, konnte nur den Recurs an die weltlichen Behörden ergreifen; bei dem guten Einvernehmen aber, welches zwischen diesen Prälaten und der hohen Bureaukratie herrschte, war der Recurrent in den meisten Fällen sicher, mit seiner grundlosen Beschwerde abgewiesen zu werden. Wir fragen nun, auf welcher Seite steht die Freiheit, und auf welcher die Knechtschaft der einzelnen Mitglieder, und wo steht die Wahrheit, wenn der Verfasser sich erdreistet, nachfolgenden Passus niederzuschreiben: „Wir sind stets Bewunderer des josephinischen Systems gewesen. Wir haben nie geglaubt, daß es die Freiheit der Römisch-Katholischen beschränke, vielmehr daß es die Freiheit der römisch-katholischen Gemeinde, so weit es möglich war, der römisch-katholischen Hierarchie gegenüber gewahrt hat."

So drückend und schmachvoll die Knechtschaft der Kirche

unter der alten Herrschaft, so hat diese dennoch Eines gewährt, was jeder Herr seinem dienstbaren Knechte leistet: sie hat der Kirche nach Außen so viel Schutz und Sicherheit verschafft, als zu ihrer kümmerlichen Existenz innerhalb der Gränzen der Dienstbarkeit nöthig war. Seit den Märztagen hat die Regierung diese Garantien nicht mehr gehandhabt, und könnte sie auch in dem früheren Maße nicht mehr handhaben, wenn sie auch wollte. Die Ausübung der religiösen Pflichten ist völlig frei gestellt; der Austritt aus der Kirche unterliegt keiner Belästigung mehr; und wo einmal Preß- und Redefreiheit eingeführt ist, kann es auf keine Weise mehr verhindert werden, daß die Kirche nicht tagtäglich offenen und verdeckten, grimmigen und heimtückischen Angriffen aller Art ausgesetzt sei, und daß ihre Gegner nicht Alles aufbieten und kein Mittel scheuen, sie verhaßt und verächtlich zu machen und in den Augen des Volkes zu Grunde zu richten. Der Lloyd selbst arbeitet in diesem Geschäftszweige, und hat erst kürzlich in seiner Lobrede auf das Judenthum ein Meisterstück dieser Art geliefert. Um diese Angriffe abzuwehren, bedarf die Kirche des freien Gebrauches ihrer Glieder und der vollen Entwicklung ihrer Lebenskräfte. Der Jäger, der die Jagd nicht bloß als Handwerk betreibt, läßt dem Thiere, das er verfolgt, die volle Freiheit, sich zu schützen und seiner Haut zu wehren, so gut es dieß vermag. Bekanntlich wird ein solcher ehrlicher Kampf in England als eine Ehrensache angesehen, und die öffentliche Meinung ist hierin so streng, daß sie jede andere Art von Jagd als feige Grausamkeit brandmarkt. Von diesem Rechtsgefühle, welches den Engländer antreibt, das fair trial sogar auf vernunftlose Geschöpfe zu übertragen, hat unser serviler Bewunderer des josephinischen Systems keine Ahnung. Er liebt die ehrlichen Waffen nicht: das Garn, das Schlageisen und die Fallgrube sind nach seinem Geschmack. Er will, daß trotz der veränderten Verhältnisse das josephinische System dennoch fortdauere; er will, daß die Kirche, wie ein gefangener, umgarnter

und gelähmter Edelhirsch unter den Zähnen bissiger Kläffer langsam verblute.

Solche klägliche Salbadereien tischt also der österreichische Lloyd seinem Leserkreise auf; mit solchen elenden, alle gesunde Logik verhöhnenden Sophistereien soll das österreichische Volk in die Staatskunst eingeweiht und in das politische Leben eingeführt, mit solchen macchiavellistischen Grundsätzen soll es in den rechten und gedeihlichen Gebrauch der Freiheit eingeübt werden. Damit es aber den beiden leitenden Artikeln an keiner Art von Vollkommenheit mangle, hat der Verfasser auch noch aus der Rüstkammer des Febronianismus eines der ältesten und rostigsten Waffenstücke hervorgesucht, blank gescheuert und zeitgemäß zugeschliffen. Es ist dieß die Staatsgefährlichkeit des fremden Einflusses. Die katholische Kirche, sagt er, wolle frei und unabhängig von jedem fremden Einflusse dastehen. Dürfe aber dieses Wort gebraucht werden. „Wie sollen wir den Einfluß nennen", fährt er fort, „den der Fürst eines Staates, welcher noch jetzt ein feindlicher Staat genannt werden muß, der vor kurzer Zeit mit Oesterreich im offenen Kriege begriffen war, auf die Kirche nimmt und stets nehmen wird?" Sollte der Verfasser wirklich so einfältig seyn, nicht zu begreifen, daß eben die Souverainetät des Papstes das einzige Mittel ist, die Freiheit und Unabhängigkeit des kirchlichen Regiments zu schützen, es von fremdartigen Einflüssen zu bewahren, und eine unparteiische Gleichheit aller Nationen auf geistlichem Gebiete herzustellen? Wie sollen wir es aber nennen, daß er eben jetzt diesen alten, abgeschmackten Einwurf erneuert; daß er von dem Fürsten eines feindlichen Staates in einem Augenblicke spricht, wo der heilige Vater gerade deßhalb von einer meuterischen Rotte seiner weltlichen Herrschaft beraubt wurde, weil er seine Pflichten als allgemeiner Vater der Christenheit nicht verläugnen und dem Kaiser von Oesterreich nicht den Krieg erklären wollte? Wir wollen es lieber nicht benennen, und überlassen es unsern Lesern, den rechten Namen dafür [illegible] in der Stille auszusprechen.

Ueber die Verhandlungen des Reichstages zu Kremsier können wir schneller hinweggehen. Diejenigen Abgeordneten, welche für die Beibehaltung des josephinischen Systemes sprachen, bedienten sich, wie schon bemerkt, derselben Argumente, die wir so eben dargestellt und gewürdigt haben. Einige Wenige, besonders Abgeordnete aus Tirol und Galizien, sprachen mit Kraft und Wärme für die Freiheit der Kirche; allein ihre Stimmen verhallten und sie hatten die Ehre, keine Beifallsstürme der ehrwürdigen Versammlung einzuerndten. Eine dritte Partei endlich wollte das josephinische System nicht dem Buchstaben, wohl aber dem Geiste nach beibehalten wissen. Es soll im Geiste der Zeit fortgeführt und ausgebildet werden, oder wie Herr Klaudi, Doctor der Rechte und Abgeordneter für Kuttenberg in Böhmen, mit der rührendsten Naivität die Losung formulirte: „Lasset uns freiheitlich vollenden, was Joseph II. absolutistisch begonnen hat", d. h. lasset uns den alten Despotismus nicht nur fortsetzen, sondern noch verschärfen; aber dadurch, daß er von uns, Klaudi und Consorten im Namen des souverainen Volkes ausgeübt wird, gestaltet er sich von selbst zur Freiheitlichkeit. Die bisherige Verfassung der katholischen Kirche hat zum längsten bestanden und darf fürderhin nicht mehr bestehen. Nicht nur den einfachen Priestern, sondern selbst den Laien muß ihre Selbstständigkeit und ihr Antheil an dem kirchlichen Regimente gesichert werden. „Die Kirche soll so frei werden, wie die Republik der freien Gemeinde", wie Hr. Szabel, Kaufmann von Ollmütz und ächter Staatsweisheit-Krämer und Großphrasen-Verschleißer, unter unendlichen Beifallsstürmen seiner entzückten Kundschaften sich ausdrückte. Wir sehen, der Plan dieser Partei ist dem Grundgedanken nach derselbe macchiavellistische Plan, den der österreichische Lloyd des Weiteren ausgesponnen hat. Das specielle Wohl der Nächstbetheiligten muß eben so, wie bei einer Eisenbahngesellschaft von Staatswegen gewahrt, und folglich müssen die Mitglieder der katholischen Kirchengesellschaft nicht bloß von jedem Hindernisse, das die Freiheit ihrer religiösen

Ueberzeugung beirren könnte, sondern auch von der Unterordnung unter die Verfassung der katholischen Kirche emancipirt werden. Der Unterschied ist nur, daß diese Emancipation nicht durch die executive Gewalt in dem verdeckten Gange der administrativen Bevormundung, sondern mit einem einzigen Schlage durch die legislative Gewalt zu geschehen hat. Der Reichstag ist eifersüchtig auf den Beifall und die Popularität, welche die Regierung durch eine langsame Verfolgung und allmählige Auflösung der katholischen Kirche bei dem freisinnigen Publikum gewinnen könnte. Er will sich selbst den Ruhm der Initiative und der viel energischeren Entscheidung zueignen, und der Regierung nur die Pflicht hinterlassen, die Beschlüsse der souverainen Volksvertretung in Ausführung zu bringen und die den freisinnigen Mitgliedern zuerkannten Rechte ihren verdummten und daher rechtlosen römisch-katholischen Genossen gegenüber auf das kräftigste zu wahren. Natürlich hat es dabei an wüthenden Declamationen gegen diese Römisch-katholischen nicht gefehlt, die eben so natürlich mit dem obligaten „Kremsierer Feuer“ aufgenommen wurden. Der Himmel möge uns bewahren, daß wir in diesem Unrath und Auskehricht der geist- und geschmacklosesten Aufklärerei herumwühlen sollten. Wir werden uns nur auf diejenigen Vorwürfe beschränken, welche mit thatsächlichen Verhältnissen zusammenhängen.

So wurde es mit großem Nachdrucke hervorgehoben, daß die katholische Kirche bisher den Absolutismus nach Kräften und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt, und im Bunde mit der absolutistischen Staatsgewalt alle Freiheitsbestrebungen erstickt habe, daß es daher nur eine Maske sei, wenn sie jetzt die Freiheit im Munde führe. Daß die Kirche als solche positiv den Absolutismus unterstützt und gefördert habe, ist durchaus unwahr. Die Ansichten und Bestrebungen Einzelner können nicht der Kirche zur Last gelegt werden: und was noch viel wichtiger und entscheidender ist, diese Einzelnen gehörten zu den Anhängern des josephinischen Systemes. Wenn aber jetzt Josephiner, die es waren und auch in Zukunft bleiben

wollen, die Freisinnigkeit im Munde führen, so haben auch wir an derlei Reden kein Gefallen, und verhehlen es ganz und gar nicht, daß wir darin, wo nicht eine Maske, doch eine gewisse Abstumpfung des Geistes erblicken. Langjähriger Druck erzeugt in Manchen zuletzt eine solche Angewöhnung, daß sie die Fesseln, welche sie tragen und die Einschränkung ihrer Freiheit nicht mehr empfinden und sich in ihrem Zustande ganz behaglich fühlen. So gibt es ja auch Vögel, die, besonders wenn sie jung eingefangen werden, den Instinct der Freiheit dergestalt verlieren, daß ihn weder Frühlingslüfte, noch der Gesang der Genossen zu wecken vermögen. Solchen Vögeln kann man unbedenklich das Fallgitter ihres Gefängnisses öffnen: sie werden gewiß wieder zurückkehren zu ihrem Futternapf, und auf den Sproßen ihres Käfigs sitzend die Melodie pfeifen, die man ihnen von Jugend an auf der Drehorgel vorgeleiert hatte. War das josephinische System mehr als sechzig Jahre das herrschende und allesbeherrschende, so wäre es ja in der That ein Wunder, wenn es sich nicht auch im Clerus fortlaufend seine lebendigen Typen herausgebildet hätte, und wenn es nicht bis zur Stunde Priester gäbe, die sich demselben mit Leib und Seele ergeben haben, und an welchen alle Zeichen der Zeit und alle Lebensregungen der letzten Decennien spurlos abgeglitten sind. Es läßt sich dieß aber auch noch aus einem anderen Grunde erklären. Ein josephinischgesinnter Priester hat in den friedlichsten Zeiten viel weniger Mühe und Arbeit, seine priesterlichen und seelsorglichen Pflichten zu erfüllen, und entledigt sich derselben mit viel mehr Bequemlichkeit. In so bewegten Zeiten aber, wie die gegenwärtige ist, wo Alles gegen die Kirche und den Felsen, auf welchen sie gebaut ist, einstürmt, ist sein Tagewerk gar nicht zu vergleichen mit jenem der Römisch-Katholischen oder sogenannten Ultramontanen, d. i. derjenigen, welche dem Oberhaupte der Kirche jenseits der Berge mehr als einen bloßen Primat der Ehre zuerkennen, welche in Wahrheit mit ihrem sichtbaren und dadurch auch mit ihrem unsichtbaren Haupte vereinigt sind. Müssen diese die Last und

die Hitze des Tages tragen, den wüthenden Feinden der Kirche die Stirne bieten und als Träger des Hasses, welcher der Kirche gilt, Spott, Hohn und Verläumdungen über sich ergehen lassen, so weiß der Josephiner nichts von solchen heißen Kämpfen. Er ist ja ein Freund des Lichtes und der Aufklärung, ein Feind des Obscurantismus, ein Gegner der römischen Curie und ihrer Anmaßungen: er zählt sich folglich zu den Freisinnigen, er wirft selbst mit freisinnigen Redensarten um sich, und kann, wenn Zeit und Ort ihm günstig sind, mit der Wollust eines Feinschmeckers eine von Beifallsstürmen erschütterte Luft einathmen. Wir gestehen, daß uns dagegen jene der älteren Schule angehörigen Josephiner ungleich achtungswerther erscheinen, welche außer Stande, sich in die neue Zeit hineinzufinden, und erschreckt durch den Mißbrauch, der vor ihren Augen mit der Freiheit getrieben wurde, offen für das alte, absolutistische System in politischen wie in kirchlichen Dingen Partei nehmen, ohne mit einer erlogenen Freisinnigkeit zu renommiren. Wer es weiß, wie in älterer Zeit die Erziehung und Bildung des Clerus betrieben wurde, wird, wenn er auch die Ansichten bekämpft, gewiß die Personen mit Schonung beurtheilen.

Der römisch-katholischen Kirche in Oesterreich als solcher und ihrer Gesammtheit könnte daher höchstens nur der negative Vorwurf gemacht werden, daß sie niemals ihr Mißfallen an dem bureaukratischen Polizeistaate kundgegeben, und niemals für die wahre Freiheit in die Schranken getreten sei. Dieser Vorwurf klingt aber seltsam, besonders in dem Munde derjenigen, die ihn erhoben haben: wir könnten füglich die Spitze umkehren, und z. B. den Kaufmann von Ollmütz fragen: warum er denn sein Licht so lange unter den Scheffel gestellt, warum er sich vor dem März des vorigen Jahres nicht eben so öffentlich ausgesprochen habe, wie er es gegenwärtig thut, warum er nicht seine staatsweisen, volksbeglückenden Ansichten zum Druck befördert und Exemplare davon statt Schnittwaaren oder Pfefferdüten an seine Kundschaften verkauft habe? Wir

erwarten keine Antwort und fragen weiter: stand die katholische Kirche in Sachen der Druck- und Redefreiheit minder unter Censur und Polizeiaufsicht, als andere Corporationen und einzelne Private? War sie nicht in den letzten Jahren bei der hohen Polizei in den Verdacht der Freisinnigkeit gerathen, und wurden nicht öfter katholische Prediger aus diesem Grunde denuncirt und inquirirt? Hatte sie in dieser Beziehung nicht am meisten zu leiden? Stand sie nicht in einem Kreuzfeuer, da die Bureaukratie sie von der einen Seite wegen Obscurantismus und staatsgefährlichen Aberglaubens, und von der anderen wegen Liberalismus und Demagogie überwachte und verfolgte? Wir fragen endlich: besteht denn die katholische Kirche nur in Oesterreich und ist sie nur nach österreichischem Aichmaß zu messen? Hat sie in jenen Ländern, wo sie nicht so geknebelt war wie in Oesterreich, der Staatsgewalt sich verkauft und ist ihr Mund von dem Lobe des absolutistischen Polizeistaates übergeflossen? Wir brauchen, um Beispiele anzuführen, den deutschen Boden nicht zu verlassen, und können auf die Katholiken in den Rheinlanden, in Bayern, Würtemberg und wo ihnen sonst in Deutschland einigermaßen ein freieres Wort gestattet war, hinweisen. Es wäre eine Beleidigung, Staatsmännern, wie Hrn. Szabel, Kaufmann von Ollmütz, zuzumuthen, daß sie jemals die historisch-politischen Blätter gelesen hätten, und noch beleidigender, sie einzuladen, sich nachträglich damit zu befassen. Wir unterfangen uns auch solcher Injurien nicht; aber sie mögen es uns, Lesern und Mitarbeitern, auf das Wort glauben, daß diese Blätter, welche in ganz Deutschland als ein Organ des Katholicismus gelten, seit Jahren gegen den Preßzwang, Geistesdruck, Bureaukratie, Polizeistaat, Diplomatenkünste und absolutistische Willkür geeifert, und in so weit ihnen nicht Mundsperre angelegt war, zwar nicht dem Socialvertrag, der Volkssouverainetät und der rothen Republik, wohl aber der wahren Freiheit das Wort geredet; auch den baldigen Sturz des alten Systems auf das deutlichste vorausgesagt haben. Eben diesen Blättern ist auch die Ehre wieder-

fahren, in den königlich preußischen Staaten mit dem Verbote der Postversendung belegt zu werden, und in den kaiserlich-österreichischen Staaten dem förmlichen Verbote sehr nahe zu kommen. Ueber einzelne Hefte war, wie es auch in den Zeitungen zu lesen stand, der erste Grad der Censurbeschränkung bereits verhängt worden.

So wenig die Gegner, mit welchen wir es zu thun haben, sonst Kenner und Freunde der Geschichte sind, so unterlassen sie doch bei solchen Gelegenheiten nicht, sich auf die Geschichte, auf mittelalterliche Zustände, auf Glaubenszwang, Ketzergerichte, Ketzerverfolgungen u. s. w. zu berufen, um damit zu beweisen, daß es den Katholiken mit ihrem Streben nach Freiheit nicht Ernst sei. Wir werden uns hüten, eine Danaidenarbeit zu unternehmen und uns in weitschichtige, historische Erörterungen zu vertiefen: wir gestatten uns nur eine kurze Bemerkung. Die Lehre von der Omnipotenz des Staates, der Satz, daß alle Corporationen Creaturen und Pupillen der Staatsgewalt seien, die Maxime, daß der Staat aus Gründen, die bloß das specielle Wohl der Nächstbetheiligten im Auge haben, Corporationen unterdrücken könne, waren dem Mittelalter völlig fremd. Sie sind reine Ausgeburten des modernen, rationalistischen Staatsrechtes. Es liegt im Geiste des Christenthums, die freie Entwicklung aller natürlichen Kräfte und aller Persönlichkeiten, daher auch die Bildung von Associationen, die nichts Anderes als das Zusammenwirken gleich gestimmter Individualitäten zu dem gleichen Zwecke sind, auf alle mögliche Weise zu befördern. Die Kirche, selbst die großartigste und universellste Association, hat deßhalb allen übrigen Associationen den weitesten und freiesten Spielraum gewährt. Wir sehen im Mittelalter das Princip der Association unaufhörlich in schöpferischer und unerschöpflicher Thätigkeit. Wir finden in allen Sphären menschlichen Lebens und Strebens verkörperte Ideen, und wo im Laufe der Zeit eine solche Verkörperung veraltete und verwelkte, sogleich aus derselben Ideenwurzel ein neues, dem Bedürfnisse der Zeit mehr entsprechendes

Gewächs hervorsprossen. Nur religiöse Associationen, welche dem alleinherrschenden Glauben widersprachen, waren nicht geduldet, aber nur deßhalb nicht geduldet, weil die Fürsten eben so wie die Völker, die Herrscher wie die Beherrschten vollkommen darin einverstanden waren, daß dieser Glaube das Fundament aller socialen Einrichtungen und überhaupt diejenige Schranke sei, welche die Freiheit bedarf, um sich nicht in sich selbst aufzulösen und zur Unfreiheit zu werden. Eine Folge dieses Einverständnisses war es, daß jede Auflehnung wider den Glauben und die kirchliche Autorität als ein Attentat wider die Gesellschaft und die bürgerliche und politische Ordnung angesehen und wie andere Verbrechen dieser Art in das bürgerliche Strafrecht eingereiht wurden. Dieser Standpunkt ist vorüber. Es wäre Wahnsinn, ihn erneuern und einer Idee ein Leben einblasen zu wollen, dessen sie nicht mehr fähig ist, weil ihr die Lebensbedingung fehlt: jenes allgemeine Bewußtseyn nämlich und jenes vollkommene Einverständniß zwischen Fürsten und Völkern. Es wäre dieß nicht bloß Wahnsinn, es wäre auch ein Verrath an den heiligsten Interessen der Kirche. Wir wollen kein heuchlerisches Spiel mit der Freiheit; wir wollen keine neue Tyrannei, die tausendmal empörender ist, wenn sie unter dem Deckmantel der Freiheit und Volkssouveränetät betrieben wird: aber wir wollen aufrichtig und ehrlich ohne Maske, ohne Rückhalt, ohne Hintergedanken wahre Freiheit für Alle und folglich auch für uns Katholiken, weil wir darin allein das Heil der ganzen europäischen Gesellschaft und das Heil der Kirche selbst erblicken. Wo das allgemeine gläubige Bewußtseyn abhanden gekommen ist, vermag nur die allgemeine Freiheit den Despotismus rein subjectiver Ansichten, welchen die Macht zu Gebote steht, zu brechen, und die nothwendige Schranke in sich selbst und aus sich selbst herauszubilden. Wir beabsichtigen mit dieser historischen Abschweifung weiter nichts, als uns zu verwahren: erstens daß die mittelalterlichen kirchlichen Zustände kein Beweis seien, als habe es zur Blüthezeit des christlichen Staates keine Freiheit, sondern

nur Absolutismus auf der einen und Servilität auf der anderen gegeben; und zweitens daß diese Zustände in keinem Falle berechtigen, solche Schlüsse daraus zu ziehen und die Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen und Bestrebungen zu verdächtigen. Weiteres über diese socialen und politischen Verhältnisse im Mittelalter und über die Macht, welche die Kirche zum Schutze der Völker gegen den Despotismus ausübte, zu sagen, ist hier nicht der Ort.

Wie es sich leicht denken läßt, wurde auf der Reichsversammlung zu Kremsier nicht vergessen, sich über den Reichthum der Kirche in Oesterreich und die ungeheueren Einkünfte der hohen Geistlichkeit in den heftigsten Ausdrücken zu ergehen. Wenn von Reichthum und ungeheueren Einkünften die Rede ist, so kann dieß nur auf einige Bisthümer und Erzbisthümer, deren Dotationen aus älteren Zeiten herrühren, auf einige alte Domcapitel und Hochstifte, endlich auf einige wenige Abteien, die der josephinischen Säcularisation entronnen sind, bezogen werden. Der übrige Säcular- und Regularclerus hat sich im Allgemeinen keines Ueberflusses zu erfreuen, und es gibt genug Seelsorgsstationen in den österreichischen Staaten, die dem Seelsorger kaum die nothdürftigste Subsistenz gewähren. Hierüber ist kein Streit. Die Beschwerde wurde auch ausdrücklich nur gegen den hohen Clerus erhoben im Gegensatze des niederen, welchen, wie mit Nachdruck beigefügt wurde, die Hierarchie zu einem der Kirche unwürdigen Proletariat herabsinken lasse. Wir werden auf das freimüthigste und unverholenste unsere Ansichten hierüber darlegen. Nach den Anordnungen des canonischen Rechtes sind alle hohen und niedern Beneficiaten, so weit ihre nothwendigen Lebensbedürfnisse reichen, Nutznießer und im Uebrigen bloße Verwalter ihrer Pfründen. Sie dürfen mit den Einkünften derselben nicht nach Belieben verfügen und sind verbunden, Alles was hievon nach Bestreitung des nothwendigen, standesmäßigen Unterhalts erübrigt, zu frommen und wohlthätigen Zwecken, zum Besten der Kirchen und der Armen in dem Bezirke ihres Beneficiums zu

verwenden. Eben so sind sie auch in ihren letztwilligen Anordnungen, in so weit der Nachlaß von Ersparnissen aus den Einkünften der Pfründe herrührt, auf die genannten Zwecke beschränkt. Kaiser Joseph II. — auch ein Beitrag zur Charakteristik seiner kirchlichen Reformen — fand für gut, das canonische Recht auch in diesem Punkte abzuschaffen, alle hohen und niederen Beneficiaten ohne Unterschied zwischen Kirchengut und Patrimonial-Vermögen zur freien und unbeschränkten Disposition zu ermächtigen, und sogar in Ermangelung einer letztwilligen Anordnung den nächsten Verwandten ein Drittel des Nachlasses zuzuwenden *). Wird nun die Frage

*) Es ist wieder nur Perfidie, wenn die gedruckten, ökonomischen Verhältnisse vieler Seelsorger der Hierarchie zur Last gelegt werden, um den Saamen der Uneinigkeit zwischen der hohen und niedern Geistlichkeit auszusäen. Nicht die Hierarchie, sondern der Staat trägt die Schuld; und die Ursachen sind nicht in kirchlichen, sondern in Staatseinrichtungen zu suchen: in dem ganzen josephinischen Bevormundungssysteme, in der mittelbaren und unmittelbaren Verwaltung des Kirchenvermögens und des Religionsfondes durch die vormundschaftlichen Behörden, namentlich in den schweren Verlusten durch die Finanzoperationen in den Kriegsjahren, welche vorzugsweise die geistlichen Stiftungen trafen, weil sie zur Anlegung ihrer Capitalien in Staatsobligationen gezwungen wurden. Dadurch ward zugleich dem gläubigen Volke alle Lust benommen, die zeitliche Lage ihrer Seelsorger durch Stiftungen zu verbessern, da die Willkür und Ungerechtigkeit, mit welcher die Regierung das Kirchengut behandelte, nichts weniger als einladend war. Zu allem Ueberflusse erging noch vor einigen Jahren die fast unglaubliche Verordnung, daß alle Bezüge von Messenstiftungen in die Congrua einzurechnen und dem Seelsorger abzuziehen seien, was die natürliche Folge nach sich zog, daß neue Stiftungen fast ganz aufhörten, weil nicht leicht Jemand die Intention hatte, das allerhöchste Aerar durch freiwillige Opfer und Gaben zu unterstützen. In neuester Zeit endlich hat die Aufhebung der Zehnten mehr als alle früheren Ursachen „geistliche Proletarier" erzeugt, und diese Maßregel ist von denselben Volksvertretern beschlossen worden, welche jetzt die warmen Freunde und Patrone des niederen Clerus spielen möchten. Was

aufgeworfen: ob die obbenannten reichen Einkünfte trotz der josephinischen Ermächtigungen durchgängig nach den Vorschriften und dem Geiste der Kirche verwendet worden sind? so können wir diese Frage nicht bejahen. Es hat Prälaten gegeben, die den edelsten und großmüthigsten Gebrauch von ihren Einkünften machten, und insbesondere sich als wahre Väter der Armen und Nothleidenden erwiesen; und es gibt deren noch. Von Allen läßt sich dieß aber nicht behaupten, wenn gleich Sittenreinheit und Erbahrkeit des Wandels ein Antheil aller österreichischen Bischöfe ist; und wir lieben die Wahrheit zu sehr, um sie nach irgend einer Seite hin zu verhehlen. Nach unserer Ansicht wäre es hinreichend, jede Beschwerde dieser Art zu beheben, wenn das canonische Recht wieder eingeführt und pünktlich in Vollzug gebracht würde. Will man sich hiemit nicht begnügen; will man bei dem zeitlichen Ruin, welcher so viele Seelsorgsstationen durch die Aufhebung der Zehenten erlitten haben, schnellere und wirksamere Abhülfe; will man die zu hohen Einkünfte einiger Prälaten reduciren und mit dem Ueberfluße die zu gering dotirten Curatien verbessern: so werden, wie uns dünkt, einsichtsvolle und für das Gesammtwohl besorgte Katholiken sich auch darein zu fügen wissen. Sie werden sich schon deßhalb nicht darüber grämen, weil dann

---

übrigens die Stellung der kirchlichen Vorsteher zu ihren Untergebenen und das „Proletariat“ im moralischen Sinne belangt, so haben wir nur Eines hierüber zu bemerken. Alles geistliche Regiment soll ein väterliches seyn, und die Oberhirten sollen, unbeschadet der höheren, hierarchischen Autorität und Gerichtsbarkeit, die untergeordneten Priester wie geistliche Söhne, Brüder und Mitarbeiter betrachten. Dieß ist der Geist der katholischen Kirche. Der Geist des Josephinismus dagegen geht dahin, die Bischöfe in Bureaukraten und Consistorial-Präsidenten zu verwandeln, welche zu ihren Priestern ungefähr in demselben Verhältnisse stehen, wie andere Präsidenten zu ihrem Kanzleypersonale. Wir können also hier wieder fragen: auf welcher Seite steht die Humanität, die Freiheit und die kirchliche Würde?

ein Vorwand, das Volk gegen die hohe Geistlichkeit aufzureizen, hinwegfällt, welchen die Feinde der Kirche bisher auf das unermüdlichste und boshafteste ausgebeutet haben. Es handelt sich nur darum: Wie soll diese Reduction vorgenommen werden? Es gibt zwei Wege: den Weg des Rechts und den Weg der Gewalt. Der erstere weist auf eine Uebereinkunft mit dem heiligen Stuhle hin, welcher ohne Zweifel zu allen billigen Forderungen bereitwillig die Hand bieten wird. Der letztere ist kürzer und bequemer, und besteht in jener sehr einfachen Procedur des Stärkeren, welcher dem Schwächeren das Seinige abnimmt und nach Belieben damit verfügt. Jene modernen Publicisten, die wir bereits zur Genüge kennen gelernt haben, werden nicht verlegen seyn, auch diesen Schritt zu rechtfertigen, und mit Staatszweck, Staatswohl, Staatsaufsicht, Staatscreatur, Staatssorge für das specielle Wohl der Nächstbetheiligten u. dgl. um sich werfen. Sie werden uns aber mit diesen tönenden Phrasen nicht übertäuben, und in unseren Augen wird ein solcher Schritt immer eine Ungerechtigkeit und eine Verletzung der bürgerlichen Freiheit seyn, wenn nicht Recht und Freiheit ein bloßes Wortspiel und die letzte Consequenz Communismus und Auflösung des Eigenthums seyn soll.

Schließlich dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß sich auch einige Redner gefunden haben, welche, obgleich Gegner der katholischen Kirche, dennoch ehrlich und offen die religiöse Freiheit vertheidigt haben, ohne sich mit Lüge, Heuchelei und Macchiavellismus zu beschmutzen. Erscheinungen dieser Art sind selten, aber deßhalb um so erfreulicher; denn mit solchen Männern und Charakteren ist eine gegenseitige Verständigung möglich. So hat ein Redner sich geäußert, es sei die größte Lüge von der Welt, wenn man behaupte, Oesterreich unter dem alten Regierungssysteme sei christlich gewesen: wenn das, was die alte Regierung gethan habe, christlich sei, dann wolle er für immer auf das Christenthum verzichten. Sollte dieser Redner unsere Meinung über diesen Gegenstand zu vernehmen wünschen, so würden wir ihn unserer vollkommenen

Uebereinstimmung versichern. Wir würden ihm erwiedern: Nein, es war nicht christlich, die Geister gefangen zu halten, jede freie Regung in Religion und Politik, in Kunst und Wissenschaft zu ersticken und von Staatswegen vorzuschreiben, was Jeder zu denken und zu fühlen habe. Nein, es war nicht christlich, die Religion, die freieste und heiligste aller Ueberzeugungen zur Kindsmagd herabwürdigen zu wollen, um die Völker in Gehorsam zu erhalten. Nein, es war nicht christlich, von dem Volke Religiösität innerhalb gewisser, von dem Staate aufgerichteter Schlagbäume zu verlangen, während die hohe und niedere Beamtenwelt, wenigstens dem größten Theile nach, die Verachtung aller Religion zur Schau trug. Nein, es war nicht christlich, auf allen Unterrichts- und Bildungsanstalten den schalsten Rationalismus vortragen zu lassen, und alles Streben jugendlicher Kräfte niederzudrücken und dann doch das äußerliche Festhalten an der Staatskirche zu verlangen. Nein, es war nicht christlich, die akademische Jugend zwangsweise in den Gottesdienst zu jagen, während ihre Lehrer zum wenigsten Gleichgültigkeit und Geringschätzung dagegen einflößten. Nein, es war nicht das wahre katholische Christenthum, was verkümmert und verkrüppelt unter der Zuchtruthe der Bureaukratie ein sieches Daseyn als kaiserliche Staatskirche fortschleppte.

Nachdem wir aber Alles dieß dem Redner und seinen Gesinnungsgenossen zugestanden haben, sind wir berechtigt, ihnen zuzurufen: Wenn ihr es redlich und aufrichtig meint mit der Freiheit für Alle, so versucht es mit der Freiheit der Kirche. Ihr habt bis jetzt nur eine eingeschränkte, bevormundete, in allen ihren Lebensäußerungen gehemmte Staatskirche, ein bloßes Schattenbild ihres Geistes, ihrer Kraft und ihrer Würde kennen gelernt: versucht es einmal mit der wahren katholischen Kirche. Ihr habt ja alle Mittel in der Hand, sie zu beobachten, zu prüfen und zu überwachen, und viel bessere und kräftigere, als sie je der Polizeistaat besaß. Ihr habt die Oeffentlichkeit, die Preß- und Redefreiheit. Es kann im Schooße

des Katholicismus nichts mehr vorgehen, was nicht im nächsten Augenblicke von den Dächern gepredigt wird. Die Kirche selbst scheut die Oeffentlichkeit nicht. Findet ihr dann, daß sie die wahre Freiheit zu unterdrücken und die Geister zu knechten sucht, daß sie unter der Maske nur selbstsüchtige und servile Tendenzen verfolgt: gut, gebraucht gegen sie alle Waffen, welche unter einer freien Verfassung jedem Staatsbürger zu Gebote stehen, eine Association zu bekämpfen und in ihre Schranken zurückzuweisen, welche die ihr gegebene Freiheit zur Zerstörung der Freiheit mißbrauchen will. Kämpft einen ehrlichen Kampf gegen sie, und seid versichert; wenn der katholische Glaube nicht von Gott ist, wenn er bloßes Menschenwerk ist, wenn ihn kein höherer Lebenshauch beseelt, so wird er unfehlbar erliegen und zerstäuben wie Spreu im Sturmwinde; denn Jedermanns Hand ist wider ihn, und die Zahl der mit unehrlichen Waffen streitenden Feinde ist unendlich größer, als die Zahl der ehrlichen Gegner. Wir glauben aber, daß ihr alles dieß nicht nöthig haben werdet, und daß eure Ansicht von der katholischen Kirche sich bald ganz anders gestalten wird. Wir glauben, daß sie Manchen, der sie bisher nur aus der elenden Uebersetzung in's Josephinische gekannt und mit Ekel und Widerwillen sich davon abgewendet hatte, unwillkürlich zur Bewunderung und Anerkennung hinreißen wird, wenn sich ihm das wahre, unverstümmelte Original vor Augen stellen wird. Wir sind überhaupt überzeugt, daß die guten österreichischen Völker noch gar nicht wissen und ahnen, welchen Schatz sie an dem vererbten Glauben ihrer Väter besitzen. Das Bewußtseyn ihres Reichthums wird ihnen erst dann aufgehen, wenn der Edelstein, befreit von dem Aktenstaub und Polizeischmutz des Josephinismus, im Farbenspiele alles dessen, was die Richtungen unserer Zeit Wahres, Gutes und Schönes in sich schließen, seinen eigenthümlichen Glanz ausstrahlen wird. Dann erst, wenn kein äußerlicher Mechanismus und keine Staatssorge für das specielle Wohl der Nächstbetheiligten die freie Ueberzeugung hemmt, werden die österreichischen Völker mit un

so größerer Hingebung an ihrem Glauben festhalten, und zur Zeit der Noth und Gefahr darin ihr schützendes Palladium, den alten Segen Oesterreichs, erkennen und verehren.

Wir eilen zum Schluße und unser Schlußwort ist: Die Kirche muß frei werden und die Kirche wird frei werden. Die Landtage und Reichsversammlungen, die Regierungen und Minister mögen debattiren, antragen, beschließen, verordnen und vollziehen, was sie wollen. Die Kirche wird frei werden; denn dieß ist das letzte Ziel und Ende der ganzen welterschütternden Bewegung, welche jetzt durch Europa geht. Deßhalb wird es aber weder für die Fürsten und die Völker, noch für die Bekenner der katholischen Kirche selbst einerlei seyn, was und wie es beschlossen und ausgeführt wird. Es wird in den nächsten Folgen nicht gleichgültig seyn, ob gegen die Kirche Recht und Gerechtigkeit geübt und das Princip der Freiheit wahrhaft durchgeführt, oder ob der alte Despotismus unter neuer Firma aber mit alter Treulosigkeit fortgesetzt wird. In dem einen Falle wird die Kirche die Gerechtigkeit, die ihr gewährt wurde, hundertfach vergelten, und wenn auch gewaltige Kämpfe und Krämpfe der neuen Geburt vorangehen, doch die Gesellschaft vor ihrem Untergange bewahren, und selbst frei die freie Gesellschaft in die neue Zeit hinübergeleiten. In dem anderen Falle wird die freie Kirche sich erst aus Schutt und Trümmern, aus den Gräueln der Verwüstung und einer neuen Barbarei, aus einem Abgrund von Jammer, Elend und Weh sich erheben, das Gewand noch geröthet von dem Blute ihrer treuen Bekenner, aber, ähnlich ihrem göttlichen Stifter, um so herrlicher die Siegesfahne schwingend.

## Nachschrift.

Die Frage, ob in Oesterreich die Knechtschaft der Kirche nach dem Buchstaben des Josephinismus, oder nach dem Geiste desselben, oder aber gar nicht fortbestehen solle, ist mittlerweile durch die kaiserlichen Erlasse vom 5. März zur Entscheidung gekommen. Der würdige Reichstag zu Kremsier hat auf würdige Weise seine Thätigkeit beendigt. In seiner letzten Sitzung kam der Beschluß zu Stande, daß ein organisches Gesetz zu erlassen sei, durch welches das Recht die Kirchenvorsteher durch freie Wahl zu bestellen den kirchlichen Gemeinden und Synoden, zu welchen auch die Gemeinden Vertreter senden, eingeräumt, hinsichtlich des Kirchenvermögens aber angeordnet werde, daß dasselbe durch Organe, welche von den kirchlichen Gemeinden, oder nach Umständen von den Diöcesan- oder Provinzial-Synoden bestellt werden, unter dem Schutze des Staates zu verwalten sei. Am Schluße stellte der Präsident den Antrag, die nächste feierliche Sitzung am 15. März mit einem Gottesdienste einzuleiten. Schade, daß es den ehrwürdigen Vätern nicht mehr vergönnt war, diesen erbaulichen Akt in's Werk zu setzen, und das Volk durch den Augenschein von ihrer zarten Andacht und Frömmigkeit zu überführen. Was jenes organische Gesetz eigentlich bedeute und welche Folgen es für die katholische Kirche gehabt hätte, bedarf nach Allem, was wir über diesen Gegenstand bereits gesagt haben, keiner weiteren Erläuterung. Glücklicher Weise ist das österreichische Volk durch die Auflösung des Reichstages in die Lage gekommen, seine wahre Stimmung kund zu geben und zu beweisen, daß es liberaler sei, als seine absolutistischen Vertreter, und mündiger als seine unmündigen Vormünder, daß es mehr praktischen Verstand und mehr Sinn für Freiheit, Recht und Wahrhaftigkeit besitzt, als „die Quintessenz der österreichischen Intelligenz und die zahllosen Sterne erster Größe am Firmamente des österreichischen Staates, vor welchen alle Nebel der Vorurtheile verschwinden müssen", wie der

Reichstag von Einem aus seiner Mitte mit der liebenswürdigsten Schafsunschuld apostrophirt wurde. Der Kaiser aber und seine Minister, freisinniger und freiheitsliebender als die Publicisten aus der josephinischen Schule und die Schüler der Hofräthe Martini, Zeiller und Egger, haben sich für das Princip der religiösen Freiheit erklärt, das alte schmähliche Joch des Josephinismus zerbrochen, und die katholische Kirche und alle übrigen bisher in Oesterreich bestandenen christlichen Confessionen zugleich mit der jüdischen Synagoge emancipirt. Noch hängen, trotz dieser Freilassung, Staat und Kirche in Oesterreich mit unzähligen Fäden zusammen, wie dieß nicht anders denkbar ist in einem Staate, welcher Jahrhunderte geschichtlichen Bestandes zählt, und eben erst seine erste Revolution erlebt hat. Alle diese Fäden mit einem Ruck zu zerreißen, ist unmöglich, und würde auch weder dem Staate, noch der Kirche zum Heile gereichen, da Alles erst im Werden und im Processe der Organisirung begriffen ist. Es wird also ganz darauf ankommen, wie die Regierung die Emancipation versteht und praktisch in Ausführung bringt. Die Minister haben in der furchtbarsten und gefährlichsten Lage, in welcher sich Oesterreich jemals befand, ihre Aufgabe begriffen und mit Muth und Entschlossenheit, mit Geist und Umsicht gehandelt. Sie haben sich, was so selten ist in unserer Zeit, als Männer und als Staatsmänner, als treue Räthe ihres Kaisers, und zugleich als treue und wahre Freunde des Volks erwiesen. Wir glauben und hoffen mit Zuversicht, daß sie es mit der Freiheit der Kirche redlich meinen, daß sie auf dem offenen und geraden Wege, den sie betreten haben, vorwärts schreiten, daß sie das Princip der religiösen Freiheit nicht nur für Katholiken, sondern für Alle durchführen werden. Diese Hoffnung schließt zugleich den Kern und den Grund aller unserer Hoffnungen für Oesterreich und für ganz Europa in sich.

---

## XXXVII.

### Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 10. April 1849.

Wer mit offenen Augen dem Weltlaufe in Deutschland seit den letzten Jahrzehnten zugesehen, wird wissen, daß nicht erst seit gestern eine starke und zahlreiche, aus ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzte, preußische Partei aus allen Kräften des Leibes und der Seele, mit allen physischen und moralischen (oder unmoralischen!) Mitteln nach einer preußisch-deutschen Kaiserkrone ringt. Viele, sonst ganz unbegreifliche Erscheinungen in der Geschichte des letzten Jahres werden nur dann verständlich, wenn man sie einfach von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Jedesmal, wenn sich eine nähere oder fernere Aussicht ergab, Oesterreich zu Grunde gehen oder es aus Deutschland ausgeschieden zu sehen, machte die preußische Kaiserpartei eine Demonstration, eine vordrängende Bewegung, eine Berufung an das deutsche Volk, um daran zu erinnern: daß es jetzt doch endlich einmal an der Zeit sei, die Verdienste Preußens zu erkennen, dessen König zum Beherrscher zu führen. Wenn das deutsche Volk nicht wollte — und es wollte und will zur Stunde noch nicht! — dann schwieg man verdrießlich, zog sich zurück und fing nach kurzer Zeit das alte

Spiel mit neuen Kräften an, wie wenn bisher noch nichts Erhebliches in dem Fache geschehen wäre.

Man hat die berühmten Erklärungen des Königs von Preußen in den Märztagen des vorigen Jahres eben so unbegreiflich finden wollen, als dessen Zurückziehen und Preisgeben seiner treuen Truppen nach einer, in den Straßen von Berlin gegen die Anarchie und den treulosesten Aufstand gewonnenen Schlacht. — Beides erklärt sich nicht minder, wie der berühmte Umritt des Königs mit der tricoloren Fahne durch die Hauptstadt, wenn man erwägt: daß die feierliche Kundgebung der welthistorischen königlichen Sinnesänderung unmittelbar nach dem Eintreffen der Kunde von den Wiener Märztagen statt fand, jener Märztage, durch welche der alte Bau des Hauses Oesterreich für immer gebrochen schien. Der Erfolg dieser plötzlichen, politischen Bekehrung zur Sache des constitutionellen Fortschritts war freilich das Gegentheil dessen, was beabsichtigt worden. Die Kaiserkandidatur fand bei der Revolution keine sonderliche Gnade; aber dafür wurde das bestehende Königthum die Zielscheibe des entwürdigendsten Hohnes, der tiefsten Geringschätzung; der dritte Nachfolger Friedrichs des Großen wurde Monate lang von den „lieben Berlinern" fast als Gefangener behandelt.

Kaum war nach diesem Sturme ein Moment der Ruhe eingetreten, als in der Mitte des Sommers die alten Gelüste sich wieder regten. Der bekannte Ministerialstylist Herr Varnhagen von Ense, brachte plötzlich, (gewiß nur aus eigener, freier Bewegung und ganz unbefangen!) in einem „schlichten Vortrage an die Deutschen, über die Aufgaben des Tages", auf's Neue das Haus Hohenzollern in Erinnerung, und empfahl es noch einmal bestens dem geneigten Publikum zur Kaiserwürde. Schade, daß bald darauf wieder in Berlin Tage des Entsetzens und der wilden Anarchie folgten, sonst wäre es kaum erklärlich, wie die kostbare Zeit, wo das Schicksal von *Oesterreich* in den Octobertagen auf der Spitze des Schwertes

stand, in dem intelligenten Spree-Athen so ungenutzt verstreichen konnte.

Zum letzten Mal schien sich die Gelegenheit zur Verwirklichung der längst gehegten frommen Wünsche darzubieten, als der Kaiser von Oesterreich am 4ten März den Völkern seines Reiches eine Verfassung verlieh, durch welche diese Monarchie, neben der freien Entwickelung der Nationalitäten, eine großartige, einheitliche Organisation erhielt, wie Oesterreich sie noch nie gehabt hatte. — Den deutschen Interessen konnte ein starkes und mächtiges, zu einem großen, gleichartigen Ganzen verschmolzenes Oesterreich nur förderlich und willkommen seyn, — nicht so den particularistischen Gelüsten der preußenthümlichen Partei. Dießmal wurden die Hebel für deren Zwecke in Frankfurt angelegt. Oesterreich sollte, wie schon vorlängst beabsichtigt war, ganz aus Deutschland hinausgedrängt, Preußen durch einen kühnen Handstreich das Steuerruder der Gewalt in die Hand gegeben werden. — Herr Welcker, badischer Bundesgesandter und Mitredacteur des Staatslexicons, von dem die Zeitungen ergötzlich berichten, daß er Abends halb eilf Uhr noch mit bekannter Fülle und Ausführlichkeit der Rede in seinem Klubb für Großdeutschland und gegen die Abtrennung Oesterreichs gesprochen, überraschte am andern Morgen (12. März) die Paulskirche und die Welt mit seinem bekannten Antrage: „die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde Seiner Majestät dem König von Preußen zu übertragen."

Nach dem Gewicht, welches wir seit vielen Jahren auf die ungewöhnlichen Rede- und Geistesgaben dieses ausgezeichneten Staatsmannes zu legen gewohnt sind, — halten wir es, aufrichtig gestanden, nicht der Mühe werth, uns auch nur einen Augenblick bei der Untersuchung aufzuhalten, wodurch jener, in der parlamentarischen Geschichte beispiellose Wechsel des politischen Systems herbeigeführt seyn mag. Conjecturen darüber anzustellen, ist um so überflüssiger, als bekanntlich der

Welcker'sche Antrag wider alles menschliche Vermuthen in der Sitzung vom 21. März, so wohl was die Erblichkeit als die Uebertragung der Kaiserwürde an Preußen betrifft, verworfen wurde. Die preußisch-erbkaiserliche Partei hatte mit Sicherheit auf einen Triumph gerechnet; sie hatte, damals schon! Glockengeläut, Kanonendonner, Festessen und Huldigungsdeputation nach der neuen Reichshauptstadt in der Mark vorbereitet. Für das Mal noch umsonst! Denn

> Zwischen Lipp' und Kelchesrand,
> Schwebt der finstern Mächte Hand.

Man kann leicht denken, daß das wiederum in seinen Hoffnungen getäuschte Preußenthum jetzt seine letzten Kräfte aufbieten mußte. Ohne prophetische Gabe konnten dessen Führer und Leiter sich zurufen: jetzt oder nie! Denn schlug dießmal der so viele Jahre durch, auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete mit allen erdenklichen offenen und geheimen Mitteln geförderte Anschlag fehl, so war er, menschlichem Ansehen nach, für alle Zeiten vertagt. — Es war daher in der That nicht zu verwundern, wenn die alte Kaiserstadt am Main, seit dem sie steht, noch niemals ähnliche Wahlkämpfe erlebt hat, als in den sieben, die Entscheidung vorbereitenden Tagen der Umtriebe, vom 21. bis 28. März, als an welchem letztern, trotz der Verwerfung des Welcker'schen Antrags, bei der Berathung der betreffenden Paragraphen der künftigen deutschen Verfassung, eine nochmalige Abstimmung über dieselbe Frage statt fand. Preußischer Seits war kein Mittel verschmäht worden, Stimmen für das Kaiserthum Friedrich Wilhelms IV. zu gewinnen, und die Geschichte wird die Namen von vier Oesterreichern (Makowiczka, Schneider, Reitter und Rößler, einem gebornen Deutschböhmen und Wiener Privatdocenten) aufbewahren, deren Stimme die Erblichkeit der Kaiserwürde gegen das Interesse Deutschlands und Oesterreichs entschied. Die weitere Entscheidung zu Gunsten des preußischen Planes wurde durch eine einfache Transaction zweier entgegengesetzter Parteien herbeigeführt. Die republikanische oder zur Republik hinstre-

bende Linke, der es gelungen war: eine Verfassung des künftigen Reiches durchzusetzen, welche nur schwach durch einige monarchische Drappirung das künftige centralisirte Freithum verhüllte, willigte in die preußische Kaiserwahl, weil sie diesen Weg unter den obwaltenden Umständen für den kürzesten zur offenkundigen Republik hielt. Die specifisch preußenthümliche Fraction dagegen verhehlte ihre Hoffnung kaum, daß wenn die Kaiserkrone erst auf dem Haupte eines Hohenzollern prange, die lästige Verfassung sich wohl beseitigen lassen und Deutschland in Preußen aufgehen werde. — Diejenigen, welche etwa der Meinung seyn sollten, daß hiernach jede der beiden Hälften des modernen Kurcollegiums darauf ausgegangen sei, die andere hinter das Licht zu führen, dürften nicht allzu weit neben die Wahrheit getroffen haben. Wie dem aber auch sei, die Mehrheit Derer, welche sich der Intrigue anschlossen, war, trotz aller Anstrengungen der Erbkaiserlichen, nur eine unbedeutende. Zweihundert und acht und vierzig Stimmen erklärten, weil sie die Competenz des Parlaments zu solcher Wahl nicht anerkannten, daß sie sich derselben gänzlich enthielten, und nur zweihundert und neunzig übertrugen, nachdem der Präsident statt des heiligen Geistes „den Genius des Vaterlandes" angerufen, die neue Kaiserkrone auf König Friedrich Wilhem IV. von Preußen. Als das Interessanteste an diesem Acte ist uns der Anlauf zum Feierlichen erschienen, den der Vorsitzende nahm, als er der Versammlung das große Ereigniß verkündigte. Der Vergleich mit den Formen und Symbolen früherer Jahrhunderte ergibt sich von selbst. „Möge", so lautete die Rede, „der deutsche Fürst, der wiederholt und öffentlich die unvergeßlichen Worte gesprochen, daß der warme Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares, mütterliches Erbe sei, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, Freiheit und Größe unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung aus dem gesammten Volke hervorgegangen, wie noch keine je auf dem deutschen Boden tagte, ihn an dessen Spitze berufen hat. Bei unserm edeln deutschen Volke aber möge, wenn es auf die

Erhebung des Jahres 1848 und deren Ergebnisse zurückblickt, der Spruch des Dichters Geltung finden, dessen Wiege vor nun einem Jahrhundert in dieser alten Krönungsstadt gestanden:

„Nicht dem Deutschen geziemt's, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten.

Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser."

War in dieser Weise, neben dem edeln, deutschen Volke gelegentlich auch des Herrn aller Dinge gedacht, so hat dieser wenigstens gezeigt, daß er die Schicksale der Menschen anders lenkt, als es die Sterblichen vorherzuberechnen pflegen. Denn keines Menschen Witz und Weisheit hat es vorausgesehen, daß die Deputation, welche, um nicht am 1. April einzutreffen, auf weitem Umwege nach Berlin reiste, mit einem Resultate zurückkehren werde, welches gleichzeitig die Erwartungen des Candidaten der Kaiserkrone, wie die seiner sämmtlichen Wähler täuschte. Während nämlich eine große Zahl der letztern, welche fürchten mochten, überlistet zu werden, sich schriftlich anheischig machte, daß sie unter keiner Bedingung sich in irgend eine Modification der mehr als halbrepublikanischen Reichsverfassung einlassen, sondern jeden dießfälligen Vorschlag, woher er auch komme, verwerfen wollten, — konnte umgekehrt die der Deputation ertheilte Antwort des Königs nach allen Regeln einer vernünftigen Interpretation nicht anders verstanden werden, als daß er die ihm zugedachte Ehre und Würde annehme, dagegen aber sich die rechte und thatsächliche Möglichkeit offen halte, durch Berathung mit andern Regierungen eine Aenderung jener Reichsverfassung herbeizuführen, und dieß zwar, weil deren unveränderte Aufrechthaltung den Sitz auf dem neuen Throne eben so lästig als unhaltbar machen mußte. Gerade diese Trennung der Krone von der Verfassung aber wollte und konnte die Deputation nicht zulassen, und so geschah das in der deutschen Geschichte bisher noch nicht Erhörte und Dagewesene: daß die Deputation der Wähler dem gewählten Kaiser

erklärte: er habe abgelehnt, und dieß zwar troß aller Bitten des Prinzen von Preußen und seiner „deutschen“ Gemahlin, welche gern eine Milderung dieses Urtheils herbeigeführt hätten.

---

Den 12. April 1849.

Ein Mann, den wir heute wie ehedessen, dem Herzen und Charakter nach zu den Edelsten und Besten in Deutschland zählen, und dessen reiche Fülle von tiefen Einsichten und klaren, geistvollen Anschauungen wir seit einer Reihe von Jahren, ohne ihn nennen zu dürfen, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, in diesen Blättern mit gebührender Anerkennung hervorgehoben und besprochen haben, — dieser Mann hat sich in der gegenwärtigen Krisis auf die Seite des preußischen Erbkaiserthums gestellt. Dieß ist der General von Radowitz. Jedes innigere, menschliche Verhältniß hat seine unverletzlichen Ansprüche; es darf, den Adel der Gesinnung und die Einheit des höchsten Zieles vorausgesetzt, nicht unzart berührt, geschweige denn um der politischen Meinung willen gebrochen werden. Aber die Wahrheit hat auch ihre nicht minder heiligen Rechte. So nehmen wir keinen Anstand, dem Schreiben, welches der Genannte als Mitglied des Frankfurter Parlaments an seine Wähler richtete, in dem Nachfolgenden unsere Ueberzeugung gegenüber zu stellen.

Das erwähnte Schreiben lautet aber also:

„Es ist augenscheinlich, daß der politische Wille, welcher hier noch zum Beschlusse der Nationalversammlung erhoben worden ist, in der Versammlung sowohl als im deutschen Volke selbst eine Opposition gegen sich hat, die an Kräften jeder Art nur ein Weniges geringer ist. Näher betrachtet, setzt sich dieser Widerstand, der bald genug in verhängnißvollen Gestalten hervortreten wird, aus folgenden Elementen zusammen. Zuerst der Standpunkt, welchen Oesterreich bei diesen Fragen einnehmen muß. Ich habe



... Gemeinschaft gebrochen und a
setzt habe, welches die Bildung
Deutschlands von vornherein unn
ment der Opposition liegt in den
schen Staaten, der vier König
ordnung unter ein Kaiserthum üt
ein preußisches, weigern. Bis a
auch diesen Empfindungen Rechnun
im bayerischen Volke, von dem Be
währten Stammesgemeinschaft getrag
derniß ist begreiflicher Weise die dur
politische Richtung zu betrachten, we
Republik zum Ziele gesetzt hat. Ol
Partei ein tief begründeter Unterschied
die zu erreichende Staatsform bloß
zugleich eine sociale Umwandlung im
republikanische Partei gegenwärtig n
um jede Gestaltung des deutschen Rei
sche Spitze ausläuft, einträchtig zu be
hendem die wesentlichsten Kräfte ange
innerhalb als außerhalb der Nation
neuerung des Kaiserthumes verbunden
übrig, einer anderen Erscheinung ...

hafter Ueberzeugung nicht umhin, hierin eine irrige Ansicht zu erkennen. Das Wohlbefinden der katholischen Kirche in einem Staate ist in dem gegenwärtigen Stadium der politischen Weltgestaltung nicht mehr von der Concession des Regenten abhängig; wenn früher der Grundsatz: Cujus est regio, illius est religio, nur zu vielen Eingang gefunden hatte, so hat diese dem Geiste und dem Wesen des Christenthumes entschieden widersprechende Behauptung jetzt jede Bedeutung verloren. In dem Staate, wie er in Deutschland verkörpert ist, braucht die Kirche weiter nichts zu fordern, als Gesetze, die ihre Freiheit verbürgen, und Gerechtigkeit bei denen, welche sie handhaben. In ersterer Hinsicht dürfen die deutschen Katholiken mit Befriedigung auf den großen Fortschritt blicken, welchen die gesetzliche Freiheit ihrer Kirche in dem letzten Jahre gemacht hat; es ist dieses eine der unzweifelhaftesten Tröstungen für alle Diejenigen, welche von manchen anderen Erscheinungen der Zeit ihre Augen mit Schmerz abwenden. Daß der erste Anstoß hierzu von der deutschen Nationalversammlung ausgegangen ist, daß aus deren Schooße, trotz des feindseligsten Widerstandes, die Bestimmungen erwachsen sind, die ungeachtet mannigfacher Mängel doch der Kirche zuerst wieder ihr gutes Recht gewährleisten, darauf darf mit Genugthuung und Freuden hingewiesen werden. Die Festsetzungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate, welche in die neuen Verfassungen von Preußen und Oesterreich übergegangen sind, haben auf diesem Fundamente gefußt, und der Kirche einen freien Raum und eine Bürgschaft für ihre wohlbegründeten Ansprüche gegeben, wie sie sie in Deutschland seit Jahrhunderten nicht besessen hat. Allerdings kommt es noch ferner darauf an, daß diese gesetzlichen Bestimmungen im Sinne der Gerechtigkeit und wahren Staatsweisheit gehandhabt werden. Aber auch dafür gibt die Concession des Regenten keinerlei Garantie. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf die staatskirchliche Verwaltung hinzudeuten, welche seit sechzig Jahren in der österreichischen Monarchie stattgefunden und der Freiheit der katholischen Kirche härtere Fesseln angelegt hat, als irgend wo. Auch die Erfahrungen, welche die katholische Sache in Bayern in den letzten Jahren gemacht hat, sind ein schmerzlicher Beleg dafür, wie wenig hierin auf vorübergehende Begünstigungen dieser Art zu zählen ist.

Die Katholiken werden sich eine gerechte Behandlung ihrer Interessen Seitens der Staatsgewalt allein dadurch sichern, daß sie über ihrem guten Rechte ernstlich wachen, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gottes ist! Wenn daher die obschwebenden politischen Fragen schon als ohne Einfluß auf die kirchlichen Interessen erscheinen, so muß ich noch weiter die Ueberzeugung aussprechen, daß das Hereinziehen dieser politischen Controversen in das kirchliche Gebiet nur als verderblich für beide Seiten erachtet werden muß. Wer die heilige Sache der katholischen Kirche in das Getümmel und das Geräusch der wechselnden Tagespolitik hineinzieht, der wird die Katholiken der Gefahr einer Spaltung unter sich selbst aussetzen, und ihren Gegnern den stets bereiten Vorwand leihen, ihre Handlungen zu verdächtigen. Die Erfahrungen, welche hierüber in andern Ländern gemacht worden sind, liefern hierzu für Jeden, der die innere Geschichte der letzten Jahrzehnte kennt, die traurigsten Belege; Deutschland, ein ganz paritätisches Land, ist solchen Gefahren in noch weit höherem Maße ausgesetzt. Wenn in kirchlichen Dingen nicht mehr die Katholiken ungeachtet ihrer politischen Differenzen zusammen stehen können, und in politischen Dingen nicht mehr die Conservativen ungeachtet ihrer festgehaltenen religiösen Unterschiede, so wird Kirche und Staat daran zu Grunde gehen. Nach diesen klar erkannten Vordersätzen hat Ihr Abgeordneter gehandelt, seitdem er durch Ihr Vertrauen in die Nationalversammlung berufen worden ist, und ist sich bewußt, hierdurch die Sache der Kirche sowohl, als die der rechtlichen Staatsordnung nach Kräften gefördert zu haben. Indem ich von dieser Betrachtung wieder zu weitern Thatsachen zurückkehre, so ist es klar, daß Vernunft und Besonnenheit es hätten verhindern sollen, daß je das deutsche Verfassungswerk in die Lage geriethe, in welcher es sich befindet. Die eine Partei hätte zu der Erkenntniß kommen müssen, daß ein bloßer Staatenbund, der noch unter dem deutschen Bunde von 1815 bliebe, den Bedürfnissen der Nation schlechterdings nicht genügt. Die andere Partei dagegen hätte zugeben müssen, daß ein bloßer Bundesstaat der Oesterreich nothwendig ausschließe, eine Zerreißung Deutschlands herbeiführen, und einen Widerstand von unberechenbarem

Umfange hervorrufen werde. Jede unbefangene Erwägung hätte dann gelehrt, daß mit einer Institution diese Doppelaufgabe nicht zu lösen sei, sondern daß es einer zweifachen und gleichzeitigen Union bedürfe. Mit gutem Willen beiderseits wäre dieses Ziel zu erreichen gewesen. Statt dessen hat, wie ich schon früher erwähnte, die neue österreichische Verfassung den Standpunkt gänzlich verschoben und den Leidenschaften Thür und Thor geöffnet. (!!) Man hat auf Seiten der Gegner die extremste Form des Oberhaupts hingestellt, und diese in kürzester Frist zur Entscheidung getrieben. Bei der lebhaftesten und schmerzlichsten Anerkennung der Gefahren, welche aus dieser Alternative für das gesammte Vaterland erwachsen, hat sich Ihr Abgeordneter doch nicht der Pflicht entziehen dürfen, streng abzuwägen, welche Folgen jetzt aus einer Verwerfung des Antrags des Verfassungs-Ausschusses erwachsen mußten. Eine sorgfältige Berechnung der Zusammensetzung der Parteien ergab, daß, wenn die Wahl eines Erbkaisers nicht angenommen wurde, keine einzige der anderen Formen für das Reichsoberhaupt eine Majorität erlangen könne. Der Ausgang würde daher dann der vollständige politische Bankerott der Nationalversammlung, nämlich die offenkundige Erklärung gewesen seyn, daß die Nationalversammlung schlechthin außer Stande sei, die Verfassung Deutschlands zu Ende zu bringen. Dann standen sich auf dem Kampfplatze nur zwei wirklich lebenskräftige Potenzen gegenüber: die Republik und die Gewaltsherrschaft. Beide bedingen sich gegenseitig. Der Entschluß, die Verfassung durch einen Act der Regierungen einseitig festzustellen, hätte sich unabweislich aufgedrängt und zu Folgen geführt, über welche ich angemessener finde, hier einen Schleier zu ziehen. Von dieser deutlichen Erkenntniß ausgehend, sind zuerst alle Mittel erschöpft worden, um einen versöhnenden Weg zu eröffnen und den Regierungen selbst die Möglichkeit zu gewähren, zu einer Vereinbarung unter sich und mit der Nationalversammlung zu kommen. Als aber alle diese Versuche an der Hartnäckigkeit der Parteien scheiterten, hat sich Ihr Abgeordneter aus den oben dargelegten Erwägungen verpflichtet gefunden, der sofortigen Wahl des Erbkaisers seine Stimme nicht zu entziehen. In dem gegenwärtigen Stadium ist die Entscheidung der Geschicke der Nation zunächst in die Hände der preußischen



... für alle Theile herbei
äußern Kriege überliefern wer.
gierung ist in dem ganzen He.
nütziger gewesen; hierin allein
beschieden sei, Deutschland au
deren Eintritt eben Preußen k

Wir stehen hier einem
Verfasser mit allen ihm zu
scharfen Dialectik bis zu sein
dieser schwebt die preußische
auch offen und ohne den mind
setzte Anschauungsweise darlegen

Wir können die Reformati
ganzen, ihr vorhergehenden Reih
rettungslos zur Lösung der deutsc
umgekehrt, mit gleichem Rechte:
tracht, welche seit dreihundert
Keine dieser beiden Ansichten sc
jedem dieser beiden Fälle war e
jenen Riß durch unsere Volksei
wenn wir uns nicht mit Geflisse
nicht mit Redeblumen ...

In welche Lage unser Vaterland dadurch gegenüber den benachbarten europäischen Großmächten gerathen, ist weltkundig. Das Reich ist schon zu Münster und Osnabrück an den Folgen der Reformation gestorben, und am 6. August 1806 bloß ohne Sang und Klang zu Grabe getragen worden.

Wollte das, durch die unverdiente Gnade Gottes der äußersten Schmach und Erniedrigung noch einmal entrückte Deutschland nicht wieder dem ersten Sturme erliegen, so mußten die deutschen Fürsten zuvörderst und unter allen Umständen gegen jeden äußern Feind zusammenhalten.

Der deutsche Bund war demnach keine willkürliche und beliebige Erfindung der Diplomaten, sondern die naturwüchsige, durch die Nothwendigkeit von selbst gegebene, einzig mögliche Form des deutschen, politischen Gesammtlebens.

Diejenigen, welche bei dem großen europäischen Frieden vom Jahre 1814 und seitdem die Wiederherstellung eines großen, einheitlichen, deutschen Reiches für möglich und wünschenswerth hielten, gehörten zwei gänzlich verschiedenen, einander im innersten Lebenskeime feindlichen und sich befehdenden, geistigen Gebieten und Richtungen an. Es waren entweder solche, die begeistert von der Idee eines christlichen Kaiserthums im Sinne des Mittelalters, — der höchsten politischen Conception, welche die Weltgeschichte kennt! — die Wiederaufrichtung desselben für möglich hielten, weil sie glaubten, daß die Erbitterung der protestantischen Opposition gegen diese Einheit im Laufe dreier Jahrhunderte erloschen, und der christlichern Regung gewichen sei, die im Jahre 1815 wieder erwacht schien. — Oder es waren solche, welche glaubten, daß jetzt endlich die Stunde des Triumphes der zerstörenden Gewalten gekommen sei, daß jetzt endlich, nach so vielen mißglückten Versuchen, der Plan in's Leben treten könne, den Franz v. Sickingen und Ulrich von Hutten zuerst entworfen, der Plan eines auf die Zertrümmerung der katholischen Kirche, die Ausrottung ihrer Freiheit, die Confiscation ihres Eigenthums



... getäuscht, aber da...
lands in entgegengesetzte Strö...
Deutschland jedem äußern Fei...
stärker gemacht, als es je gewe...
deutschen Revolution drei und ...
dämmt hat, dieß ist sein und sei...
dienst. Daß er dem Wunsche ...
nützigen Einrichtungen, welche ...
selbst nach den möglichen und ...
lei Rechnung getragen, daß der ...
züchtigend oder beschränkend, nie ...
befreiend wirken wollte, das wa...
prickelnde Unruhe eines gewissen kur...
nur allzu wohl auszubeuten gewuß...
seinen Unterlassungssünden gefaßt, ...
fentlichen Meinung der Deutschen, ...
sches Volk gewesen!) — dann in ...
keit zu Grunde gerichtet, und ehe ...
auch nur möglich war, — die alte ...

Die großen Gegensätze, welche ...
tem Schwerte gegenüberstehen, sind ...
Tage: es sind ...

Die unerläßliche, von der Vorsehung gesetzte Bedingung des innern Friedens von Deutschland war das Gleichgewicht von Oesterreich und Preußen. Um diese beiden Hauptmächte herum konnten sich die übrigen deutschen Regierungen nur als **Bund** gruppiren. Dieser Bund konnte enger oder weiter gehalten, kräftiger oder laxer, mit oder ohne Energie gehandhabt werden, aber kein Meister in Israel, kein diplomatischer Salomo wäre im Stande gewesen, eine andere politische, für das gesammte Deutschland praktische Formel zu finden, als die des Bundes; sie war durch Deutschlands Geschichte, durch die Macht der Thatsachen, durch die Vorsehung selbst gegeben. Wer nach der Krone griff, wälzte den Stein von der Höhle, in welche, wie Herodot erzählt, die Magier Pest und Krieg und Hunger beschlossen hatten. Er ist geschehen der kühne Griff und die Plagegeister sind los und sie werden ihren Umgang halten; durch alle deutschen Lande. Diejenigen, welche die Geißel Gottes verschonen wird, werden so die Kunde von der Züchtigung, welche dem gegenwärtigen Geschlechte ob seiner Thorheit und seines Uebermuthes geworden, wie zum warnenden Exempel auch die Namen Derer auf die Nachwelt überliefern können, welche das unheilvolle Zauberwort gesprochen, und den Bund (des Friedens wie die Einen, der Erstarrung wie die Andern es nannten) gelöst haben.

Dieß ist unser Standpunkt, und von diesem aus wollen wir in der Kürze das Schreiben des Generals von Radowitz beleuchten. Die Partei, welche Preußen die Kaiserkrone geboten, wollte dieß, so sagte sie, im Interesse von Deutschlands Einheit. Wir zweifeln ob Einheit ohne Eintracht möglich sei, und Eintracht scheint uns nur dort zu walten, wo Alle im Wesentlichen dasselbe wollen. Wie steht es um diesen Willen?

Das Schreiben findet es sehr natürlich, daß **Oesterreich**, dieses mächtige alte Glied des deutschen Reiches sich einer Umgestaltung desselben widersetzt, durch welche es von dessen Gemeinschaft ausgeschlossen wäre.

Wie steht es um die vier **Königreiche**, (Bayern, Wür-

temberg, Sachsen, Hannover)? Das Schreiben gibt zu, daß sie sich der Unterordnung unter ein Kaiserthum überhaupt, besonders aber unter ein preußisches weigern, und will diesen Empfindungen Rechnung tragen, besonders, wo sie, wie im bayerischen Volke, auf dem Bewußtseyn einer alten, viel bewährten Stammesgemeinschaft ruhen.

Das Schreiben hat ferner darüber keinen Zweifel, daß die demokratische Republik jede Gestaltung des Reichs bekämpfen werde, welche in eine monarchische Spitze ausläuft; wenn sie nicht, möchten wir hinzusetzen, gerade die entgegengesetzte Politik befolgt, und Deutschlands pheudomonarchische Centralisation deshalb durchzuführen sucht, weil sie mit Bestimmtheit voraus sieht, daß die preußische Einheit nur die kurze Brücke in die Vielheit der Anarchie seyn könnte.

Oesterreich, die vier Königreiche und die republikanische Partei, zusammen sechs Elemente die, so scheint uns, doch veranschlagt zu werden verdienen, wollen also das preußische Erbkaiserthum nicht. Aber wir gingen ja von der Annahme aus, daß das deutsche Volk „wie ein Mann“ diese Einheit fordere, wie der Wanderer in der Wüste nur nach dieser Einheit lechze, sich um dieser Einheit willen gerne auch Preußen werde gefallen lassen!

Kann, so fragen wir jeden Mathematiker, der projektirte deutscheinheitlich preußische Kaiserthron, nach den einfachsten Regeln der Statik, auf die genannten sechs Säulen gegründet werden, die, das Factum beweist es und das Schreiben gibt es zu! nach divergirenden Richtungen auseinander streben?

Dieß vorausgesetzt ist es die weitere einfache Frage, ob es nicht tausendmal, nicht bloß deutschpatriotischer, sondern auch klüger und menschlich edler gewesen wäre, wenn Preußen mit Beseitigung jedweder afterromantischen Anwandlung und strenger Beherrschung jedes Kaisergelüstes mit Oesterreich und den vier Königreichen gegen den sechsten der oben genannten Factoren gemeine Sache gemacht und bundesbrüderlich zusam-

mengehalten hätte, statt in allen, auch den trübsten Gewässern nach Popularität zu angeln?

Die Thatsachen der nächsten, wie der fernern Zukunft werden diese Frage beantworten.

Neben den genannten, gegen Preußen obwaltenden Abneigungen constatirt das Schreiben auch noch eine andere, die der Katholiken, welche die neue Kaiserkrone nicht auf das Haupt eines protestantischen Fürsten setzen wollten.

Diese für das preußische Interesse zu gewinnen oder zu neutralisiren, scheint der Hauptzweck des Sendschreibens. Eben darin liegt aber auch eine Aufforderung für die historisch-politischen Blätter, sich über denselben Gegenstand zu äußern.

„Die Katholiken", sagt der Verfasser, „werden sich eine gerechte Behandlung Seitens der Staatsgewalt allein dadurch sichern, daß sie über ihrem guten Rechte ernstlich wachen, dem Kaiser geben, was des Kaisers, Gott aber was Gottes ist." Wahrlich, wir sind damit aus vollster Seele einverstanden, und dieß um so mehr als wir, so von jeher, wie vor wenigen Monaten noch, genau in demselben Sinne unser Wort an die katholischen Unterthanen Preußens richteten.

Ob aber ein protestantischer Fürst, ob Preußens König insbesondere die projektirte deutsche Kaiserkrone trage, hierüber darf sich, scheint uns, die katholische, öffentliche Meinung mit der vollkommensten Freiheit aussprechen, und durch jedes erlaubte Mittel im Leben Geltung zu verschaffen suchen. Sie darf dieß nicht nur, sie muß es; sie soll es, um des Gewissens willen. Denn im Namen der öffentlichen Meinung, im Namen des deutschen Volkes, so sagt die Partei, soll ja das neue Reich geschaffen werden. Ist es erlaubt den Katholiken im Momente dieser Entscheidung stumme Passivität zu predigen? Nicht darum handelt es sich: dem Kaiser was des Kaisers ist, sondern sich selbst und seinen Kindern und Kindeskindern einen Kaiser zu geben. Für die durch Wort und That bei dieser Gelegenheit geäußerte Wirksamkeit ist jeder Katholik allerdings seinem Gewissen verantwortlich, und seinen Antheil an dem Einfluß, wel-

chen diese Entscheidung für alle Zeiten, insbesondere auf die Kirche haben wird, diesen Antheil wird er in der Stunde des Gerichtes zu vertreten haben.

Daß die Politik ohne Einfluß auf die kirchlichen Interessen sei, daß überhaupt die politische Controverse unserer Tage die Religion und Kirche gar nicht berühre, gar nichts mit ihr gemein habe, nicht streng genug von diesem Gebiete fern gehalten werden könne, — dieß, wir gestehen es offen, ist eine Behauptung, die uns in diesem Munde überrascht.

Wir im Gegentheil haben in Uebereinstimmung mit den „Gesprächen aus der Gegenwart" die, das Eigenthum, die Familie, die Freiheit und alle Ordnung auf Erden zerstörenden politischen Irrthümer unserer Tage immer für eine neue falsche Religion, ihre Lehre für die, nur in eine andere Münzsorte umgesetzte Häresie gehalten. Wie man dem falschen Glauben, der auch seine Märtyrer hat, begegnen könne, ohne seinen unverrückten Standpunkt auf dem Felsen der katholischen Wahrheit zu nehmen, dieß ist uns, bei aller Achtung vor dem Manne, den wir hier bestreiten, nicht klar geworden.

Allerdings können Katholiken und Protestanten sich zu einzelnen, vorübergehenden politisch-praktischen Zwecken, wenn beiderseitiges Interesse sie zusammenführt, die Hand reichen. Wem aber die Religion wahrhaft und wirklich das höchste Interesse ist, bei dem wird sie jedes andere beherrschen, jedes andere wird ihr weichen, in jeder andern Frage wird sie direkt oder indirekt mitsprechen.

Ist das nicht der deutliche Wille der Vorsehung, den sie in den furchtbaren Stürmen der Gegenwart kund gibt, daß sie die falschen Bündnisse vernichten, das politisch Gleichartige auch auf dem kirchlichen Gebiete zusammenführen und einigen, die mit Bewußtseyn festgehaltene Halbheit und Unentschiedenheit zwischen den großen Mühlsteinen der entgegengesetzten Prinzipien zerreiben, das Hinken auf beiden Seiten unmöglich machen will, — ist das nicht der Weg, den die Vorsehung die Deut-

schen im neunzehnten Jahrhundert führt, so verstehen wir die Zeit nicht.

Sollen nun wir Katholiken die preußische Erbkaiserfrage für eine rein adiaphoristische, unser kirchliches Interesse gar nicht berührende ansehen, so schein es doch billig, daß auch die Gegner sich auf denselben Standpunkt stellen. — Dieß haben aber z. B. die eifrigen und übereifrigen Führer und Verfechter des Protestantismus in Bayern nicht gethan. Graf Giech, Baron Rotenhan, Professor Stahl, von Raumer aus Dinkelsbühl, von Zerzog, Decan Bauer u. s. w. haben in demselben Augenblicke das Interesse Bayerns und ihres Königs geopfert, als sich die Aussicht bot einen protestantischen Kaiser zu führen. Auch E. M. Arndt's tollhäuslerische „Ansprache an die Könige" geht von einem ganz anderen als von dem Standpunkte des Generals von Radowitz aus. Die „schlaue österreichische Politik", welche im „sechszehnten und siebzehnten" Jahrhunderte Deutschland

„Was der Fürsten Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt,"

vor Denen rettete, welche es, um des protestantischen Interesse willen, an Franzosen und Schweden verriethen und dem Erbfeinde des Reiches dessen schönste Provinzen zuschmuggelten, — dieses Oesterreich wird hier hart angelassen, weil es unser Vaterland „drei Jahrhunderte starr und lahm" gemacht. Wir Ultramontanen aber werden vollends „in dieser adiaphoristischen, die Kirche gar nicht berührenden Frage" in einer Weise haranguirt, die uns über die freundlichen Absichten selbiger Fraction der preußischen Erbkaiserlichkeit nicht den mindesten Zweifel mehr übrig lassen würde, wenn wir darüber nicht schon längst im Reinen wären *).

---

*) „Auch an eure Herzen möcht ich klopfen, ihr Gehülfen des deutschen Jammers, ihr hohepriesterlichen Ultramontanen, die ihr kein Vaterland haben und empfinden zu können scheint" (Herr Arndt, der russische Agent von 1813, muß es ja als Sachverständiger wissen:



ſeyen, ſo hoffen und wünſch
aus ſehr glaubhafter Quell
gründet ſeyn möge. Auf ei
Biſchöfen, unter Beziehung
an das preußiſche Miniſteriu
vermögens geſtellten Antrag
gangen ſeyn, „da die königli
Alles wieder auf den alten
Leichten Kaufes werden wen
und ſeine Freunde die Zukunf

---

„was des Deutſchen Vaterlan
aus, nicht bloß über die klei
berge nennen, ſondern über di
er die unvergänglichen und u
aufgerichtet hat." — Daß Go
ter dem Berge halte, iſt, zum
Titel eines Profeſſors der G



# XXXVIII.

## Frankfurt und Deutschland.

(Fortsetzung.)

### III.

#### Bayerns Stellung zur absoluten Souverainetät der constituirenden Nationalversammlung.

Als im Frühling des verwichenen Jahres 1848 bei uns in Bayern die Wahlen für Frankfurt auf verfassungsmäßigem Wege, in Vereinbarung der Krone und der Kammern, angeordnet und vollzogen wurden, da hatten die Allerwenigsten einen bestimmten Begriff von der Machtbefugniß dessen, was man damals mit dem sehr allgemeinen Namen eines deutschen Parlaments bezeichnete.

Sicherlich dachten die Meisten als sich von selbst verstehend: wie die Wahlen „für die Volksvertretung am Bunde" auf verfassungsmäßigem Wege in's Leben getreten seien, daß auch ebenso das, was die Erwählten am Bunde, d. h. mit den Bevollmächtigten der Fürsten, über die künftige Verfassung des Gesammtvaterlandes vereinbaren würden, auf dem gleichen verfassungsmäßigen Wege durch Berathung und Zustimmung der Krone und Kammern bindende Rechtskraft erhalten würde.



Einzelstaaten bedürfe, sont
trag ihre Competenz abgeg
durch einfache Majorität e
dachten wohl die Wenigsten
Mehrheit nach seinem Eide
Rechtsboden festhielt.

Es hat diesen seinen W
Wahlen ausgesprochen, inde
ausdrücklich erklärten: daß Ba
daß das Mandat seiner Vertre
tes sei, sondern daß seine con
hin auch seine Verfassung und
inneren Angelegenheiten nach n
daß jede Abänderung auf gesetz

Freilich hätte man von d
ten dürfen, daß sie sich über
von Bayern zu Frankfurt in
des Wahlgesetzes für das Parlam
sprechen würden. An ihnen wä
Kammern über die Natur und G
Deputirten für Frankfurt zu verst

es an unseren Kammern, statt ihrer einzutreten: denn es handelte sich hierbei nicht bloß um die Mediatisirung der Krone, sondern auch unserer Kammern und der ganzen Selbstständigkeit Bayerns in seinen inneren Angelegenheiten.

Schon damals konnte man ohne Prophetengabe voraussehen: daß die Interessen Süddeutschlands und namentlich Bayerns geopfert seien, so bald dem Parlament die Befugniß eingeräumt würde, ohne vereinbarten Bundesvertrag über Alles und Jedes im Namen einer unumschränkten Volkssouverainetät zu entscheiden. Gewann in Frankfurt, wie es in jenen revolutionären Tagen leicht der Fall seyn konnte, die Revolution die Stimmenmehrheit: so mußte sich Bayern von ihren Beschlüssen — hatte es seine Zustimmung nicht voraus ausdrücklich gewahrt — knechten lassen, unsere Abgeordneten mochten immerhin constitutionell-monarchisch stimmen. Nicht viel besser fuhr Bayern, wenn die Partei des norddeutschen großpreußischen Ehrgeizes, deren Thätigkeit sich schon damals nicht verkennen ließ, die Majorität der Stimmen zu gewinnen wußte: dann wurde Bayern und Süddeutschland, kraft des souverainen Parlamentsdespotismus, der keine Vereinbarung mit den Fürsten und keinen verfassungsmäßigen Weg gegenüber den Einzelstaaten anerkennt, den norddeutschen Interessen geopfert.

Wie die Dinge jetzt stehen, so müßten wir, stünde uns die Berufung auf unsere Verfassung nicht zu, uns das verderbliche Joch dieser beiden Parteien zugleich gefallen lassen: denn da keine für sich allein, weder die republikanische, noch die großpreußische, im Stande war, in den Hauptfragen den Ausschlag zu geben: so ist die als „endgültig" beschlossene Reichsverfassung ein durch gegenseitigen schmählichen Schacher zu Stande gekommenes, buntscheckiges Flickwerk. Das preußische Erbkaiserthum gehört dem alle Selbstständigkeit der Einzelstaaten vernichtenden Einheitsstaat des protestantisch-norddeutschen Ehrgeizes an; das suspensive Veto dagegen und das unumschränkte Wahlrecht sind die Zugabe der republikanischen Partei. Was von Beiden für Bayern und Deutschland verderblicher ist, wäre



aufmerksamen Beobachtern als
zubeugen, wäre es, wie gesa
und unserer Kammern gewesen
mäßige Stellung Bayerns zu
zum voraus gegen jeden der
zu verwahren. Oeffentliche Blä
drücklich auf.

Allein es geschah weder
unseren Kammern; beide glaub
ben, daß sie die Wahlen „
Bunde" angeordnet, was eine
seines monarchischen Elementes
man in der Betäubung jener
ziehen, ohne sich auf gesetzlichem
ter zu verständigen.

Daß ein solches negatives
übrigens der Rechtsgültigkeit u
ben kann: versteht sich von se
durch keinen verfassungsmäßigen
Frankfurt geknüpft ist, so beste
noch immer in ganzer Kraft zu

einer republikanischen Volkssouverainetät zu deuten. Ihnen zu Folge war unser bayerisches Wahlgesetz „zur Volksvertretung am Bunde" schon ein Eingriff in diese Volkssouverainetät. Schon damals hätten unsere Abgeordneten, als ungültig gewählt, von Frankfurt zurückgewiesen werden sollen. Was man ja auch wirklich versucht hat; denn in den Augen der Revolution bestand der Bund gar nicht mehr, und die Fürsten und Verfassungen galten nur noch provisorisch. Die Frankfurter Versammlung war dagegen als die Repräsentantin der Volkssouverainetät die einzig und allein Berechtigte, von der Jedes, was künftig noch gelten sollte, erst seine Berechtigung empfangen mußte. Wie weit daher Bayern oder jeder andere Einzelstaat künftig in seinen inneren Angelegenheiten noch selbstständig seyn sollte, darüber hatte Bayern als solches durchaus nicht mitzureden, und es bedurfte hiezu seiner Zustimmung nicht im mindesten; es hatte sich hierin, wie in allem Uebrigen, zum voraus den Beschlüssen der Majorität der Paulskirche, wie sie eben ausfallen mochten, unbedingt zu unterwerfen. Würden auch alle Bayern in und außer der Paulskirche gegen einen solchen Beschluß als landesverderblich protestiren, der Protest ist von keiner Bedeutung und hat keine Kraft, wenn die Bayern in der Nationalversammlung überstimmt werden. Nach der revolutionären Logik dieser Partei hätten wir daher auch gegenwärtig nichts Eiligeres zu thun, als die Grundrechte, das preußische Erbkaiserthum, das suspensive Veto und das allgemeine Wahlrecht und die ganze Verfassung unbedingt und schweigend anzunehmen, oder richtiger gesprochen, es besteht dieß Alles schon ohne unser Zuthun zu Recht. Es bedarf unserer Zustimmung nicht, ja sie wäre schon ein Eingriff in die Souverainetätsrechte der einzig und allein berechtigten Nationalversammlung. Und würde die Majorität, mit ihrem Erbkaiserthume von Friedrich Wilhelm abgewiesen, morgen statt der Erbmonarchie die deutsche Republik proclamiren: so hätte Bayern auch diese unbedingt anzunehmen; denn welche Partei in der Paulskirche eben die Majorität hat, die der preußischen Erb-

monarchie, die von Großdeutschland, oder die der rothen Republik, dieser Majorität hat Bayern wie jeder Einzelstaat unbedingt zu gehorchen, und Grundrechte, Verfassung und Kaiser oder Präsident hinzunehmen, wie sie ihm geboten werden. Von einem Vertrag, der auf dem Wege der Vereinbarung die Rechte und Befugnisse des Parlaments und der Einzelstaaten abgränzt, ist bei den Anhängern dieser Partei nicht die Rede.

Wenn nun auch unser Volk seiner großen Mehrheit nach diese Deutung der Märzbewegung durchaus perhorrescirt, indem es an der Verfassung festhält und nichts von einer Revolution wissen will: so hat dennoch eben jene unentschiedene Haltung unserer Minister und Kammern bei der Berathung des Frankfurter Wahlgesetzes, so wie das spätere zweideutige schwankende Benehmen unseres Ministeriums gegenüber den steigenden Anmaßungen zu Frankfurt eben jener Partei zu Gunsten ihrer Deutung die besten Waffen in die Hand gegeben. Der Pfälzer Republikaner Schüler hat sie auch gar wohl in der Frage über die unbedingte Gültigkeit der Grundrechte gegen das Ministerium zu brauchen gewußt.

Hatten indessen die Minister und die Kammern versäumt, die Selbstständigkeit und die Interessen Bayerns bei der Neugestaltung des Gesammtvaterlandes ausdrücklich zu wahren: so hätte man erwarten können, unsere Abgeordneten würden in Frankfurt das Versäumte nachholen und der Pflichten gegen ihr Vaterland und des Eides auf ihre Verfassung eingedenk seyn. Allein auch diese Erwartung wurde von den Meisten bei den entscheidenden Abstimmungen in Frankfurt, wo es galt, die Rechte unserer Verfassung und die Selbstständigkeit Bayerns gegen den Majoritätsdespotismus zu wahren, auf schmerzliche Weise getäuscht. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen schienen sie die Existenz einer bayerischen Verfassung ganz vergessen zu haben, und an nichts weniger zu denken, als ihrem Lande seine freie Zustimmung zu einer Reichsverfassung zu wahren, die ihm doch so manche alte Rechte und Befugnisse entziehen, so manche neue Pflichten und Lasten auflegen und über sein ganzes künftiges Geschick entscheiden sollte. Daß es aber zu einer so verhängnißvollen Umgestaltung seiner Zustimmung bedürfe, war doch das Mindeste, was es als selbstständiges Bundesglied ansprechen durfte; es war dieß nicht minder im Interesse der neuen Reichsverfassung selbst; denn welche Bürgschaft für ihre Dauer hätte diese gehabt, wenn sie nicht auf die freie Zustimmung Bayerns in verfassungsmäßigem Wege rechnen konnte, sondern ihm von der Revolution octroyirt werden mußte?

(Schluß folgt.)

# XXXIX.

## Frankfurt und Deutschland.

### III.

Bayerns Stellung zur absoluten Souverainetät der constituirenden Nationalversammlung.

(Fortsetzung.)

Auch die Abgeordneten für Bayern, so bald sie die Luft der Paulskirche eingeathmet, ließen sich leider ihrer großen Mehrheit nach von dem dort herrschenden Geist, der von Uebergriff zu Uebergriff führte, nur allzu gefügig in's Schlepptau nehmen. Die Wenigsten von ihnen bewährten jenen männlichen Muth, der unerschütterlich am Rechte in einer Versammlung festhielt, worin gar Mancher keinen Anstand nahm, für einen europäischen Krieg oder die verderblichsten Paragraphen der Verfassung zu stimmen, nur damit ihm nicht der aufgehetzte Straßenpöbel die Fenster einwerfen möchte.

Daß sie in Vollziehung des Beschlusses der Bundesversammlung vom 7. April 1848 nach Frankfurt gesandt worden waren: „um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen", daß mithin die Vereinbarung der Rechtsboden für sie in der Paulskirche war, das schien den Meisten ganz-

lich aus dem Gedächtniß entschwunden zu seyn. Sollte aber das deutsche Verfassungswerk zum Heile des gesammten Vaterlandes und nicht zum Vortheil einer Partei oder eines einzelnen Stammes zu Stande kommen: so mußten alle Betheiligten in gütlicher Vereinbarung dabei zusammenwirken, sonst scheiterte es nothwendig vor seiner Vollendung, und größere Zersplitterung, heillosere Verwirrung, Anarchie und Despotismus waren die Folgen.

Die Frankfurter Abgeordneten, aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen, vertraten bei diesem Werke nur ein einziges Element: nämlich das deutsche Volk im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf Stand und Land, sie vertraten das Element der Freiheit. Da aber die Freiheit nicht ohne Ordnung, die Ordnung nicht ohne Gesetz und Gehorsam, der Gehorsam nicht ohne Obrigkeit bestehen kann: so war die Mitwirkung der Fürsten und Regierungen das nothwendige Gegengewicht, um die neue Schöpfung vor dem Keime des Todes zu bewahren.

Allein der Fürsten und Regierungen wurde in der Paulskirche kaum anders als in einem Tone hochmüthiger Geringschätzung und ungezügelten Hasses gedacht. Vereinbarung mit den Fürsten galt als ein verpönter Gedanke der Reaction, den das Gebrüll der Gallerien und das Zischen der Linken zum Schweigen brachte.

Wurde durch dieses Unmaß souverainen Hochmuthes und die charakterlose Feigheit der Mehrheit die Wirksamkeit der Nationalversammlung gleich in ihrem Beginne mit verderblicher Einseitigkeit geschlagen, indem sie bei Gründung der Verfassung als Gesammtorgan der Volksvertretung kein Gesammtorgan der Fürstenvertretung als des monarchischen Gegengewichtes anerkannte: so wurde durch die gleiche Maßlosigkeit der „Verfassunggebenden" ihr Schaffen auch nach einer anderen Seite hin einseitig und despotisch.

Sollte nämlich eine lebenskräftige Verfassung für das gesammte Vaterland gegründet werden, so mußten bei ihrer Schöpfung jenen Gesammtorganen der Volks- und Fürstenvertre-

tung in Frankfurt gegenüber in gleicher Weise die Einzelstaaten als selbstständige Ganze vertreten seyn. Denn nur dann, wenn die künftige Gesammtverfassung die Lebensinteressen der Einzelstaaten wahrte und ihren Kräften den freiesten Spielraum gewährte, hatte das Ganze, stark in seinen lebendig geeinten starken Gliedern, eine Bürgschaft seiner Macht und Eintracht; nur eine solche Verfassung hatte Aussicht, die Zustimmung der Nation zu erhalten, und als ausführbar wirklich in's Leben zu treten.

Wohl war anzunehmen, daß die Nationalversammlung, als die Vertreterin des Ganzen, im Interesse der Einheit, die sie repräsentirte, diese allzu straff fassen und die Competenz der Centralgewalt, sowohl in der Gesetzgebung als in der Executive, allzu weit ausdehnen würde. Umgekehrt war nicht minder zu erwarten, daß die Einzelstaaten, die der Einheit des Ganzen gegenüber die Freiheit und Selbstständigkeit der Glieder vertreten, diese ihrer Seits über Gebühr ausdehnen würden. Also auch hier wieder die Nothwendigkeit einer gütlichen Vereinbarung zur Aussöhnung der Gegensätze.

Für kein Land aber war es so sehr eine Lebensfrage, daß diese Vereinbarung mit den Einzelstaaten gewahrt wurde, als für Bayern. Oesterreich und Preußen sind mächtig genug, ihr Gewicht jeder Zeit in die Wagschaale zu legen. Oesterreich kann, ausgestoßen aus Deutschland, immerhin auch für sich allein bestehen. Bayern dagegen, der größte der rein deutschen Staaten, ist seiner Natur nach berufen, an der Spitze der Kleinstaaten, sowohl der Centralgewalt als den beiden Großstaaten gegenüber, der Vertreter der Freiheit und Selbstständigkeit der Einzelstaaten im Bunde zu seyn. Wird die Einheit über Gebühr durchgeführt, verwandelt sich der Bundesstaat in einen Einheitsstaat, was nur durch die Ausscheidung des einen der beiden Großstaaten geschehen kann, wie es jetzt bei der beabsichtigten kleindeutschen Erbmonarchie der Fall ist, so trägt Bayern alle Opfer und Kosten dieser Umwandlung ohne irgend einen Vortheil.

So offen auch diese Verhältnisse lagen, so wurden sie von den Wenigsten unserer Vertreter gewürdigt. Weder an eine Wahrung der Vereinbarung mit den Fürsten und Regierungen, noch an einen feierlichen Einspruch zu Gunsten der Mitwirkung und Zustimmung der Einzelstaaten als selbstständiger Glieder wurde gedacht. Denn dort, wo bei einem Verfassungswerk einfache Stimmenmehrheit in allen Fragen entscheidet, während bei keiner einzigen die Einzelstaaten als selbstständige Bundesglieder stimmen, da besteht bereits statt eines Bundesstaates in Wahrheit ein Einheitsstaat. Eine solche Abstimmung mag im Interesse von Waldeck und Dessau und allen jenen Duodezstaaten des preußischen Planetensystemes seyn, die zu dem neuen Verfassungswerk nur ungemessene Wünsche aber keine Opfer darbrachten, und die bei einem Aufgehen in Preußen oder Deutschland wenig oder nichts verlieren. Auch Preußen kann sich dabei beruhigen, weil es durch seine eigenen Abgeordneten und durch die protestantischen Sympathien in der Versammlung hinlänglich vertreten ist, um eine entscheidende Stimme zu seinen Gunsten auszuüben. Anders aber stellt sich die Sache für Bayern, das bei dem Verfassungswerk, so bald einfache Stimmenmehrheit entscheidet, trotz seiner fünfthalb Millionen in allen Befassungsfragen mit jedem rein bayerischen Interesse in der Minorität bleiben kann, steht ihm nicht als Gesammtheit, als freiem Bundesglied, beim endgültigen Abschluß des neuen Bundes eine entscheidende Stimme zu.

Die verderblichen Folgen dieser doppelten Versäumniß in Betreff der Vertretung der Fürsten und der Einzelstaaten als solchen haben sich in steigendem Maße entwickelt. Die Versammlung selbst hat dadurch Bankerott gemacht, ihr Verfassungswerk ist so gut wie gescheitert, und käme sie je zur Ausführung, so wäre sie als die Schöpfung zweier gleich verderblicher Parteien der Untergang Bayerns.

Indem nämlich unsere Abgeordneten versäumten, als unerläßliche Bedingung die Vereinbarung mit den Fürsten zu wahren, gaben sie in einer Reihe von Abstimmungen

das monarchische Element der Reichsverfassung und mithin auch die bayerische constitutionelle Monarchie den auflösenden Tendenzen der republikanischen Partei preis. Indem sie anderer Seits unterließen, fest und unerschütterlich auf der Vereinbarung mit den Einzelstaaten und ihren gesetzgebenden Gewalten als selbstständigen Bundesgliedern zu bestehen, führten sie es mit herbei, daß in einer andern Reihe von Abstimmungen durch eigens hiefür berechnete Verfassungsparagraphen Oesterreich von der überwiegenden Preußenpartei aus dem Bunde hinausvotirt, und die Selbstständigkeit der Einzelstaaten in ihren inneren Angelegenheiten und in der Theilnahme an der Oberleitung, zu Gunsten des kleindeutschen Einheitsstaates der preußischen Erbmonarchie, confiscirt wurde. Da sie sich nicht gleich anfangs feierlich und ausdrücklich gegen die endgültige Rechtskraft bloßer Majoritätsbeschlüsse verwahrten, theilen die meisten unserer Abgeordneten die Schuld, wenn in dieser Weise die ersten Lebensinteressen Bayerns jedesmal geopfert wurden, sobald die republikanische und die preußische Partei sich nach gegenseitigen Zugeständnissen in ihrem schmachvollen Stimmenhandel geeinigt hatten. Was diese oder was jede andere herrschende Partei in den Klubbs beschlossen hatten, mochte es nun im Sinne eines stockpreußischen Despotismus oder der revolutionärsten Wühlerei seyn, es war nach dieser Frankfurter Logik Gesetz, und Bayern hätte, wie jeder andere Staat, dieser Parlamentstyrannei nur blinden Gehorsam als unterthänigster Knecht zu leisten. Alles im Namen der deutschen Volksvertretung!

Daß die Nationalversammlung auf dieser Bahn mit ihrer Verfassung an den Klippen ihres absolutistischen Hochmuthes gescheitert ist; daß sie das Vaterland weder stark, noch frei, noch einig gemacht; und daß sie statt des Dankes den Fluch der Nation auf sich geladen, die sich nach einem Jahre, nach so großen Mühen und Kosten, in all ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht sieht — darüber ist die öffentliche Mei-

nung wohl kaum mehr in Zweifel; ja der größere Theil der Versammlung ist allgemach zu dieser Selbsterkenntniß gekommen.

Wie anders würden sich die Dinge gestaltet haben, hätte man, unbekümmert um das Gebrüll des aufgehetzten gebildeten und ungebildeten Pöbels, mit Mäßigung, mit Besonnenheit und Selbstbeherrschung den Weg der gebotenen Vereinbarung betreten, und eines Jeden Recht und Freiheit gewissenhaft geachtet. Die Regierungen standen so gebrochen und ohnmächtig im März des verflossenen Jahres der Nationalversammlung gegenüber, daß es im Interesse der Freiheit, die ohne Gehorsam zur Anarchie wird, doppelte Pflicht der Versammlung war, die Executive von der Legislative streng zu scheiden, und gegenüber einer so mächtigen Volksvertretung auf Stärkung und Kräftigung des monarchischen Elementes in der Centralgewalt wie in den Einzelstaaten bedacht zu seyn. Je mehr Selbstbeherrschung sie bei der Abgränzung beider Competenzen, des monarchischen und des demokratischen Factors, in gütlicher Vereinbarung bewiesen, um so mehr gewannen sie selbst an moralischer Kraft.

Es wäre dieß die edelste Rache gewesen, die sie für die Sünden des Bundestages hätten nehmen können, statt ihn mit leidenschaftlicher Gemeinheit zu schmähen, und seine Schwächen hundertfach überbietend, Deutschland der Verachtung und dem Gespött der Völker durch die heillose Phantasterei und das wahnsinnige, selbstmörderische Parteiwesen in der Paulskirche preis zu geben.

Hätte man in gleicher Weise damit begonnen, im Wege gütlicher Verständigung die Competenz des Centralparlaments und der Centralgewalt von der Competenz der Einzelstaaten abzuscheiden, so würde man gefunden haben: daß es Fragen und Verhältnisse gibt, die, wie z. B. die Vertretung Deutschlands nach außen, unbedingt der Competenz der Centralgewalt angehören; man würde ferner gefunden haben, daß es andere gibt, die eben so unbedingt der Competenz der Einzelstaaten, — sollen diese nicht durch eine, dem Geiste der Nation widerstrebende [illegible]tion verkümmern, — als unantastbare Berechtigung und

Eigenthum angehören; endlich würde sich herausgestellt haben, daß es eine große Summe anderer Verhältnisse gibt, — und hierhin gehören weit aus die meisten inneren Angelegenheiten — die als gemischter Natur zwischen beide Competenzen getheilt zwischen inne fallen. Ueber diese kann das Centralparlament nur eine berathende Stimme haben; es kann sie zur Anbahnung einer gegenseitigen innigeren Annäherung und größeren Gleichförmigkeit zum Gegenstande seiner Verhandlungen machen; den augenblicklichen oder allmähligen, den unbedingten oder den theilweisen Beitritt aber muß es, aus Achtung vor der Freiheit und gerade im Interesse der Eintracht, der Berathung und freien Zustimmung der Einzelstaaten, ihren Regierungen und Kammern, anheimstellen. Dieser Natur ist das Meiste, was z. B. die Grundrechte befassen; daher auch die Mißstimmung, welche ihre Aufzwingung, die keine freie Zustimmung achtet, allgemein im Kerne des Volkes hervorbrachte.

Hätte man sich in allen diesen Dingen im Geiste wahrer Eintracht, ohne eigensüchtigen Ehrgeiz, ohne nordische Vergrößerungssucht, ohne confessionellen Haß, mit dem Nothwendigsten und Möglichen begnügt: so hätte man ein sicheres Fundament gewonnen, auf dem man weiter fortbauen konnte, und das Werk hätte einen gerechten Anspruch auf den Dank des Volkes und den Segen Gottes gehabt. Denn wie der sieggekrönte Sieger von Custozza und Novara, der greise Feldmarschall Radetzky in seinem jüngsten Dankschreiben sagt: „Gott schützt die Mäßigung mehr als den Uebermuth des Siegers.“ So lautet das Wort eines Mannes auf dem Gipfel des Ruhmes und Glückes, der seine Aufgabe tapfer gelöst und seine Schlachten gewonnen hat, während die Nationalversammlung in der ihrigen erlegen ist! — Daß aber ihr Verfassungswerk eine für Bayern so verderbliche Wendung genommen, daran tragen, wie gesagt, viele unserer Abgeordneten keine geringe Schuld. Die meisten von ihnen ergriff ja auch der Souverainetätsschwindel. Die Rolle souverainer Gesetzgeber, die nur sich und Gott (wenn sie einen glaubten) verantwortlich, die künf-

tige Verfassung selbstherrlich den Fürsten und Volksstämmen, ganz nach ihrem Gutdünken, zu geben hätten, statt sie mühsam unter Achtung der bestehenden Rechte mit den Betheiligten zu vereinbaren, war allzu verführerisch. Nur sehr wenige von ihnen hatten Selbstbeherrschung, Charakterfestigkeit und Muth genug, sich ihrer beschworenen Landesverfassung und des Willens ihrer Wähler zu erinnern und für ihre bessere Ueberzeugung gegen den Terrorism der Revolution, der damals allmächtig schien, mannhaft einzustehen. Dieß zeigte sich sogleich in den Erklärungen, die gegeben wurden, als ihr verfassungsmäßiger Rechtstitel: „gewählt zur Volksvertretung am Bunde" zur Sprache kam. Beisler war damals einer der Wenigen, der mit rühmlichem Muth die Rechte unserer Verfassung gegen den souverainen Parlamentsdespotism vertrat. Für den Antrag von Raveaux, der sämmtliche Landesverfassungen schon im voraus der noch nicht geschaffenen Reichsverfassung unterwarf, und auf den sich nun die Erbkaiserlichen und Republikaner nicht ohne Grund berufen, stimmten weitaus die meisten unserer Abgeordneten aus Bayern. Obschon „gewählt zur Volksvertretung am Bunde" ließen sie es auch zu, daß dem Reichsverweser, den die Versammlung in kühnem Griff an die Stelle des Bundes gesetzt, alles Mitwirken am Verfassungswerke durch Majoritätsbeschluß untersagt wurde. Ja zum Ueberfluß ging die Versammlung auch darauf ein, daß seit der Verdrängung Schmerlings aus dem Reichsministerium und dem Eintritte Gagerns diese Ausschließung von dem Verfassungswerk sich eigentlich nur auf den Reichsverweser bezog, indem Gagern sich in sehr entscheidender Weise durch seine Programme auf Kosten Oesterreichs und zu Gunsten seiner preußischen Erbcentralisation an der Reichsverfassung betheiligte. Die Unterschrift des Reichsverwesers dagegen wurde nicht einmal zur Publication der „endgiltigen" Reichsverfassung für nothwendig erachtet, nach dem Grundsatze, daß die allein berechtigte Versammlung nicht nur die verfassunggebende, sondern auch die verfassungverkündende und verfassungausführende ist. Nicht mit

Unrecht hat man daher auch das gegenwärtige Reichsministerium mit seiner subventionirten Presse ein anticipirtes großpreußisches genannt, das seine Laufbahn bekanntlich mit dem Begehren eröffnete: von der Versammlung ermächtigt zu werden, mit Oesterreich wie mit einer fremden Macht in gesandtschaftlichen Verkehr treten zu dürfen. Der Anfang einer kleinen Einheit und großen Zwietracht!

Auch bei Erlassung der verhängnißvollen Grundrechte dachten unsere Bayern kaum daran — im Hinblick auf so manche Paragraphen, die in die Freiheit und Selbständigkeit der Familie oder der Gemeinde so wie der Einzelstaaten verletzend eingriffen und die insbesondere den Wohlstand Bayerns mit selbstmörderischem Ruin bedrohten — eine Verwahrung zu Gunsten der verfassungsmäßigen Berathung und Zustimmung ihres Landes einzulegen. Schritt für Schritt wurde die große Mehrheit unserer Abgeordneten auf dieser Bahn einer angemaßten und unumschränkten Souverainetät, die über Alles mit Stimmenmajorität entscheidet, weiter geführt, bis sie endlich beim preussischen Erbkaiser, beim suspensiven Veto und dem allgemeinen Wahlrecht angelangt sind.

In dem Maße, als sich jene beiden großen Parteien entwickelten, nahm ein Theil von ihnen seinen Sitz auf den Bänken der äußersten Linken, und leistete unter Blum und Vogt Handlangerdienste zum Aufbau der rothen Republik der Zukunft; ein anderer Theil folgte dem kleindeutschen Centralisationsfähnlein der norddeutschen Vergrößerungssucht, welches Gagern mit seinen Burschenschaftlern und den Kammervirtuosen der südwestlichen Kleinstaaten, Dahlmann und Beseler mit ihren Schleswig-Holsteinern, Herr von Vinke mit der Preußenpartei und ihrem ganzen protestantischen Schweif in der Paulskirche aufgepflanzt haben. Vergaßen doch vierzehn unserer Abgeordneten Bayern und Deutschland so sehr, daß sie als „Fünfgulden-Kurfürsten", wie man bei uns sagt, für den Erbkaiser und die Zerstückelung Deutschlands stimmten, statt gegen die scandalose Weise zu

protestiren, wie man jene Majorität zusammengebracht, die, statt die Verfassung in zweiter Lesung zu berathen, dieselbe im Sturme, zur Ueberrumpelung Deutschlands, durchvotirte und zuletzt das Werk ihrer Usurpation mit der Decretirung einer erblichen Kaiserdynastie krönte. Zwei unserer Abgeordneten waren so gar thöricht genug, sich zu jener abenteuerlichen Kaiserdeputation gebrauchen zu lassen, und hinter dem kleindeutschen Fähnlein her in langsamen Tagmärschen nach Berlin zu stapfen. Trotz seinen feierlichsten Betheuerungen und Schwüren wollten sie dem König von Preußen eine Krone aufzwingen, die er nicht nehmen wollte und die sie nicht geben konnten. Hatten sie aber ihren Erbkaiser, der sich stets gezweigert, gepreßt, so dachten sie das deutsche Volk, das seiner Seits diesen Kaiser ebenfalls nicht wollte, gleichfalls zum Gehorsam zu pressen. So sollte Deutschland dem Erbkaiser, den eine Majorität von 290 politischen Kronschacherern ohne Mandat octroyirt, gehorchen; der Erbkaiser seiner Seits sollte wieder der allerunterthänigste Diener dieser Parlamentsmajorität seyn, die durch die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Reichsminister das deutscheinheitliche Erbreich beherrscht und über dem Geschöpf ihrer Gnade, dem Haupt ihres Parlamentskaisers, das Damokles-Schwert ihres suspensiven Votums geschwungen hält. — Ein anderer Theil unserer Abgeordneten endlich hat sich als Zwittergeschlecht zwischen diesen beiden Parteien, je nach dem herrschenden Luftzug, flatternd hin und her bewegt; mit ihrem Ebenbild, Herrn Biegmaier, sind sie bald mehr nach links, bald ein wenig mehr nach rechts gerückt; bald haben sie sich im Geiste kluger Vorsicht mit Mittermaier ganz ihrer Meinung und Abstimmung enthalten.

So mußte es wirkungslos verhallen, wenn Gombart mit wackerem Muthe die Versammlung wiederholt ermahnte: endlich von der Glanzwolke ihrer erträumten Souverainetät herniederzusteigen und auf dem sicheren Rechtsboden der Vereinbarung festen Fuß zu fassen. Auch der furchtlose, dem zornigen Gegner fest in's Auge blickende Freimuth und unbeugsame

Rechtssinn von Lasaulx fand mehr Bewunderung als Unterstützung. Das kleine Häuflein bayerischer „Ultramontanen“, das von allen Seiten angefeindet, diesem Souverainetätsschwindel zum öftern entgegengetrat, sah sich viel zu vereinsamt, um bei den Abstimmungen den Ausschlag zu geben.

Jetzt möchten freilich Viele umkehren, erschreckt über die unheilvollen Folgen, die sie in eine Sackgasse geführt, aus der Niemand einen ehrenvollen Ausgang weiß. Allein die Republikaner und Erbkaiserlichen rufen ihnen zu: Habt ihr euch nicht selbst für souverain erklärt? Und hat nicht früher die Majorität der Stimmen ohne Rücksicht auf Vereinbarung, auf bestehende Verfassungen und Rechte gegolten? Auch fortan soll es, euren eigenen Beschlüssen gemäß, also gelten: wählen wir darum einen Vollziehungsausschuß, der das, was wir im Namen der Revolution den Fürsten und Volksstämmen octroyirt, auf dem Wege der Revolution vollendet.

Unser bayerisches Ministerium sah dieser wachsenden Usurpation, „der constituirenden Nationalversammlung“ mit steigender Besorgniß zu: allein es wagte immer nicht, eine offene und entschiedene Stellung einzunehmen, die Freund und Feind wenigstens in so weit befriedigt hätte, daß jeder gewußt hätte, woran er sei. Man schwieg; man machte Concessionen, mit dem schweigenden Vorbehalt einer Indemnitäts-Bill bei der Kammer; man begnügte sich mit Vorstellungen und Vorschlägen; man veröffentlichte die Grundrechte, ohne sie zu publiziren; kurz man bekannte sich zur Politik des Gehen- und Geschehenlassens und hoffte von einem Tag zum anderen auf unvorhergesehene Ereignisse.

Diese Staatsweisheit der halben Maaßregeln hat unserer Regierung keinen sonderlichen Vortheil gebracht. Sie hat den Muth und das Vertrauen ihrer Freunde, die eine starke Regierungsgewalt zum Schutze der Freiheit gegen Revolution und Anarchie wollen, geschwächt, ohne daß sie mit all ihrer Willfährigkeit die Gunst der Partei des demokratischen Umsturzes gewonnen hätte; denn diese lacht höhnisch über solche zaghafte Schwäche, die gern möchte, aber sich nicht einmal mit der

Sprache, also noch viel weniger mit der That offen herauswagt. Alle Concessionen läßt sich die Revolution, ohne irgend einen Dank zu bezeugen, als Abschlagszahlungen gefallen, bis der rechte Augenblick kömmt, wo man einem solchen schwankenden Regiment, das so wenig Selbstvertrauen zeigt, auf dem Wege des Terrorism leicht ein Ende zu machen hofft.

Dieser Entwicklung gingen die Dinge schon sichtbar entgegen, als nach dem Beginn des neuen Jahres 1849 unsere Kammern nach dem neuen Wahlgesetz einberufen wurden. Man wußte, daß viele der Gewählten, der äußersten Linken angehörig, dem volkssouverainen, unumschränkten Parlamentsdespotismus huldigten, wie ihn die Februarrevolution in Frankreich an die Stelle der constitutionellen Monarchie gesetzt. Die feige Charakterlosigkeit und Halbheit, wie sie sich in unserer Zeit überall kund gibt und Recht und Freiheit an die Revolution verräth, flößte gleichfalls Besorgniß ein.

Die Männer jener demokratischen Linken machten in ihren Vereinen und ihrer Presse aus ihren Umsturzplänen kein Geheimniß.

Die Frankfurter Grundrechte boten ihnen in dieser Beziehung einen doppelten Vortheil. Unter dem vorherrschenden Einfluß jener Partei in Frankfurt geschaffen, welche nach französischer Weise die Uniformität einer falschen, widernatürlichen Gleichheit mit der Freiheit verwechselt und den Staat in Atome zersetzt, dienten ihnen diese Grundrechte als sogenanntes Minimum der deutschen Freiheit dazu, alle noch vorhandenen conservativen und monarchischen Elemente aufzulösen. Wurde aber ihre unbedingte Gültigkeit ohne Berathung und Zustimmung in Bayern durchgesetzt: so war unserer Regierung und der Selbstständigkeit Bayerns der Nerv durchgeschnitten. Kein geringer Vortheil; denn Bayern hatte dann erklärt: daß es ohne Vereinbarung den souverainen Majoritätsbeschlüssen der Paulskirche unbedingt unterworfen sei. Unsere Verfassung hatte demnach nur noch eine provisorische Geltung; ja sie hatte im gleichen Augenblicke schon aufgehört, indem einer ihrer wesentli-

chen Bestandtheile, die erste Kammer, durch den Paragraphen der Grundrechte, der die Fideicommisse aufhebt, vernichtet ist. Daher mehrere von der äußersten Linken schon gleich von vornhinein mit derselben als nicht mehr existirend nicht verkehren wollten. Die nächste weitere Folge wäre die Einberufung einer constituirenden bayerischen Nationalversammlung gewesen. Wie andere Staaten wäre demnach unser Land in jenen Zustand vollendeter Anarchie gefallen; der feste Rechtsboden wäre uns unter den Füßen entschwunden gewesen; unsere gegenwärtige Verfassung hätte nicht mehr zu Recht bestanden, die künftige Frankfurter aber wäre noch nicht vollendet gewesen; ja wir hätten nicht einmal die Gewißheit gehabt, ob sie überhaupt zu Stande kommen könnte. Bayern hätte sich also bereit halten müssen, willenlos sein Gesetz aus den Händen jeder künftigen Majorität zu empfangen, hätte diese auch ihren Sieg durch die schändlichsten Intriguen erkauft und erschlichen, und wären ihre Beschlüsse für unser Land und für Deutschland auch noch so schmachvoll und verderblich gewesen. Die Verfassunggebenden konnten heute diese, morgen jene Verfassung beschließen, und Bayern hatte sie unbedingt anzunehmen. Man denke sich nur, wenn wir jetzt, wo die Versammlung in Frankfurt nach zehnmonatlichem Beschließen im Begriffe steht, Bankerott zu machen, wenn wir jetzt eine constituirende Kammer in München sitzen hätten, um Bayern eine neue Verfassung im Einklang mit der Frankfurter zu geben! —

Dieser heillosen Verwirrung drohte die Linke unserer neuen Kammer das Land im Namen der Freiheit entgegenzuführen. Es war somit für Bayern der Augenblick gekommen, daß das Volk seinen wahren Willen laut und vernehmlich seinen Vertretern entgegenrief und mit seiner Verfassung zugleich Freiheit und Recht, Frieden und Wohlstand gegen eine neue Tyrannei wahrte, die im Namen der Volkssouverainetät über das Vaterland hereinzubrechen drohte.

Der im April des Jahres 1848 in München gegründete Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit er-



...tativen Kammer; und endli[c]
Erziehung von der Bevormun[dung]
Polizeistaates. In diesen B[...]
welche der Verein unter dem [...]
Landes in den beiden Kammern

„Vor Allem erwarten wir [...]
von Rückschritt und von Uebers[...]
heiten wahren und festigen, u[...]
friedlicher Verständigung mit d[...]
Bestrebungen der Gegenwart n[...]
und Heilsames enthalten ist, a[...]
nicht minder aber werden sie, all[...]
tretend, unser theures Vaterland
beschützen und bewahren."

„Seit dreißig Jahren im Bes[...]
politische Rechte und Freiheiten g[...]
der so lange entbehren mußten; e[...]
beschworen haben, für die so viele
lichen Verleiher ihren Dank aussp[...]
wünschenswerthen Verbesserung di[...]
Hand gibt, erwarten wir, daß all[...]
gleich...

Wohlstandes und zur Militär-Dictatur, also nicht zum Fortschritte, sondern zum unheilvollsten Rückschritte führen."

„Daß aus dem Ringen und Kämpfen dieser Zeit sich ein freies, einiges, großes und mächtiges Deutschland erhebe, ist einer unserer theuersten Wünsche, und Bayern wird zu allen nothwendigen Opfern gerne bereit seyn und mit seiner ganzen Macht für die deutsche Sache einstehen. Allein mit gleicher Treue an unserer beschworenen Landesverfassung festhaltend erwarten wir, daß das noch in Berathung begriffene neue Reichs-Grundgesetz unsers verjüngten deutschen Vaterlandes in Bayern nur auf verfassungsmäßigem Wege durch die Berathung und vereinbarte Zustimmung der Krone und der beiden Kammern zur Geltung und Wirksamkeit gelange, indem nur so zugleich mit der Macht und Größe Deutschlands auch die Selbstständigkeit und Freiheit Bayerns in seinen innern Angelegenheiten gewahrt werden kann. Da das Schicksal unserer Zukunft von der neuen Reichsverfassung abhängt, da sie uns neue Opfer, neue Verpflichtungen auferlegen wird, so hat das Land ein doppeltes Recht, auf dieser verfassungsmäßigen Vereinbarung zu bestehen. Auf solcher Bahn allein kann eine wahrhafte, sichere und dauerhafte Einigung Deutschlands erreicht, und die Macht des großen Gesammtvaterlandes gegen äußere und innere Stürme gesichert werden."

„Der Staat hat in den jüngsten Umgestaltungen eine veränderte Stellung zu den religiösen Genossenschaften eingenommen. Gewissensfreiheit und religiöse Freiheit im ausgedehntesten Sinne gestatten jedem neuen Glaubensbekenntniß freien Zutritt; die Ausübung der wichtigsten politischen Rechte und die Bekleidung der Staatsämter soll an kein religiöses Bekenntniß mehr geknüpft werden; wir erwarten aber auch, daß die Bevormundung der Kirche durch den Staat gänzlich aufhöre, daß für jede religiöse Genossenschaft die selbstständige Ordnung und die freie Verwaltung ihrer Angelegenheiten eine Wahrheit werde, und daß dieß in offener, unumwundener Erklärung mit Gesetzeskraft festgestellt werde. Die in Würzburg

jüngst versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands haben diese Freiheit für die Katholiken in Sachen der Kirche gefordert, sie haben die gleiche Freiheit für das davon unzertrennliche Erziehungs- und Unterrichtswesen, und die Gewährleistung und freie Selbstverwaltung des katholischen Stiftungsvermögens einstimmig verlangt. Als treue Katholiken können wir uns dem, worauf sie erkannt und was sie im Namen der Kirche ausgesprochen haben, nur unbedingt anschließen, und wir erwarten also eine unverkümmerte und unzweideutige Erfüllung ihrer Forderungen auf verfassungsmäßigem Wege und, worin es nöthig ist, im Einvernehmen mit dem heiligen Stuhle."

„Wir verlangen sorgliche Pflege der Wissenschaften und Künste, so wie Förderung der Volksschulen, und erwarten im Interesse allseitiger geistiger Entwicklung die Gewährung freier Concurrenz der Privatlehranstalten mit denen des Staates." — So weit die Ansprache des Vereins.

Als wenige Wochen nach dieser Zuschrift die eigensüchtigen Intriguen der großpreußischen Partei in Frankfurt immer rücksichtsloser hervortraten und sichtlich darauf hinarbeiteten, Oesterreich aus dem kleindeutschen Einheitsstaat zu verdrängen, erließ derselbe Verein unter dem 24. Januar seine „Offene Verwahrung gegen die Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesreiche" an den König und die beiden Kammern. Der Schluß dieser Verwahrung drückte die Gesinnung des Vereines in folgender Weise aus:

„Das deutsche Volk konnte weder, noch wollte es seinen Vertretern in Frankfurt bei der Parlamentswahl die Vollmacht ertheilen: einen Bruderstamm mit zwölf Millionen Staatsgenossen, der so lange unsere Kaiserkrone, die Krone Karls des Großen, getragen, so viele Schlachten im Laufe der Jahrhunderte mit uns für Deutschland geschlagen, aus dem Bunde des verjüngten Vaterlandes auszuschließen, oder durch die Form der Verfassung zum Austritte zu nöthigen."

„Wir wollen ein großes, ein ganzes, ein unverkelltes Deutschland; wir wollen eine deutsche Reichsver-

fassung, die wahrhaft deutsch, fern von französischer Centralisation, jeden Stamm nach Maßgabe seiner Macht und seiner Leistungen in der Oberleitung vertritt; eine Verfassung, die weit genug ist, auch die deutsch-österreichischen Lande in den innigsten Verband gemeinsamen politischen Lebens aufzunehmen, und die Völker des großen österreichischen Kaiserstaates mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen, seinen siegreichen Heeren und seinen großen Feldherren unter ihrem jugendlichen Fürsten dergestalt mit Deutschland verknüpft, daß wir zu gemeinsamem Schutz und Heil, Hand in Hand, einer größeren und glücklicheren Zukunft entgegengehen."

„Das ist ohne Zweifel der Wunsch der großen Mehrheit des bayerischen Volkes, und sein König und seine Kammern werden, einträchtig und fest zusammenhaltend, ihm hierin die Macht ihrer kräftigsten Vertretung leihen."

„Wie Altbayerns und Altösterreichs Berge sich verschlingen; wie die gleichen Alpenquellen und Ströme unsere Länder tränken; wie, trotz aller vorübergehenden Irrungen und Zerwürfnisse über augenblickliche Streitfragen dennoch der Glaube, die Sprache, die Sitte, der Stammcharakter beider der gleiche geblieben; wie unsere Geschichte und unsere geistigen und materiellen Interessen seit mehr denn tausend Jahren unauflöslich in einander verwoben sind: so soll es auch in Zukunft bleiben, und die drei gesetzlichen Gewalten unseres Landes werden und können nur einer solchen Reichsverfassung, die uns diese uralte Verbrüderung neu verbürgt und bekräftigt, im Wege der Vereinbarung ihre verfassungsmäßige Zustimmung ertheilen." „Gott schütze das Vaterland!"

Unterdessen begann die Linke, unterstützt von der Halbheit der Centren, in der Frage über die unbedingte Gültigkeit der Grundrechte, mehr und mehr Boden zu gewinnen. Daß ihnen die Grundrechte in Frankfurt nur als Mauerbrecher dienen sollten, den ganzen Bau unserer Verfassung zu stürzen, verkündeten die Reden derer, die nur mit Vorbehalt ihren Eid geschworen und die Volkssouverainetät an die Spitze ihres Pro-

grammes gesetzt, von Tag zu Tag unverholener. In diesen Tagen richtete der constitutionell-monarchische Verein von Augsburg unter dem 30. Januar zur Wahrung der theuersten Interessen unseres Landes sein freies Wort an eine Kammer, gegen die sich der Unwille des Volkes von Sitzung zu Sitzung steigerte. Die tiefe Bedeutung der Frage von der unbedingten Gültigkeit der octroyirten Grundrechte fühlend, sprach sich der Verein in dieser Zuschrift unter Anderem also aus:

„In der That ist auch die Frage inhaltschwer genug, denn es handelt sich in letzter Instanz um nicht mehr und nicht weniger als um unsere Existenz als selbstständiges Stammesglied — um unsere germanische Freiheit — und, mit Beziehung auf das Ganze, um die deutsche Eintracht und Einheit selbst, die — eine tausendjährige Geschichte beweist es — nicht in der Verflachung und Verwischung volksthümlicher Besonderheiten besteht, sondern gleich unsern Domen nur in harmonischer Gliederung der einzelnen Theile sich aufbaut."

„Die bayerische Gesetzgebung kennt ein einziges Gesetz, welches sich auf die in Frankfurt zu schaffende Gesammtverfassung bezieht: — das Gesetz vom 15. April 1848. Ist der deutschen Nationalversammlung in diesem Gesetz die legislative oder irgend eine Souverainetät übertragen? Mit nichten, es sind dadurch, in Folge der Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April, nur die Wahlen „„zur Volksvertretung bei dem deutschen Bunde"" angeordnet, um, nach dem Ausdruck des ersten dieser Bundesbeschlüsse, „„zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen."" Wo ist also das Gesetz, welches die Beschlüsse der „„Volksvertreter beim deutschen Bunde"" als solche mit Gesetzeskraft für ganz Deutschland bekleidet? Oder sind Machtsprüche Gesetz? Sollen wir, nachdem wir kaum — wie vielfach gerühmt wird — dem Absolutismus der Fürsten entkommen, dem noch viel schlimmeren Absolutismus der Majoritäten in Frankfurt unterworfen werden? Die Antwort, wie sie freien Männern ziemt, liegt auf flacher Hand. Um uns knechten zu lassen, haben wir nicht nach Frankfurt gewählt, sondern um Deutschland groß und mächtig zu machen: ein Ziel, das am wenigsten auf dem Wege des Umsturzes,

aber allein auf der gesetzlichen Reform zu erreichen ist. Wir verwahren uns deßhalb gegen die unbedingte Geltung der Grundrechte; nicht wegen ihres Inhalts — denn neben einigen für Bayern höchst verderblichen Bestimmungen enthalten sie auch viel Treffliches, — sondern aus Grundsatz, weil wir, die angebliche Souverainetät der deutschen Reichsversammlung lediglich als eine jeder rechtlichen Grundlage entbehrende Fiction erkennend, das Verfassungswerk nur dann als gesetzlich bestehend betrachten können, wenn es „„zwischen den Regierungen und dem Volke““ ausgetragen worden. Wir verwahren uns dagegen mit Rücksicht auf unsere bayerische Verfassung, die der König, die Minister, die Abgeordneten wie wir alle beschworen, und haben kein Bedenken, Jeden, der eine Verfassungsänderung auf anderem als dem verfassungsmäßigen Wege herbeizuführen sucht, für einen Eidesverächter zu erklären vor Gott und der Welt."

Der Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München erklärte sogleich seinen Beitritt zu dieser Augsburger Adresse in einer weiteren Eingabe an die beiden Kammern; da die hier ausgesprochenen Grundsätze mit seiner früheren „offenen Zuschrift" in vollem Einklange standen. Um jedoch das Mißverständniß zurückzuweisen, als mache das Vereinbarungsprincip das Zustandekommen einer Reichsverfassung unmöglich, sprach sich der Ausschuß des Münchener Vereins hierüber in einem Schreiben an den Augsburger, worin er ihm für seine Adresse dankte, unter Anderem also aus:

„Unsere deutsche Einheit und Freiheit kann sicherlich nicht durch eine gewaltsame, unnatürliche Uniformität gefördert werden, welche Dinge und Verhältnisse ihrer unbedingten Zwingherrschaft unterwirft, die das innerste, besonderste Leben der Einzelstaaten berühren, und die als ihre häuslichen Familienangelegenheiten billig ihrer eigenen Prüfung und Verfügung anheimgestellt bleiben sollten. Wir sind keine solche Thoren, die da verlangen, es solle jede Maßregel der definitiven Centralgewalt, jedes Gesetz der endgiltig constituirten Reichsversammlung zu allseitiger Vereinbarung die Runde durch die siebenunddreißig Regierungen und Kammern machen. Wohl aber verlangen wir eine solche

Prüfung und freie Zustimmung bei der Feststellung des Bundes auf seinen neuen Grundlagen selbst, wo Pflichten und Rechte neu vertheilt werden; denn hier soll ja eben mit möglichster Berücksichtigung der verschiedenen Interessen das, was zur Einheit wirklich nothwendig gehört, was als gemeinsames deutsches Interesse anzusehen ist, und daher der souverainen Competenz der Centralgewalt und der Gesetzgebung der Reichsversammlung zufällt, von dem ausgeschieden und abgegränzt werden, was der Souverainetät der Einzelstaaten als Kreis ihrer innern Freiheit und Selbstständigkeit von Gott und Rechts wegen verbleiben muß. Diese Ausscheidung kann aber nur auf eine dauerhafte und den verschiedenen Interessen entsprechende Weise durch gütliche, gegenseitige Vereinbarung, durch Prüfung und freie Zustimmung der Einzelstaaten geschehen, wie dieß bei Schließung eines neuen Bundes bei allen freien Völkern üblich war und noch ist, und immer so seyn wird. Ist aber einmal diese Abgränzung der Souverainetät erfolgt, dann soll auch Jedem innerhalb seines Bereiches unbedingter Gehorsam geleistet werden. Und wir hegen die feste Ueberzeugung: daß dann die, welche gegenwärtig ihrem Eide getreu am gewissenhaftesten die Verpflichtungen ihrer Landesverfassungen erfüllen, auch am treuesten und gewissenhaftesten die Pflichten erfüllen werden, welche ihnen der neue Bund zur größeren Einigung, Stärkung und Wohlfahrt unseres deutschen Vaterlandes auferlegt."

Daß der Münchener Verein in diesen seinen Zuschriften, Verwahrungen und Protesten gegen die Gelüste der Umsturzpartei nur der Gesinnung der großen Mehrheit des bayerischen Volkes Worte geliehen, das bewiesen die zahlreichen Zustimmungsadressen, die aus allen Theilen des Landes bei dem König und den Kammern, so wie bei dem Vereine selbst alsobald einliefen. Ja das erste Wort dankender Anerkennung kam ihm aus eben jener Rheinpfalz zu, deren Deputirte an der Spitze der äußersten Linken standen. Dieß Schreiben mit den Unterschriften vieler Bürger von Grevenhausen-Lambrecht bei Neustadt a. d. Hdt. lautete wie folgt:

„Von Euch, geliebte Mitbürger, die Ihr in unserer gemeinsamen Hauptstadt der nun zusammentretenden Versammlung unserer

Landesvertreter so nahe steht, entfernt im Westen Bayerns, am Eingang des Haardtgebirges wohnend, aber dieselbe Gesinnung für „„constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit““ mit Euch theilend, sind die Worte Eurer „„Offenen Zuschrift an den am 15. Januar zusammentretenden bayerischen Landtag““, die Ihr in Eurer allgemeinen Versammlung vom 4. Januar letzthin ausgesprochen, von der Isar herüber bis zum Speyerbach, zu uns im Neustädter Thal erklungen, und haben in verwandten Herzen unsere Sympathien in so hohem Grade erregt, daß wir sagen müssen: jedes Eurer Worte ist uns aus der Seele gesprochen; und wir uns darum gedrungen fühlen, unsere vollkommenste Beistimmung zur „„Offenen Zuschrift““ auch in ihren einzelnen Erklärungen und Wünschen auszudrücken, mit der Versicherung, daß diese Beistimmung auch als Ausdruck der Gesinnung des größern Theils unserer sonst so sehr verschrieenen Pfalz zu betrachten ist.“

„Wir legen diese unsere Beistimmung in Eure Hände nieder, weil wir leider unter den neunzehn durch radikalen Terrorismus einerseits und durch fehlgegriffene Wahlkommissionen andererseits gewählten Deputirten unserer Pfalz auch nicht einen einzigen Mann besitzen, dem wir dieselbe anvertrauen könnten. Wir legen diese Beistimmung in Eure Hände aber in der Absicht nieder, damit Ihr diesen unsern pfälzischen Deputirten gegenüber dieselbe zu rechter Zeit und am rechten Orte als Gesinnung der conservativen Pfälzer, denen sich bald — daran ist nicht zu zweifeln — aus allen Gegenden unserer zwar arg unterwühlten, aber doch noch weitaus dem größern Theil nach gutgesinnten Provinz viele Gemeinden anschließen werden, zur Geltung bringen möget. Grevenhausen-Lambrecht bei Neustadt a. d. Hdt. den 14. Jan. 1849.“

Unsere Linke verletzte mittlerweile täglich rücksichtsloser in ihren Wahlen für die Ausschüsse und in den Verhandlungen über die Adresse die Gesinnung der großen Mehrheit des bayerischen Volkes. Die Interessen des Landes, seine Selbstständigkeit, seine Verfassung und Alles, was bisher noch als unantastbar und ehrwürdig gegolten, mißhandelte sie mit gewohnter, herausfordernder Geringschätzung und der leidenschaftlichsten Gehässigkeit. Ihrer Siege bei den Abstimmungen sich stets schonungsloser überhebend, trieb sie die Entrüstung des Volkes

auf das Aeußerste, als sie am 8. Februar nicht nur das Begehren der unbedingten Anerkennung der Grundrechte mit einer Mehrheit von einigen Stimmen durchsetzte, sondern im Rausche ihres Uebermuthes auch das Wort „monarchisch" als ein vormärzliches, zu Gunsten ihrer Volkssouverainetät, aus der Adresse ausmärzte.

Hiemit hatte sie der öffentlichen Geduld mehr geboten, als sie vertragen konnte. Der Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit beschloß daher noch am selben Abend: durch einen festlichen Fackelzug feierlich Protest gegen diese Mißachtung der wahren Volksgesinnung einzulegen. Auch der constitutionell-monarchische Verein in München, der früher schon dem Augsburger Protest gegen die Grundrechte beigetreten war, betheiligte sich nebst vielen der ehrenwerthesten Bürger Münchens, die keinem politischen Vereine angehörten, bereitwillig bei diesem Fackelzuge. Damit jedoch über den wahren Sinn dieser Kundgebung gegen die Plane der Umsturzpartei kein Zweifel obwalte, sagte der öffentliche Aufruf, der an allen Straßenecken zur Theilnahme einlud, im Namen der ersten Theilnehmer und Anordner von ihrer Absicht: „Sie wollen ein großes, ein mächtiges, ein freies und unverstümmeltes Deutschland; sie wollen aber auch Bayerns constitutionelle Monarchie und seine volle Freiheit und Selbstständigkeit in seinen inneren Angelegenheiten, welche sie durch eine unbedingte Einführung der Grundrechte gefährdet sehen, gegen jede Willkür gewahrt und den Wohlstand aller Klassen vollständig gesichert wissen. Sie werden daher heute Abend zur Kundgebung dieser ihrer heiligen Ueberzeugung als freie deutsche Männer und gute Bayern ihrem König, als: dem Schirmer des Rechtes und der gesetzlichen Freiheit, einen Fackelzug darbringen, und laden Alle, welche diese Gesinnung für Deutschlands und Bayerns Wohlfahrt theilen, hierdurch zur Theilnahme ein."

Die Einladung fand in allen Ständen den freudigsten Anklang, und schon an dem folgenden Abend des 9. Februars bewegten

sich in unabsehbaren Zügen die Fackeln festlich durch die Straßen der Stadt. In sechsfachen Reihen vor der Fürstenburg aufgestellt, brachten Männer und Jünglinge ihr jubelndes Hoch: „dem König, der constitutionellen Monarchie, der verfassungsmäßigen Berathung der Grundrechte, und dem Wohlstande von Bürger und Bauer dar." Das Licht aber, das in jener Stunde den nächtlichen Himmel Münchens weithin erleuchtete, bezeugte mit flammender Schrift: daß der treue und ehrenfeste Sinn der Bayern in den Stürmen dieser wilden Zeit kein anderer geworden; daß ihm die Rechte der Krone eben so heilig gelten, wie die des Volkes; und daß er die Liebe zu seinem großen deutschen Vaterlande mit seiner Liebe zu Bayern, seinem engeren Heimathlande, wohl zu vereinigen weiß.

Dieselbe Entrüstung aber, welche die Maßlosigkeit der linken Kammermajorität in der Hauptstadt hervorgebracht hatte, gab sich zu gleicher Zeit in Hunderten von Adressen kund, die aus allen Theilen des Landes, nicht nur aus Oberbayern und der Oberpfalz, sondern auch aus Schwaben, aus den fränkischen Gauen und vom Rheinstrom herüber bei dem König und den Kammern einliefen. Sie protestirten gegen jene Beschlüsse der Linken und gegen ihre Tendenzen, und brachten mit dem Fackelzug jubelnd der constitutionellen Monarchie ihr Hoch tausendstimmig dar.

Da sich das Bayerland nach seinen verschiedenen Provinzen, nach seinen Stadt- und Landgemeinden des Flachlandes sowohl als des Gebirges, in diesen Adressen sehr charakteristisch ausspricht: so mögen hier als ein historisches Zeugniß für unsere Zeit, in der das wilde Gebrüll der Revolution Alles zu übertäuben pflegt, einige dieser Stimmen eines kernhaften, maßhaltenden, religiösen Rechtssinnes um so mehr eine Stelle finden, als ihre Unterzeichner beim neuen Zusammentritte des Landtages auf eine gerechtere Würdigung ihrer Wünsche rechnen.

Zugleich mögen diese Urkunden bayerischer Gesinnung auch als die würdigste Antwort auf jene giftigen Anfeindungen und

empörenden Verdächtigungen und Drohungen gelten, mit denen Bayern wie Oesterreich von der „Deutschen Zeitung" in Frankfurt und von der dortigen Oberpostamtszeitung überschüttet werden, und wie sie in Berliner Blättern gang und gebe sind, die in ihrer Deutschvergessenheit offen gestehen, daß sie sich über jede Niederlage, welche die österreichischen Waffen von Kossuths Magyaren und Polen erleiden, eben so sehr freuen, wie über jeden Sieg der Reichstruppen in Schleswig-Holstein. Auch der erbkaiserliche Preußensänger, der in seiner Jugend gesungen: „Das ganze Deutschland soll es seyn!" und der nun in seinem Alter in confessioneller Befangenheit das Vaterland mit zerreißen hilft und geifernde Ansprachen gegen Oesterreich und die Katholiken erläßt, auch er mag daran erkennen, wie sich ein wahrhaft deutscher Sinn ausdrückt.

Daß wir der einen und der anderen dieser Stimmen hier eine Stelle einräumen, wird aber auch darum doppelt angemessen seyn, weil man diese Adressen, obschon ihre Unterschriften wohl an hunderttausend betragen, und sie also in jeder Beziehung zu den Acten unserer Zeit gehören, dennoch vergeblich in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg sucht *). Hö-

*) Die Allgemeine übt in diesen Dingen bekanntlich eine Redactions-Censur, die der verschrieenen des Abelschen Systemes sicherlich nichts nachgibt. Hat sie ja nicht einmal die jüngste Münchener Adresse, in welcher mehr als dreihundert unserer Studirenden im Namen der Lehr- und Lernfreiheit der Regierung, nach der Reactivirung von Phillips und Lasaulx, für die Sühnung eines schweren Unrechtes dankten, als Inserat aufgenommen, und zwar nachdem dreißig der Unterzeichner mit ihrer Unterschrift der Redaction sich bereit erklärt hatten, die Inserat-Kosten zu zahlen! Während sie eben erst ein Inserat gegen einen verfolgten Orden der katholischen Kirche aufgenommen, das mit den erbaulichen Worten dieser freisinnigen Toleranz begann: „Niemand spreche den Namen der Liguorianer ohne einen zähnknirschenden Fluch aus!" So versteht man Freiheit und Gleichheit und die brüderliche Duldsamkeit in Augsburg? Oder wird die Redaction der Allgemeinen vielleicht vorschützen:

ren wir darum diese Worte, wie sie von den Höhen unserer Alpen und aus den Thälern unserer Flüsse an den Fürsten und die Vertreter des Landes ergehen.

Da rufen ihnen die von **Seebruck**, Landgerichts Trostberg, zu: „Kaum haben die Verhandlungen der Kammer begonnen, so bemerken wir schon Parteien und solche, die nicht so fast das Gesammtwohl des Volkes, als vielmehr die Durchführung ihrer Umsturzpläne beabsichtigen. Und diese seyd ihr, ihr Linksmänner aus der Pfalz! Aber wisset, wir Oberbayern wollen keinen Umsturz und keinen Eidbruch von ihr! — Der Rechten, mit der wir's halten, unsern Dank für ihr bisheriges Mühen zum allgemeinen Besten; der Linken hingegen, von der wir nichts wissen wollen, ein wohlverdientes Adie!"

Die aus dem schwäbischen Allgäu sind unbefangen genug, zu erkennen, daß es nicht bloß die rothen Pfälzer sind, die das Werk des Umsturzes betreiben, wenn sie auch an der Spitze stehen, sondern daß sie selbst durch ihre radikalen Wahlen mit dazu geholfen. Eine Adresse der Gemeinde **Mittelberg**, Landgerichts Sonthofen, mit 290 Unterschriften, an den König sagt: „Das peinliche Gefühl, hervorgerufen theils durch Mitleid mit dem schönen Vaterland, das durch unbedingte Ein-

---

im Falle sie die eine Studenten-Adresse gegen Inserat-Gebühren aufgenommen, hätte sie auch die Adresse der Gegenpartei aufnehmen müssen? Unnöthige Besorgniß! Der **Reichsbote**, bei dessen Redaction Freunde der Reactivirten betheiligt sind, hat unaufgefordert, aus eigenem Antriebe, beide Adressen in seine Spalten aufgenommen und die Würdigung derselben der freien Beurtheilung seiner Leser anheimgegeben. So handeln die, welche die Freiheit in Wahrheit für **Alle** wollen und die „**zähnknirschenden Flüche**" bereitwillig anderen überlassen. Wozu all die Floskeln von Toleranz und Freisinnigkeit, und all die Betheuerungen

*καὶ ἔπεα νιφάδεσσιν ἐοικότα χειμερίῃσιν,*

die zu April-Wasser und eitelem Dunst zerrinnen, so bald sie sich in der Feuerprobe der That bewähren sollen!

führung der Grundrechte einem kläglichen Zustande anheimfallen würde, theils durch Unwillen über unsere sogenannten Vertreter Allgäus, welche einen solchen Ruin herbeizuführen beabsichtigen, und daher unser Vertrauen nicht besitzen, drängt uns zu den Stufen des Thrones Euer Majestät unsere schlichte Ueberzeugung niederzulegen."

Wieder sagt eine Adresse aus der Stadt Gemünden in Unterfranken: „Wie schmerzlich wird es Eurer Königlichen Majestät, des edlen Frankenherzogs, Herz ergriffen haben, daß Frankens Abgeordnete in der Mehrzahl den besten Absichten Eurer Majestät entgegen sich auf die linke Seite stellen, die Freiheit und Rechte unserer heiligen Kirche und den Bestand des constitutionell-monarchischen Thrones in Frage zu stellen sich anmaßen. Wir beklagen es tief, und glauben als redliche Franken die Erklärung abgeben zu sollen, daß jene Abgeordneten, und namentlich die in unserm Wahlbezirke Gemünden Gewählten, nicht die Gesinnung und Stimmung der Mehrzahl der Urwähler repräsentiren."

„Es ist Keiner unter uns", betheueren die aus der oberbayerischen Gemeinde Jetzendorf, Landgerichts Dachau, „den es nicht mit Entrüstung erfüllt, wenn er sieht, daß die Partei der sogenannten Linken die Kammer terrorisirt, und ihr erlangtes Uebergewicht zum Verderben und zur Entehrung des bayerischen Stammlandes anwendet. Welches Gefühl soll ein Bayer einer Kammer gegenüber haben, in welcher gesagt werden darf: wir verdankten unsere Unabhängigkeit einer Rebellion?"

„Wir wollen den Umsturz der Landesverfassung nicht", sagen mehrere Gemeinden der Landgerichte Haßfurt und Sulzheim in Unterfranken und fahren fort: „wir wollen die Trennung der Schule von der Kirche nicht; wir wollen die Knechtung der Kirche durch den Staat nicht; wir wollen die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland nicht; wir wollen das preußische Kaiserthum nicht; wir wollen eure blutrothe Volksherrschaft nicht; wir wollen endlich Euch selbst nicht; *denn ihr habt* den vorgeschriebenen Eid nicht geleistet, und

könnt deßhalb keine vertrauenswürdigen Vertreter des Volkes seyn."

In der gleichen Gesinnung erklären die aus den Gemeinden Einspach und Ueberracker, Landg. Bruck (lauter ansässige Männer): „Ew. Majestät werden Sich darum von dem Treiben einer Handvoll rother Demokraten nicht beirren lassen, mit aller Kraft dem Umsturzgelüste ein Ende zu machen und jenen herzlosen Wühlern das Handwerk zu legen, welche unser theueres Vaterland schänden und erniedrigen, und nicht ruhen wollen, bis sie es an den Rand des Verderbens geführt haben." In der Adresse an die Abgeordnetenkammer sagen sie weiter: „Wir wollen keinen Umsturz unserer Verfassung, keinen Umsturz der von Gott gesetzten Gewalt und Ordnung, darum auch keine Vertauschung unsers Königs „„von Gottes Gnaden"" mit einem „„von Gnaden der rothen Umsturzmänner.""

In der Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit und in jenem kriegerischen Geiste, der den Namen des bayerischen Volksstammes durch die Geschichte begleitet hat, betheueren die aus der Gemeinde Ohlstadt, Landgs. Werdenfels in Oberbayern: „Söhne der Bayern, die unter Anführung eines edlen Maximilian Gut und Blut für Glauben, Fürst und Vaterland im dreißigjährigen Kriege, — Söhne jener Gebirgsländer, die bei Sendlingen im heldenmüthigen Kampfe neuerdings für Fürst und Vaterland sich opferten, sind auch wir entschlossen, unsern Glauben, unser Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen, und für Ew. Maj. bis zum letzten Lebenshauch zu kämpfen."

Dieselbe treue Anhänglichkeit an den Fürsten und die Verfassung spricht sich in der Adresse der Gemeinde Deisenhausen, Landgerichts Krumbach, in Schwaben aus, wenn sie sagen: „Als treue Unterthanen würden wir unsere Pflicht mißkennen, wenn wir nicht gegen die meineidige Linke und ihr freches Gebahren laut unsere Stimme erhöben. Mit Entrüstung weisen wir und gewiß mit uns alle redlichen Schwaben, die Glauben und Gewissen noch nicht über Bord geworfen haben, die Beschlüsse unbedingter Annahme der Grundrechte von Seite



... gethan wurde, wenn ...
des Gewerbestandes herbeigeführt ...
sen demokratischen Gütern solle ...
**Reichsgrundgesetze in ausgedehnte ...**
**dings beschenkt werden! Auf dies...**
**werden, was die am Rhein sind, ...**
**häuslern und Bettlern."**

Von demselben Gefühl durch...
Werk, wie es durch das vorher ...
republikanischen und der erbkaiserlich...
gen, ohne verfassungsmäßige Berat...
derben Bayerns sei, erklären die a...
Landgerichts Tirschenreuth: „Wir ...
welche für die unbedingte Einführun...
stimmten, — die zu Volksführern ...
in Wort und That nur Volksver...
Volksvertreter, sondern Volksverr...
Volksbeglücker, sondern — gelänge ...
Umsturzgelüsten geleitetes Anstreb...
drücker."

ein Grundstück um das andere verkaufen dürfen, um seine Zeit mit Trunk und Spiel im Wirthshaus zu verjubeln, unbekümmert darum, wo er künftig für Weib und Kind Brod hernehme? Der Bauer soll ein Spielball von kopfverdrehenden, getauften oder ungetauften Güterzertrümmerern werden? „„„Vor diesem Uebel bewahre uns, o Herr!““ Aber auch die hohe Abgeordnetenkammer bewahre uns davor! Sie lasse unserm vergleichungsweise noch glücklichen Vaterlande keine grundverderblichen Rechte aufbringen! Sie dulde nicht, daß dergleichen Grund-Unrechte unbedingte Geltung erhalten! Sie halte es für heilige Pflicht, über alle Frankfurter Grundrechte verfassungsmäßig zu berathen und ohne Erbarmen Alles auszumerzen, was namentlich das Mark unseres Landes, den bisher noch kräftigen Bauernstand, zersetzen und in einen Pächter- oder Taglöhnerstand verwandeln müßte.“

Die gleiche leidige Erfahrung spricht die Adresse der Gemeinde Tüntenhausen bei Freising aus: „Wir wollen nicht bettelarme Gewerbs- und Handwerksleute, wir wollen nicht Zertrümmerung der Bauerngüter! Wir müssen es leider hart fühlen, wie wir wegen zu großer Nachsicht bei Bewilligung der Gewerbs- und Handwerksgerechtsame und Ansässigmachung in der Nähe von Freising jetzt von den bettelarmen Leuten fast ausgesogen werden.“

Dieselbe durch den erfahrenen Schaden gewitzigte Ueberzeugung drückt ferner die Adresse der Gemeinden Pörnbach und Puch, Landgerichts Pfaffenhofen, in scharfen Zügen aus:

„Schon einmal haben stürmische Zeiten, ähnlich den jetzigen, uns theilweise mit diesen Gütern beschenkt: mit Zertrümmerung größerer Complexe, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Viele der schönsten Bauernhöfe liegen verödet, die Gebäude halb verfallen, armselige Gütler schleppen auf denselben mühselig ihr Leben hin, und mit Wehmuth gedenken wir darauf vor wenigen Jahrzehnten noch wohlhabender Maier, welche mit uns die Gemeinde- und Staatslasten trugen, während wir die jetzigen Besitzer fast selbst zu ernähren haben. Durch die früher begünstigte Freizügigkeit sitzen nun fast in jedem Dorfe die Ansiedler vom Rhein, oder aus andern hungrigen Gegenden,



den""). Sohin protestiren wir
andern politischen Wahn, der
kasten und Freiheitsphilister erfa

Da die meisten der obigen
herrühren, so wollen wir zur
gern und Gewerbtreibenden der
Unterschriften folgen lassen; sie

„Hohe Kammer der Ab
§. 3. der unterm 27. Dec. v. Js.
rechte hätte jeder Deutsche das Rech
gebietes seinen Aufenthalt und Woh
jeder Art zu erwerben, und darübe
rungszweig zu betreiben, und
und nicht den einzelnen Regierunge
dern der Reichsgewalt stünde es
den Aufenthalt und Wohnsitz
trieb festzusetzen. Müßte auch diese
rechte in Bayern anerkannt und durch
nichts anderes, als den Ruin unser

vom Centrum, ihr habt unser Vertrauen ziemlich verscherzt; denn ihr seyd entweder einsichtslose Menschen oder Verräther, in keinem Fall aber geeignet, am Aufbau des Vaterlandes mitzuarbeiten! ... Die Aufhebung der Todesstrafe betrachten wir als ein Privilegeium für alle rothen und andern Verbrecher zum Verderben der Rechtschaffenen. Freiheit wollen wir auch, namentlich für die Kirche und für die Gemeinden: aber jene Freiheit, die ihr uns bringen wollt, ist uns unerträgliche Tyrannei. Wir hätten Euch noch Manches zu sagen; aber wir wollen damit vorläufig noch zurückhalten und eine Zeitlang zusehen, ob Ihr nach der Fastnacht zur Vernunft kommen werdet."

Wieder spricht eine andere Adresse ihren Mißmuth darüber aus, daß jene Kammermajorität bei der Unterzeichnung ihrer Adresse auch an den herkömmlichen Ausdrücken „allerunterthänigst, treugehorsamst" in ihrem demokratischen Eifer heruntergemarktet. Die Bürger und Bauern aus den Gemeinden Pfraunfeld, Reuth, Biburg, Bechthal, Raitenbuch und Gersdorf in Mittelfranken sagen:

„So sehr wir an den Errungenschaften halten und sie unangetastet besitzen wollen, eben so sehr hassen und verabscheuen wir alle Anarchie, welche uns die Linke durch ihr Gebahren bei Eröffnung der Kammern, so wie durch ihre Adresse in nicht zu verkennenden Umrissen angedeutet hat. Denn welches biedere Bayerherz könnte so sehr erkalten, seinen König nicht mehr als Monarchen zu ehren, ihn nicht mehr allerunterthänigst, treugehorsamst zu begrüßen?"

Wieder wird unsere Majorität an die Vereinbarung der Reichsverfassung in der nachdrücklichsten Weise von vielen dieser Adressen gemahnt. So erklären die Gemeinden Altheim, Ellenbach, Mirskofen, Wattenbach, Ohu und Unsbach bei Landshut mit 336 Unterschriften: „Der Grundsatz der Vereinbarung, welcher allein zur wahren Einheit und Einigkeit führt, soll auf jegliche Weise aufrecht erhalten werden. Wir sind sämmtlich entschiedene Anhänger der constitutionellen Monarchie

lediglich ohne Beachtung der Bestimmungen unserer beschwornen Verfassung beantragt, worin die Verfassung selbst in Frage gestellt, und das monarchisch-constitutionelle Princip offen verläugnet wird, fühlen wir uns mächtig gedrungen, Eurer Königlichen Majestät unsern tiefen Schmerz über diese Erscheinungen auszudrücken, damit zugleich aber unsere unerschütterliche Liebe und Treue für Euere Königliche Majestät kund zu geben und treu und männlich auszusprechen, daß wir, wie jeder ehrenhafte Bayer, mit Gut und Blut für unsern geliebten König, für unser theueres Vaterland stehen."

Die Gemeinde Rettenberg im schwäbischen Allgäu schließt ihren Protest mit den Worten: „Außerdem können wir Alle nicht umhin, alle Verantwortung und allen Fluch, der auf unbedingter Einführung der Grundrechte ruhen würde, einer hohen Kammer für Zeit und Ewigkeit auf's Gewissen zu laden."

Nicht minder unzweideutig schließt die Adresse aus Kasing, Landgerichts Ingolstadt, mit den Worten: „Wir schließen uns an die „„Offene Verwahrung"" des Münchener Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit an, und erklären uns einverstanden mit den Grundsätzen der Rechten der Kammer, mit dem Bemerken, daß wir den Umsturzgelüsten der Linksmänner mit sprechendem Beweise, d. h. mit unsern noch kräftigen Armen, wenn Worte nicht mehr helfen, entgegentreten werden."

Wieder lautet der Schluß des Protestes der Gemeinden Steißberg, Högel und Aufham, Landgerichts Reichenhall, mit 219 Unterschriften: „Keine Trennung der Schule von der Kirche, keine Gewerbefreiheit, keine Ansässigmachung, keine Volksherrschaft, wie sie uns die Herren Linksmänner aufbringen wollen!"

Gegen jene, die mit schamloser Stirne stets den Namen des Volkes im Munde führen, um ihre blutige Zwingherrschaft auf den Trümmern von Recht und Freiheit zu gründen, erhe-

den die von Wörth, Hüttenkofen, Postau, Unholzing, Landgerichts Landshut, ihre Stimme: „Wir hören und lesen immer Vieles über unsern geltend gewordenen Volkswillen, und zwar von Leuten öffentlich ausgesprochen, die unsern Willen und unsere Verhältnisse nicht kennen, sondern ihren bösen Willen und ihre Umtriebe uns andichten und uns zu Sprossen in der Leiter machen wollen, auf der sie gerne hinaufsteigen möchten. Gegen diese in öffentlichen Blättern fortdauernden Verläumdungen müssen wir uns rühren. Wir schlichte Landleute sind getreue Unterthanen unsers gerechten guten Königs Max, haben mit den Umtreibern nichts zu thun, zu dem unseligen Umsturz des so lang Bestandenen nicht beigetragen, und sind mit den uns verliehenen Freiheiten vollkommen zufrieden."

Die Zuschrift der Gemeinde Berg im Gau, Landgerichts Schrobenhausen, erklärt dem König: „Die Kühnheit der Majorität hat uns aufgeweckt, um vor aller Welt das Zeugniß abzulegen, daß ein anderes Herz unter unserm einfachen Bauerngewande schlägt, als die verrätherischen Linksmänner uns zumuthen."

In gleicher Stimmung rufen die Landgemeinden Biburg und Purch bei Fürstenfeldbruck:

„Die Stunde hat geschlagen, in der das Volk sich genöthigt sieht, laut und öffentlich seine Stimme zu erheben, da seine heiligsten Interessen schmachvoll mit Füßen getreten, und die Rechte, die es besitzt, bitter gehöhnt werden. Eurer K. Majestät ist es nicht unbekannt, wie jene unheilvollen Umsturzmänner, die in der Kammer der Abgeordneten auf den Plätzen der Volksvertreter sitzen, zu Verräthern am Volke geworden sind. Wir machen uns daher auf, um uns feierlichst dagegen zu verwahren, als sei ihr eigener Wille und ihre rein persönliche Ansicht auch unsere Meinung und unser Wille. . . . „„Wir wollen keine unbedingte Annahme der Frankfurter Grundrechte. Ein heimtückisches Gesetz, das vorerst unbedingte Anerkennung fordert, ohne vollendet und in seinen Bestimmungen vollkommen ausgesprochen zu seyn, kann sich mit baye-

rischer Offenheit und Gradheit nicht vertragen. Wir wollen keine Trennung der Schule von der Kirche, denn eine solche Scheidung überliefert unsere Kinder an die Söhne des Unglaubens, vernichtet unser Familienglück, somit auch das Heil des ganzen Staates.""

Gegen den Gedanken eines kleindeutschen preußischen Erbkaiserthums spricht sich eine große Zahl dieser Adressen mit rückhaltlosem Unwillen aus. So sagen die Bürger und Bauern von Adelkofen in Niederbayern: „Hohe Kammer der Abgeordneten! Aus den Berichten öffentlicher Blätter vernehmen wir, daß die hohe Nationalversammlung zu Frankfurt auf dem Punkte stehe, Oesterreich aus Deutschland hinauszuschieben, und durch Uebertragung der deutschen Kaiserwürde an den König von Preußen diesem Lande die Oberhoheit über Deutschland einzuräumen. Wir unterzeichnete Staatsbürger und Staatsangehörigen des edlen Bayerlandes erklären dagegen feierlich: „„daß wir kein verkleinertes, verkrüppeltes, daß wir kein preußisches Deutschland und keinen Preußenkaiser wollen."" Soll Deutschland, für dessen Einigkeit, Freiheit und Macht wir mit edler Begeisterung entflammt sind, irgendwie verkleinert, verkrüppelt und preußisch gemacht werden, dann halten wir es für besser, österreichisch- als preußisch-deutsch zu seyn."

Aehnlich läßt sich die Gemeinde Geltolfing vernehmen: „Wir wollen ein einiges, mächtiges, also kein Deutschland ohne Oesterreich; eben deßwegen aber auch einen starken und mächtigen, und wenn es das Gesammtwohl des deutschen Vaterlandes erfordert, einen erblichen deutschen, aber keinen Preußenkaiser! Hoch lebe Haus Habsburg! Franz Joseph II., Oesterreichs und der Deutschen Kaiser! Hoch lebe Wittelsbachs edelster Sprosse: Maximilian Joseph II., König von Bayern!"

Vieltausendstimmig tönt durch die meisten die Erinnerung an die Tage der bayerischen Vorzeit und die Anhänglichkeit und Treue des Volkes an sein altes, mit den Geschicken des Landes innig verbundenes Herrscherhaus. So sagen die Adressen der Gemeinden Pähl, Fischen, Wittelshofen und Willenbach,

Landgerichts Weilheim: „Die bayerische Treue und Anhänglichkeit an Euere Majestät hat sich zwar schon unmittelbar nach jenem Attentat in der Kammeradresse in einem großartigen Act des Münchener Volkes geoffenbaret und durch Tausende von Fackelflammen versinnlicht. Diese Darlegung der Gesinnung und Unterthanentreue erkennen wir zugleich auch als die unserer Herzen, und wir geloben in die Hand Eurer Königlichen Majestät stete und unverbrüchliche Liebe und Anhänglichkeit in guten wie in bösen Tagen."

In der gleichen Gesinnung rufen die von Erlsbach, Landgerichts Beilngries, ihrem König zu: „Unserem Vaterlande drohen Gefahren. Auf Gott und auf Dich, o König, vertrauen wir. Laß uns und das Vaterland nicht verrathen. Wir sind ja Dein treues Volk. Rette uns! Wir stehen zu Dir mit Gut und Leben. Zahl und Macht der Feinde schrecken uns nicht; denn wir wissen, daß Gott und das Recht mit uns ist. Und alle Bayernherzen sind gesinnt wie wir, wenn auch vielleicht nicht die Stimmen Aller bis zu Deinem Throne dringen. Alle lieben Dich gleich sehr. Darum unser Schmerz, daß fremde Wühler sich in unsere Familie eindrängen und die Kinder dem Herzen des Vaters entfremden wollen. Wie in Bayerns guten alten Tagen unsere Voreltern, wollen wir mit unserm Fürsten leben und sterben. O rufe uns! Wir wollen uns ihrer würdig zeigen. Und sind die Tage der Gefahr vorüber, Du bist dann, wir sind überzeugt, uns ein gütiger Vater. Deine treuen Söhne aus der Gemeinde Erlsbach."

Derselbe Geist mannhafter, den Eid und das Recht heilig haltender Treue spricht sich in der Adresse der Gemeinden Gars, Lengmoos, Au, Stadel, Dachberg, Mitterngars, Landgerichts Haag, aus, wenn sie dem König bezeugen: „Mit großer Freude haben wir erfahren, daß der Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, so wie eine große Anzahl der Bürger Münchens Euerer Majestät einen Huldigung dargebracht haben. Wir sehen in denselben eine Hul-



cher will, daß die in Fran
deutschen Volks“" in Bay
Königliche Majestät! auch
jenen Männern ein großes
verstümmeltes Deutschland
wollen aber auch Bayerns
volle Freiheit und Selbststän
heiten. Königliche Majestä
und der gesetzlichen Freiheit.
ben wir Eurer Majestät di
anheim. Empfangen dagege
heuchelte Darlegung unserer
mit unerschütterlicher Liebe
than; die Welt soll uns imme
erblicken, Gut und Leben für
tige bewahre das Vaterland
außen! Sollten sie aber kom
jener Männer, welche auf de
und Vaterland geblutet haben,
wir eintreten."

Dem tapferen und frommen

Männer aus den Gemeinden Hohenpeißenberg, Peiting, Forst, Wessobrunn, Haid, Raisting, Polling, Oberbing, Huglfing, Oberhausen, Unterpeißenberg, Ammerhöf, mit 908 Unterschriften, aus, wenn sie der Kammer der Abgeordneten zurufen: „Wir fordern alle patriotisch gesinnten Deputirten bei ihrer Ehre auf, unter keiner Bedingung sich von den rothen Pfälzern und fränkischen Demokraten in's Schlepptau nehmen zu lassen, auch nicht aus feiger Furcht und Muthlosigkeit vor deren Schreien, Toben und Drohen unser und des Vaterlandes Wohl im Stiche zu lassen, sondern vielmehr mit aller Kraft und Eintracht der Umsturzpartei die Spitze zu bieten, und gewissenhaftest Alles anzuwenden, um dem bayerischen Volke und seiner tausendjährigen Dynastie das fluchwürdige Joch demokratischer Knechtung und blutig rother Tyrannei zu ersparen. Sollten jedoch unsere Abgeordneten uns das nicht erkämpfen können, was Bayerns Ehre und Glück erheischt, so steht unser Entschluß fest, in Vereinigung mit dem ganzen bayerischen Hochlande und mit Tausenden von andern guten Bayern auf den ersten Ruf uns zu erheben, und für König und Vaterland, für unsere verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten Gut und Blut gegen die eidbrüchigen Vaterlandsverräther einzusetzen."

Und in dieser Weise könnten wir noch hunderte und hunderte von Adressen anführen, die mit derselben Kraft bezeugen, wie fest unser Fürstenhaus in dem Boden des Landes, und wie tief der Sinn für die Heiligkeit des Rechtes und der Abscheu vor Willkür, vor Zügellosigkeit und Revolution in der Brust unseres Volkes wurzelt. Noch steht unsere Regierung, wie keine andere deutsche, auf gutem Felsengrund; möge der König rückhaltslos vertrauen, sein Volk wird sich in der Stunde der Gefahr freudig um ihn schaaren, und sein hingebendes Vertrauen wahrlich nicht verrathen: denn noch ist Bayern nicht verloren! Noch ist es nicht zum willenlosen Werkzeug der Märzvereine und der Kaisermacher herabgewürdigt!

(Schluß folgt.)



**Heinrich**

Sie finden es ohne Zu
Rede über Heinrich von Gage
feste zu Hochheim nicht wörtli
richten mittheile, die, wenn au
doch hinlängliche Verbreitung
haben. Was ich damals bloß
vor unsere Seele getreten, und
rich von Gagern noch im Zwe
über den vielgepriesenen Mann
feststellen. Herr von Rosenberg
dem schönsten Hügel am Rhein,
der Versammlung in seiner Vo
Vortrage viermal zur Ordnung
acht Tagen zwanzig Flaschen vo
wein mit den Worten:

chen, und wenn das schöne Wort: „„Jeder Zoll ein Deutscher!““ umschlägt in's klägliche: „„Jeder Zoll ein Preuße!““, so wird Unsereinem das Herz krank. Da möge St. Rochus dem armen Deutschland helfen! Komme bald, mich zu trösten!“ Unter diesen Umständen, die so klar vor den Augen meiner Leser liegen, fühle ich doppelt die Pflicht, mich der größten Unparteilichkeit zu befleißigen, und selbst meinen leider oft lasciven Humor zu zügeln, welcher den Männern der Liebe, Sanftmuth und Geduld mit den Thränensäcken so anstößig ist. Wo Andere für mich reden, habe ich auch keine Ursache den Mund voll zu nehmen, und schon mein Vetter, der jubilirte Kriticus von Bergen, hat die unschätzbare Bemerkung gemacht, daß mir nichts besser anstände, als Stillschweigen und christliche Bescheidenheit.

Ich lasse daher statt meiner „eine Stimme aus dem deutschen Volke an Heinrich von Gagern“ reden, einen Sonettendichter, dem es die hellen Schweißtropfen auf die Stirne treibt, „den schweren Haspel der Reimkunst zu winden.“ Er hat sich zwar nicht genannt; irre ich aber nicht, so ist es der industriöse Uebersetzer des Shakespeare von Stuttgart, der um ein billiges Handgeld immer bereit ist, die Musen bis auf's Blut abzuquälen, und verdiente Lorbeern um ein theures Haupt zu winden. Nach diesem Ungenannten „ist Deutschland von lauter Zweiflern an der deutschen Größe bewohnt, wo die schwarzgethürmten Wolken, Gespensterspuck und markige Feinde mit des Truges Netz und Stricken ihr Unwesen treiben, wo beim Zittern der Erde, im Fluge schwarzer Raben, die Unglückswahrsager unseres Volkes düstere Träume über unsere Zukunft verbreiten, wo das wirre Toben der Leidenschaft jeden Friedensklang verschlingt. Da bewaffnen sich Haß, Mißtrauen, List, Zornsgewalt; die Stimmen kreischen; die Fäuste ballen sich; die Herzen sind heiß von Wuth und kalt an Liebe; jeder Strahl von oben ist ausgelöscht; eine Welt von Zwietracht erhebt sich mit grollender Empörung. Ein Mann, ein einziger in Deutschland, kann diesen Sturm der feindseligen Söhne



lands Hoffnungen nicht zu Leiche
ten Lagern der Feinde die gr
gend — Gagern! Dieser ist der
sche Lebenskräfte aus dem mütter
der gesunde [illegible], welcher
Landbaues herbeiteilt, die Knaben
Balsam für jede Wunde; der fabe
von Sorgen und Pflichten auf
tane der Willenskraft, von frevler
sen; der Spartaner, welcher sich
unter dem Mantel todt beißen läß
verrathen; der heilige Moses mit
gen welche die deutschen Michel
das störrische Volk der Juden, ohn
nie das gelobte (Preußen-)Land
der im Sturme die Schwingen aus
(preußischen) Rhythmus aus dem
macht. Und fände er mit seinen
Gelingen, dann ist faul das Mark

die vom Verderben des Vaterlandes zehrende Rotte gewühlt hat, stillt der süße Balsam reinen Bewußtseyns das Herz. Er macht Anstalt, nach Amerika auszuwandern, weitweg von den trunkenen Rebellen der Paulskirche, das Haupt verhüllt, ein zweiter Teucer mit den Genossen vom Vaterherde fliehend, als Pflanzer eines neuen Deutschlands, weil das Heimathland seiner unwerth ist. Doch nein! die Komödie soll nicht zum Trauerspiele werden, kein Herz soll brechen und jede Begierde ihre volle Sättigung finden. Der Gagern'sche deutsche Staatenbau wird glücklich vollendet, das böse Walten neidischer (österreichischer, bayerischer, sächsischer u. s. w.) Mächte ist gebrochen, das einige Deutschland jubelt, die Volksvertreter, ja selbst der Reichsverweser knieen dankend für die Gagern'sche Himmelsgnade auf der erfrischten, nahrungssprossenden deutschen Erde. Zum Erstaunen Aller schwimmt ein goldener Buccentoro an's Land von Kleindeutschland, und darinnen sitzt Heinrich von Gagern als Bräutigam, um die Vermählung mit der Frau Germania zu feiern, schlicht und einfach die Mächtigen überstrahlend. Der Stolz der Reinheit thront auf seinen dichten Brauen, jedes Auge richtet sich nach diesem Einen Manne, die Bosheit selbst wagt es nicht mehr, ihn zu verdächtigen, und donnernd grüßt ihn das Vertrauen des Volkes. Vultus enim tuus Ibi affulsit populo, gratior it dies et soles melius nitent.

Hier läßt uns der Sonettendichter auf einmal im Stiche auf dem unliebsten Flecke. Denn wir erwarteten nichts minder als von den lustigen Hochzeitsgästen zu seyn im römischen Kaiser auf der Zeil. Der alte Arndt von Bonn wollte mit seiner besten Sammthaube Brautführer seyn, der Reichstanzmeister Wurm von Hamburg machte die possierlichsten Geberden wie ein buntgefiedertes Wasserhuhn mit dem allbeweglichen Schwanze, Vincke war eigens von Berlin gekommen als Ceremonienmeister auf dem Kutschenbocke des Getrauten seinen wohlverdienten Platz einzunehmen, und Jahn schüttelte bereits seine Mähnen, um das „Jo triumphe!“ anzustimmen mit ungebrochener Kraft. Sogar von Potsdam waren artige Kammerherren gekommen,

nüchtigen Hoffnung des englischen Frei
Glockenstunde Deidesheimer fließen u
Sinnbild einer großen deutschen Zuk
Neuvermählten das souveraine Gefü
Rechnung der bald zu füllenden Re
Kaiserwürde versöhnen. Kurz alle G
äußerste gespannt, als der Sonetten
mit dem Eisenbahnzug mir nichts d
flog und die harrenden Gemüther klä

Daß eine so durchaus „edle, gro
Natur wie die Gagerns mit diesem neuk
in Verbindung stand, daß er die ek
„starken Ruhe einer großen Seele“
Sulla in Spanien dem unwillkommener
Handgeld bezahlte, daß er nichts m
Lobe schriebe, wer möchte das bezweif
dabei vergessen, den Ministeriellen zu r
des armen Sonettendichters, in unzä
und undeutscher Zeitungen fortzuheulen
berühmten völkerrechtlichen Unterhand
durch eine kleinliche Gloriole der Partei

licher Charakter. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1848", als Cherub und Ceremonienmeister den Hofstaat der Märzbewegungen im Großherzogthum Hessen ordnet.

So viel hatte indessen der Sonettendichter mit seinen Ueberschwänglichkeiten bewirkt, daß mich eine unüberwindliche Neugierde befiel, den besungenen Heinrich von „Gagern über zwei feindlichen Lagern" gründlich kennen zu lernen. Ich setzte das Judenbübchen Moses Oppenheimer als Berichterstatter für ein vielgelesenes Zeitungsblatt in der Paulskirche ein, und eilte vogelleicht mit achttägigem Urlaub die Stätte zu suchen, wo der Mann gewirkt hat, aus „dessen höchsteigener Seele die Bäche der Verjüngung im frischen Sprudel quellen." Die schalkhaften Leser merken bereits wohin? Nach Darmstadt? Ja freilich nach Darmstadt, der großherzoglich hessischen Residenz mit den schönen Uniformen, den respektabelsten Kasernen und mystischen Staubwolken in den breiten Gassen, wo das Gefühl deutscher Größe klingelt und läutet wie die sittige Jungfrau Philine im Wilhelm Meister mit dem Schlosse ihres geretteten Koffers. Eine solche Luft muß große Staatsmänner erzeugen, deren edelstem und besten der Dichter mit Recht zuruft: „Der Kleingeist wird nie dich lieben, nie dich fassen!" Zum Unglücke gerieth ich aus Eifer nach Aufklärung und Welterfahrung aus den fashionablen Breiten der Residenz, wo alle Fenster mit Frauenköpfen ausgefüllt waren, in die Altstadt, die auf einem schmalen Hügelchen ihre engen Kreisgäßchen, wie eine Blindschleiche ihre Ringe um einen Kieselstein, gesammelt hatte. Ich sage Ihnen, es war ganz köstlich! Ein allerliebster Käsegeruch, friedlichstes Klingen aus den netten Bierkneipchen, überall die Spuren der kleindeutschen Armuth, welche die Standesunterschiede vorgrundrechtlich ausgeglichen hatte, die schönste Geisterblässe auf den Gesichtern der krabbelnden Gassenkindlein, vom nahen großherzoglichen Palais die imponirenden Commandorufe des Exercierreglements — es waren Eindrücke, die mich nicht zweifelhaft ließen, daß ich wirklich auf dem Boden stand,

bezaubert vom Lächeln des Bräutigams in den Vo-
zimmern, und der Reichsoberpostmeister Fürst Taxis
gensburg hatte ihnen zur würdigen Anfahrt die
schmutzigen, aber nur desto interessanteren Equipagen
furter Oberpostamtszeitung zur Verfügung gestellt.
reichsstädtischen Brunnen der Kaiserstadt sollte in der
nützigen Hoffnung des englischen Freiwaarenverkehrs
Glockenstunde Deidesheimer fließen und der goldene
Sinnbild einer großen deutschen Zukunft, aus den
Neuvermählten das souveraine Gesindel von
Rechnung der bald zu füllenden Reichskasse mit der
Kaiserwürde versöhnen. Kurz alle Erwartungen
äußerste gespannt, als der Sonettendichter vor
mit dem Eisenbahnzug mir nichts dir nichts nach
flog und die harrenden Gemüther kläglich enttäuschte.

Daß eine so durchaus „edle, großmüthige, un
Natur wie die Gagerns mit diesem neukaiserlichen Hof
in Verbindung stand, daß er die ekelhafte Lobhudel
„starken Ruhe einer großen Seele“ zurückwies, d
Sulla in Spanien dem unwillkommenen Baccalaureus
Handgeld bezahlte, daß er nichts mehr dergleichen
Lobe schriebe, wer möchte das bezweifeln? Nur Ein
dabei vergessen, den Ministeriellen zu verbieten, diesen
des armen Sonettendichters, in unzähligen Artikeln
und undeutscher Zeitungen fortzuheulen, und den Ur
berühmten völkerrechtlichen Unterhandlungen mit D
durch eine kleinliche Gloriole der Parteiblätter um die
welthistorische Größe zu bringen, wo die erhabene S
gelung das Herz erfrischt: Album mutor in alite
turque leves per digitos humerosque plumae; wo die
wörter „deutsche Nation, Souverainetät des deutsch
das Bedürfniß einheitlicher Gestaltung in Deutschland
preußischen Cocarden den Helden des „kühnen Griff
chenhaft umflattern, und Karl Buchner aus Darmst
seinem „Hülfsbüchlein“ „Heinrich von Gagern. Ein



ner tiefen Rührung, und
faßte er mich bereits am A
tiefere Region der Residenzst
war es zu erwarten", fuhr
telgäßchen Weltgeschichte stu
Freund! Sie könnten sich
unzeitgemäße Artikel über T
verweilten. Ich will mich
schen Träumereien hergeben
theilen, die nöthig sind, um
zu fördern." Es war Mar
Darmstädter Hoftheaters, den
Frankfurter Weinwirthschaften
geprägter Mann ohne viel Se
ihm auch seine Darstellungen l
lich, weil er sich dem süßen G
mit freiem Herzen in aller
konnte. „Bei Allem, was der
empfindet, macht er eine unge
selten etwas Vernünftiges hera
chelt wider Willen schalkhaft a

der Liebe, wie in der Poesie. Man muß dabei nicht immer an gemeine Verstellung denken. Das Menschenherz hat zur Komödie einen angebornen Instinct, und hält im natürlichsten Aberglauben von der Welt alle diese Spiele von Größe, Leidenschaft, Vaterlandsliebe für etwas Wirkliches am lieben Selbst. Mein Freund Gagern, der Präsident des Reichsministeriums, ist für meine Behauptung der schlagendste Beweis, ein vortrefflicher Komödiant wie unsereiner, wenn nur sein Styl minder holperig wäre."

Diese und andere Ergüsse des Herrn Huldreich machten mir den Abend in einem Gartensalon zunächst der Eisenbahn sehr belehrend und angenehm. Eine glänzende Aussicht auf die fernen Gegenden der Bergstraße, die Schlösser des Odenwaldes und die Thalungen des Nekars schmeichelte mit ihren mannigfaltigen Bildern dem Auge. Die trostlose Lage von Darmstadt war in solchem Genuße bald vergessen, und die ewig rege Phantasie machte nach ihrer Gewohnheit, die tollsten Sprünge das Herz über die Gegenwart hinauszulocken und in süße Mähren einzusingen. Das klingende Spiel eines Regimentes auf dem nahen Stadtplatze trug das Seinige bei, die Saiten des Gemüthes höher zu spannen, und die ganze Welt im Rosenschein und Harmonieenstrome liebenswürdig zu machen. „Die lästigste Unart, die Du hast", sagte Huldreich gereizt, „ist Deine poetische Schönseherei. Da blühen lauter Purpurrosen, Urschönheiten und Honiggärten. Es rieselt und schäumt von Herzensgüte, Geistesgröße, Seelenwonne wie bei einem Platzregen in Frankfurt, man wird davon bis an die Weichen herauf beschmiert zum Ekel und Ueberdruß. Laß doch die Thorheit! Es ist gar nichts da als ein gewöhnlicher Abend, alltägliche Luft, gemeine Menschenkinder und taktlose Regimentsmusik. Wo ist der Stoff für Thränen und Zärtlichkeit? So ist es auch von Dir höchst ungeschickt, in der Welt umherzureisen, um Dir „„den großen Heinrich von Gagern"" in einem vollendeten, seiner welthistorischen Bedeutung entsprechenden Bilde ewig unvergeßlich zu machen. Das ist eine reine Narrenfahrt.



...ast war, wo hätt' er sie be
in seinen Zügen aus, über di
hat. Ich habe darin niemals
großkörnige Saat einer naturw
Anmuth, noch Feinheit die N
seine Haltung, seine emporgere
weg gemacht, eine Frucht der
gut oder schlecht durchspielen m
licher Naturwahrheit; aber der
sanfter, erfrischender Hauch all
fehlt ihm. Leute, die nicht so
wie du und deine poetischen S
blicke des Gagern'schen Spiels
Fechter des Kapitols, an die n
schen Museen und thun damit
novs, an Apollo im Belvedere,
und deßhalb sehe ich keinen Grun
seyn. Zu seiner derben Natur ko
das sich mit unverwischlichen Spr
ben hat. Er fühlt sich nie wohler,
schenart bei seinen Genossen sitzt.
die ...

Mohr und den übrigen aus den Bierkneipen hervorgegangenen Wühlern des deutschen Volkes übel nehmen, so fechten sie thörichter Weise gerade das am Manne an, was einer inneren Naturnothwendigkeit seinen Ursprung verdankt, und weit mehr Wahrheit enthält, als tausend andere Arien aus seiner deutschen Komödie. Mir geht jedesmal ein Grausen an, wenn ich Gagern in weißer Kravatte mit Glaçehandschuhen in den Abendgesellschaften seines Freundes, des Großherzogs von Darmstadt, erblicke. Das ist der grausamste Mummenschanz, der mit einer armen Menschenseele getrieben wird. Nein, meine Herren! Für seine Persönlichkeit gehören rothjuchtene Stiefel, lange graue Hosen mit grünen Nathsäumen, eine kurze baumwollene Jacke vom bayerischen Oberland und ein Spitzhut aus Pinsgau mit drei Huifedern. Und trinkt er sich in solchem Anzuge Kühlung am Märzenbier, denkt er dabei an Heidelberg, Jena und Hambach, erhebt er sich plötzlich zur deutschen Einheit in preußischer Uniform, und lärmt ringsum das junge, gedankenlose Volk der Vorstädte und Studentensäle — dann hat er die höchste Stufe der natürlichen Entwickelung erreicht, und sein Bruder Fritz singt dann mit Recht von ihm:

Du, den der Flitter nicht besticht,
„Du, den der Fürsten Zorn nicht schreckt,
Du, den der Schild der Ehre deckt!"

Zum Ministerpräsidenten, zur Vermittelung mit Oesterreich, zum Hanswurst der Preußischkaiserlichen taugt der Mann nicht. Willst Du Näheres über ihn lesen, ich kann Dir ein Manuscript überlassen, aber nur für diese Nacht, worin Manches recht gut gesagt ist, aber schreibe mir nichts ab davon, es ist bereits an Herrn Glehne, Redacteur der Karlsruher Zeitung verkauft."

Es war bereits dunkel geworden. Ich trennte mich von meinem Freunde in freudiger Stimmung und wollte eilig in meinen Gasthof zurückkehren, aber vor lauter Neugierde über den Inhalt der Handschrift verguckte ich mich zu tief, und kam

abseit zum Hügel, auf welchem die neue katholische Kirche steht, eine zierliche, äußerst reizend gelegene Rotonde mit weiter Rundsicht auf die Umgebungen von Darmstadt. Es klimperte eben dreimal leise und scharf zum Abendgebete, denn läuten darf man hier zu Lande nicht so laut und oft, aus Rücksicht für die schwachen Nerven der darmstädtischen Damen und gichtkranken Höflinge, deren Gemüth durch Glockengeläute leicht irritirt wird. Ich trat durch eine Seitenthüre in's Gotteshaus, dessen Reinheit, Rundung und Einklang in klassischer Formschönheit einen wohlthätigen Eindruck macht. Altrheinländische Seelen hätten ohne Zweifel viel Zierath von Koblenz und Köln vermißt, wo man, wie sie sagen, „so gern in seliger Andacht blümelt, wetterleuchtet und feiertäglich jubelt"; mir that jedoch diese nüchterne Einfachheit der innern Ausstattung so herzlich wohl, wie der Anblick einer sinnig einfachen Sandsteppe um die Metropole der Intelligenz mit ihren langen geraden Linien, verglichen mit dem überladenen Schmuck einer Rheinlandschaft.

Diese Armuth der Zier kam mir ja vor wie Scheu und Demuth vor dem gegenwärtigen Gott. Ueber dem Hochaltar zog sich eine röthliche Drapperie in Baumwolle mit kunstreichen Falten an's Säulengesimse empor, und machte den Eindruck von Flammen, die vom Tische des Abendmahls emporloderten in die Höhen des Himmels. Dahinter sollte man eigentlich nicht hineinblicken, es sah aus wie Schmutz und Unsorge, die auch jungrheinländische Gemüther ungenießbar und im Hause Gottes beklagenswerth finden. Der treue Pfarrherr Lüft, ein Mann, von dem man mir viel Gutes, Geschmeidiges, Aufrichtigkatholisches erzählte, muß davon nichts wissen, denn vor solchen Männern besteht nur Wahlverwandtschaftliches. Gnade gegen Anderes ist eigentlich nicht ihre Sache. Etwas fiel mir auf, daß kein ewiges Licht vor dem Allerheiligsten brannte. „Einfach deßhalb, weil es zu theuer und eine unnütze Ausgabe ist!" sagte der Küster unmuthig, der die alte Untugend dieser Leute zu besitzen scheint, daß sie mit dem lieben Herrgott gar

zu vertraut stehen, und deßwegen alle „überflüssigen Ceremonien" gegen ihn unterlassen. Wie es kam, ich weiß es nicht, die Kostspieligkeit des ewigen Lichtes in Darmstadt verwirrte meinen beschränkten Kopf dergestalt, daß ich mich in wunderliche Gedanken verlor. Es bedünkte mich, hätte ich sieben Weihen und wäre ein artiges Pfarrherrlein irgendwo im deutschen Reiche, ich könnte meinen Bissen nicht eintunken in die saftige Rahmbrühe, wenn ich wüßte, es brännte kein ewiges Licht in der Kirche vor Jesus, dem Heil der Welt, welcher jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, und mir zu den sieben Weihen wohl auch eingeben könnte, daß ich gar keine duftige Rahmbrühe mehr äße, und dafür ein ewiges Lichtlein vor dem Tabernakel in Darmstadt anzündete. Zugleich fiel mir ein schönes Eccehomo-Bild in Neapel ein, das mich in meiner flüchtigen Jugend so tief erschüttert hatte. Jesus sah gar so erbärmlich aus, und Niemand wollte ihm helfen. Eine Schergenhand griff in seine Kerkernacht herein, und löschte das letzte Lichtstümpfchen aus. Es war um ihn eine grausenhafte Finsterniß, und so viel Blut rann von Haupt und Schultern, daß er ohnmächtig zu Boden fiel mit den Worten, die mit Goldbuchstaben aus seinem Munde hervorgingen: „O tenebre, o orrore!" Das konnte ich nie mehr vergessen, und in Darmstadt habe ich's neuerdings schwer empfunden, mit tiefer Herzzerrissenheit mußte ich rufen: „O tenebre! o orrore!" War's Absicht oder Zufall, als ich wieder zum gewöhnlichen, nüchternen Menschenverstande zurückkehrte, fand ich den Küster fortgegangen, alle Thüren verschlossen, ich stand allein im nächtlichen Dunkel der Kirche und ein unheimlicher Wiederhall wiederholte von der Wölbung der Kuppel die Worte: „O tenebre! o orrore!"

Zum Glücke fiel mir im Schrecken mein Portefeuille aus den Händen und half meinem Gedächtnisse zur rechten Zeit aus. Ich hatte dasselbe ja auf der Zeil in Frankfurt gekauft um blanke acht Gulden rheinisch, und da war alle mögliche Hülfe in der Noth für einen armen Journalisten enthalten, auch

wohlriechende Damenzündhölzlein und zwei Wachskerzen, wohl ausreichend für eine kurze Sommernacht. Schnell war Licht gemacht, und mit erleichtertem Herzen kroch der treue Hund, mein Reisegefährte, an mich heran, dankend für die Aufklärung, denn auch ihn hatte das Dunkel furchtsam gemacht. Ich klebte die eine Kerze an der Mitte des Hochaltars fest, Dem zu Ehren, der für uns das heilige Abendmahl gestiftet hat, und setzte mich auf die oberste Stufe des Anstiegs. Daß ich hiebei zerknirscht war und meine Sünden bereute, wird die Leser der historisch-politischen Blätter wenig interessiren, da solche pietistische Momente nothwendig in den Hintergrund treten müssen vor dem schleswig-dänischen Krieg und dem preußischen Erbkaiser, die beide in ihrer politischen Genesis über Scham, Reue und Sinnesänderung als antiquirten Nervenerschütterungen längst hinaus sind. Nach einer Viertelstunde tiefen Stillschweigens kam mir die moralische Röthigung, ein Lied anzustimmen. Es schlug eben drei Viertel auf zwölf. Durch das Kuppelfenster fiel der Schein des Vollmonds auf das Kirchenfenster herein, und schwankte in ihren Kreisen hin und her, als wäre es ein Tanz guter Geister vor dem einsamen Erlöser der Welt. „O Giesù mio, amor mio, chi sei Tu, e chi son io?“ riß sich mir mit Gewalt aus der Seele, und der Nachklang an der Decke des Gewölbes verlor sich in ein langgedehntes io, io, io, wie eine Gegenrede vom Altar, ein Gruß von Jesus in den Gestalten des Brodes. Es legte sich ein weiches Gefühl von Gnade und Versöhnung auf mein krankes Gefühl, und die arme Journalistenseele athmete tief auf in Dem, der jedem Verlassensten am nächsten ist und süßen Frieden gewährt, den die Welt nicht geben kann. Nach langem Genusse der Gottesnähe, die mich so unverhofft und so überschwänglich heimgesucht, nahm ich endlich die andere Kerze, zündete sie statt der fast hinuntergebrannten am Altare an, und suchte mir mit dem Rest ein Schlummerplätzchen. Ich wollte mich zuerst auf der Kanzel zurecht legen, da ein gepolstertes Schemelchen für den Prediger, jetzt des Dienstes ledig, als Kopfkissen dazu

einlud. Da ich aber durch die unerforschliche Schickung des Himmels leiblich zu lang gerathen war, so mußte ich auf diese poetische Lagerstätte verzichten, so gern ich auch im Hauche des göttlichen Wortes geträumt und fantasirt hätte. Ich tappte an den Wänden umher, als sich plötzlich unter dem Drucke meiner suchenden Hand eine Seitenthür zu einer zierlichen Treppe öffnete. Die letztere war mit einem kostbar gestickten Teppich belegt, auf dem nur selten schwere Füße mit nägelbeschlagenen Stiefeln gewandelt haben mußten, so neu stach er mir mit seinen gelbrothgrünen Blumen in's Auge. Ich stieg, nachdem ich als wohlerzogener Correspondent die Bergschuhe abgezogen hatte, vorsichtig auf demselben empor, und gelangte bald zu einer andern Thüre, welche die Inschrift trug: „Betkabinet der Frau Herzogin von Hessendarmstadt", mit dem bayerischen Wappen verziert. Durch dieselbe trat ich in ein geschmackvoll meublirtes Vorzimmer, das in einen prachtvollen Salon ausmündete, gerade dem Hochaltar gegenüber. Er war mit rothem Sammet ausgeschlagen, Stühle und Divan federweich eingerichtet, mit einem Ofen für Wärme im Winter, allerwärts reichlich mit Kissen und Fußteppichen belegt, daß mich der Comfort fast blendete. Ich warf mich auf's Faulbett und deckte mich mit meinem Mantel bescheiden zu, im stillen Zuruf an meine Todten: „Das ewige Licht leuchte ihnen, und lasse sie ruhen im Frieden!"

Ein süßer Schlaf legte sich auf meine Augenlieder, und im Traume brannte beständig eine Kerze vor meinen Augen, bis sie fast ganz verzehrt war. Da weckte mich die klingende Morgenglocke aus dem Schlafe, ich sprang eilig vom Divan, und gewahrte erst jetzt, daß ich noch nie in einem so herrlichen Zimmer geschlafen hatte, wie die vergangene Nacht. Meine Kerze am Altare leuchtete noch mit ihrem letzten Flämmchen, ich wurde von der andächtigen Treue des Lichtleins tief gerührt, und dachte, die Frau Großherzogin wird gewiß noch ein ewiges Licht in Darmstadt stiften, da sie es hier so bequem zur Andacht eingerichtet hat, daß man's nicht besser wünschen

kann. Bei diesem Gedanken leuchtete mir höchst erwünscht die halb offene Kirchenthür entgegen, ich nahm eiligst meine Siebensachen in die Hand, löschte die Kerze aus, und schritt, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in's Freie. Der hellste Morgen strahlte vom Gebirge her und glühte in einem Meer von Thauglanz auf der weiten Ebene. Ich setzte mich in's frühe Wehen der Luft unweit der Kirche, und begann in der Handschrift zu lesen, welche mir Huldreich über Heinrich von Gagern anvertraut hatte. Da ich versprochener Maßen nichts abschreiben durfte, so machte ich mir einen kurzen Auszug mit einigen eigenen Bemerkungen, den ich dem Leser um so weniger vorenthalten will, da der Originalaufsatz bereits seine ungehinderte Wirkung in der Presse gethan hat.

„Die Familie der Freiherren von Gagern besitzt zwei Ansitze, die beide in der Rheingegend gelegen sind, Hornau im Taunusgebirge unweit Frankfurt, auf dem Gebiete des Herzogs von Nassau, in wunderlieblicher Lage, die bekannte Einsamkeit des Vaters Gagern, und Monsheim, ein umfangreiches Gut bei Worms im Großherzogthum Hessen-Darmstadt und bei Rhein. Ob Heinrich von Gagern auf dem einen oder andern geboren worden, konnte ich nicht ausmitteln, und seine Historiographen, Karl Buchner, Robert Blum und Eduard Duller lassen mich hierüber ganz im Dunkeln, während sie mit ächtlegendenartiger Unparteilichkeit ihren Helden schon von Jugend auf zu den großen deutschen Männern rechnen. Fragt man nach den Gründen dieser Größe, so antworten sie, daß er die deutsche Burschenschaft mitgestiftet, als junger Beamter mit einigen mäßigen, französirenden Reden in der Kammer zu Darmstadt Opposition gegen die Regierung gemacht, und ein Paar unbedeutende Broschüren im Sinne zeitgemäßer Entwickelung geschrieben habe. Andere Lobredner des großen Mannes fügen als besonderes Jugendverdienst hinzu, daß er schon in zarten Jahren die Idee des preußischen Erbkaisers von einem Erzieher in sich aufgenommen und herumgetragen habe. Weiter konnte ich nichts zur besonderen Empfehlung dieser außerordentlichen

Erscheinung am deutschen Himmel auffinden, und gern gestehe ich, daß der Ruhm eines großen Mannes in Deutschland etwas wohlfeil ist. Es scheint dazu nichts anderes nöthig, als eine unpraktische Idee und eine tüchtige Kameradschaft. Doch davon später. Der Vater unseres Helden, den ich oft mit Vergnügen betrachte und über ihn meine physiognomischen Studien anstelle, jetzt bereits in den Achtzigen und schwerhörig, ist eine kurze, untersetzte Gestalt mit einem intelligenten Gesicht von eben so viel Feinheit als Willenskraft, mit treuherzigen Augen, die großes Ehrgefühl und Gemüthsweichheit zugleich verrathen. Man ist nicht zweifelhaft, ein deutscher Mann steht vor uns, den wir achten müssen, den wir sogar lieben können, weil er weniger preußisch gesinnt ist, als sein berühmter Sohn. Dieser ähnelt seinem Vater an Kraft, aber nicht an Feinheit der Gesichtszüge, und übertrifft ihn bei weitem an würdiger Haltung, die unser Freund Huldreich die Komödie nennt. Will man ihn ganz verstehen, so ist es durchaus nothwendig, sich an die große Einheit seines Lebens, die preußische Erbkaiser-Idee, zu halten, sei sie nun ein romantischer Jugendtraum, oder eine unbewußte Anlage zur Republikanisirung Deutschlands. Ich spreche dieß letztere ohne Rückhalt aus, denn die Klarheit schlage ich in allen Dingen, und besonders in der Politik hoch an. Der einheitliche preußische Jugendtraum des Herrn Heinrich von Gagern läßt sich nur in der Republik verwirklichen, wo durch die Volksallgewalt alle Könige und Fürsten verschwinden, wo die Stammbedürfnisse der deutschen Völker nöthigenfalls durch Blut dictatorisch ausgeglichen werden, wo Preußen das unbeneidenswerthe Loos hat, die Zeche des republikanischen Präsidenten mit seinem wirklichen Bestande zu bezahlen. Gagern ist aber ein durchweg aristokratischer Geist, er will die republikanische Einheit, aber nicht die Republikaner, seine ehemaligen Einheitsfreunde. Seine Volkssouverainetät ist zu gewiegt, als daß sie jemals mit Herrn Vogt aus Gießen, dem Reichsgassenbuben, aus einer Schüssel essen könnte. Gagerns Politik leidet an Unklarheit der Folgen, die aus ihr

fließen, oder sie ist nicht aufrichtig, während die Männer des Vorparlamentes offen das republikanische Ende ihres Liedes eingestehen. Gagern täuscht sich und Andere durch sein constitutionelles Preußenthum, das zu seiner Einheitsmanie taugt wie die Lüge zur Wahrheit. Daher die bittere Feindschaft zwischen ihm und der republikanischen Linken, die ihn früher mit ihrer Wolfsmilch genährt, mit ihren Zeitungen berühmt gemacht, mit seinem adeligen Ursprung den eigenen Bettelrock ausgeflickt hat. Gagern mit seinem Preußenthum steht als Fantast und Träumer, als Untreuer und Verräther der unitarischen Gleichmacherei vor ihren Augen, während die aufrichtigen Freunde des monarchischen Princips die innerlich unwahre Stellung eines Mannes beklagen, der beide Parteien gleichmäßig beschädigt, die Monarchisten durch seine republikanischen Wühlereien zu Gunsten französischer Volkseinheit, die Republikaner durch die militärisch-bureaukratische Preußenmacht und Säbelherrschaft. Nichts natürlicher, als daß Gagern den Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich verewigen will, er ist ja nur der Widerschein des Dualismus seiner eigenen Seele, welche Monarchie und Republik in eine einzige Staatsform gießen will, ut milvio adulteretur columba. Dieser innerlichste Widerspruch, der sich nie ausgleichen kann, hat den Mann politisch vernichtet, und der Fall ist noch nicht zu Ende, er wird noch schmerzlicher und tiefer seyn als man auch nur ahnt. Denn dem Herrn Heinrich von Gagern bleibt nichts übrig, als sich zu entscheiden für das eine oder andere Extrem, und beides gilt als politische Apostasie, die vielleicht als Sinnesänderung das Gewissen erleichtert, aber den politischen Fehler nicht gut macht.

Und diese schmerzliche Zukunft hat für ihn bereits begonnen. Der erste Präsident der deutschen Reichsversammlung, welcher in der ersten Anrede an die Vertreter des Volkes am 19. Mai 1848 die Volkssouverainetät unter dem lautesten Jubel des Hauses und der Gallerien verkündete, stimmt als gefallener Reichsministerpräsident am 23. März 1849 gegen den

Satz: „Das Volk ist souverain; nur vom Volke geht alle Gewalt im Staate aus." Der höhnische Sturm, welcher darüber in der Paulskirche losbrach, wie er noch bei keiner anderen Gelegenheit gebraust, ist ein Gottesgericht für alle Staatsmänner, deren Stellung und Grundsätze entweder wirklich zweideutig sind, oder durch Mangel an Voraussicht zweideutig werden können. In so innerlich unhaltbaren Verhältnissen ist die Komödie unvermeidlich. Man kann dabei ein gutes Herz, eine redliche Meinung haben, aber leider nur auf Kosten der Einsicht und politischen Divinationsgabe, das Spiel wird zur Farçe und kann Mitleid finden bei guten Freunden, aber keine Verzeihung vor der Weltgeschichte.

Heinrich von Gagern wurde am 20. August 1799 geboren. In einem Alter von vierzehn Jahren erhielt er zu München in der königlichen Militärschule die erste öffentliche Bildung, zu einer Zeit, wo die Ultramontanen noch nicht daselbst regierten und der französisch-deutsche Patriotismus an der Freiheit des deutschen Volkes arbeitete. Diesem Umstande ist seine Toleranz in religiösen Dingen zuzuschreiben, die er auch dem deutschen Volke als Einheitskitt zu empfehlen bemüht ist. Hätte Döllinger, Phillips, Lasaulx, Sepp und andere Häupter der katholischen Kirche in seine Jünglingsträume entscheidend eingewirkt, so hätte zum Unglücke der deutschen Nation in seinem Herzen das preußische Erbkaiserthum nicht zum einzigen höchsten Cultus werden können. Frei von den lästigen Fesseln eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses, konnte er sich ganz dem Vaterlande widmen. Und in der That sehen wir ihn bei Waterloo mit tapfern Nassauern gegen Napoleon fechten, und bereits in den Jahren 1816 bis 1817 zu Heidelberg thätig, die deutsche Burschenschaft zu stiften. Er rühmt sich noch jetzt dieser burschenschaftlichen Bemühungen für die Einheit des deutschen Reiches, die er später zu Jena und Göttingen zu verfechten wußte. Nach seiner Auffassung sollte es keine Landsmannschaften mehr geben, sondern bloß Deutsche im Leben wie in der Wissenschaft, im Staate wie in der Kirche. Alle Un-

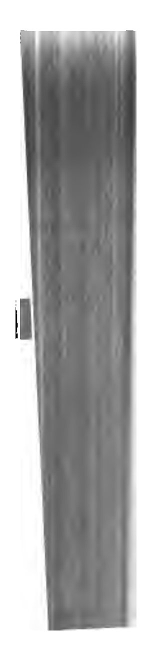


vert Blum von Leipzig zusammen
unzeitige Verlautbarung abweiche
jugendlicher Geister für die Befre
chen. Denn daß in den Grund
endliche Republikanisirung Deutsc
nothwendige letzte Folge in Aussic
nicht einsehen, oder sah es wirklic
seine Freunde auf dem natürlichen
wegte er sich rückwärts, und legte
seiner Einheitsbestrebung den pre
Die Mittel der Einigung zu diesem
lich deutlich vor seinen Augen, die
die Gemüther der Mehrzahl im mit
diatisirung der kleineren Staaten
preußischen Eroberung, und der
dem deutschen Reiche. Daß diese
nischen Volksbeglückung mit Phrase
unklaren Selbsttäuschungen so gut
süßt, komödienhaft zugestutzt ware

Der ausgelernte Student und Burschenschaftler fand bald seine Verwendung im großherzoglich-hessischen Staatsdienste. Seine Biographen knurren und bauchreden über sein Beamtenthum in den ergötzlichsten Tönen von Wichtigmacherei; ich habe jedoch nicht finden können, daß der junge hübsche Heinrich vor andern Beamten sehr verschieden gewesen wäre. Er wünschte befördert zu werden, wie andere Sterbliche auch, und es ging ihm oft nicht nach Wunsch schnell genug. Doch stieg er bis zum Regierungsrathe im Ministerium von Darmstadt, und schrieb Erlasse, die lang und dunkel waren, wie die Kanzleien in der vorsündfluthlichen Zeit.

Interessanter war sein häusliches Leben, das einen milden Widerschein in seine öffentliche Thätigkeit wirft. Er heirathete im Jahre 1829 die hochbegabte Oberförsterstochter Louise von Pretlak, eine Dame von eben so viel Geist als zarter Weiblichkeit, zu der er sich nach Freund Hulbreichs Ausdrücken mit innigster Liebe hingezogen fühlte als zur „kurzen, aber süßen Poesie seines Lebens." Sie war die Seele geistreicher Gesellschaft und zog in ihre Kreise Alles, was durch Bildung, Herz und Lebensgewandtheit ausgezeichnet war, sanft erwärmend jede Knospe menschlicher Regung. Leider starb sie schon nach zwei Jahren zum tiefen Schmerze ihres Gatten, der als Muster häuslicher Treue, Wahrheit und Liebe selbst bei seinen entschiedensten Gegnern in größter Achtung steht. Er konnte sich lange nicht entschließen, eine zweite Ehe einzugehen, und heirathete erst nach sieben Jahren eine Bürgerliche aus Rheinpreußen, eine höchst achtbare Hausfrau ohne besondere Bildung, die fleißige Mutter ihrer Kinder, die sie als Katholikin in ihrer Religion erziehen läßt. „Gab mir die erste Frau, was mein Herz verlangte, so gewährt mir meine zweite, was ich für's Leben brauche!" soll Gagern nach dem Zeugnisse seines Freundes Hulbreich öfter sagen. Auch hierin tritt ein merkwürdiger Widerspruch zu Tage. Der preußische Ministerpräsident ist ein unpreußischer Ehemann und nur auf diesem Felde finden ihn deutsche Männer genießbar. (Forts. folgt.)

## Glossen zur Ta



Gleichzeitig mit dem Genera
v. Beckedorf eine Ansprache an
worin er ihnen die Ueberzeugung
Katholiken in Deutschland in ih
Besseres thun könnten, als eine
Haupt eines protestantischen Fürst
Deutschland so arm an entschied
die einen moralischen Einfluß in
sen und fähig wären, wir leiden
haften literarischen Reputationen,
Leidwesens nicht entschlagen könne
Notabilität solcher Art sich muthw
nung der Katholiken zu Grunde ric
Gegnern auch nur um ...

gung hat sich auch nicht der leiseste Ton des Einspruchs gegen seine confessionelle Stellung vernehmen lassen; in diesem regiert ein katholisches Fürstenhaus seit mehr als anderthalb Jahrhunderten über ein ganz protestantisches Land, aber ungeachtet des allermildesten und gerechtesten Regiments und der besonnensten Vorsicht in dem confessionellen Verhalten hat es fortwährend mit dem Mißtrauen des Landes zu kämpfen gehabt."

Wollen oder dürfen wir die katholische Gesinnung des Mannes in Zweifel ziehen, der diese Worte schrieb? Das ist in Wahrheit ferne von uns. Herr von Beckedorf ist, was er immer gewesen, ein durchaus ehrenwerther, gebildeter, weltkundiger, geistvoller Mann, dazu, seinem Willen nach, ein aufrichtiger, frommer Katholik. Irrt er in dem in Rede stehenden Punkte, hat er sich, wie wir wahrzunehmen glauben, durch fremden, doctrinären Einfluß zu einem Paradoxon verleiten lassen, welches dem Interesse des katholischen Deutschlands in's Angesicht schlägt, so thut dieß in unsern Augen seinem guten Glauben keinen Eintrag. Das, was uns aber, nicht um Herrn von Beckedorf sondern um die politische Befähigung der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts und somit um das unserm Vaterlande bevorstehende, politische Schicksal, ängstlich und wahrhaft trostlos macht, ist der, aus den eben mitgetheilten Worten eines so geistvollen und gesinnungsreinen Mannes sich unwidersprechlich ergebende Mangel an natürlichem, politischem Tact, an jenem einfachen dialectischen Vermögen: sich in den Dingen des praktischen Lebens auf den ersten Blick zurecht zu finden; ein Vermögen, welches der deutsche Gelehrte verloren, und höchstens nur noch in manchen Gegenden der Bauer bewahrt hat! Möge Herr v. Beckedorf es uns verzeihen, daß uns die Zuschrift an seine Wähler die bekannte französische Redensart, welche den Deutschen vorwirft: „Mittag um vierzehn Uhr zu suchen" (de chercher midi à quatorze heures) recht handgreiflich vor Augen gestellt hat.

Herr v. Beckedorf hat Gelegenheit gehabt, die preußische Staatspolitik in Beziehung auf die Katholiken und ihre Kirche



festgehalten, in einer Zeit des U
den seltensten Ausnahmen gehört
gewiß uneigennützig ist, und a
diesem Leben nicht zu rechnen, ha
gerade dem preußischen P
Gagern'sche Kaiserintrigue nicht
schaut, daß er, statt den nicht
(glücklicherweise fruchtlos!) verm
König mit aller ihm verliehenen
hat, den Fuß von einem Pferde
Preußens rettungslosem Verderben
Der wahre und ächte preußische
nur einen Standpunkt nehmen, de
zeitung. Mit klarem Blick hat die
die Kaiserphantasie der sichere Fa
gebenen preußischen Staates sei,
centralisirte Deutschland nicht in
nigliche Preußen in dem revolution
Grunde gehen werde. Die Kreuz

des Dankes von jener Seite her den Vorwurf eines recht perfiden Jesuitismus zuziehen wird, der wohl gewußt habe, welches Danaergeschenk für Preußen diese Kaiserkrone sei.

Den Katholiken gegenüber beruht die oben mitgetheilte Ermahnung des Herrn v. Beckedorf auf einem handgreiflichen Trugschluße. Hätte er sich begnügt, den Katholiken in Preußen zuzurufen: bedenkt, daß jede mögliche politische Lage der Kirche in jedem einzelnen Lande der Welt, und somit auch die Eurige, neben ihren Nachtheilen auch ihre Vortheile hat; nehmet beide hin, wie Gott sie schickt, benutzt die letztern und erschwert Euch selbst nicht die erstern durch Unrecht, welches ihr etwa den andersgläubigen Gegnern zufügt, die über Euch Gewalt haben; seyd daher treue, loyale Unterthanen der Macht, unter deren Scepter Euch die göttliche Fügung ohne Euer Dazuthun gestellt hat; — hätte er, sagen wir, sich darauf beschränkt, diese unbestreitbaren Wahrheiten geltend zu machen, so wäre in einer Zeit der wilden Verwirrung aller Begriffe und Gefühle seine Stimme die eines wahren Freundes gewesen, eine Stimme, die unter seinen Glaubensgenossen eben so viel Anklang verdient als gefunden hätte. Niemand wäre dann berechtigt gewesen, ihm die Gefühle der persönlichen Dankbarkeit, welche er, mit oder ohne hinreichenden Grund, für Preußen hegt, zum Vorwurfe zu machen. Aber indem er über das richtige Maß hinausgeht, trägt er dem tiefen Abscheu keine Rechnung, mit welchem Oesterreicher, Bayern, katholische Schwaben, Oberrheinländer u. s. w. u. s. w. — mindestens drei Viertel aller Deutschen, selbst den Gedanken einer preußischen Herrschaft von sich stoßen, und verlangt von der katholischen Hälfte des deutschen Volkes, daß sie sich durch ihre eigene That, mit vorbedachter Absicht und Ueberlegung, einen protestantischen Fürsten zum Haupte setzen solle! — Trotz der Erfahrungen, der letzten hundert und fünfzig Jahre, seit welchen Preußen die Königskrone trägt, glaubt er, daß ein solcher Schritt, welcher der Vernichtung aller und jeder politischen Rechte der katholischen Kirche in Deutschland thatsächlich ungefähr gleich



aufgestellt werden können, da er
lik noch Protestant, jedenfalls
größeren Unparteilichkeit besitzt.
den wir solche Empfehlung für
ben. Aber auch für Herrn v.
nach diesem Vorgange seine aus
Friedensworte etwa bei künftigen
digen Gelegenheiten schwerlich
Eingang finden werden, und daß
storischen Argumente, mit welchen
unterstützt, seinem Clienten mehr
werden. Sie beweisen nur, daß
spaltung zerrissene Deutschland, so
gar nicht fähig ist, einen Mon
möge zur Schilderung des Eindru
Herrn v. Beckedorf selbst in Pre
wort der rheinischen Volksha

„Allerdings beweist das ungetrü
und Volk in Belgien, sagt dieses

misch die Hegemonie in Deutschland anstreben, zugleich eine religiöse Politik damit verfolgen? War bis daher wenigstens die preußische Politik nicht immer zugleich religiös, und zwar eingreifend wirksam, in Kirche, Schule, bis zum innersten Heiligthum des Familienlebens hinab? Eben so wie das katholische Belgien einen protestantischen Fürsten besitzt, dem sein Volk nicht mißtraut, führt Herr von Beckedorf den Gegensatz in Sachsen an, wo dem milden und rücksichtsvollsten Benehmen des Königs entgegen, die Tyrannei des sächsischen Volkes so weit geht, daß der König und Herr des Landes, sich selbst so wie seine Kinder nur mit Protestanten umgeben darf. Hofmeister, Alles, bis zum Stallknecht herab, muß protestantisch seyn, und trotz all diesem ist und bleibt von Seiten des Volkes stets Anfeindung und Mißtrauen. In Preußen, da zwei Fünftel seiner Bewohner zur katholischen Kirche gehören, ist es nicht möglich, daß der Protestantismus seine Intoleranz so weit triebe, wie in Sachsen; dennoch aber ist gewiß, daß bis zur Stunde die sogenannte Parität eine bloße Täuschung war, so weit es die Durchführung derselben in der Beamtenhierarchie galt. Auf die Confession keine Rücksicht nehmen, hieß in der Anwendung auf die Katholiken häufig so viel, als auf sie wegen ihrer Confession keine Rücksicht nehmen. Es ist, um an einen nahe liegenden Fall zu erinnern, wohl über ein halbes Jahr, daß der zeitliche Oberpräsident unserer Provinz, von Flottwell, durch seine intolerante Dummheit sich in seiner Stellung unmöglich gemacht hat, und man ihm einen katholischen Nachfolger in einem Beamten bezeichnete, auf den Westphalen stolz seyn darf: woher kommt es, daß die Sache nach wie vor beim Alten geblieben, während man doch sonst in Personalveränderungen nicht sehr schwierig ist? Herr v. Beckedorf verweist uns auf die edle Persönlichkeit unseres jetzt regierenden Königs, und darin stimmen wir mit ihm vollkommen überein; aber leider ist eben kein Mensch unsterblich, und es kann für keinen ein längeres Leben erkauft werden, sonst wollten wir gerne unsern Nothpfennig daran geben, auf daß Friedrich Wil-

mehrheit, hinter dieser die Be
ungeheure Mehrheit der Protes
Katholiken."

„Gegen diese Mehrheiten k
hätten die Katholiken zu befahre
von Kleindeutschland träte und
protestantischen wie eins zu drei
Antwort kann sich Jeder an d
ist jetzt verfassungsmäßig das Ve
ein anderes geworden, als früher
auf an, was in der Verfassung s
handhabt wird, und diese Handh
Majorität aus, und wenn dieser
daß „„zufällig"" die Katholiken
handgreiflich hintangesetzt würden,
so wenig ein Hahn darnach kräh
vormärzlichen Regiments. Was n
liken mit Recht fordern kann, ist,
scher Kaiser uns auf rechtmäßige W
den gebührenden Gehorsam leisten,

## XLII.

### Literatur.

Staat und Kirche in Oesterreich vor während und nach der Revolution von 1848. (Ein Schreiben an Herrn Georg Schwarz, Consul der vereinigten Staaten von Nordamerika in Wien.) München, 1849. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Da das heutige Deutschland aufgehört hat zu seyn, was bisher seine Bestimmung und seine Ehre in der neuern Geschichte war: „die gelehrte Republik;" da es sich mit aller Macht abmüht, zu haben, was die eigensinnige Natur ihm zu allen Zeiten verweigerte, nämlich politisch centralisirte, nationale Einheit; da heute seine sehnsüchtigen Blicke auf das gerichtet sind, was es nun und nimmermehr seyn, haben und werden kann: eine einige und untheilbare, politische Republik nach französischem Zuschnitt und Muster von 1793, — so begreift es sich aus allen diesen Gründen leicht, daß und warum selbiges Deutschland weder Zeit noch Lust hat, Bücher zu lesen. Es kann nur noch kleine Zeitungsartikel verdauen, und wenn es hoch kömmt, — aber auch das ist schon den Meisten zu viel! — möglichst dünne Broschüren.

Dieß ist der Grund gewesen, warum der Verfasser des vorliegenden 51 Seiten starken Büchleins den literarischen und historischen Stoff zu mehreren starken Bänden in eine kurze Skizze zusammengezogen hat. Seine Absicht war nicht, aus einem Begriffe heraus, durch logisch-dialectische Flaschenzüge ein absolutes Ideal, eine Theorie des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche herauszuspinnen. Er wollte lediglich auf historischem Wege und in besonderer Beziehung auf die heutigen kirchlich-politischen Verhältnisse Oesterreichs die Frage beantworten: wo kommen wir her? wo stehen wir? wo gehen wir hin?

Auch dem Kurzsichtigsten muß es heute bereits klar geworden seyn, daß die Gesellschaft nicht mehr vereinzelten, aus lokalen Ursachen hervorgegangenen, rein politischen Bewegungen, sondern einer großen, die Fundamente der menschlichen Societät bedrohenden, europäischen Umwälzung gegenüber steht, wie die Geschichte seit dem Thurmbau zu Babel vielleicht keine ähnliche aufzuweisen hatte. Der Verfasser der vorliegenden Schrift sucht die tiefern Wurzeln dieser Erscheinung nicht auf dem staatlichen, sondern auf dem kirchlich-religiösen Gebiete. Von diesem Gesichtspunkte aus bemüht er sich, die Thatsachen der Geschichte von dem Fall des heidnisch-römischen Staates an bis auf die neueste Zeit als ein großes organisch verbundenes Ganze zu fassen. —

Das antike heidnisch-römische Kaiserreich, mit welchem die alte Welt abschließt, kennt keine neben dem Staate stehende Kirche; aber dafür kennt es, im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Vergötterung der weltlichen Macht und einen Despotismus, von welchem unsere heutigen, das Alterthum anbetenden Poeten und Philologen sich auch nur eine lebendige Vorstellung zu machen unfähig sind.

Aus diesem Zustande der tiefsten Erniedrigung ist die Menschheit durch das Christenthum erlöst worden. Fundamentalprincip der von Gott selbst gegebenen Constitution der christlichen Gesellschaft ist die Theilung der sie beherrschenden Ge-

walt in geistliche und weltliche, die Unterscheidung von Staat und Kirche. Ohne diese Theilung keine Freiheit, kein Fortschritt, keine christliche Civilisation.

Gegen dieses Grundprincip des christlich-socialen Lebens kämpften seit den frühesten Jahrhunderten der modernen Geschichte das, im ersten Anlaufe überwundene, aber nichts weniger als vernichtete, heidnische und das jüdische Element. (Pantheismus und falscher, widerchristlicher Deismus.) Beide wollen unter rastlos wechselnden Vorwänden, gehüllt in immer neu sich gebärende Formen, die eine große, von Gott gegründete Anstalt zur Erlösung der Menschheit vernichten. Die Unterjochung der Kirche unter den Staat ist nur ein besonders wirksames Mittel für diesen Zweck.

Dieser Kampf ist nicht erst mit der Reformation entbrannt. Auch im Mittelalter besteht bereits die Opposition gegen die Unterscheidung von Kirche und Staat, auch im Mittelalter schon wird jener Kampf gegen die Selbstständigkeit der Kirche gekämpft; innerhalb der christlichen Gesellschaft in leisen, aber immer deutlicher sich gestaltenden Versuchen, außerhalb derselben mit offener Entschiedenheit und weltzertrümmernder Gewalt. Der in geographischer und dogmatischer Hinsicht außerhalb der Christenheit stehende Islam nämlich, eine Karrikatur des Judenthums, hatte damals die Rolle des heutigen, omnipotenten Staates übernommen.

Was im Mittelalter nur als verstecktes, heimliches Gift in den Adern der christlichen Gesellschaft wühlte, wurde durch die Glaubensspaltung frei, durch welche die Reformation das ungenähte Kleid Christi zerriß. Der Kampf verpflanzte sich jetzt auf christlichen Boden. Mit immer steigender Offenheit wurde jetzt der Krieg gegen die Selbstständigkeit, die Freiheit, die Existenz der Kirche geführt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet erscheinen die Reformation, der Gallikanismus, die widerkirchlich-revolutionäre Staatspraxis nur als Offenbarungen eines und desselben Geistes. Die langweiligste, beschränkteste und verknöcherteste Verkörperung desselben ist der, in einer

...en, alles Rechts, aller Ordnung ...
jenem Kriege Aller gegen Alle gege...
schreckliche aber gerechte Rache Got...
päische Revolution über alle Völker ...
ist. Diejenigen, welche herrschen wo...
sie nicht konnten und nicht durften, ...
Strafe, auch das ihnen von der Vor...
mäßige Herrscherrecht über den Staat...
konnten und sollten. Dieß ist, nach d...
tiefere Sinn und die innere Bedeutun...
heutigen Zeit.

Hat der Verfasser in der eben bez...
Seite seines Gegenstandes erfaßt, so hat...
gefühlt, kurz aber eindringlich auf die ...
deuten. Die öffentliche Meinung aller ...
ruft nach Freiheit der Kirche. Angesicht...
selben ist dieß augenscheinlich Gottes St...
allenthalben und immer, ist auch der Fe...
sen, sein Unkraut unter den guten Weiz...
Gefahren sind es, die der katholischen Sach...
Pfade ... Erstens der Wahn, d...

tens die für Clerus und Laien obwaltende Versuchung: den, gegen alle weltliche Obrigkeit sich auflehnenden Geist der lieblosen Kritik, des Ungehorsams, des Eigendünkels auch der kirchlichen Autorität gegenüber sich anzueignen.

Unter diesen Umständen ist in Oesterreich ein großer Umschwung erfolgt. Die josephinische Gesetzgebung war fast für alle katholischen Länder Deutschlands, ja Europa's, Muster und Vorbild der Behandlung der Kirche geworden. Oesterreich hatte hierdurch eine schwere, sittliche Verantwortung auf sich geladen. In diesem, wie sonst noch in vielfachem Betracht, kann die Revolution von 1848 mit all' ihren Gräueln, Thorheiten und Verbrechen als naturnothwendige Folge früherer Mißgriffe, wie als große, welthistorische Buße betrachtet werden. Jetzt scheint es, wenn nicht alle Zeichen trügen, daß die österreichische Regierung ihren frühern Weg verlassen hat, und daß sie das Princip der Freiheit der Kirche anzuerkennen Willens ist. Sie hat im §. 2. der gewährleisteten politischen Grundrechte das Princip anerkannt: „jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig.“ Wird dieser Grundsatz folgerichtig im Leben durchgeführt, und sind die Katholiken in Oesterreich, — Bischöfe, Priester und Laien, — fähig und Willens, denselben im rechten Geiste aufzufassen und zu handhaben, — so hat Oesterreich ein großes Stufenjahr seiner Geschichte zurückgelegt. Es ist mit diesem Schritte in eine neue bessere Zeit getreten, und welche Stürme auch zur Stunde noch diese Aera umtosen mögen, — der Segen, der sich an solche Wiedergeburt knüpfen muß und wird, kann auch auf dem politischen Felde nicht ausbleiben.

---

# XLIII.

## Kabinetsstück.

Viele sind in der Meinung gestanden, das Gerücht, als hätten die sogenannten Studenten und die Proletarier beabsichtigt, die Särge aus der kaiserlichen Gruft in Wien heraufzutragen und zu verwenden, sei entweder nur Sage, oder Drohung dessen, was man im äußersten Falle sich erlaubt haben würde. Dem aber ist nicht so. Es ist am 31. Oct. den P. P. Capucinern förmlich zugemuthet worden, zu jenem Zweck die Gruft zu öffnen. Was sie entgegnet haben, brauchen wir nicht hinzuzusetzen; aber einer derselben hat nachher sich geäußert: wenn sich die Einnahme der Stadt noch um zwei Stunden würde verzögert haben, so wäre von dem Convent schwerlich mehr einer am Leben geblieben. Das sonst Unausdenkbare war ausgeheckt worden von der heldenmüthigen Jugend, von dem hochsinnigen Proletariat, welche beide so warmer Sympathien, bei der Reichstagslinken, dieser Blume Oesterreichs, sich erfreuen mochten. An Leute, die die Lebenden latourisiren, und mit einer Verruchtheit, welche die ungezähmte Wildheit der Cannibalen übertrifft, die Gebeine der Todten zu Barrikaden verwenden wollten, sollte sich die Zuversicht zu einer glücklichern Zukunft anknüpfen!



# XLIV.

## Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 2. Mai 1849.

Je entschiedener wir uns bei jeder Gelegenheit gegen die nunmehr (vorläufig oder für immer?) aufgegebene, preußische Kaiserintrigue ausgesprochen haben, und ferner noch auszusprechen gedenken, desto dringender fordert es die historische Wahrheit und Gerechtigkeit es nicht unerwähnt zu lassen: daß eine Partei in Preußen sich seit den glorreichen Märztagen in ihrem tiefen und ungeheuchelten Abscheu gegen die Lehren und Thatsachen der siegreichen Revolution, wie in der sehr bestimmten Ablehnung aller ihrer Geschenke und Verheißungen gleich geblieben ist. Diese Partei ist die specifisch- oder „stockpreußische", dieselbe, welch in der Kreuzzeitung (also genannt von dem Bilde des eisernen Kreuzes, welches sie an der Stirne trägt) ein Organ besitzt, wie es unter den täglich erscheinenden Blättern, was Muth, Consequenz und Entschiedenheit der Gesinnung betrifft, in Deutschland kein zweites gibt, und selten ähnliche gegeben hat. Ehre dem Ehre gebührt! — Wären wir preußische Unterthanen, wir würden keinen Augenblick Bedenken tragen, uns, allen Landfriedensbrechern gegenüber, auf dem politischen Gebiete unter jenes Banner zu stellen, und dieß um so eher, als die Kreuzzeitung bis jetzt Takt genug gehabt hat, die confessionelle Verschiedenheit außer

[illegible]egierung das System lobt, [illegible]
Regierung es immer befolgt ha[illegible]
rechtem Ernst und strenger Cons[illegible]
eine Redefigur, die kein Billigde[illegible]
übeln wird. Sie muß dem Z[illegible]
stehen. Hören wir die „Neue [illegible]
„Die Auflösung der [illegible]
neue Bethätigung des festen, kraf[illegible]
ßischen Regierung, der Revolu[illegible]
chen, und Preußens Thron [illegible]
welchem Deutschland steht, m[illegible]
kem Arme zu vertheidigen. Auf [illegible]
soll dieser Thron und Staat be[illegible]
Stürme und Wogen des Radikali[illegible]
sich daran brechen. Dieses begeist[illegible]
die Nachricht von der Auflösung d[illegible]
bei der Zurückweisung des sch[illegible]
ches die Frankfurter brachten [illegible]
Novemberumschwunge, — das Herz je[illegible]
landes erfüllen und zu den noch bev[illegible]
und [illegible]n! Kein Kritteln oder [illegible]

sollen, ob und von welchen andern Schritten er hätte begleitet seyn müssen u. s. w. An solchen Meinungsverschiedenheiten fehlte es auch an jenen Rettungstagen im November nicht, und eben so wenig in der Charwoche, als der König Gott die Ehre gab, und sein unbeflecktes Gewissen und die Ehre und Freiheit seiner Krone, seines Hauses und seines Staates lieber hatte, als den Ruhm, Abgott und Knecht des in Frankfurt tagenden, undeutschen Radikalismus und Nationalitätsschwindels zu werden. Aber diese Meinungsverschiedenheiten sind Nebensache; Hauptsache ist der Kampf gegen die Revolution auf Tod und Leben, der Kampf, in welchen Graf Brandenburg und sein Ministerium durch diesen Schritt mit neuer Entschiedenheit eingeht. Nicht darauf kommt es in dieser Zeit fundamentaler Gegensätze an, in schwierigen und zweifelhaften Fragen gerade den rechten Punkt zu treffen, sondern darauf, die unzweifelhafte helle Wahrheit, das unzweideutige klare Recht zu bekennen, zu lieben, zu vertheidigen und diesem edlen, hohen Berufe sich hinzugeben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe. Erfüllen wir diese heilige Pflicht, so werden wir, dem Feinde waffenverbrüdert gegenüberstehend, über bloßen Meinungsverschiedenheiten nicht auseinanderfallen."

„Die frevelhafte Frechheit der Linken hatte in der zweiten Kammer am Mittwoch und Donnerstag ihren Höhepunkt erreicht. In Scham und Abscheu verbarg das Vaterland sein Angesicht. In den Straßen fing das Märzgesindel wieder an, sich zu sammeln. Gestern, Freitag, Abends nach der Auflösung ist es zu Thätlichkeiten gegen das Militär, zum Schießen in den Straßen gekommen. Aber dieß Alles sind nur die Symptome unserer Krankheit."

„Unter der Frage vom Belagerungszustande von Berlin, welche zunächst zur Auflösung der zweiten Kammer geführt hat, liegt die tiefere, die Frage von dem Krebsschaden, der am Herzen des Vaterlandes nagt, verborgen. Wie kann friedliche

Klubbs und Volksversammlunger
chie auf den Straßen ist Kindersp
Gerichten, auf den Präsidentenstü
den Cabineten der Fürsten, die,
Unterthanen des Pöbels sind.“

„Dahin also, auf Herstell
starker Rechtspflege, welche die R
ten der Kopfzahl, wenn sie Verbr
führer eben so gewiß, als die arm
hin wird nun die energische Th
Staatsmänner sich richten, denen
verpflichtet ist, und die sein Stolz
dieser Sündfluth von wetterwendis
Charakterlosigkeit.“

„Kräftigung der edelsten Organ
Vaterlande, — im weiteren aber folgere
führung jenes „„niemals, niema
welches Preußen mit den frech
zitternden Anhange der Frankfu
immer gebrochen hat — endlich C
rbündeten terreich

Auf dem Boden allein, auf welchen sich der eben mitgetheilte Artikel der Kreuzzeitung stellt, ist deutsche Eintracht und durch diese, deutsche Einheit möglich, nicht unter dem Banner einer gemachten und unwirklichen Nationalität, die nichts ist als ein lügenhaftes Aushängeschild, hinter welchem die rothe Republik für ihre kosmopolitisch-blutigen Zwecke arbeitet. Wir freuen uns, ein Echo dieser Gesinnung aus dem Munde Radetzky's zu vernehmen, der in seiner Antwort auf die Adresse des preußischen Gardeoffiziercorps, dem Prinzen von Preußen, als Chef desselben, Folgendes sagt:

„Zwar immer kleiner schmilzt die Schaar zusammen, die einst auf blutgetränkten Schlachtgefilden Deutschlands Freiheit wieder begründete, aber die Tradition hat das Andenken an diese große Zeit frisch und lebhaft unter Uns erhalten. Sie ist der Boden, auf dem der gegenwärtige Geist der deutschen Heere wurzelte, aus dem er seine Nahrung sog. Nimmer soll der Bund zerreißen, den wir dort geschlossen, wenn auch keiner mehr übrig seyn wird von den Männern, die ihn mitgekämpft, den Kampf für Deutschlands Freiheit! Ja, noch einmal hat das preußische und österreichische Heer Deutschland vom Untergange gerettet, als sie mit treuer Brust die Throne ihrer Herrscher deckten, an deren Stufen schon eine wilde Demagogie zerstörend pochte. Könnte je Bruderzwist diese Heere noch einmal spalten, dann ist es auf immer um Deutschlands Größe und Einigkeit geschehen; denn nicht mit Theorien, nicht mit Declamationen bekämpft man den innern und äußern Feind, das beweist das Land, auf dessen Boden ich jetzt stehe."

„Doch dahin wird es nicht kommen, so lange noch an der Spitze deutscher Heere deutsche Fürsten stehen. Ja Deutschland soll groß, soll frei, soll mächtig seyn, aber es soll es mit und durch seine Fürsten seyn, denn nur durch Eintracht, nicht durch Zwiespalt, kann dieses hohe Ziel erreicht werden. Möge das preußische, möge das österreichische Heer das Band seyn, das Hohenzollerns und Habsburg's Throne unzertrennlich miteinander verbindet, dann werden die Wetterwolken entschwin-

den, die jetzt noch drohend den Horizont unsers deutschen Vaterlandes umhüllen."

„Auch in unserer Brust schlägt ein stolzes deutsches Herz, und Niemand räumen wir das Vorrecht ein, deutscher zu empfinden, als wir; aber wir kennen die Geschichte unserer innern Spaltungen, wir wollen nicht, daß diese unglücklichen Zeiten sich wiederholen sollen, die nur denselben verderblichen Ausgang haben würden, wie ehemals."

„Ob Fürsten-Ehrgeiz oder aufgewiegelter Volksgeist uns in Bruderzwist oder Verderben stürzen, das gilt gleich."

Dieß ist die ächte, wahre, reine vaterländische Gesinnung, — die Gesinnung, welche allein Deutschland retten kann aus dem Abgrunde, in welchen das Streben der Revolutionsmenschen nach einer undeutschen, mechanischen, Zwietracht und Verderben gebärenden, französischen Einförmigkeit, wie die Burschenschaft sie träumte, unser armes Deutschland gestürzt hat.

---

Den 3. Mai 1849.

Bei einer Versammlung der katholischen Vereine von Rheinland und Westphalen, welche zu Köln am 17. bis 20. April statt hatte, ist eine Frage aufgeworfen und von verschiedenen Mitgliedern in verschiedenem Sinne beantwortet worden, die in Gegenwart und Zukunft für das Schicksal des genannten, katholischen Vereinswesens entscheidend ist. Sind rein politische Fragen Gegenstand der Thätigkeit der genannten Vereine? oder sollen im Gegentheil diese beschließen, daß sie sich mit dergleichen gar nicht befassen wollen? — Es ist klar, daß dieses Dilemma für den Charakter einer Association entscheidend ist, welche heute schon in Beziehung auf das Wohl und Weh der katholischen Kirche in unserm Vaterlande eine große Verantwortung auf sich genommen hat, und die in naher Zukunft, je nachdem ihre Wirksamkeit sich gestaltet, zum

Fluche oder zum Segen für die katholische Sache in Deutschland werden kann. Daß jeder Schritt nach der einen oder andern Seite hin reiflich überlegt, daß jede unvorsichtige oder übereilte Entschlußnahme vermieden werde, ist nicht bloß eine nahe liegende Anforderung der Klugheit; es ist, um der Sache willen, heilige Gewissenspflicht. Möge es auch uns erlaubt seyn, von einem durchaus vorurtheilsfreien und in mehr als einer Hinsicht unabhängigen Standpunkte aus, die Frage zu erörtern: welche Stellung, unter den heute und in Deutschland obwaltenden Umständen, katholische Vereine zur laufenden Politik des Tages nehmen sollen?

Der omnipotente Staat hatte Jahrzehnte lang das Recht und die Freiheit der Kirche mit Füßen getreten, als plötzlich eine Krisis über Deutschland hereinbrach, welche nicht mehr als Alles, das Gute wie das Ueble der bisherigen Zustände, in Frage stellte. Allgemeine Associationsfreiheit wurde gewährt; mit ihr traten auch aller Orten katholische Vereine in's Leben. Ihr durch die Natur der Verhältnisse einfach gegebener Zweck kann kein anderer seyn, als den Interessen der Kirche, nach jeder Richtung hin, insbesondere aber in soweit zu dienen, als es sich um die Freiheit der Kirche von dem Staatsabsolutismus handelt.

Ist dieß, — und wir sind berechtigt es anzunehmen! — die Absicht und das Ziel der heutigen katholischen Vereine in Deutschland, so verstehen sich zwei Dinge von selbst. Die Mitglieder jener Vereine dürfen, als Christen und Staatsbürger, ihre Pflicht des Gehorsams und der Treue gegen das bestimmte Land, dem sie angehören, in allen billigen und gerechten Dingen nicht verletzen. Die Vereine müssen ferner, in einer Epoche der gränzenlosesten Verwirrung aller Begriffe und der fast allgemeinen Auflösung und Lockerung aller Bande der Gesellschaft, es als eine ihrer Hauptaufgaben betrachten, Halt und Richtung in die politischen und socialen Ansichten ihrer Mitglieder zu bringen. Der Leitstern der Politik der Vereine kann dabei immer nur der christliche, d. h. der katholisch kirchliche Gesichtspunkt seyn. Die Vereine

sollen kein neues Organ der Zwietracht, der Zerstörung, des wühlerischen Hasses seyn. Sie sollen, so weit es heute schon möglich ist, den Grund legen zur Besänftigung der Gemüther, zur Wiederherstellung der sittlichen Ordnung, zum künftigen Neubau der Gesellschaft.

Steht dieß im Allgemeinen fest, so ist es auf der andern Seite, eben wieder in unserer Zeit mehr als in jeder frühern, leicht möglich, daß in vielen Stücken die Ansichten sonst redlicher und glaubenstreuer Katholiken, selbst bei gleichem Eifer für die Kirche, dennoch auseinander gehen. Allerdings ist möglichste Uebereinstimmung der Katholiken selbst in ihren Ansichten von den Dingen dieser Welt im hohen Grade wünschenswerth, aber sie läßt sich nicht durch äußere, mechanische Mittel erzwingen. Es wäre zweckwidrig und der Eigenthümlichkeit der heutigen Deutschen völlig widersprechend, wollte man ein, bis in's Einzelne ausgebildetes, scharf formulirtes, politisches Glaubensbekenntniß zum Schiboleth der katholischen Vereine in ganz Deutschland machen. Die Interessen, die Wünsche, die Bedürfnisse der Katholiken sind dem Staate gegenüber andere in Oesterreich, andere in Preußen, andere in Bayern und andere in Mecklenburg. Es muß eine Gränze geben, jenseits welcher die Politik Sache jedes besondern Vereins, ja jedes einzelnen Mitgliedes seyn muß. Ueberhaupt fordert der Charakter unserer Zeit und unsers Volkes, welche beide die Subjectivität auf die höchste Spitze getrieben, und wo nur im günstigsten Falle die Besten noch die Fähigkeit gerettet haben: der Autorität in den allernothwendigsten Dingen zu gehorchen, es fordert es, sagen wir, diese Eigenthümlichkeit, daß die katholischen Vereine ihren Mitgliedern weder bindende politische Stichworte geben, noch daß sie streng verpflichtende, politische Glaubensformeln aufstellen, sondern daß sie sich darauf beschränken, ihnen Gelegenheit zu gewähren zur Aufhellung ihrer Begriffe, zur Verständigung mit sich selbst und mit den Bedürfnissen der Gesellschaft, und zur Orientirung in den Irrgängen der Zeit.

Daß die katholischen Vereine bei der gesammten, eben geschilderten Wirksamkeit Vorwürfen von entgegengesetzten Seiten her nicht entgehen werden, daß sie dem principmäßig widerkirchlichen Absolutismus ein Dorn im Auge seyn, daß die Wühler, welche nach der allgemeinen Zerstörung nichts wollen, als die tyrannische Gewaltherrschaft ihrer Partei, sie auf den Tod hassen und verfolgen müssen, daß die Einen sie als kirchliche Demagogen, die Andern als reactionäre Regierungsknechte verschreien werden, — dieß liegt so einfach in der Natur unserer vaterländischen Verhältnisse, daß es mit irdischen Mitteln schlechterdings nicht zu ändern ist.

Die katholischen Vereine können diesen Gefahren gegenüber nichts Anderes thun, als Gott im Herzen und den Katechismus vor Augen haben, alle wirren politischen Phantastereien und Ueberschwänglichkeiten sorgfältiger als die orientalische Pest und Cholera fliehen, sich vor allen politischen Intriguanten und unklaren Köpfen, die gerne eine Rolle spielen möchten, wie vor der Berührung mit glühendem Eisen hüten, revolutionäre Schlagworte und hohlen Zeitungsphrasenschwulst gewissenhaft vermeiden, sich nach Kräften einen einfachen, gesunden Sinn bewahren, vorkommenden Falls schlicht und demüthig das Ihrige thun und — im Uebrigen Gott walten lassen.

Die Gränze also, bis zu welcher sie die Politik in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen sollen, kann nur jener eben bezeichnete gros bon sens in jedem einzelnen Falle ziehen; der deutsche Sprachgebrauch nennt denselben, nicht ohne Seitenblick auf das Professorenthum, welches sich in der Paulskirche so vortrefflich bewährt hat: Bauernverstand. Was Clemens Brentano von den Künstlern verlangt: „vor allen Dingen, lieben Leute! habt Genie", kann mit geringen Veränderungen auf die Piusvereine angewendet werden. Ihr guten Katholiken! habt gesunden Menschenverstand! — Möchten doch alle unsere Landsleute, und gerade die wohlmeinendsten, nicht müde werden: Gott Tag und Nacht auf ihren gebogenen Knieen um diese täglich seltener werdende Gabe des heiligen Geistes anzurufen.

die mit der Schooßsünde unserer Zeit, mit dem Dünkel schlechterdings nicht zusammengeht. Jene Gabe aber läßt sich durch keinerlei Surrogat, auch nicht durch bindende Paragraphe in Vereinsstatuten ersetzen. Fehlt Denen, welche die Vereine bilden oder leiten, jenes Körnlein Salz, welches der Mensch in der Regel nur von seiner Mutter erben kann, so helfen geschriebene Gesetze nichts, oder weniger als nichts. Sie werden entweder schon in den nächsten Wochen durchlöchert, oder gestalten sich zur schweren, bindenden Kette, welche gerade das Gute nicht aufkommen läßt, und dem Andrange des Bösen gegenüber sich regelmäßig machtlos erweist.

Erwägt man von diesem Standpunkte aus die oben erwähnten Kölner Debatten, so muß man beiden Theilen, — sowohl Denen, welche die Politik von der Sphäre der Wirksamkeit der katholischen Vereine ausgeschlossen, als Jenen, welche sie in dieselbe hineingezogen wissen wollen, — secundum quid, wie die Scholastiker sagten, — Recht geben. Die mit Einsicht und Wärme vorgetragenen Ansichten der gescheuten und redlichen Wortführer auf beiden Seiten gehen weit weniger auseinander, als es beim ersten Anblicke scheint. Diejenigen, welche die Politik **nicht** ausschließen möchten, werden unvernünftigen oder selbst verbrecherischen Narrentheidungen gewiß nicht das Wort reden wollen, wenn etwa die katholischen Vereine zu solchen mißbraucht werden wollten. Umgekehrt geben Jene, welche die Politik fern halten wollen, von vornherein zu: es sei keine Rede davon, zu verhindern, daß man in den regelmäßigen Zusammenkünften der Vereine sich mit politischen Dingen befasse, und man könne nichts dagegen haben, daß einzelne Mitglieder mit klarer Einsicht dazu beitragen, die Uebrigen über die Sachlage in der Politik zu unterrichten, ihnen bestimmte und folgerichtige Ansichten mitzutheilen. — Bei der dennoch obwaltenden Meinungsverschiedenheit kann, wenn man die innere Spaltung, die gefährlichste von allen! vermeiden will, das einfachste und natürlichste Resultat jeder deßfallsigen Debatte nur seyn: daß es jedem Vereine überlassen bleibe, sich

viel oder wenig mit Politik zu befassen, sich nach dieser oder jener Seite hin zu erklären."

Je mehr uns die allgemeinen Debatten über die Betheiligung der Piusvereine an der Politik des Tages durch Form und Inhalt befriedigt haben, desto größere Bedenklichkeiten sind uns aufgestiegen, als wir die Proben in Erwägung zogen, welche während derselben Debatte von der Art und Weise gegeben wurden, in welcher manche, wie es scheint einflußreiche Mitglieder die Politik der katholischen Vereine künftighin zu treiben und zu leiten gedenken. Haben wir in diesen Blättern unsere Nichtübereinstimmung in Betreff der Kaiserfrage selbst Männern wie dem General von Radowitz und Herrn von Beckedorf gegenüber erklärt, so fühlen wir uns um so mehr verpflichtet, auch nach der entgegengesetzten Seite hin dem Herrn Hofrath Buß aus Freiburg unsere praktischen Zweifel in Betreff der Richtigkeit seiner Ansichten über das künftige Kaiserthum mit nicht geringerer Offenheit an den Tag zu legen.

„Ich könnte Ihnen", sagt derselbe in einer vor der Generalversammlung gehaltenen Rede, „eine Menge politischer Fragen aufzählen, die in einem wesentlichen, wenn auch nur mittelbaren Zusammenhange mit der Freiheit der Kirche stehen. Eine solche ist die große Frage, die jetzt in Deutschland jedes Herz berührt: die Oberhauptsfrage, die doch als rein politisch zu betrachten ist. Wie Sie wissen, hat man in der Paulskirche ein Erbkaiserthum festgesetzt; ich habe kein Verdienst an dieser Märzerrungenschaft. (Lang andauernder Beifall.) Die dafür stimmten, wußten nicht, was ein Kaiserthum ist, nur dem preußischen Oberkönigthum haben sie ihre Stimme gegeben. Das Kaiserthum ist eine historische Institution, es starb; das erneuerte muß verdient und von dem Willen der ganzen Nation gegeben werden; weniger die obern Schichten der Bevölkerung als die Massen des Volkes, und an die halte ich mich, wollen das alte Kaiserthum. (Bravo.) Ich will nicht bloß im deutschen Reiche haben, was deutsch spricht, sondern auch andere Völker will ich hegen und

weihen mit deutschem Geist, deutscher Erziehung und Gesittung. Dazu bedarf es eines Kaisers, der die Macht hat, diese andern Völker zu sich heranzuziehen. Durch den germanischen Geist müssen die slavischen Völker der österreichischen Monarchie dem russischen Einfluß entzogen werden. Aber auch jene Staatentrümmer, die früher zum deutschen Reiche gehörten, oder die doch zum germanischen Stamm gehören, sie führen ein ephemeres Leben; sie werden nicht zu dauernder Ruhe gelangen, bis sie von Deutschland wieder angezogen sind. So die Schweiz, Holland und mehr andere. Die deutsche Nation muß die Größe wieder erlangen, die historisch ist, die früher in ihr lebte, und wozu sie noch gegenwärtig befähigt ist. (Bravo.) Das Kaiserthum beruhte auf der Schirmvogtei über die Kirche, deren Schützer der Kaiser als advocatus ecclesiae war. Das deutsche Kaiserthum wurzelte im Katholicismus, es war die größte katholische Idee der Geschichte. Und gegen dieses Kaiserthum sollten wir uns bloß negativ verhalten, dafür sollten wir keine Sympathien haben? Das dürfen wir nicht, das wäre Verrath am Vaterlande. (Bravo.) Das Kaiserthum darf nicht verstümmelt werden, es darf nicht zum halben Deutschland herabsinken, sondern es werde so, wie es im Herzen des Volkes lebt. (Bravo.) Es ist die Pflicht jedes Katholiken, auf gesetzlichem Wege zu verhindern, daß die Idee des Kaiserthums nicht auf Kosten des ganzen Deutschlands ausgeführt, und so die Erneuerung des ächten Kaiserthums verhindert werde. Wenn sich die katholischen Vereine an dem Zustandekommen desselben betheiligen, so verstoßen sie gewiß weder gegen den Geist, noch die Satzungen des katholischen Vereins, wie sie zu Mainz beschlossen wurden."

Wir haben das Project eines preußisch-protestantischen Kaiserthums mit Ernst und Entschiedenheit bekämpft. Verstehen wir aber diesen Herrn Redner recht, so will er das dominium mundi Karl's des Großen, er will das, die Christenheit umfassende katholische Kaiserthum des Mittelalters wieder *hergestellt* wissen. Der Piusverein soll sich an dem „Zustan-

bekommen" desselben betheiligen; sollte aber Jemand keine Sympathien für diesen Plan hegen, so begeht er „einen Verrath am Vaterlande." Auf die Gefahr hin von diesem Bannstrahl getroffen zu werden, würden wir jedoch, wären wir bei der interessanten Verhandlung zugegen gewesen, eine harmlose Vorfrage an den Herrn Redner gerichtet haben. Hat er bereits den unerläßlichen, jedes Einschreiten des Piusvereines nothwendig bedingenden und vorbereitenden Schritt gethan: sich mit dem Fürsten Schwarzenberg in Verbindung zu setzen, um die Neigung oder Abneigung des Kaisers Franz Joseph zur Uebernahme der Krone des neues Weltreiches zu erkunden? und welche Antwort ist ihm auf seinen Antrag von dem österreichischen Minister-Präsidenten geworden? Sollte nämlich, was doch ein möglicher Fall wäre! der Erbe des Hauses Habsburg-Lothringen gar nicht geneigt seyn, auf die Poesie dieses Vorschlages einzugehen, sollte er sich bei der beabsichtigten Restauration der Zustände des Mittelalters, wegen anderweitiger Verhinderungen, nicht betheiligen wollen, so würde der Piusverein, wenn er nach dem Rathe des Herrn Dr. Buß für das katholische Kaiserthum agitirte, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Er träte durch solches Gebahren einfach in die Reihe jener politischen Schwärmer, welche in Portugal zur Stunde noch auf die Rückkehr des Königs Sebastian warten. Doch vielleicht irren wir hierin! Herr Buß will ja den passendsten künftigen Kaiser durch Urwahlen aller Deutschen männlichen Geschlechts ermitteln. Vielleicht hält er bereits irgend ein, dem Privatstande angehörendes taugliches Subject, als passend zur Nachfolge auf den Stuhl Karl's des Großen in petto. — Wer kann darüber urtheilen, ohne die Qualification des unbekannten Candidaten geprüft zu haben. Wir würden aber doch aus eben diesem Grunde dem Piusvereine den wohlgemeinten Rath geben, sich mit dem enthusiastischen Interesse für den etwaigen Prätendenten nicht zu übereilen. Sollte überhaupt die Ansicht: daß weder einzelne Menschen noch Vereine Weltgeschichte machen; daß die Vorsehung Gottes allein es ist, welche, den

Völkern ihre Bahn vorzeichnend, große Reiche stiftet und wieder untergehen läßt, und daß der Sterbliche sich vor Allem zu hüten habe, durch unnütze, geschäftige Rührigkeit in die vorbehaltenen Rechte Gottes greifen zu wollen, sollte diese Ansicht nicht die wahrhaft christliche, und somit gerade jedem katholischen Vereine recht dringend zur Erwägung an's Herz zu legen seyn?

---

Den 5. Mai.

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung, welcher Augenzeuge der jüngsten Aufruhrversuche in Berlin war, erzählt folgenden höchst bezeichnenden Zug. „Zu einer auf dem Gendarmenmarkte stehenden Gruppe trat Abends spät ein dem Anschein nach ziemlich gebildeter Mann und sprach: „„Nicht nur der Terrorismus, auch die Anarchie wird hier noch herrschen in Berlin, und die Guillotine wird Monate lang arbeiten müssen.““ Hierauf entfernte er sich, um vielleicht bei ähnlichen Gelegenheiten auf dieselbe Weise in's Gespräch sich zu mischen. Mehrere Personen stimmten ihm bei. Ein Constabler-Wachtmeister aber, der, von den Meisten nicht erkannt, in Civilkleidern dabei stand, fing an die Beispiele aus der französischen Geschichte vorzuführen, wo diejenigen, welche die Schreckensherrschaft heraufbeschworen, ihr zuletzt unterlagen. „„Und der Grund, meine Herren! der Grund?““ fuhr der Constabler-Wachtmeister fort. Er schwieg einen Augenblick, und zeigte dann mit dem Finger nach dem Himmel über uns hinauf und sprach: „„Die Vorsehung, meine Herren! die Vorsehung.““ Ein junger Handwerker wollte davon nichts wissen und meinte: wenn nur der Mensch erst einmal über seine eigene Vorsehung im Klaren wäre, damit er aller Vorurtheile ledig würde.

Dann würde auch die Guillotine nicht mehr so lange auf sich warten lassen." Selbst der Correspondent der Allgemeinen Zeitung will nach diesen Worten in sehr ernster Stimmung den Heimweg angetreten haben. Wir aber gestehen freimüthig, daß diese Worte „des jungen Handwerkers" uns, weil sie eine Richtung der deutschen Gegenwart bezeichnen, im Interesse unseres Vaterlandes tief beschämt haben. Der deutsche Revolutionsmensch ist halb Tieger, halb Affe — mit dem Gehirn eines Schafes. Er sieht im vollen Ernste die blutige Tyrannei einer Schreckenszeit für eine Art Weihnachtsbescheerung an. Er lechzt und greift und angelt darnach. Die Guillotine ist seiner blödsinnigen Phantasie ein Püppchen, ein Zuckerbrod. Er schmollt, daß ihm das zeitvertreibende Spielzeug so lange entzogen wird. Er zürnt mit dem unvertilgbaren Glauben der ganzen Menschheit, nach welchem unschuldig vergossenes Blut um Rache schreit und die Strafe des Himmels die Mörder und ihre Genossen, früh oder spät, aber immer sicher trifft. Darüber ist er längst weg; er weiß, — denn er weiß überhaupt Alles besser! — daß diese „Vorurtheile" allein die Schuld tragen, daß es nicht längst schon bei uns darunter und darüber gegangen, daß das Blut noch immer nicht in Strömen geflossen ist. Wie Schade! Müssen wir uns nicht vor den Herren Franzosen schämen, den vornehmen Leuten, die, weil sie das unschuldige Vergnügen längst genossen haben, uns nun leicht über die Achsel ansehen könnten! Ei! das leiden wir nicht. Wir sind nicht schlechter als die Pariser, und was sie gehabt haben darf uns nicht vorenthalten werden. Wo bliebe unsere politische Bildung, unsere Originalität, vor Allem unsere vaterländische Gesinnung, wenn wir uns nicht die Sporen gäben, um die seit fast sechzig Jahren abgelegten französischen Modenarrheiten und Verbrechen sklavisch zu copiren? Beeilen wir uns damit zu Stande zu kommen: denn die Franzosen sind wieder auf dem Wege, vernünftig zu werden, und wir müssen, ehe wir uns darauf einlassen können, vorher schnell noch den Kreislauf all [illegible]

sinnigen Thorheiten durchmachen. Das ist Fortschritt, das ist Deutschheit.

Wie streng wir auch über die Gräuel der ersten französischen Revolution urtheilen mögen, dennoch ist es kaum erlaubt sich darüber zu täuschen, daß sie neben dem heutigen blutrothen und revolutionären Deutschthum, fast möchten wir sagen: eine versöhnende Seite bieten und immer noch entschuldbar sind. Die Schreckenszeit ist den Franzosen, nachdem sie im tollen Rausche halbunbewußt die ersten Schritte auf der Bahn der Umwälzung gethan hatten, kraft einer ganz naturgemäßen Entwickelung, unvorbedacht und nicht gewollt, wie die schreckliche Nothwendigkeit eines göttlichen Strafgerichtes in's Haus gewachsen. Niemand hat sich vorher mit kühler Berechnung gesagt: jetzt wollen wir Terrorismus von 1793 machen. Erst während der Mahlzeit kam der Appetit. Selbst die Verruchtesten unter den Schuldigen konnten doch noch immer zu ihren Gunsten geltend machen, daß sie die blutigen Gräuel, „die Arbeit der Guillotine", nur als unvermeidlichen Durchgangspunkt zu einem neuen, glücklichen Leben, zu einem politischen, tausendjährigen Reiche, zu einer glückseligen Menschheitsrepublik betrachteten. Wie verbrecherisch toll und abgeschmackt der Traum auch seyn mochte, die Männer des Berges von 1793 glaubten daran in wirklichem, feierlichem Ernste; sie spielten wenigstens sich selbst, sie waren keine Affen fremder Unthaten.

Anders der heutige deutsche Revolutionsmensch. Kraft der durch Pseudophilosophismus ihm anerzogenen Grundzüge seines heutigen Charakters — (Herzlosigkeit, Dünkel, Stupidität) — will er das Blut, die Gräuel des Terrorismus, die massenhafte Ermordung Schuldiger und Unschuldiger; und er will sie durchaus nicht etwa als bloßes Mittel für einen schwärmerischen und phantastischen Zweck. Nichts weniger! er schwärmt nicht, er rast, aber er ist eiskalt. Er will mit einer Art von thierischer Besonnenheit das Entsetzen als ein Ding an sich, um seiner selbst willen; aus Eitelkeit, damit er doch auch eine Schreckenszeit gehabt habe. Er hat sich aus seiner

Literatur, wie H. Heine, Börne, Freiligrath, Marr, Heinzen, die Allgemeine Zeitung, Feuerbach, Daumer und hundert Andere sie ihm kredenzten, einen intellectuellen Rausch getrunken. Das Gift hat schnell seinen Kreislauf durch den Körper der Gesellschaft gemacht. Zuerst benebelte es die Gebildeten; jetzt ist es beim „jungen Handwerker" angelangt, dessen Reden selbst Correspondenten des wichtigsten Organs der deutschen öffentlichen Meinung nachdenklich machen. Es wird ihnen werden, wie sie geglaubt haben.

Um diese spezifisch deutsch-revolutionäre Richtung zu bezeichnen, können wir bei dieser Gelegenheit nicht umhin, unsern Lesern einen höchst charakteristischen Aufsatz mitzutheilen, der schon vor einem Jahre (am 11. Mai 1848) zu Wien, in Num. 43 der „Constitution" erschien, einem „Tagblatt für constitutionelles Volksleben und Belehrung", welches das Motto führte: „Freiheit und Arbeit." (Richtiger: Unterjochnng aller Andersdenkenden und faulenzerischer Müssiggang der Aula und des Proletariats.) Verantwortlicher Redacteur des berüchtigten Schandblattes war L. Häfner. Der Artikel lautet wie folgt:

„Wirkung des Blutes."

„In der ersten französischen Revolutionszeit — Datum und Namen haben wir gerade nicht im Gedächtniß — war, wie es oft in Revolutionszeiten geschieht — ein Augenblick schwüligen Stillstandes eingetreten, und das Aergste stand zu befürchten."

„Zwei „„Heuler"" (damals Jakobiner genannt) kamen auf der Straße zusammen. „„Bruder, unsere Sache steht schlimm, wir müssen etwas für die gute Sache thun, — die Gemüther erfrischen.""

„„Es gibt nur ein Mittel — Blut"", sagt der andere. „„Schlagen wir einen Aristokraten oder sonst Jemand auf offenem Markte todt. Das Volk muß Blut sehen — dann geht es.""

„„Gott behüte uns, eine Ungerechtigkeit — [illegible]



„Diese Scene trat
gestern von einer ähnli
las. In Udine hatten
lirt und die Oesterreicher
wagten aber keine That
landsliebe, Dr. Plater —
trat hervor und sagte: e
und erschoß sich — der
geleckt — das Volk bewa
schof und den Kommandan
lich für Ruhe waren) und
hinausgetrieben. Wir hab
länder Zeitung — man kan
hat die Sache einen poetisc

Und diesem Geiste ge
nären Staatsmänner noch b
gleichen und vermitteln! T
es kämpfen, siegen und d
Leben so theuer wie mögli
Diejenigen, die sich offen au
nicht die schlimmsten Feind





Den 6. Mai.

Wir haben neulich von der Rathsamkeit einer Betheiligung der Piusvereine an der Politik des Tages gesprochen und sind dabei zu dem Schluß gelangt, daß eine verständige, im guten, erhaltenden Sinne geleitete Theilnahme gut, eine Betheiligung im entgegengesetzten Sinne vom Uebel und verderblich sei. Mittlerweile gibt uns der Vorstand des Pius-Vereines von Köln erfreuliche Gelegenheit, diesen allgemeinen Satz durch ein Beispiel zu illustriren.

Der Gemeinderath von Köln hatte nämlich auf den fünften Mai eine Versammlung von Gemeinderaths-Abgeordneten der Rheinprovinz in dortiger Stadt ausgeschrieben, um „dem edlen Beispiele des würtembergischen Volkes zu folgen." — Auch hier gab eine kleine Faction sich für das Volk, seinen Willen für die wahre öffentliche Meinung der Rheinländer aus. Dieser Anmaßung der Wühler gegenüber konnten und durften die bessern Elemente, besonders die Katholiken, nicht schweigen.

Der Vorstand des Vereines Pius IX. zu Köln, zur Zeit geschäftsführender Verein der katholischen Vereine von Rheinland und Westphalen, hat es daher für seine Pflicht gehalten: sämmtliche katholische Gemeinden, insbesondere alle katholischen Vereine von Rheinland und Westphalen, einzuladen, eine offene Erklärung abzufassen und zu veröffentlichen; darüber:

> daß es nicht Wille des preußischen Volkes sei, daß dem Könige und der Regierung Gewalt angethan werde, wie solche König und Regierung von Würtemberg erlitten haben;
>
> daß es eine große Lüge sei, zu behaupten, die erfolgte Ablehnung der Oberhauptswürde über Deutschland stehe dem laut ausgesprochenen Willen des preußischen Volkes feindlich entgegen;
>
> daß vielmehr König Friedrich Wilhelm IV. durch Ab-

lehnung der Oberhauptswürde sich um das deutsche Vaterland hoch verdient gemacht habe.

Wir begrüßen diese Erklärung als den ersten Act einer guten, nüchternen und heilsamen, politischen Thätigkeit der katholischen Vereine in den Rheinlanden. Mögen dieselben diese Bahn weiter verfolgen! Mögen sie insbesondere der großen praktischen Wahrheit eingedenk seyn: daß der Mensch in den meisten Fällen, namentlich großen Weltgeschicken gegenüber, weit weniger schaffen kann, als die gemeine Meinung der der Welt ihm zutraut, und daß er genug gethan und genug zu thun hat, wenn er das Böse selbst nicht thut und dasselbe, so weit es in seinen Kräften liegt, bekämpft. Das positiv Gute in der Politik wächst und erbaut sich dann in der Regel, unter dem Segen des Himmels, aus dem Zusammentreffen der Umstände von selbst.

Wenn übrigens der Vorstand des Pius-Vereines sämmtliche katholische Gemeinden der Rheinprovinz dringend auffordert, an dem nach Köln ausgeschriebenen Abgeordnetentage der Gemeinderäthe sich zu betheiligen, so ist ihm, als er diese Aufforderung erließ, das von der Regierung ergangene Verbot des gedachten Convents gewiß noch nicht bekannt gewesen.

Ein späteres Blatt der „rheinischen Volkshalle" bringt uns den Schluß des Berichtes über die oben besprochenen Verhandlungen in der Generalversammlung der Piusvereine in Köln. Herr Propst Döllinger hat eine Rede gehalten, die wir zu dem Besten, Gediegensten und Zeitgemäßesten rechnen, was uns auf dem Felde der deutschen Beredsamkeit bekannt ist. Wollte Gott, daß seine Worte in recht weitem Kreise verstanden und beherzigt würden. Namentlich möchten wir seine Warnung, sich vor einer „systematischen Opposition" gegen Preußen zu hüten und einem leidenschaftlichen Hasse gegen dessen Regierung Ohr oder Herz zu öffnen, allenthalben mit goldenen Buchstaben anschreiben, wo sich Piusvereine zu versammeln pflegen, um über das äußere Wohl der Kirche zu rathschlagen.

Herrn Propst Döllinger ist darauf unter Hinweisung auf die historisch-politischen Blätter vorgehalten worden: wie man sich darüber wundere, daß ein Mitarbeiter derselben die gerechte Mißstimmung gegen Preußen, welche in dieser Zeitschrift so oft einen beredten Ausdruck gefunden, als Grund behandle, warum die dortigen katholischen Vereine sich nicht mit politischen Angelegenheiten befassen dürften.

Uns scheint diesem Vorwurfe, von allen andern vielleicht möglichen, das Thatsächliche betreffenden Berichtigungen abgesehen, ein doppeltes Mißverständniß zum Grunde zu liegen. Erstens haben wir uns aus Döllinger's Rede kein allgemeines Gebot der Abstinenz von aller und jeder Politik, sondern bloß eine Warnung vor Ungerechtigkeit und blinder, unterscheidungsloser Leidenschaftlichkeit herausgelesen. Zweitens ist das, was er in Köln gesprochen, wie es die rheinische Volkshalle bringt, im geringsten nicht im Widerspruche mit dem, was die historisch-politischen Blätter seit nunmehr eilf Jahren in Bezug auf Preußen gesagt und verfochten haben und, so Gott will! ferner noch verfechten und behaupten werden. Sie haben, vom ersten Tage ihres Erscheinens an, die verderbliche und gefährliche Richtung einer weitverzweigten, mächtigen Partei in Preußen, welche auf Knechtung und Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland hinarbeitete, bekämpft. Sie haben insbesondere die Rheinländer aufgefordert, sich dieser nicht minder gewaltthätigen als hinterlistigen Partei, mit allen im Gewissen erlaubten Mitteln, die Gott in ihre Hand gelegt, zu widersetzen. Wir haben auch keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, die Rheinländer, wie alle unsere katholischen Landsleute, vor dem Wahne zu warnen: als könne ein Bündniß mit der Revolution ihnen die Freiheit bringen *). Wir haben sie zur

*) Eine in Pistoja gedruckte und veröffentlichte Proclamation, welche unterzeichnet ist: **La Madonna di Montanero, madre di Christo**, sagt im Namen der heiligen Jungfrau Folgendes: „Jesus Christus hat in seinem Testamente euch das Recht der Gleich-

Opposition aufgefordert, wo und in soweit die Regierung, hingerissen oder verleitet durch die oben bezeichnete Partei, sich zu ihrem eigenen Verderben in das augenscheinlichste Unrecht gesetzt hatte. Wir haben sie aber auch gleichzeitig zur Loyalität, zur Treue, zum thätigen Gehorsam gegen die Regierung aufgefordert in allen billigen und gerechten Dingen; wir haben nie unterlassen den katholischen Rheinländern vorzuhalten, daß es Gewissenspflicht für sie sei, allenthalben und immer zur Regierung zu stehen, wo diese für die Erhaltung des Eigenthums, des gemeinen Friedens, aller menschlichen Ordnung der Gesellschaft und gegen eine verruchte Bande von Räubern und Mordbrennern kämpft. Eine solche Lehre ist wenigstens keine systematische Opposition. Systematisch ist die Opposition, wenn sie den Widerspruch, die Verdächtigung, die Anfeindung der Regierung empfiehlt und leitet, unangesehen, ob die Regierung im Unrechte ist oder im klaren, guten Rechte. Eine solche läßt sich unsers Bedünkens vor einem katholischen Gewissen nie und nimmer rechtfertigen, auch nicht durch die Berufung auf sogenannte „Sympathien." — Uns scheint dieser Unterschied zwischen der erlaubten, ja pflichtmäßigen, und der

---

heit und des Wohllebens gegeben. Wer hat euch dieser Rechte und dieser Güter enterbt? Die Reichen! Erhebt euch, ihr meine Tapfern! Gebt den Predigern kein Gehör; Leuten, die bezahlt werden, euch Sand in die Augen zu werfen, aber nicht aufzuklären. Wisset also, die Stunde des Sturzes der Reichen hat geschlagen. Alle die vielen tausend Thaler, deren sie nur zu lange allein genossen, werden den Armen zufallen, und wenigstens die Hälfte von so vielen Reichthümern gehört euch zu, euch, die ihr für das Wohl des Staats und der Religion arbeitet. Wer euch das Gegentheil sagt, lügt. Bewahret wohl diese Wahrheit als die des heiligen Evangeliums." — Dieß ist die Katholicität der Revolution. Eine Rechtfertigung der absoluten Staatsomnipotenz kann und soll daraus freilich nicht abgeleitet werden, wohl aber eine Warnung für die Katholiken: in keinem von beiden Abgründen das Heil der Kirche zu suchen, sondern allein [illegible]

ungerechten und unverständigen Opposition, welche letztere nur in den Abgrund der rothen Republik und aller ihrer Gräuel führen kann, so einfach und in der Natur begründet, daß er wahrlich für Jeden, der eines guten Willens ist, sofort verständlich seyn müßte.

Daß Herr Hofrath Buß dem Propste Döllinger widersprechen würde, ließ sich erwarten. Er hat dieß in einer Rede gethan, die unser früher ausgesprochenes Urtheil über die Richtung, welche er den Piusvereinen zu geben versucht, nicht zu ändern geeignet ist. Döllinger hatte die katholischen Vereine gewarnt, sich als solche in jene Gegenstände der Politik einzulassen, über welche auch rechtgläubige Katholiken, zumal in unsern Tagen, wie das Factum beweist, verschiedener Meinung sind. Als Beispiel hatte er die Ministerverantwortlichkeit und die sich daran knüpfenden praktischen Fragen hervorgehoben, welche unmöglich aus irgend einem Princip einer angeblich katholischen Politik entschieden werden können. Es ist in hohem Grade interessant, zu sehen, wie diese Ansicht von Herrn Hofrath Buß widerlegt wird, und wie dieser dergleichen intrikate Fälle als „katholischer Politiker" zu behandeln gedenkt.

„Die schwierigste politische Frage", sagt Herr Dr. Buß, „läßt sich auf den einfachsten, volksverständlichsten Ausdruck zurückbringen. Ich würde die Verantwortlichkeit der Minister den schlichtesten Bauern mundrecht machen, ungefähr so: Wenn ihr einen Eid geschworen, nicht wahr, ihr würdet ihn halten? „„Ja, sonst würden wir schwer gestraft!"" Und ihr würdet in dem Maß schwer gestraft, je wichtiger die beschworene Verpflichtung wäre? „„Ja."" Das höchste Gesetz ist die Verfassung; ihre Verletzung kann ein Land in das höchste Unglück bringen. Sollte nun nicht der Verletzer derselben gestraft werden, und wären es die Minister selbst? „„Ja."" Ich würde nun den schlichten Landleuten sagen: Macht eine Petition, eine Beschwerde an euern Fürsten, an die Landstände; wendet die gesetzlichen Mittel zur Erwirkung der Bestrafung solcher eid-

brüchigen Minister an. Auf diesem schlichten Wege läßt sich diese Lehre einfach den Einfachsten beibringen."

Uebrigens dürfen wir unsern Lesern nicht verschweigen, daß derselbe ehrenwerthe Redner in derselben Debatte wichtigen Aufschluß über seine Stellung zur Kaiserfrage ertheilt.

„Der ehrenwerthe Sprecher", sagt Hr. Buß, „hat zu meiner Widerlegung das Beispiel der gegenwärtig die Theilnahme aller Deutschen ansprechenden Frage von der Reichsverfassung und der Wahl des Reichsoberhaupts mir vorgehalten. Ich nehme dieses Beispiel willig an, und entwickle an ihm meine Ansicht. Vorher muß ich aber eine Behauptung des ehrenwerthen Redners berichten. Er sagte, ich rufe die Piusvereine auf, dahin zu arbeiten, das alte deutsche Reich in dem Haus Habsburg wieder herzustellen. Das ist ein Irrthum. Der Redner weiß, daß ich als Mitglied der deutschen Nationalversammlung für das Directorium gestimmt habe, als für jene Form der Reichsregierung, welche zur Zeit allein die Forderung der Einheit mit der Beibehaltung der Eigenthümlichkeit der Stämme vermittelt. Ich habe freilich nur darum für das Directorium gestimmt, damit das großdeutsche Kaiserthum nicht unmöglich werde. Als praktischer Mensch muß ich wissen, daß es unmöglich ist, aus Jahrhunderte alter Spaltung in das entgegengesetzte Aeußerste, in die gedrungenste Einheit überzuspringen. Als katholischer Politiker weiß ich auch, daß man auch Jahre lang den Baum pflanzen muß, ehe man von ihm die Frucht lesen kann. Aber das weiß ich, daß eine Nation, wie die deutsche, welche eine Institution, ihr Kaiserthum, in das sie ihre Freiheit, Größe, Macht und Ehre, ja ihr Leben in Jahrtausende eingelegt hat, das sie nicht mit ihrem Willen, wenn auch nicht ohne ihre Schuld und damit ihre Geltung in der Weltgeschichte verloren hat, in ihren Busen zurückgreift, um die ihr verwandte Lebensform wieder zu gewinnen. Am Directorium erwärmt sich das deutsche Volk nicht; es ist ihm eine Schöpfung des Uebergangs, eine Nothbrücke. Gewinnt die Nation sich Kaiser u

nicht das alte Reich mit seinen kleinsten Zügen und Schwächen, sondern ein den gegenwärtigen Zuständen und Bedürfnissen der Nation angebildetes Reich seyn. Aber Kaiser und Reich will das Volk — das glauben Sie mir, und es ist ganz katholisch, daß das, was durch die Schuld der Menschen untergegangen ist, durch das Verdienst, durch die Sühne, durch das Opfer derselben Menschen wieder hergestellt werde. Das deutsche Reich wurde durch die Reichsuntreue der Fürsten zerstört; die Aufopferung der übermäßigen, sich bis zur Souverainetät gesteigerten Landeshoheit von Seite derselben Fürsten soll es wieder herstellen. Der verehrte Redner vor mir findet, daß die dem Kaiserthum wesentlich inwohnende Schirmvogtei der katholischen Kirche, wegen der in den Grundrechten jetzt ausgesprochenen Unabhängigkeit der religiösen Bekenntnisse vom Staate nicht ausführbar, und deßwegen das Kaiserthum selbst unausführbar sei. Allein, hat nicht der ehrenwerthe Redner mit mir ausgesprochen, daß bei aller Anerkennung der Selbstständigkeit der Kirche, doch eine unbedingte Trennung der Kirche vom Staate, als gemeinschädlich nicht anzunehmen und auszuführen sei? Ferner anerkenne ich keineswegs mit dem ehrenwerthen Redner jene Selbstsüchtigkeit, daß die Verpflichtung gegen einen Andern, auch mit entsprechenden Rechten und Ansprüchen verbunden sei. Die vom Kaiser zu schützende Kirche lohnt dem Schirmherrn reichlich, z. B. durch die von ihr vermittelte Sittlichkeit der Nation, wenn sie auch ihre Selbstständigkeit nicht als Kaufpreis hingibt. Mein hochverehrter Herr College findet ferner ein Hinderniß für die Wiederherstellung des Kaiserthums in der jetzt verfassungsmäßig ausgesprochenen Gleichstellung der kirchlichen Bekenntnisse, und erkennt in der Forderung, daß der Kaiser der Deutschen nur ein Katholik seyn dürfe, eine schwere Verletzung der Gleichheit und selbst der Gerechtigkeit u. s. w." Herr Buß ist nicht dieser Meinung.

Aus diesen Worten sich den genügenden Aufschluß über den dermaligen praktischen Standpunkt des Herrn Redners in

Beziehung auf das Kaiserproject zu verschaffen, und diese Rede mit dem bekannten Vorschlage: der Creirung eines Kaisers durch Urwahlen aller Deutschen, in Einklang zu bringen, — dieß Geschäft müssen wir, da Niemand mehr geben kann als seine Kräfte vermögen, dem eignen Scharfsinne unserer geneigten Leser überlassen.

---

# XLV.

## Literatur.

### I.

Amaranth von Oskar von Redwitz. (Mainz, 1849. Bei Kirchheim und Schott.)

Wir sind in eine Zeit getreten, wo Vieles „anders werden" muß. Da kann sich eben auch die Kunst und in ihr vor Allem die Poesie dem Rufe nicht entziehen, eine andere zu werden. Sprechen wir es einfach aus: die Kunst, die Poesie muß wieder eine christliche werden. Wir sind sie satt und überdrüßig geworden, jene Dichter, die „mit Gott gegrollt" und als Afterseher die kommenden Zeiten selig preisen, wo das Kreuz „ein räthselhaft ehrwürdig Alterthum" geworden. Nicht mehr aber wäre uns diesen gegenüber mit Poeten gedient, welche Uhland so trefflich zeichnet, wo er die „Bitte" singt:

„Ich bitt Euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt.
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er auch gelingt.
Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse [illegible]

Was wir bedürfen, ist eine Poesie, die mehr ist, als bloßer frommer Reim, die uns mehr bietet, als wohlanständige, in schulgerechte Strophen gekoppelte Worte. Wir brauchen eine Poesie, welche sich nicht mehr verirrt in den üppigen Zaubergärten des modernen Heidenthums, sich nicht mehr berauscht an den giftigen Quellen, die dort schäumen. Uns thut eine Poesie Noth, welche zu dem ewigen Borne der Wahrheit den Weg zurückgefunden hat, und dort Lebenswasser schöpft in reiner Schale, eine Poesie, die es für ihre höchste Aufgabe hält, in den Schacht christlicher Wissenschaft hinabzusteigen, und das aus wundervoller Tiefe geförderte lautere Gold und kostbare Edelgestein in die reizendsten Formen keuscher Schönheit zu fassen.

Wie es nun geschieht, daß sich unter dem Märzenschnee das heitere Grün regt, und geborgen am Rain im Aprilsturme die ersten Blumen blühn, so, dünkt es uns, dürfen wir die vorliegende Dichtung, diese „Amaranth", als den Vorboten eines Liederfrühlings willkommen heißen, der, mitten in den blutigen Stürmen der trüben Gegenwart erstanden, früher oder später zur vollen Blüthe, reich an Duft und Farbe sich entfalten wird. Mit vollen Klängen schlägt der Dichter ein christliches Lied von der Minne und Ehe an, und verherrlicht diese im Gegensatze zu jener glaubenslosen Liebe, welche aus kranker Schwärmerei und schlecht verhüllter Sinnlichkeit zusammengesetzt ist. Wenn er dabei das Banner des Christusglaubens unbeirrt entrollt, und dieses Kampfzeichen mit dem guten Schwerte seines Liedes treu bewahrt, so verschmäht er auch nicht, jegliche Anmuth der dichterischen Form auszubeuten, worin er sich wohl unbestreitbar als Meister erweist. Seine Stellung bezeichnet der Dichter selbst in dem Prologe, welcher „der erste Harfenstein" überschrieben ist, und also auffordernd endet:

Auf denn, und habt Vertrauen!
Tragt Harfe bei und Wehr!
Laßt mich allein nicht bauen,
Es ist das Werk ja schwer.



Gehen wir zu dem Gedi
romantisches Epos, für welc
weder die vielgepriesene altklas
ren Maße des Nibelungenvers
Vielmehr tritt uns die Handlun
abgeschlossenen Gedichten der
einzelne Gemälde in besondern
die Einschiebung lyrischer Ruh
Dichter nicht verschmäht. Durch
bei verständiger Anordnung schon
selben stets von Wirkung seyn
vornherein die Gefahr der Langew
unter den neuern epischen Versuch
einer entronnen ist. Denn bei d
Lessing von seinen Liedern gegenü

„Wir wollen weniger
Und fleißiger gelesen

Der erste Cyclus, „der Aufbru
ben in das Neckarthal, wo vor de
kenen Dichters das Schloß Jung
selbst wird uns in den folgenden





Ich wohnt' im steilsten Felsgestein,
Inmitten grüner Wälder Rauschen,
Mit meinem Lieb so ganz allein, —
Und könnte Keiner uns belauschen.

Ihr Antlitz sei nicht zaubervoll,
Mich soll nicht reizen Aug' und Mund!
Doch friedlich draus mich grüßen soll
Ein gläubig Herz, rein und gesund;

Daß, wenn ich ihr in's Antlitz seh',
Es wie Gebet mich überkomm',
Und daß, so oft ich von ihr geh,
Mein Minnen sei nochmal so fromm.

Ein Strom bin ich. Wer hält mich auf?
Es sollte keinem glücken.
Ich reiß' ihn fort in meinem Lauf,
Und trag ihn auf dem Rücken.

Was steht ihr trotzig mir im Weg,
Ihr Felsen und ihr Eichen?
Hört ihr mich brausen hoch vom Steg?
Ihr müßt zersplittert weichen.

Doch drunten in dem Thalgefild,
Da fließ ich klar und leise.
Ich grüß' am Strand ein Rosenbild,
Bevor zum Meer ich reise."

Da kömmt die Botschaft aus Welschland vom alten Waffenbruder des Vaters. Jener bietet nach dem Bunde der Väter die Hand seiner Tochter Ghismunde Walthern an. Die Mutter Walthers, in welcher der Dichter mit Liebe eine edle, hochherzige Frauengestalt zu zeichnen versucht, segnet den Bund, und der Sohn bricht auf zur Brautfahrt. Der Cyclus schließt mit einem Volks-„Reiterlied", das den Volkston mit Glück nachahmt:

„Du Vater und du Mutter mein,
Du Freundschaft allzumal!
Ihr dürft um mich nicht traurig seyn,
'S ist einmal meine Wahl.
Ich geb' mein Blut,
Ich geb' mein Gut
Um's Reiten, um's Reiten."



... zweite Cyclus „Am
wald, in die „Lenzesnacht
Freunde der modernen breite
jene des „Hofes im Walde
Drinnen wohnt ein alter ritt
Kinde Amaranth, grollend
dem Treubruche seines Weib
wird uns im „Verrath“ erz
welches uns mit seinen stille
süßen Grauen in einzelnen Bil
desliedern“ vorgeführt wird,
thers, der, verirrt in der Stur
ranth öffnet ihm und erkennt i
gesichtes. Der Vater gewinnt
nach kurzer Rast die Genossen
deshofe wieder finden, läßt der
ranths den Schmerz hoffnungslose
nicht ohne Schuld genährt hat.
als die christliche Jungfrau mit
ganz; sie steht vor uns in der ga
lichkeit, welche das beschränkte
reichen, irdischen ...

schönsten Schilderungen des ganzen Gedichtes halten wir übrigens den Kirchgang. Amaranth wandelt in der Sonntagsfrühe durch den Wald zum Tische des Herrn.

„O sel'ger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saftiger Buchen duftgen Schlag,
Durch Wiesengründe, bronnenfrisch,
An junger Erlen schlanken Hag,
Zu wandeln an des Herren Tisch!"

Da erwacht der Wald, der von dem Dichter vielleicht etwas zu grotesk personificirt worden ist. Jedenfalls zeigt unser Sänger aber hier, daß er mit den Geheimnissen der Natur eben so tief vertraut sei, wie mit jenen des Glaubens. Amaranth kommt zum Klosterkirchlein:

„Drin kniet sie in der Nonnen Kreis,
Ein Röslein unter Lilien weiß.
Und wie sie eine Zeit gefleht,
Sie still zum Seitengange geht,
Vom Geist der Demuth bang durchzittert,
Und kniet zum Stuhle, drin vergittert
Ein hoher Greis das Ohr ihr neigt.
Dieweilen aus der Sakristei
Mit den geheimnißvollen Gaben
Ein Jüngling zum Altare steigt,
Das Auge klar, die Stirne frei,
Voran zwei blühend schöne Knaben.
Zur Orgel singen hell die Nonnen,
Die heil'ge Messe hat begonnen.

O du Geheimniß wunderbar!
Zum Golgatha wird der Altar,
Drauf nie versinkt der Kreuzesstamm.
Dran bringst, als ewig blutend Lamm,
Verkläret auf des Vaters Thron
Ein Hoherpriester du dich dar,
Du ewiglich barmherz'ger Sohn,
Der immer bei dem Vater war!



Den sie gerankt mi[illegible]
Und schauen frech z[illegible]
Und höhnen Dich: [illegible]
Und stoßen Dir den [illegible]
Dich aber läßt [illegible]
Bis an den letzten [illegible]
Und ewiglich [illegible]
Für sie zum [illegible]
Sie wissen nicht, [illegible]

Mit innigen Worten [illegible]
Dichter selbst Abschied von [illegible]
deskinde:

O Amaranth! Du [illegible]
Der Wald wird [illegible]
Mir selber kömmt [illegible]
Fahr wohl, du [illegible]
Am Kreuz, am [illegible]
Ein ew'ger Glanz [illegible]
Wie wirst du leuchten[illegible]

— Fern zu klarer [illegible]
Dran eine stolze [illegible]

festen, welche den deutschen Bräutigam und die Lombardenbraut feiern. Der Gegensatz des üppigen südlichen Lebens zu der einsiedlerischen Idylle im Schwarzwalde tritt um so stärker hervor, als der Dichter mit vielem Glücke in diesem Cyclus die reichen italienischen Versmaße gewählt hat. Man wird dem jungen Poeten zugestehen, daß er die Stanze zu behandeln wisse, wenn man folgende Strophe hört:

„Und sie umgehn die prunkenden Lombarden
In Sammt und Scharlach schlank den Leib geschnürt;
Die Locke schwillt im Glanze duft'ger Narden,
Und jeder seine Dame sich erkürt;
Ihr Aug' verlangt gleich dem des Leoparden,
Der nach der Fährte der Gazelle spürt;
Und mählig wird es rings ein traut Gesellen,
Tief glühn die Wangen und die Herzen schwellen."

Walther, allmählig in Ghismondens Reizen versunken, wird aus seinem schönen Traum zuerst durch eine Herzlosigkeit aufgeweckt, welche er an seiner Braut entdeckt. Da stellt er sie zu dreien Malen auf die Probe, deren sie keine besteht. Die dritte aber spinnt sich zu einem Wechselgespräche zwischen den Verlobten aus, welcher sich zu einem Streite über Christenthum und Pantheismus steigert, als dessen Trägerin Ghismunde dargestellt. „Christlich Walther, christlich sagst Du?" — entgegnete sie Walthern:

„An dem Götzen hängen magst Du?
Stecke mit des Geistes Blitze
Deinen alten Tempel an,
Seine Geißel schwingt der Wahn.
Zu der Wahrheit Bronnen walle!
Streif' das Sagenkleid der Kindheit
Von dem Leib des freien Mannes!
Lös' dem Aug' den Staar der Blindheit,
Brich die Kraft des alten Bannes!
Und zum Bade niedertauche,
Daß vom Staub der Kreuzesasche
Von des Tempelschuttes Rauche
Leib und Herz es rein Dir wasche!" u. s. w.

Darauf erwidert Walther:

„Nimm alle Harfen dieser Erde,
Laß alle Winde sie durchwehen,
Daß draus ein einzig Klingen werde,
Und all ihr Rauschen muß vergehen
Im einz'gen Sterbeseufzerton
Auf Golgatha vom Gottessohn!" —

Und dann eingehend in den furchtbaren Ernst der Frage des Daseyns Gottes geht er Ghismonden an:

„Ghismonda! Gott, wo komm' ich hin?
Warum, warum verneinst du ihn?"

und findet selbst die Antwort:

„Warum? Ich frag' das Erdenall,
Vom Himmel ruft's im Widerhall:
Aus Stolz, und Stolz und dreimal Stolz."

In diesem Gespräche ist offenbar der tiefste Gedanke der Dichtung enthalten, die sich gerade darum als eine zeitgemäße erweist. — Darüber vergessen wir auch gerne, daß eine Italienerin des glaubensinnigen Mittelalters (welches übrigens auch seine zweiten Friedriche hatte) die moderne, pantheistische Weltanschauung vertreten muß. Im geraden Gegensatze zu dem frommen Waldeskinde Amaranth beharrt die eben so reizende als eigensüchtig stolze Grafentochter in ihrem unseligen Wahn, und Walthers Herz hat bereits mit ihr gebrochen. Die innere Zerrissenheit des glaubenslosen und deßhalb lieblosen Weibes sind in Ghismondens Sonetten mit Wahrheit, vielleicht aber etwas zu einförmig geschildert. Walther aber durch einen geheimnißvollen Traum gestärkt, ermannt sich völlig und fragt vor dem Altare die Braut:

„Kannst du Christum deinen Heiland, kannst du deinen Gott ihn nennen?"

Finster wendet Ghismonde sich vom Kreuze. Da trennt sie der Bischof:

„Weib, vom Glauben abgewichen, Kämpin sonder Schild und Lanze!
duftlos und verblicht...

Tempel mit zerfallnen Gängen, Fürstin, bettelnd auf den Gassen!
Harfe mit zerriss'nen Strängen, wie so elend und verlassen!

Ja! Der Brautring ist gebrochen! Magst bereuen, magst beweinen!
Sonst, wie du den Herrn verneintest, wird deß Braut auch dich verneinen."

Im letzten Cyclus: die Heimkehr findet sich dann die glückliche Lösung. Walther, der Ghismonden verlassen und unter Barbarossas Bannern gefochten, kehrt zum Hofe im Schwarzwald zurück, sieht Amaranth, wirbt aber erst um sie, nachdem er der Mutter Segen erhalten. Die Stimmung der Jungfrau mit der hoffnungslosen Liebe im frommen, ergebenen Herzen, die Wehmuth Walthers, da er in die geliebte Waldeseinsamkeit zurückkehrt, sind trefflich geschildert. Der Schmerz Amaranth's spricht sich in ihren „Herbstliedern" aus, welche, wie die übrigen Lieder, die vorzugweise lyrische Begabung des Dichters verrathen:

„Ach! gibt's denn gar kein Vöglein mehr,
Das mir vom Frühling wollte sagen?
Es ist mein Herz zum Sterben schwer
Vor den gestorbnen, sel'gen Tagen.

Ihr wißt es ja vom Frühling noch,
Wie ich so lieb die Lieder habe!
O Vöglein, Vöglein, singt mir doch
Ein einzig Lied nur noch vor'm Grabe."

„Ich höre leis den Baum mich fragen:
Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt.

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch Dir dein Gott zur rechten Zeit."

Doch der Schmerz findet sein Ende, und gern folgen wir dem Dichter zum Brautzuge, wo er selber Amaranth in schlichtem Worte, aber ächt dichterisch Lebewohl sagt:

„O Amaranth! Darfst jetzt nicht weinen!
Sonst muß mir selbst die Thräne thauen.

Der Himmel ließ mich euch vereinen,
Möcht nun auch lächelnd dich nur schauen.
Doch nein! O weine nur, o weine!
Dein selig Herz laß übergehn!
Mir geht ja über auch das Meine,
Und Thränen mir im Auge stehn.
Du hast mich ja so lang beglückt,
Mir jede Stunde ausgeschmückt,
Hast wie ein Kind an mir gehangen;
Ich hab' mit dir gejauchzt, geklagt,
Hab' von der Liebe dir gesagt,
Bin in's Gebet dir nachgegangen;
Hab' dich belehrt, hab' dich gepflegt;
Ich hab mein ganzes innres Leben
Dir in dein Kindesherz gelegt,
Hab' all mein Lied dir hingegeben.
Du warst dafür mein stiller Trost,
Hast mir die Thränen weggekost;
Du hast in deinen Kindesfrieden
Die ganze Seele mir verwoben;
Du hast vom ärmlichen Hienieden
Zum reichen Jenseits mich gehoben!
Und nun! Ich fühl's, es ist uns beiden
Zum Bleiben nimmer Frist gegeben.
Du mußt von deinem Sänger scheiden,
Und mit dir zieht sein halbes Leben!" —

Im Epiloge segnet dann der Dichter sein Kind, für die Wanderfahrt es berathend, und entläßt es mit den Worten:

„Und nun steh' auf! Mit dir sei Gott!
Er wird es gnädig mit dir fügen.
Geh' freudig mitten durch den Spott!
Als Wahrheit wandle durch die Lügen!

Wir, die wir diesen letzten Wunsch von Herzen theilen, sind der lieblichen Dichtung mit Liebe gefolgt, und vermochten es, ihren manchfachen Schönheiten mit ungetheilter Neigung nachzugehen. Nichts destoweniger sind wir nicht blind für die Mängel des Werkes. Was in dieser Beziehung die Fabel be-trifft, so haben wir zwar

Charaktere, welche ihrem Geiste nach unverkennbar dem neunzehnten Jahrhunderte angehören, und der Tendenz der Dichtung nach angehören müssen, in dem Costüm und der Scenerie des zwölften Jahrhunderts vor uns traten. Denn wir erachten Solches ästhetisch genugsam motivirt, selbst wenn wir nicht die Belege aus den größten Meistern aufführen könnten. Bei solch einfachem epischen Faden, wie er dem Zwecke des Dichters allein entsprach, hätte aber auf die feinere Durchbildung und tiefere psychologische Zeichnung der Charaktere mehr Fleiß verwendet werden dürfen. Jetzt wird sich an manchen Stellen der Vorwurf nicht beseitigen lassen, daß die Charaktere durch die Situation geworden sind, während die Situation durch den Charakter herbeigeführt seyn sollte. Insbesondere aber muß der Schluß des dritten Cyclus, das unterbrochene Hochzeitfest, seiner Anlage und Durchführung nach unwillkürlich an das Finale eines modernen Libretto mit seinem Stretto erinnern. In der Charakterzeichnung befriedigt am wenigsten der Held selbst. Hätten wir diesen Walther aus der Sprache in die Farbe, aus dem romantischen Epos in das romantische Historienbild getreu übersetzt vor uns, so würden wir die Gestalt als nicht gehörig stylisirt verwerfen müssen, so viele vereinzelte Schönheiten sie als Porträt auch bieten könnte. Gehen wir dann zu den Schilderungen über, so müssen wir, neben dem Zugeständnisse, daß der Dichter hierin Anerkennenswerthes, ja sogar Vorzügliches geleistet habe, behaupten, daß ihn, und dieß wieder im dritten Cyclus, die äußerlichste der Aeußerlichkeiten, die Tracht, zu Malereien verleitet haben, welche an die „Stoffgemälde" neuerer Pinselkundiger erinnern und hin und wieder aus der Manierirte streifen. Wenn wir ferner in den Grundgedanken der Dichtung eingehen, so werden wir dem Poeten unsere Anerkennung nicht versagen können, wir werden vielmehr ihm Dank zollen müssen, daß er es unternommen hat, sein reiches Dichtertalent in diesen Tagen des Unglaubens nicht halb, nicht geziert, nicht liebäugelnd mit der Lüge, sondern ganz, lauter und entschieden dem Dienste des Glaubens zu

weihen, und so in dem Gebiete der Poesie fast unbetretene Wege einzuschlagen. Aber wir werden auch nicht verkennen dürfen, daß Amaranth, soweit sich die Dichtung zur Aufgabe gesetzt hat, die geoffenbarte Wahrheit dichterisch zu verherrlichen, bei weitem nicht den durch die heutige Wissenschaft zurechtgelegten Stoff vollständig benützt und erschöpft habe. Wir widerlegen nicht den Einwand, daß selbst die Wissenschaft diesen Stoff zu keiner Zeit vollkommen bewältigt habe, und zu keiner Zeit gänzlich erschöpfen werde. Denn damit sind wir einverstanden, und behaupten nur, daß es Aufgabe des christlichen Dichters sei, die Wissenschaft des Christenthums nach ihrem jeweiligen Stande völlig in sich aufzunehmen, und dann den freibeherrschten Stoff dichterisch zu verarbeiten. Von der Höhe des Mittelalters herab strahlt solch' eine riesige Dichtergestalt mit nimmer erlöschendem Glanze in die hinabeilenden Zeiten — Dante Allighieri. So läßt sich vor Allem nicht läugnen, daß die Auffassung der Ehe vom christlichen Standpunkte noch eine tiefere, wahrere und deßhalb mit Nothwendigkeit poetischere seyn müsse, als jene, wie sie uns in Amaranth entgegentritt. Das soll aber den jugendlichen Dichter nicht entmuthigen. Es muß ihn vielmehr anspornen, die Höhe zu ersteigen, die er noch vor sich sieht, und er darf muthig voranschreiten nicht ohne Vertrauen, auf den zurückgelegten Weg. — Endlich läßt es sich nicht bestreiten, daß unser Dichter in sprachlicher Beziehung eine ausgesprochene Begabung besitze. Er gebietet über sehr bedeutende Mittel, und namentlich ist ihm jene Sprachmächtigkeit eigen, mit der man in einer, wie die deutsche, ausgebildeten Sprache allein schon poetischen Effect hervorzubringen vermag. Der Vers ist fast ohne Ausnahme von vieler Melodie und fließend, der Reim rein und originell, fast die Summe von dem, was man in der Form verlangen kann. Was aber bei solcher Begabung weh thut, das ist, wenn die Vollendung des Werkes durch das homerische Einnicken nicht aus Schwäche, sondern aus Fahrlässigkeit vereitelt wird.

wird das Nichterreichte vermißt; uns aber fällt auch hier wieder die große Wahrheit des nonum prematur in annum ein, obgleich wir einsehen, daß diese Frist unmöglich in dem Zeitalter gefordert werden kann, wo das Leben, wie auf Schienenwegen, weiter stürmt. Noch weniger aber als das Sichgehenlassen in der Form, als die hie und da eintreffenden Verse, welche dem Leser entgegentreten, wie im geschmackvoll ausgestatteten Pallaste an der Hand der reichgeschmückten Dame unartige, schlecht gekleidete Kinder, noch weniger sollte sich der Dichter Incorrectheit zu Schulden kommen lassen. Wissen wir es noch nicht genug, daß Deutschland dem Verfalle nahe ist, müssen wir es auch noch aus der deutschen Sprache, aus der deutschen Poesie erkennen, zu welcher wir uns aus den trostlosen Wirren der Gegenwart hie und da hinüberflüchten?

Doch der Dichter der Amaranth hat — um mit einem Schlagwort des Tages zu reden — eine Zukunft; und in dieser Zukunft wird er Gelegenheit finden, Mängel zu beseitigen, welche vielleicht nur dem Auge des mit dem unerquicklichsten Geschäfte betrauten Kritikers nicht zu entrinnen vermögen. Daß aber dem Dichter der Amaranth eine Zukunft offen stehe, deß sind wir überzeugt, weniger noch wegen seines entschiedenen poetischen Berufes, als wegen seines gläubigen, demüthigen Gottvertrauens, mit welchem er dem Sängergreise, Amaranths Vater, sein eigenes, kindlich frommes Herz auf die Lippen legt, indem er singt:

„Du, der du bist der Geister Hort,
Was hab' ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabst des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr! Wie säng' ich ohne Dich?“

„Für all die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all die Lust, die mir's beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr! Wie säng' ich ohne Dich?“

„Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund,
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr! Wie säng' ich ohne Dich?" —

„Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß:
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß singen mich ohn' Unterlaß:
O Herr! Wie säng ich ohne Dich?"

---

## II.

Motion des Abgeordneten Schwindelreich: „Es möge die hohe Kammer zu Protokoll erklären, daß der liebe Gott als Weltenkönig, sein Ministerium die sieben Erzengel und seine Weltregierung das Vertrauen des Volkes nicht mehr besitzen." (Ich will mit diesem Volke wunderlich umgehen, auf's wunderlichste und seltsamste, daß die Weisheit seiner Weisen untergehe, und der Verstand seiner Klugen verblendet werde. Jesaias 29, 14.) Frankfurt a. M. 1849, bei H. L. Brönner.

Die vorliegende kleine Schrift ist eine Satyre, die sich den besten, englischen Mustern an die Seite stellen läßt. Es ist immer noch ein tröstliches Zeichen daß der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts über seine eigenen Thorheiten lachen kann, und daß der radikale Terrorismus noch nicht Gewalt genug hat für solche Verhöhnung blutige Rache zu nehmen. Wenn es noch ein Mittel gegen die Krankheit gibt, welche zu dieser Frist an dem Lebensmarke unseres Volkes zehrt, so ist es die Geißel des Spottes. Sind wir heute, wahrlich nicht zu unserm Heile, einmal ein überwiegend kritisches Geschlecht, so lassen wir uns wenigstens auch den Vortheil nicht nehmen

die Kritik als Waffe gegen das falsche Positive zu gebrauchen! Dann ist zu hoffen, daß die Tyrannei der Revolution lächerlich wird, noch ehe sie sich recht fest gesetzt hat in ihren Errungenschaften.

Des Verfassers Satyre vernichtet den radikalen Liberalismus, indem er selbigen consequent und ohne allen Zwang auf Gott den Herrn anwendet.

„Meine Herren, hören Sie es! Ihr Völker, höret es! Die göttliche Weltregierung ist eine absolute Monarchie! Ja, ich schaudere, es zu sagen, sie ist eine absolute und unumschränkte Monarchie, ohne Verfassung, ohne Kammern, ohne Landstände, ohne Parlamente, ohne irgend eine Spur von constitutionellem Leben; ja, ohne verantwortliches Ministerium; denn die sieben Erzengel sind nur blinde Werkzeuge und Executivbehörden des unbeschränkt monarchischen, absoluten Weltkönigs Gott. Können und dürfen wir nun in unserer freiheitbrausenden, volksrechtheißhungrigen, demokratischen Zeit noch ein solches Regiment dulden? Schon 5609 Jahre steht jetzt die Welt, und noch immer hat Gott uns keine Constitution, keine Verfassung, ich will nicht sagen auf der breitesten, nein, nicht einmal auf der schmalsten Grundlage gegeben. Fürwahr, so lange hat nicht einmal der König von Preußen warten lassen. Nein, so darf und kann nicht länger fortregiert werden! Hier, meine Herren! hören Sie den Willen des Volkes; hier habe ich haushohe Burgen und thurmhohe Haufen von Petitionen aus allen Zuchthäusern, Correctionshäusern und Tollhäusern, welche gegen dieses despotische Unwesen gerichtet sind, und durch welche wir aufgefordert werden, demselben ein Ende zu machen. Heilig sei uns der Willen des Volkes; auch wenn er unheilig wäre; denn sonst kämen wir um unsern Heiligenschein.“ . . . . .

„Ich behaupte, daß die zehn Gebote gar nie rechtsgiltig waren. Der Weltenkönig Gott und sein Justizministerium

mußte schon gleich im Anfange von der Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der zehn Gebote überzeugt gewesen seyn; denn es fehlt die Vollzugsverordnung und die Prozeßordnung. Die zehn Gebote sind wahrscheinlich nur ein Gesetzentwurf gewesen, der definitiv nie in Kraft trat; zumal da sie nicht auf gesetzmäßige Weise gegeben wurden; weil die Kinder Israel am Fuße des Berges Sinai nicht Zeit und Erlaubniß hatten, dieselben zu berathen, in die Abtheilungen zu verweisen und zu debattiren. Sie sind ursprünglich auch nicht gedruckt und an die Gesetzgebungscommission vertheilt worden; sondern sie wurden bekanntlich nur lithographirt, das heißt auf Stein geschrieben; wie dieß jetzt noch mit solchen Entwürfen und Gesetzesvorschlägen geschieht, welche man des Druckes nicht werth hält. Also, hören Sie, meine Herren! wir entbehren jetzt noch, nach 5609 Jahren noch aller positiven Gesetzgebung! Freilich mag daran hauptsächlich nur das Erzengel-Ministerium Schuld seyn; denn diese Erzengel sind durchaus Reactionäre und Minister des ancien régime. Wir wollen diese Herren doch einmal näher betrachten."

„Die Erzengel-Minister haben durchaus hebräische Namen, und wir stehen also durchweg unter einem Israelitischen Ministerium. Da ist z. B. einer, der heißt Gabriel; dieser hebräische Namen, in das Deutsche übersetzt, heißt eigentlich: „„Mann des Herrn."" Er ist also, wohlgemerkt, nicht Mann des Volkes, sondern Mann des Herrn; denn er heißt ja Gabriel, nicht Gabrigbi. Einer der ersten Erzengel ist also vorweg schon kein Volksmann. Ein anderer Erzengel hat den Namen Uriel; das heißt auf Deutsch: „„Licht des Herrn"", nicht aber des Volkes; darum läßt er das Volk in Finsterniß und leuchtet nur seinem Herren. Ein dritter Ministerialerzengel heißt Michael; das heißt auf Deutsch: „„Wer ist wie der Herr?"" Hier haben wir also einen Minister, welcher sich schon durch seinen Namen des Absolutismus und der Unbeschränktheit seines Herren rühmt."

„Was nun den lieben Gott selbst betrifft, so will er durchaus nicht mit der Zeit fortschreiten. Er ist dem chinesischen Stabilismus ergeben, und läßt Alles beim Alten; denn es steht ja im Psalm 102, Vers 28: „„Du bleibest wie du bist;““ und bei Jacobus Capitel 1, Vers 17: „„Bei ihm ist kein Wechsel des Lichts noch der Finsterniß.““ Wir haben also nie mehr Licht und Erleuchtung zu hoffen: Gott hängt ewig fest am Alten, und ist ein Feind aller Neuerungen und Verbesserungen. Keine Veränderung und Verbesserung im Gesetzeswesen ist in Aussicht gestellt; denn es steht ja im Psalm 19, Vers 8: „„Dein Gesetz ist ohne Wandel.““ Die Censur wird ganz entsetzlich gehandhabt; ja, Gott erklärt geradezu, daß er Feind aller Schriftsteller ist; er verdammt sogar schon im Voraus alle ihre Werke, denn im ersten Buch Mose, Capitel 8, Vers 21 sagt er ganz klar und trocken: „„Das Dichten des Herzens ist böse von Jugend auf.““ Ja, er streicht nicht nur die Schriften der Menschen; sondern er streicht die Menschen selbst, wie es ihm einfällt. Kein Mensch kann seiner Stelle, seiner Anstellung, seiner Dienste, seines Lebens sicher seyn; denn jeden Augenblick können wir abgerufen und versetzt werden; jeden Augenblick können wir vor seinem Throne erscheinen müssen. Wo bleibt da unsere Freiheit, unsere Selbstbestimmung, die Sicherheit unserer Person und unseres Eigenthums? Zu sehen bekömmt man unsern Weltenkönig gar nicht. Die Kaiser von Japan und China sind doch auch morgenländische Despoten; aber man bekommt sie doch wenigstens jährlich einmal zu sehen; Gott hingegen ist ewig unsichtbar; er ist überall und nirgends.“ . . . . . .

„Wie ungeheuer stark das stehende Heer seyn muß, welches Gott stets auf vollständigem Kriegsfuße erhält, wie groß überall seine Liebhaberei für das kostspielige Soldatenwesen seyn muß, geht schon daraus hervor, daß sich Gott im Hebräischen „„adonai zabbaoth““ oder „„elohim zabbaoth““ heißen läßt, zu deutsch: „„Herr der Heerschaaren.““ Im

Buche Hiob Cap. 25, Vers 3 wird stolz gefragt: „„Wer will seine Kriegsleute alle zählen?““ Im Propheten Nahum Capitel 2, Vers 4 ist von den kostspieligen Uniformspielereien die Rede, denn es steht dort, daß seine Kriegsleute in Purpur gekleidet sind. Ja, Gott heißt ursprünglich im Arabischen und Hebräischen „„el““, das heißt der Starke, der Gewaltige, wodurch er anzeigt, daß er nur durch Gewalt seinen Thron erhält und sich auf das Militär stützt.“ . . . . . .

„Wie weit verzweigt und verbreitet die geheime Polizei seyn muß; wie genau und streng das Spionir- und Denunciationssystem organisirt ist, geht hauptsächlich aus dem Briefe an die Hebräer Cap. 4, V. 13 hervor, wo es heißt: „„Es ist keine Creatur vor ihm unsichtbar; es ist Alles bloß und entdeckt vor seinen Augen.““ Ja, es heißt sogar im 139sten Psalm Vers 4: „„Es ist kein Wort auf meiner Zunge, daß Du nicht Alles wissest.““ Sogar die Tagszeiten werden zum Spioniren gebraucht nach Psalm 19, Vers 3: „„Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern.““ Gott ist ein Feind der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; denn er läßt uns in sein Weltregiment und seine Regierungsmaßregeln nicht blicken; er verbirgt seine Beschlüsse und seine Wege, und sagt, unser schwacher Unterthanenverstand könne seine tiefen Plane nicht fassen. Ei, er soll es doch einmal versuchen und uns mit Vertrauen entgegenkommen. Wir haben ja schon so oft das Unbegreifliche gethan; wir werden es auch begreifen können. Sein Hofstaat, besonders die vielen Engel müssen ungeheure Summen des Budgets verschlingen, die großen Beleuchtungskosten des Himmels gar nicht zu rechnen; denn jeder Astronom entdeckt täglich oder vielmehr nächtlich eine neue Laterne in der großen Himmelshaushaltung.“

„Aber auf die höchste Stufe ist der morgenländische Absolutismus getrieben durch das 32ste Capitel des 5ten Buches Mose Vers 4: „„Alles, was er thut, ist recht.““ Also hier

ist förmliche Unfehlbarkeit ausgesprochen. Ferner steht im Psalm 33, Vers 9: „„So er spricht, so geschieht es, so er gebietet, so steht es da."" Entsetzlich, keine Berathung vorher, keine Discussion, keine Revision, keine Appellation, keine Restitution! Das Princip der Volkssouverainetät läugnet er gänzlich; ja, er setzt sich in förmliche Opposition mit dem Volkswillen, nach Jesaias Capitel 55, Vers 89: „„Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, und meine Wege sind nicht Eure Wege."" Nach Psalm 73, Vers 24 leitet er uns nur nach seinem Rathe, ohne vorher unsere Meinung zu hören und zu berücksichtigen. Alle seine Erlasse, Gebote, Befehle u. s. w. schließen mit den Worten: „„Denn ich bin der Herr"", ganz ähnlich dem Ausspruche Ludwigs XIV.: „„l'etat c'est moi! Der Staat bin ich!"" . . . . .

„So müssen wir auf Alles gefaßt seyn, denn Alles kann noch über uns verhängt werden nach Matthäus Capitel 19, Vers 26: „„Bei Gott ist kein Ding unmöglich"", und nach Hesekiel Capitel 7, Vers 5: „„Es kommt ein Unglück über das andere."" Ja, es ist schon mit russischer Einquartirung, mit dem Einmarsche russischer Truppen gedroht; denn Hesekiel Capitel 30, Vers 3 heißt es: „„die Zeit sei da, wo die Heiden kommen.""

Denkenden Lesern braucht nicht gesagt zu werden, daß dieser Scherz nur der Reflex eines tiefen, wehmüthigen Ernstes ist. Sowie die revolutionäre Freiheitstheorie (daß der Mensch nur sich selbst zu gehorchen habe) in voller und handgreiflicher Wahrheit zu jener förmlichen Empörung gegen Gott führen mußte, die uns in so vielen Erscheinungen unserer Tage vor Augen tritt, so wäre, aus dem umgekehrten Grunde, die Macht der Revolution in demselben Augenblicke gebrochen, wo dieses Geschlecht aufrichtig und wahrhaft zum praktischen Glauben an den wahren Gott zurückkehrte. Das ganze Unglück unserer Zeit liegt in dem Anspruche der Individuen auf souveräne Ich-

...zufolge auch den wahnsinnigen (
Ordnung der Gesellschaft umwerfen u
kehren zu können, ein für alle Mal fal
kann demnach nur das Mögliche, das
das Erlaubte wollen. Steht die Mehrhe
sem Standpunkte, so finden Ordnung,
sich unter Gottes Beistand von selbst. J
der praktische Atheismus, dem die hä
tigen Europa huldigen, und der theo
dem noch das auf der Höhe der heutige
wickelung stehende Deutschland verfallen
Religion der Jude H. Heine den Panthei
ses Gegentheil des alten Gottesglaubens
Früchte, und zwar jene, die wir heute z

---



# XLVI.

## Grundstein zu einem Denkmal für das deutsche Parlament in der Paulskirche.

Künftigen Geschichtschreibern verdient die nachfolgende Erklärung, welche der Abgeordnete Ernst v. Lasaulx bei seinem Austritte an den Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung erließ, als wichtiger Beitrag zu deren Charakteristik aufbehalten zu werden. Sie wird ein Zeichen seyn, dem widersprochen wird; die allein competente Nachwelt aber wird den Schiedsspruch fällen.

„Herr Präsident! Nachdem die Nationalversammlung ihre ursprüngliche Bestimmung, eine Bundesverfassung für ganz Deutschland zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringen, mit Wissen und Willen verläugnet, und eine Verfassung mit einem Wahlgesetze projectirt hat, welche, von denjenigen Regierungen, die noch ein Bewußtseyn ihrer Macht und ihrer Ehre haben, verworfen, wenn sie zur Ausführung käme, alle erhaltenden politischen und socialen Principien zerstören, die friedliche Entwickelung und das Glück des

Volkes jeder vornehmen und gemeinen Wühlerei preisgeben, Deutschland heillos verstümmeln, das Verstümmelte im Innern mit Zwietracht erfüllen und nach Außen ohnmächtig machen würde; nachdem, sage ich, die Nationalversammlung von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgefallen, und taub für die Stimme des Rechtes, dem Schwindelgeiste der Meinungen fröhnend, ihr willkürliches Werk, an dessen Dauer sie selbst nicht glaubt, nunmehr auch durch rechtswidrige Mittel durchzuführen beschlossen hat: so betrachte ich das Mandat meiner Wähler, welche die alte Treue und das alte Recht höher achten als die vorübergehenden Täuschungen des Tages, für erloschen, und erkläre hiemit meinen Austritt aus einer Versammlung, der länger anzugehören Pflicht und Ehre mir verbieten. Indem ich Sie ersuche, Herr Präsident! die vorstehende Erklärung der Nationalversammlung mittheilen und in das Protokoll ihrer heutigen Sitzung aufnehmen zu wollen, verharre ich mit bekannten Gesinnungen Frankfurt, 7. Mai 1849. Dr. Ernst von Lasaulx, Abgeordneter für Abensberg in Niederbayern."



# XLVII.

## Ein Sprung in den Frühling des Hochlandes.

(Bilder altbayerischen Stillebens.)

Samstag den 5. Mai 1849 stand ich in München mit Parlaments-Kopfweh auf. Und wer möchte sich auch frei und heiter fühlen in dieser Zeit unserer rothen Errungenschaften? Wem thut nicht Herz und Kopf weh, wenn er der trostlosen Zerrüttung und Zwietracht gedenkt, die uns, nach Verlauf eines Jahres, statt der gehofften Einigung, Freiheit, Macht und Ehre, von Frankfurt zu Theil geworden! Die Sprachverwirrung von Babel war wohl ein harmonisches Conzert gegen diese Wirrniß der Geister, diese Verkehrung aller Begriffe, dieß Mißgetön losgelassener Leidenschaften in unserem unglücklichen deutschen Vaterlande. Und wen erfaßt nicht ein unheimliches Vorgefühl einer düsteren Zukunft bei diesem Geruche moralischer Fäulniß und Verwesung, wie er aus dem rothen Hexenkessel deutscher Verjüngung Land und Volk verpestend aufsteigt!

Mich beengte die schwüle Stadtluft; fort trieb es mich aus dem Bereich der rothen Placate und Barrikaden-Bärte und der ewigen Wühlereien und Hetzereien der Märzbrüder, hinaus in die sonnige, freie Frühlingsluft, nach den Wiesen und Wäldern des Hochlandes.

Um eilf Uhr fand ich mich auf der Eisenbahn, beim Abgang des Zuges nach Augsburg, ein.

Zum Abschied boten uns die Haufirer und Haufirinnen, „die fliegenden Buchhändler der Neuzeit", alle die Schmierblätter und Schmutzblättchen der demokratischen Straßenliteratur als Andenken an die Haupt- und Residenzstadt. Die Reisegesellschaft verwandelte sich alsbald in ein Lesekabinet, die Blätter wurden wechselseitig tauschweise mitgetheilt, und in gierigen Zügen wurde der Trank geschlürft, den ungenannte Giftmischer aus Lügen und Verläumdungen, aus niederträchtigen Schmeicheleien und gewissenlosen Schmähungen, aus halbwahren Begriffen und sophistischen Rechtsverdrehungen, aus unerfüllbaren Hoffnungen und lüsternen Bildern zuchtloser Begierlichkeit, zur Verführung und Aufhetzung der urtheilslosen Menge, mit kalter, wohlberechnender Arglist gebraut hatten. Einer mir gegenüber bemerkte: „für acht oder neun Kreuzer kann man jetzt einen ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, zum Lesen haben." Ich ließ sie lesen, und blickte zum Fenster hinaus in den aufsprossenden, sonnigen, jungen Frühling. Die frische Luft erquickte mich; das junge Grün der Saaten that meinen Augen wohl; der blaue Himmel und das heitere Sonnenlicht erwärmten und erhellten die Seele. Sonst aber gibt es auf dieser Fahrt nicht eben viel zu sehen. Es ist eine weite, unabsehbare Hochebene, nur im Süden von der bayerischen Alpenkette mit ihren schneebedeckten Häuptern begränzt. Saatfelder und Wiesen, niedere Höhenzüge, dünne Wälder, öde Moorstrecken, ein Thalgrund mit einem Flüßchen, und von Zeit zu Zeit ein näheres oder ferneres Dörflein, ein kleines Landschloß, ein Kirchthurm und zerstreute Bauernhöfe, das ist Alles, was der Blick auf dieser weiten Ebene zwischen München und Augsburg in eintönigem Wechsel gewahrt. So hatte ich denn alle Muße meinen Gedanken über unsere demokratische Straßenliteratur Gehör zu geben.

Kein Zweifel, daß diese Straßenliteratur, wenn es ihr noch ferner gestattet wird, so ungestraft jeden Tag in vollen Strömen





ihren Schmutz und ihr Gift von den Städten aus über das Land zu gießen, das Verderben Bayerns seyn muß. Dann fahre wohl heiliger Glaube und alte Treue! Sitte, Zucht und Ehre! Friede, Recht und Freiheit! der gleiche Abgrund der Verruchtheit und Gemeinheit wird Alles verschlingen.

Schändlicher aber wurde wohl der Name der Demokratie und Republik niemals mißbraucht, als von dieser sogenannten „demokratischen" Kloakenliteratnr unserer Städte. Denn was Anderes verstehen sie unter ihrer sogenannten „Volksherrschaft", als das Blut- und Raubregiment des Schreckens, ausgeübt von rothen Demagogen, an der Spitze des verkommensten, liederlichsten Gesindels, dem sie den Ehrennamen „Volk" beilegen. Und mit verderbten Sitten, wie sie der Untergang alter, glorreicher Republiken waren, wollen sie ihre neue deutsche Republik gründen! Oder war es eine andere Demagogie, die Athen zu Fall gebracht, die Griechenland in seinem Innern zerrissen und es dem fremden Eroberer preisgegeben? Und sind die Zustände des untergehenden Athens, wie sie uns Aristophanes schildert, nicht Zug für Zug die unserigen, wie sie sich täglich in den Klubbs, in den Volksversammlungen, in den Schenken und blutlechzenden Hetzblättern unserer Demokraten wiederholen. Kann z. B. die folgende aristophanische Scene nicht eben so gut in Frankfurt, in Berlin, in Kempten oder Kaufbeuern spielen, wie in Athen? Hören wir einmal, wie die Brüder der rothen demokratischen Genossenschaft vor zweitausend Jahren sich in der fein gebildeten Stadt der Pallas Athene aussprachen, wie sie die Lehre von der Volkssouverainetät, das heißt das Pöbelregiment der Lumpen und Demagogen, verstanden:

Erster Diener (der Feldherr Demosthenes).

Du nämlich wirst, wie hier das Orakel deutlich sagt,
Der „große Mann" seyn.

Wursthändler.

Sag mir nur, wie so aus mir
Wursthändler je der große Mann noch werden soll.

48*



### Erster Diener.

Deßhalb wirst Du ja eben der große Mann,
Weil Du gemein und frech und her von der Straße bist.

### Wursthändler.

Ich halte mich selbst gar nimmer solcher Würde werth.

### Erster Diener.

Ei was denn ist es, daß Du Dich selbst nicht würdig hältst?
Fast scheint's, Du meinst, Du hast noch ein gutes Haar an Dir?
Du bist doch nicht von den „Fein- und Guten"? *)

### Wursthändler.

So mir Gott
Von den ganz Gemeinen!

### Erster Diener.

Preis Dir über Dein Geschick!
Wie großen Vorschub hast Du zu Deinem Beruf darin!

### Wursthändler.

Doch, Herzensfreund, Schulkenntnisse fehlen mir ganz und gar
Bis auf das Lesen, ja, und das auch nur so so!

### Erster Diener.

Das kann allein Dir schaden, ist's nur so so;
Die Demagogie wird fürder keines gebildeten,
Noch in seinem Charakter rechtlichen Mannes Sache seyn;
Nur Ungebildete, nur Canaille kommt daran.
O laß Dir nicht entgehen, was die Götter Dir
In diesem Orakel zugedacht! — — — — — —
— — — — — — — — — —

### Wursthändler.

Mir mundet dieß Orakel. Aber es wundert mich,
Wie ich des Volkes Führer zu seyn soll fähig seyn.

### Erster Diener.

O Kleinigkeit; dasselbe thust Du wie bisher:
Durcheinander rührst Du, hackst Du wie Hache und stopfst wie Wurst

---

*) καλοκαγαθοί, die





Die Demokratie und machst Dir das Volk mit süßem Guß
Von küchenmeisterlichem Geschwätze mundgerecht;
Das übrige Demagogenwesen hast Du ja:
Hundsföttsche Stimme, schofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz, Alles hast Du, was man zur Staatsverwaltung braucht.

So sah es in Athen aus, und Athen ist an der Volksschmarotzerei seiner Demagogen zu Grunde gegangen, die dem ausgelassenen, muthwilligen, wankelmüthigen, neidischen Pöbel stets vorsagten: der Wille des Volkes sei höchstes Gesetz. Die rothen Wurstler von Athen hatten aber kein so mächtiges Werkzeug der Verführung zu ihrer Verfügung, wie die Straßenpresse; sie mußten Alles mit ihrer Person und ihrem lebendigen Worte bestreiten, und dennoch siegten sie über die Edelsten und Besten ihres Vaterlandes, — Dank der Leichtgläubigkeit der blinden Menge und ihrer leichtentzündlichen Begierlichkeit, — und es gelang ihnen, ein blühendes Gemeinwesen zu ruiniren, und dem verführten Volke ward, statt Freiheit, Wohlstand und Bildung, nichts als Armuth, Knechtschaft, sittliche Zerrüttung, Elend und Noth von ihnen zu Theil. Tout comme chez nous.

Unter Betrachtungen dieser Art legte ich die erste Stunde zurück. Ich weiß nicht, befand sich der Führer des Zuges vielleicht in Gedanken eben auch in dem Märzverein zu Athen; er versäumte rechtzeitig einzuhalten; die Personenwagen fuhren über das Stationshaus von Maisach hinaus; noch im Fahren sprangen die Conducteure herab und öffneten die Schläge. Einige von den Reisenden, die hier aussteigen wollten, ließen sich in der Hast verführen, aus den noch immer fahrenden Wagen zu springen. Eine alte Bäurin und ein junges Frauenzimmer stürzten mit ganzer Figur auf die Erde. Zum Glück schlugen sie auf keine Steine und kamen ohne bedeutende Verletzung mit dem bloßen Schrecken davon. Es hätte aber auch eben so leicht viel schlimmer gehen können; der Sohn Louis Philipps, der Herzog von Orleans, hat einen ähnlichen Sprung mit dem Leben gebüßt.

Ich meiner Seits stieg in aller Ruhe in den Stellwagen

für Bruck. Die alte gestürzte Bäurin, eine freundliche, gutmüthige Frau, saß auch im Wagen; sie schüttelte sich noch, und rieb sich den Staub von der Stirne und aus den Haaren.

Es ist eine seltsame Abwechslung, aus einem in stürmischer Eile dahinsausenden Dampfwagen, mit seinen prasselnden Stößen und seiner schnaubenden und pfeifenden Locomotive, sich plötzlich in einen still und langsam rumpelnden, von müden Pferden fortgeschleppten Land-Stellwagen versetzt zu sehen.

Das Erste, was wir durch unser Wagenfenster erblickten, war ein langer Zug von Wallfahrern, der sich seitab von unserer Straße, auf einem Feldweg, landeinwärts bewegte. In doppelten Reihen gingen Männer und Frauen. Die Männer bildeten die Spitze des Zuges; die Frauen folgten. Sie gingen, nach alter Landessitte, eine wie die andere in kurzen Steifröcken. Das Mieder war auf dem Rücken mit blauen Bändern besetzt. Der andächtige Zug, wie er in seinem festlichen „Gewande", mit den heiteren Farben, in fröhlichem Ernst, durch die Frühlingslandschaft, zwischen blühenden Wiesen und grünenden Saaten, von den wirbelnden Lerchen und singenden Waldvögeln begleitet, so friedlich und festlich dahinzog, er nahm sich erbaulich und romantisch zugleich aus. Die heilige Poesie der Kirche verband sich mit der Frühlingspoesie der Natur. Der Zug ging ohne Zweifel nach der vielbesuchten Wallfahrtskirche Grafrath, wo morgen, Sonntag 6. Mai, ein Hauptfest und ein großer Jahrmarkt gefeiert wird. Mir begegneten später noch mehrere Züge dieser betenden Wallfahrer.

In Bruck hielt ich mich zu einer kleinen Erfrischung nur kurze Zeit auf, und setzte dann zu Fuß meinen Weg fort. Den Bergen kehrte ich meine Schritte zu; das Amperthal hinauf, dem Ammersee zu, gen Inning hin an seinem Ausflusse.

Sobald man das Städtchen Bruck hinter sich hat und hinaus in das freie Thal tritt, sieht man zur Linken, jenseits des Flüßchens, auf einem waldigen Hügelabhang, halb hinter

versteckt, die w

Fürstenfeld, an deren Ursprung sich bekanntlich eine blutige Erinnerung der bayerischen Geschichte knüpft.

Ein reuerfülltes Gewissen, das seine Verbrechen durch ein der Ehre Gottes und dem Besten seiner Brüder geweihtes Werk sühnen wollte, hat diese Stiftung wie so viele andere gegründet.

Es war der junge Herzog Ludwig II., zugenannt der Strenge, den Eifersucht mit ihrem finsteren Argwohn gegen seine junge Gemahlin Maria, die Tochter Herzog Heinrichs des Großmüthigen von Brabant, erfüllte. Die Leidenschaft hatte den Bethörten aller Vernunft-Besinnung beraubt; und in der blinden Raserei seiner jähzornigen Wuth hatte er die Unschuldige im Jahre 1256 auf dem Schlosse Werd, wo sie sich bei ihrer Schwägerin, der Königin Wittwe Elisabeth, auf einem Besuch befand, hinrichten lassen. Mit der gleichen Wuth hatte der Mörder gegen die Frauen ihres Hofes gerast; die eine stieß er selbst nieder, die andere ließ er von einem Thurm herabstürzen. Furchtbar aber wie sein Verbrechen, war die Seelenangst und die Reue, die den verblendeten Fürsten nach der That erfaßte, als er zur Besinnung und zum Bewußtseyn seiner schweren Schuld kam. In dem Alter blühendster Jugend wurde er plötzlich grau und blaß wie ein abgewelkter Greis. Seine Missethat zu sühnen, beschloß er ein Gotteshaus zu stiften, worin das Erbarmen jenes Gottes, dessen gerechte Rache er auf sein schuldiges Haupt geladen, zu ewigen Zeiten sollte angerufen werden, damit seine gequälte Seele Verzeihung und Frieden gewinnen möchte.

Im Einvernehmen mit dem heiligen Stuhl, auf dem Clemens IV. saß, berief der Herzog darum aus dem Kloster Altenspach in Niederbayern vier Priester und zwei Laienbrüder des Ordens der Cisterzienser. Sie legten in den Wildnissen der Amper, wo damals noch Bären hausten, eben auf jenem Hügel, den ersten Grund zu dem Kloster Fürstenfeld, das, zuerst aus Lehm und Holz errichtet, im Laufe der Jahrhunderte zu einer der berühmtesten Abteien erwuchs. Doch gedenkt der



Ruhe, wo sie in der alten
beigesetzt wurden. Es wurde
rischen Wappen geschmückt u
darauf gesetzt: Anno Domin
Castro Werd mortua est I
filia Ducis de Brabant. Da
ein Lieblingsort der bayerische
Andacht und der Jagdlust pfla
fanden. Sie hatten hier ihren

Mehr als 500 Jahre hat die
gen, eine geistige und leibliche
geblüht; manche tüchtige Männe
aus ihr hervorgegangen, bis au
urtheil einer Zeit traf, die das
begründet und was sich im Laufe d
zu verbessern und zu erneuern, so

Damals ging einer der subalte
Bureaukratie in seinem giftigen Ha
daß er der Regierung

gen dagegen sind dem Kriegsministerium zugewiesen; sie dienen zu einer Invalidenanstalt und einem Militärfohlenhof.

Weckt so der Anblick des Klosters zur Linken die Erinnerung an die Tage ferner Vergangenheit, an die Schuld und Sühne Ludwigs des Strengen, so erinnert das Dörflein Puech zur Rechten nicht minder an die Geschicke der Vorzeit, an den Sohn Herzog Ludwigs des Strengen, an Kaiser Ludwig den Bayer. Dort liegt ja der Kaiseranger, wo der Bayerkaiser vor einem halben Jahrtausend, vom Tode überrascht, den Geist aufgegeben.

Es war im Herbst des Jahres 1347, am 11. October. Der Kaiser, gerade sechzig Jahre alt, schien wohl auf. Er tafelte mit der Burggräfin von Nürnberg, und scherzte voll heiterer Laune. Da fühlte er sich unwohl. Durch einen Jagdritt in freier Luft, in Wald und Feld, wollte er sich erfrischen. Die Jäger hatten hier in den Waldungen an der Amper einen Bären aufgespürt. Der Kaiser stieg zu Pferd, einen Hund am Leitseil, so ritt er fort, den Bären zu suchen, und so traf der Schlag wie ein Blitz den jagenden Reiter auf seinem Rosse um die Mittagszeit, mitten in der Waldeinsamkeit. Getroffen stürzte er vom Pferde; ein Bauer oder einer seiner Dienerschaft eilte herbei und nahm ihn in seine Arme. Da richtete der Sterbende zum letztenmal die brechenden Augen zum Himmel, und sprach mit erhobenen Händen: „Allmächtiger Gott, verzeihe mir armen Sünder! Oft habe ich gefehlt, nie aber, du weißt es, dich im Herzen und Glauben verläugnet.“ So verschied er, Gott und der Fürbitte der heiligen Jungfrau seine Seele empfehlend. Sein Herz wurde in dem Fürstenfelder Stifte beigesetzt; sein Leib ruht in der Frauenkirche zu München, wo ihm Kurfürst Max I. das große Grabmal aus Bronz errichtet hat. Bei Puech aber, unfern der Eisenbahn, steht ein Erinnerungsstein an diesen Kaiser, der in einer zerrissenen Zeit ein ruheloses, sorgenvolles Leben geführt, bis ihn der Tod vor seinen ewigen Richter gerufen. Viele sind der Stätten in Bayern, die seinen Namen in's Ge-

dächtniß zurückrufen und manche Stiftung bewahrt dem Sammler bayerischen Rechtes ein dankbares Andenken.

Die Seele voll von diesen Erinnerungen an die grauen Tage der Vorzeit schritt ich weiter, das Thal aufwärts. Bald aber machte die heitere, lachende Gegenwart die nächtlich düsteren, schweigenden Bilder der Vergangenheit erblassen. Die Sonne schien ja so hell und warm von dem lichterfüllten Himmel herab; und die murmelnden Wellen der Amper flossen so lustig, so rasch, so durchsichtig zwischen ihren aufgrünenden Ufern das Thal hinab. Die Kirschbäume um die Dörfchen standen in voller Blüthe. Auf den Wiesen wetteiferten die Genzianen mit dem Blau des Himmels, und glänzten die Primelen und die Butterblumen wie golgelbe Sterne; während das zarte erste Grün der Birken und Buchen schüchtern zwischen dem dunkeln Ernst der Tannen hervorsah. Selbst in das dürre Laub, das den Waldboden bedeckte, hatte sich der Frühling versteckt: tausende von Anemonen streckten vorwitzig die blühenden Köpfe zum freundlichen Gruß daraus hervor, während Blindschleichen und Eidechsen raschlend dazwischen hindurchfuhren. Rings von den Zweigen der Waldbäume aber sangen die Vögel, des Frühling und des Lebens sich freuend, einander zu, und trillernd wiegten sich die Lerchen hoch in den sonnigen Lüften. Es war sehr heiß. Ich setzte mich an das Ufer und kühlte Hand und Stirne in den klaren Wellen, während die Wallfahrer auf dem einsamen Waldweg betend an mir vorüberzogen.

Anderwärts dagegen, an nachtschattigen Stellen, hauste noch der volle Winter in seiner vormärzlichen Strenge: rings todtes Gras, todtes Moos, todte Blätter! Kaum wagten sich die ersten Knospen an den nakten Zweigen hie und da hervor. Was wird Frankfurt dazu sagen? Hoffentlich wird unser Parlament gegen solche reactionäre Gegenden, welche die schöne Einheit und Einförmigkeit unserer Reichsverfassung und unserer Grundrechte so reactionär und particularistisch stören, thatkräf-

üsse fassen und

Einschreiten bestimmen. Der Republikaner Eisenstuck, oder seine Genossen, der Advokat Simon von Trier, Professor Vogt von Gießen, der Cigarrenfabrikant Raveaux von Cöln werden wohl mit der republikanischen Knute oder Sense kommen und, von unseren Märzvereinen unterstützt, die Leitung in die Hand nehmen, damit aller Orten auf einen Schlag und auf ein Commandowort Knospen und Blüthen gleichmäßig hervorbrechen. Denn daß man die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit von Gottes freier und weiter Natur achtet, davon wissen ja die engherzigen, gewaltthätigen Despoten des republikanischen und des erbkaiserlichen Einheitsstaates nichts; das wäre ja ein Eingriff in das unumschränkte Ukasenregiment souverainer Majoritäten; es gehört dem Zopf vormärzlicher Zustände an, die der Völkerfrühling des Jahres 1848 siegreich überwunden hat. Wenn nur unsere dummen, verstockten altbayerischen Bürger und Bauern mehr Geschmack an den feuerrothen Blüthen und Früchten fänden, wie sie auf den Barrikaden von Berlin und Wien, von Prag und Dresden in Hülle und Fülle gewachsen sind. So aber wissen sie, wenn so ein Pfälzer Haupthahn mit seinem rothen Barrikaden-Bart ihnen etwas von dem neuen Völkerfrühling und der demokratischen oder socialen Republik vorkräht, trotz Grabaus und Vorwärts, nichts Anderes zu sagen, als:

Lieber Gockel! bitt dich drum,
Dreh mir nicht den Hals herum!

Oder sind sie trotziger und ungeschlachter, so rufen sie als grobe Bayern gar einander zu:

Hau dem Schelm ein Ohr ab,
Hau's ihm nicht zu dicht ab,
Laß ihm noch ein Stückchen dran,
Daß man den Schelm erkennen kann.

Im Uebrigen trägt die Landschaft des Amperthales jenen Charakter der kleinen, bescheidenen Idylle, wie er so vielen Thälern unserer bayerischen Hochebene zu Füßen der Alpen eigen ist. Zu beiden Seiten des Thales Hügelketten von mäßiger Höhe und gleichmäßigen Formen, meist mit dunklem Na-

delholz, oft auch mit Birken, manchmal mit den schönsten Buchen und uralten Eichen bewachsen. Den Thalgrund bilden baumlose Saatfelder und blumenreiche Wiesen, die sich theilweise die Thalwände hinanziehen. Von Strecke zu Strecke ein Dorf mit Obstbäumen umsäumt, aus einzelnen Höfen bestehend, bald unten im Thal um den Bach her gelagert, bald von der waldigen Höhe aus windgeschützter Stelle herabschauend. Zwischen den Dörfern von Zeit zu Zeit eine einsame Feld- oder Waldkapelle, und manch ein hohes, wohlerhaltenes Crucifix mit frischen Blumen geschmückt, und zerstreute Denksäulchen mit kunstlos gemalten Bildern zur frommen Erinnerung an einen Verunglückten. Schmale, bei dünner Bevölkerung wenig betretene, aber meist guterhaltene Vicinalstraßen und anmuthige Gangsteige, die über die Einzäunungen der Wiesen, durch Felder und Wälder, Berg auf Berg ab, an den weidenden Heerden mit ihren klingenden Glocken vorüberführen. Ueberall Bilder jenes bescheidenen, genügsamen deutschen Fleißes, der mit unverdrossener Liebe, in stiller Zurückgezogenheit, seine Felder baut, seine Heerden hütet und seinen Rosenkranz betet. Zwischen hindurch der Klang einer Zither aus einem einzelnen Gehöft seitab von dem Fußpfad, oder ein lustiger, weithin schallender Jodler, ein voller Juchheschrei, drüben von der einsamen Waldhöhe, oder hier unten beim Wirth im Thal, unter dem Kirchweihbaum, neben der Kegelbahn, wo die „sackerischen" Bursche von den Jagern und den Wildschützen reden, und wie seit dem neuen Jagdgesetz nun Alles so „sauber z'samm putzt" wird.

Einen großartigeren Charakter gewinnt dieß landschaftliche Bild und sein friedliches Stillleben, wo sich bald im Thalgrund, bald auf den Berggipfeln, oder auf freien Vorsprüngen dem Blicke die Aussicht nach der mächtigen Alpenkette öffnet, nach dieser gewaltigen Ringmauer, die uns von dem sonnigen [illegible]llen scheidet, mit ihren hohen Hörnern, ihren Zinnen und [illegible]en, ihren weitgedehnten Schneefeldern und steilen, scharfkantigen Felswänden. Wie mannigfach gruppiren sich diese Bergriesen





und wie überraschend wechselt der Vordergrund und der sie einfassende Rahmen, so daß nicht selten nach wenigen Schritten schon das Bild ein anderes und anderes wird. Und wie schauen die gewaltigen Bergkönige mit ihren himmelhohen grauen Felshäuptern, die sich in den Wolken wiegen, und ihren glänzendweißen Schneemänteln, die ihnen bis tief hinab auf die Knöchel reichen, oft so ernst, so feierlich schweigsam, so stolz, so winterlich kalt in den wärmsten, blühendsten Frühling hinein mit seinen lachenden blumigen Matten, seinen singenden Vögeln, seinen wogenden Saaten, seinen rinnenden Bächen, seinen klingenden Heerden und jauchzenden Hirten!

Noch reicher aber wird das Bild auf jenen Gipfelpunkten, wo sich, wie zum Beispiel auf Andechs oder auf dem Hohenpeißenberg, vor den Blicken die weite, waldgrüne bayerische Hochebene mit ihren vielen Seen, ihren Bergen, ihren Wäldern, ihren Flüßen, ihren Städten und Dörfern, ihren Klöstern und Schlößern in unabsehbarer Weite ringsum ausbreitet, nur im Süden von dieser hohen Alpenmauer abgegränzt und beherrscht.

Langsam das Thal aufwärts schlendernd, kam ich nach dem Dörflein Wildenroth, wo eine Brücke über die Amper führt. Bei dem Wirth sprach ich zu, ein Glas Bier in der schwülen Hitze zu trinken. Stube und Garten fand ich voll Wallfahrern. Von der verschrieenen „bigotten Kopfhängerei" aber war nichts zu verspüren. Die Leute sahen sehr frisch, wohlgenährt und gutgekleidet und frohgemuth aus. Besonders die Frauen in ihrem Feiertagsputz, mit ihren rothen Backen und ihren gutmüthig scherzenden Mienen, boten ein wahres Bild leiblicher Gesundheit und heiterer, innerer Zufriedenheit dar. Man sah diesen kerngesunden Leuten an, es war ihnen wohl in ihrer Haut, und sie lebten mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst im Frieden, und wo ihnen ein Armer begegnete, theilten sie ihm bereitwillig mit. Ein großes Stück Brod sah ich aus einer Tasche herausschauen.

Welch einen wohlthuenden Gegensatz bildet diese genügsame Fröhlichkeit in Zucht und Ehren, gegen die ruhelose Unzufriedenheit unserer demokratischen Stadtleute und rothen Wühler, die mit Gott und der Welt und sich selbst zerfallen, sich mit nichts vergnügen, mit nichts zufrieden geben; die Alles besser wissen; Alles begeifern, bekritteln und beargwohnen; über Alles disputiren und räsonniren, und dennoch als willenlose Puppen tanzen, wie ihnen hungrige Zeitungsschreiber und unwissende, beutelschneiderische Marktschreier aufgeigen. Welch ein wüstes, zuchtloses Toben und Schimpfen, ein Fluchen und Gotteslästern voll teuflischen Ingrimms, und welch ein bestialisches, blut- und raubgieriges Freiheitsgebrüll in diesen Versammlungen, wo der Abschaum der Demagogie, verworfene Volksschmarotzer und eigensüchtige Hetzer, aus den betrogenen Arbeitern arbeitscheue, liederliche Wirthshausfaullenzer und ruchlose Mordbrenner für ihre rothe Republik machen, um die Unglücklichen feige zu verrathen, wenn „die verthierte Soldateska" über die losgelassenen Geister der Hölle siegt.

Meinen Weg fortsetzend, kam ich in einer Viertelstunde nach der Wallfahrtskirche Grafrath selbst. Sie steht, wie so manche dieser Wallfahrtskirchen, fast allein, nur von einigen Häusern umgeben. Früher gehörte sie zum Kloster Dießen, jetzt wird sie in dem anstoßenden Hospiz von Franciskanern besorgt.

Es ging schon sehr lebhaft hier zu. Die Andächtigen strömten von allen Seiten herbei und Krämer waren in voller Arbeit, zu beiden Seiten des Weges zahlreiche Buden aufzuschlagen und ihre Waaren auszukramen. Alles lief geschäftig durch einander. Ein Pater sprach mit den Ankömmlingen. Auch zahlreiche Bettler, Blinde und Krüppel, hatten sich aus der Umgegend eingefunden, um hier ihre Erndte für ein: „Vergelt's Gott für die armen Seelen!" zu halten. Was mir minder gefiel, war, daß sich auch Kinder hiezu eingefunden, für welche die Bettelei der Anfang zum Müssiggang, zum Lügen, zur Liederlichkeit und allen übrigen Lastern ist.





Sonst darf sich unser Altbayern, und namentlich unser Oberland, in dieser Beziehung glücklich preisen, denn man kann unsere Bergthäler wochenlang durchwandern, ohne um ein Almosen angesprochen zu werden, während die Bauernhöfe eine behagliche, von Vater auf Sohn vererbte Wohlhabenheit zeigen, von der man anderwärts kaum einen Begriff hat. Kein Wunder darum auch, wenn sich unser Volk mit Zorn, mit Abscheu und Schrecken gegen die unbedingte Aufzwingung der Grundrechte wehrt, da es wohl fühlt, daß sie hier wie anderwärts seinen Wohlstand in den Nothstand eines bettelnden Proletariats verwandeln würden.

Ich ging durch die Krämer und ihre Buden nach der Kirche. Hier herrschte statt des Marktlärmens Stille und Andacht. Es war ein seltsam überraschender Anblick. Wallfahrer und Wallfahrerinnen saßen, einer neben dem andern, in fast ununterbrochener Reihe auf der Erde längst den Wänden der Kirche, auf den Erhöhungen der Seitenaltäre und auf der Stufe, die den Chor vom Schiff trennt. Es war wie ein lebendiger Rosenkranz, der das Grab des Heiligen umringte. Dieß Grab aus Marmor, von einem Eisengitter umfaßt, findet sich in der Mitte der Kirche, wo das Schiff an den Chor stößt. Es ist eine riesige Heldengestalt, wie man sich die Recken der Nibelungen denkt; und die Gebeine haben, wie mir versichert wurde, diese riesige Größe. Er hieß Rasso, nachhin Graf Rath genannt, der hier um 950 auf dem Wörth an der Amper, eine Stunde unter der Ausmündung des Ammersees, am Fuß des Hügels, auf dem seine Burg stand, und der gegenwärtig noch Rasso's- oder Rathensberg heißt, zuerst das Gotteshaus erbaute und bei demselben eine Zelle für zwölf geistliche Ordensleute nach der Regel des heil. Benedicts stiftete, denen er sich selbst als Laienbruder beigesellte, bis er im Jahre 954 starb. Der Ueberlieferung nach war er ein Sohn des gefürsteten Grafen Rathboth von Dießen und Andechs, und unter der Regierung Herzog Heinrichs, des Zänkers, oberster Feldherr im Kampfe gegen die Hunnen. Auch

sein Bruder Friedrich, der auf der Fahrt in's heilige Land starb, liegt hier begraben. Die Ungarn zerstörten sein Kloster mit der Kirche; das Kloster erstand nicht wieder, der Bau der gegenwärtigen Kirche fällt in's Jahr 1689. Der Grabstein trägt die einfache Inschrift: „Hier liegt der edle Ritter Rasso, der dieses Gotteshaus zum ersten gestiftet hat zur Ehre unsers lieben Herrn und hier will warten des jüngsten Tages. Anno 954."

So heiter sie im Wirthshaus gewesen, so hörte man hier in der Kirche keinen Laut von all den Wallfahrern; keiner sprach ein Wort mit dem andern; sie beteten in andächtigem Ernst und ruhten von ihrem Gang aus, die Patres in den noch leeren Beichtstühlen erwartend. Nur dann und wann stand einer auf und legte ein Almosen in die Büchse bei dem Grabmale.

Wenn ich nicht irre, so haben insbesondere die Soldaten ein vorzügliches Vertrauen zu diesem Rasso, als einem reisigen Kriegshelden und christlichen Ritter. Wie mir wenigstens ein Bauer dieser Gegend versicherte: so richtete der Major, unter dem er diente, täglich ein Gebetlein an diesen alten Feldhauptmann, der Bayern gegen die verwüstenden Hungaren geschützt. Ob es indessen viele Majore in unserer Armee gibt, welche die gleiche andächtige Sitte haben, ist mir unbekannt; das aber weiß ich, daß unser unglückliches deutsches Vaterland zu keiner andern Zeit so sehr eines gottbegeisterten Kriegshelden bedurfte, um es gegen äußere und innere Feinde zu retten, als gerade gegenwärtig, eines Helden von hohem Sinne, von kühnem Blicke, von todverachtendem Muthe und starkem Arme, der viribus unitis dem rothen Höllendrachen den eisernen Schädel spaltet. Denn wohl mögen wir, im Hinblick auf die hereinbrechenden Verhängnisse, mit unserem alten Sänger Walther von der Vogelweide sprechen:

O weh dir, Welt! wie schlimm du stehst!
Was du für Dinge jetzt begehst,
Die ohne Schmerz kein Edler mag ertragen.
Vergessen hast du Zucht und Scham,
Weiß es Gott, ich bin dir gram,
Bist du nicht völlig aus der Art geschlagen.
O weh, es kommt ein Sturm, ihr dürft mir sicher glauben,
Davon wir noch viel Leides hören singen, so wie sagen:
Der wird mit Grimm durch alle Königreiche schnauben,
Darüber hör' ich Waller viel und Pilgersleute klagen;
Bäum und Thürme liegen schon zerschlagen,
Starker Leute Häupter weht er ab:
Nun laßt uns flüchten hin zu Gottes Grab!

(Schluß folgt.)



# XLVIII.

## Von der Lüge der Revolution.

Wir wollen für's Erste jedes Mißverständniß über unsere Anwendung des Wortes Revolution ausschließen. Wir verstehen unter Revolution nicht jeden, wie immer gearteten Umsturz einer bestehenden Herrschaft oder Staatsordnung, wie sie die Weltgeschichte zu allen Zeiten mehr oder minder häufig gesehen, nicht die Verdrängung einer Dynastie durch eine andere, nicht den Abfall einer Provinz, um eines wahren oder eingebildeten Druckes willen, von einem Reiche oder politischen Ganzen, nicht eine, wenn auch gewaltsame Veränderung der Regierungsform im Innern eines Staates. Wenigstens alles dieses nicht um des bloßen, vorliegenden Factums willen. Man pflegt wohl derartige Ereignisse auch Revolutionen zu nennen; aber das sind eben Revolutionen, Pluralitäten von Ergebnissen, deren Gleichartigkeit, die sie zu dem gemeinsamen Namen berechtigt, oft nur in der äußerlichsten Form der Erscheinung zu suchen ist. Wir hier sprechen von der Revolution; einer geistigen, wenn gleich sehr historischen, Erscheinung, einem metaphysischen Wesen, einer (negativen) Idee. Wir sprechen eben von dem dominirenden Charakter dieses neuesten Zeitlaufs, dieser jüngsten Jahrhunderte. Von diesem Principien-

wesen, welches, wenigstens so bewußt-vollendet und in so ökumenischer Verbreitung, nirgends sonst fernerhin in der Geschichte gefunden wird, behaupten wir, daß es die Lüge sei in der vollsten Bedeutung des Worts; daß die Revolution κατ' ἐξοχην gleich sei der Lüge κατ' ἐξοχην; daß sie aus Lüge hervorgehe, in sich nichts als Lüge enthalte, und ein unabsehbares Geschlecht von Lügen erzeuge und mit sich um die Welt führe.

Jene Gedanken- und Principienrevolution also, die Revolution in den Köpfen und Ueberzeugungen, unter welcher wir, noch einmal gesagt, nicht was immer für eine Auflehnung gegen was immer für eine Gewalt, sondern das Princip der Auflehnung gegen das Princip der Gewalt verstanden wissen wollen, — was ist für's Erste ihr Verhältniß zu der bisher bestandenen Welt- und Lebensanschauung, und welcher ist der wesentlichste Inhalt ihrer Lehren, der Ausdruck ihrer Grundsätze und Absichten?

In einem Dinge waren die Menschengeschlechter bis in den neuesten Weltlauf herunter einig: in der Nothwendigkeit einer Autorität zum Zusammenhalt der Gesellschaft, welche Autorität, in so ferne sie praktisch wirksam ist, und die Mittel zum Zwecke anwendet, eben Gewalt wird und heißt. Sie waren ferner darinnen einig, daß diese Gewalt, wenn auch, wie in den demokratischen Gemeinwesen des Alterthums, ein überaus großer Theil der Staatsangehörigen zur Theilnahme an derselben berufen ward, dennoch etwas anderes sei, als der Ausdruck des Gesammtwillens jener Angehörigen oder ihrer Majorität; daß ein Höheres, Göttliches, diese Gewalt wie gesetzt habe, so auch fortwährend durch sein Ansehen stärke, und ihren Verfügungen die Sanction verleihe, darum aber auch, soll die Herrschaft gedeihen, von den Herrschenden, Einzelnen, Corporationen oder Volksversammlungen, gehört, geehrt und um seinen Beistand angerufen werden müsse. Dieser Satz wurde kaum je verfochten, da er nie bezweifelt worden war. Aegypten und

Persien, Indien und China, Griechenland und Rom, die altgermanische Freiheit und die islamitischen Despotien führten den Grund ihrer Herrschaft, wenn gleich in sehr mannigfaltiger Auffassung und höchst verschiedener Weise, auf ihre Götter und Heiligthümer zurück. Daß die christlichen Könige sich allezeit von Gottes Gnaden schrieben, wissen wir Alle. Zwei Dinge erkannten und bekannten sie insgesammt: 1) in dem Menschen ist nicht Autorität über den Menschen; 2) in dem Menschen ist nicht einmal Autorität über sich selbst, d. h. der Mensch weiß sich selbst nicht einmal zweckdienlich und folgerecht zu befehlen, noch weniger seinen Selbstbefehlen hinreichende Sanction zu verschaffen. Und diese beiden Sätze sind wahr; sie haben nebst dem zusammentreffenden Zeugnisse der Völker und Zeiten ihre innerliche Einstimmigkeit mit der Natur des Menschen, und eine mehrtausendjährige Erfahrung für sich.

An die Religion also haben alle Völker die Gewalt angeschlossen. Dieß ist wieder eine Wahrheit. Wenn dabei Mißgriffe begangen und Irrthümer erzeugt wurden, wenn allenthalben, außer auf katholischem Boden, der Unterschied der geistlichen und weltlichen Gewalt übersehen, oder beide praktisch confundirt wurden, so liegt dieß hier außerhalb der Hauptfrage. Daß beide, die geistliche wie die weltliche Gewalt, von Gott stammen, und in Gott, und aus seinem Verhältnisse zu den Menschen, erkannt, begriffen und immerfort betrachtet werden müssen, dieß ist es, was durch jene Einstimmigkeit der Völker festgestellt wird, und dieß ist die Wahrheit.

Bei dieser Einstimmigkeit verdient eine besondere Aufmerksamkeit jene der urältesten Völkerempfindung mit der vollendeten christlichen Erkenntniß. In jener liegen überhaupt noch viele und große Elemente der Wahrheit. Die negative Seite des Heidenthums hat noch nicht so sehr das Uebergewicht gewonnen; es weht und duftet noch allerwege von den großen Offenbarungsvermächtnissen der Patriarchen. Gewisse Irrthümer, die verbreitetsten und verheerendsten in unseren späten Ta-

gen, in effoeto mundo waren dem frischen Gottesbewußtseyn, dem Gefühle des Göttlichen, welche das früheste Alterthum charakterisiren, geradezu unmöglich. Non dubitaverim sagt Seneca von den Menschen der Urwelt, fuisse magni spiritus viros, utpote a diis recentiores. Und schon vor ihm hat Cicero gesagt: Antiquitas, quo propius aberat ab ortu et divina progenie, hoc melius ea fortasse, quae erant vera, cernebat. *Quaest. Tusc.* I, 12.

Diese Construction trägt auch darin den Charakter der Wahrheit, daß sie von oben nach unten geht. Sie setzt Gott zuerst, als den Ursprung, wie alles Wesens und Lebens, so aller Autorität und Gewalt. Sie erkennt Autorität und Gewalt im Menschen, aber nur kraft Mittheilung und Unterstützung von Seite Gottes. Sie sichert darum den Befehlenden den Gehorsam ihrer Untergebenen; und in gleicher Weise wird sie den Untergebenen eine Gewährleistung seyn für die gerechte und milde Herrschaft ihrer Obrigkeiten. Sie setzt den Gehorsam als die Grundfeste der Gesellschaft; auf diesen sichern Boden wird sie die Freiheit der Bewegung nie verkümmern, denn eben ihre Herrschaft ist nicht Willkür, und ihr Gehorsam ist nicht Knechtschaft. Auch die Freiheit der physischen Bewegung habe ich ja nur durch den festen Stützpunkt, auf dem ich ruhe, und der jene Freiheit der Bewegung wohl zu beschränken scheint, in Wahrheit aber sie allein möglich macht. Wer dieser festen Grundlage entbehrt, wer in der Luft schwebt, könnte wohl am ungebundensten scheinen, ist aber im Grunde der Gebundenste von Allen, der blinden Naturgewalt dahingegeben, und jeder Spur der vernünftigen Selbstbestimmung entbehrend.

(Fortsetzung folgt.)

## XLIX.

## Beiträge zur Anatomie und Physiologie des doctrinären Liberalismus *).

Mit dem Wiedererwachen des doctrinären Liberalismus im Jahre 1814 hat auch der Kampf desselben gegen das, was damals die Adepten der Doctrin „Vermischung der Religion mit der Politik" nannten, begonnen und ohne Unterbrechung bis auf diese Stunde fortgedauert. Nur wird er heute in andern Formen geführt und ist, durch vielfache Entwicklungsmomente hindurch, zu einem ganz andern Stadium gediehen. — Frau von Staël hat dieser Materie ein ganzes Kapitel gewidmet, und es scheint uns selbst heute, drei und dreißig Jahre später, nicht als ob wir etwas ganz Ueberflüssiges thäten, wenn wir diesen, gegen die Kirche gerichteten Zornerguß der fanatisch rationalistisch-calvinistischen Genferin mit einigen kritischen Noten beleuchten. Wir sind dabei in der glücklichen Lage, völlig unparteiisch außerhalb der damals streitenden politischen Parteien zu stehen. Als Deutsche haben wir weder

*) Fortsetzung des gleichnamigen Artikels in Heft 3, Seite 173 dieses Jahrgangs.

gelegentlich ausgesprochene, ...
französischen Bischofs oder Pr...
halte nach zur unsrigen zu mac...

Wenn wir an die zahlreich...
lichkeit und die unzähligen Pri...
chen während jener langen politi...
Frankreich heute schon seit zwei ...
Tod erkrankt danieder liegt, so i...
stellen, daß einzelne Mitglieder ...
entgegengesetzten Seiten hin, die ...
Rechts und der Mäßigung mehr ...
ten haben. Einige setzten den Leh...
einen Widerstand entgegen, der in...
eben so wohl das Rechte verfehlt, ...
giebigkeit, zu welcher, namentlich i...
fortreissen ließen. Unsere Aufgabe i...
das Andere zu rechtfertigen. Wir s...
genden lediglich die Aufgabe, den ka...
punkt hervorzuheben ...

„Eilftes Kapitel. Vermischung der Religion mit der Politik."

„Häufig sagt man, Frankreich sei seit der Revolution irreligiös geworden. Allerdings mußten in dem Zeitraum aller Verbrechen, die Menschen, welche sie begingen, sich von den heiligsten Banden lossagen *). Aber die jetzige, allgemeine Stimmung der Gemüther hängt nicht von den verderblichen Ursachen ab, die glücklicherweise weit von uns entfernt sind. Die Religion in Frankreich, so wie die Priester sie predigten, ist immer mit der Politik vermischt gewesen, und seit der Zeit, in der die Päpste die Unterthanen von ihrem, den Königen abgelegten Eid der Treue entbanden, bis auf den letzten von der großen Mehrheit der französischen Geistlichkeit angenommenen Katechismus, in welchem, wie wir gesehen haben, alle die den Kaiser Napoleon nicht lieben und ihm dienen würden, mit der ewigen Verdammniß bedroht wurden, gibt es keinen Zeitraum, in welchem die Ausleger der Religion sich nicht dieser Religion bedienten, um politische Glaubenslehren aufzustellen, die alle ohne Unterschied nach Umständen verschieden waren. Mitten unter diesen Veränderungen gab es nur eine Sache, die unveränderlich war, die Unduldsamkeit gegen Alles, was nicht mit der herrschenden Lehre übereinstimmte. Nie wurde die Religion dargestellt nur als der innigste Gottesdienst des Gemüths, der mit den Interessen dieser Welt in gar keiner Beziehung steht."

Wir haben früher schon bemerkt, daß ein auf Neid, Ehrgeiz und roher Geldeitelkeit beruhender Widerwille gegen die alte Monarchie und ein tiefer, urcalvinistischer Groll gegen die alte Kirche, den der moderne Rationalismus nur wenig zu mildern geeignet gewesen, sich ziemlich zu gleichen Theilen in Necker's geistreiche Tochter getheilt hatten, die, wie überall so auch in diesem Punkte, schon vor mehr als dreißig Jahren ein treues Modell und Spiegelbild ihrer Partei war. Nur aus der Verbindung der eben genannten Ingredienzien erklärt sich

*) Umgekehrt: die Franzosen begingen jene Verbrechen, weil sie irreligiös geworden waren.

die maßlose Bitterkeit der berühmten Schriftstellerin, so bald ihr Religion und monarchische Gesinnung im Bunde begegnen.

Sie weist der Religion die innerste Sphäre des Gemüths zum Aufenthalte an. Dort darf sie hausen, vorausgesetzt daß sie sich aller und jeder Beziehung zu den Interessen dieser Welt, und somit jedes Lebenszeichens enthalten will. — In dieser Beschränkung hätten natürlich auch Nero, Diocletian und der Wohlfahrtsausschuß gegen den christlichen Glauben so wenig einzuwenden gehabt, wie Frau von Staël, ja sie hätten sich aus guten Gründen des Kampfes gegen denselben nothwendig enthalten müssen. Wehe aber der Religion, wenn sie als Wort und Rede über die Lippen dringt, wenn sie als That und Handlungsweise sich im Leben geltend macht!

In Wahrheit gehört die ganze Oberflächlichkeit und Beschränktheit der liberal-doctrinären Schule dazu, diese völlig widersinnige und unmögliche Forderung zu stellen. Das, was wahrhaft innerlich ist, muß auch äußerlich werden. Das, was im innersten Kerne des Gemüthes herrscht, hat zu allen Zeiten auch die Gesellschaft, den Staat, das ganze Leben gestalten müssen. So war es im Alterthume, so war es im Mittelalter, so ist es und wird es bleiben bis an das Ende der Zeiten.

Die plumpe Verwechselung, deren Frau v. Staël sich schuldig macht, liegt darin, daß sie den Unglauben, der seit beinahe drei Jahrhunderten mit immer wachsender Folgerichtigkeit in die Stelle des praktisch lebendigen, überlieferten Christenthums getreten, nicht auch als eine Species des Glaubens, daß sie das, sich mit jedem Tage mehr seiner Vollendung nähernde Antichristenthum nicht auch als eine, wenn gleich dämonische Religion (Antireligion) anerkennt.

Die katholische Kirche hat den christlich germanischen Staat des Mittelalters erbaut; der Protestantismus des sechzehnten, und seine Fortsetzung: der Unglaube des achtzehnten

Jahrhunderts, der endlich in dem vollendeten Gotteshaß des neunzehnten zum Abschluße kömmt, diese haben ihn zerstört. — Daß hier Gegensätze gegen einander wirken, lehrt der Augenschein; aber hier wie dort waltet ein für Gründe der Gegner unzugänglicher Glaube an Autoritäten, in dem einen Falle an Christus, die Apostel, die Kirchenväter und Conzilien, in dem andern an Luther, Calvin, Rousseau, Proudhon oder Feuerbach. Und hier wie dort entschied das, was die Menschen von Gott und göttlichen Dingen glaubten und dachten, über das, was sie vom Leben, von der Gesellschaft, vom Staate forderten und begehrten. In jedem von beiden Fällen haben sie nach ihrem Glauben gehandelt, und ihr Handeln durch ihren wahren oder falschen Glauben gerechtfertigt.

Auch in England, dem Musterstaate der Frau v. Staël, gibt jeder Fußbreit Landes Zeugniß von dem Einflusse, den die Kirche im Mittelalter auf die Bildung der englischen Verfassung übte. Noch mehr! was heute noch von wirklicher, praktischer Freiheit in England vorhanden ist, kann auf Verlangen seinen katholischen Taufschein vorzeigen. Die thatsächliche Zerstörung der Monarchie, die gotteslästerliche Lehre von der Omnipotenz der Krone und des Parlaments, die Schultheorie von der abstracten Theilung der Gewalt, diese sind allerdings das Werk des Protestantismus. — Hat dieser denn etwa die Menschen gelehrt, ihre (negative) Religion von jeder Einwirkung auf den Staat gewissenhaft fern zu halten? Hat er es ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Zweifel „im Innersten ihres Gemüthes" zu verbergen? Davon berichtet die Geschichte nichts. Aber sie gibt Kunde, daß er zweimal die Fahne der Empörung und der Umwälzung in England aufgepflanzt, daß er einen König auf das Schaffot gebracht, einen andern und sein Geschlecht aus dem Reiche seiner Väter vertrieben hat! Erkennt es doch Frau v. Staël selbst ruhmredig und prahlend auf jeder Seite ihres Werkes an, daß das England von 1688 eine Schöpfung des Protestantismus sei. Wohlan! so gestatte sie auch dem katholischen Glauben und seinen Verfechtern, sich

bei der Vertheidigung des alten Rechts, der Ordnung, der Monarchie auf die Grundsätze ihrer Religion zu berufen! Ob dieß immer mit Einsicht und Talent geschah, ob dabei große und zum Theil nahe liegende Mißgriffe und Mißverständnisse vermieden wurden, ist eine andere Frage, worüber begreiflicherweise der Streit offen bleiben muß.

Die Hindeutung auf die Zeit, „wo die Päpste die Unterthanen von ihrem, den Königen geleisteten Eide der Treue entbanden", durfte als obligates Schreckmittel und Zuchtruthe in den Händen der doctrinären Schule auch in der Exhorte der Frau von Staël nicht fehlen. Vielleicht hat diese wohlgemeinte Warnung vor den, den Monarchen von Seiten der Religion und Kirche drohenden Gefahren, welche der Sache des Liberalismus noch vor Kurzem so große und ersprießliche Dienste leistete, in neuester Zeit etwas von ihrer Wirksamkeit verloren. Doch wer könnte dieß verbürgen! Ob jene mittelalterlichen Zeiten und Zustände, ob die unserigen den Vorzug verdienen, wo zwar nicht mehr die Päpste, aber die Zeitungsschreiber, die Führer der Parteien in den mitregierenden Kammern, die Redner in den Klubbs und die Emeutenmacher auf den Straßen die souverän gesprochenen Unterthanen, zwar nicht mehr im Namen der Religion, aber der Aufklärung und der Negation, „von ihren, den Königen geleisteten Eiden der Treue entbinden", — dieß ist lediglich Sache des Geschmacks, über den jeder weitere Disput eben so unnütz als unerquicklich wäre.

---



# L.

## Drei Zeitbilder.

### I.

Wer in Weinlanden bekannt oder vielleicht zu Hause ist, der wird öfter Gelegenheit gehabt haben, die Richtigkeit der nachfolgenden Wahrnehmung bestätigt zu finden. Wandelt man um die Jahreszeit, da der sogenannte „Heurige" zum ersten Male ausgeschenkt wird, etwa an einem schönen Sonntagsnachmittage durch ein Dorf, welches eben in der Weincultur seine Hauptbeschäftigung findet, so kann man die seltsame Erfahrung machen, daß Jedermann, den man des Weges trifft, betrunken ist. Viele geben diesen Zustand schon hinreichend durch Gang und Gesang zu erkennen; an die Gesetzteren und Stilleren braucht man nur irgend eine Frage zu stellen, um aus der Antwort sich des gleichen Urtheils zu vergewissern. Es ist nun, wie man es nimmt, eine sehr lächerliche und sehr traurige Erscheinung um ein so betrunkenes Dorf! — Aber was wäre denn erst eine betrunkene Welt! Der Gedanke ist gigantisch lächerlich und schauderhaft zugleich.

### II.

Epidemien unterscheiden sich von andern Krankheiten dadurch, daß sie die Opfer nach Hunderttausenden erndten. Und

in diesem Gesammtleiden und Gesammtsterben ganzer Geschlechter ist Zusammenhang, gleichviel ob die Ansteckung contagiös, oder miasmatisch, oder, wie meistens, beides zugleich sei. Wir haben die Cholera selbst erfahren, und die Grippe dazu. Auch die orientalische Pest und der schwarze Tod und die Schweißkrankheit gehörten in diese Reihe. Hat aber auch Einer schon den Gedanken ausgedacht, was das hieße: Epidemischer Wahnsinn! — Wenn nicht, so hat er die Erfahrung vor der Vorstellung; es ist die jetzt herrschende Epidemie. Epidemien treten aber, obschon sie durch viele Lande gehen, nicht allenthalben gleich energisch nnd verheerend auf. Denn die klimatischen, physiologischen, diätetischen Bedingungen zu Aufnahme und Ausbildung der Seuche sind verschieden. Für die gedachte Epidemie unsers Zeitlaufes hat unser deutsches Vaterland die entschiedenste Disponibilität, eine wahre und innige Wahlverwandtschaft der Natur zur Krankheit an den Tag gelegt.

## III.

Als die Welt noch einige Jahrzehnde jünger und entsprechend harmloser war, unterhielten sich kleine und große Kinder je zuweilen mit einer Art von Kupferstichen oder Bilderbogen, welche „die verkehrte Welt" überschrieben waren. Auf sothanen Bilderbogen sah man Fische durch die Zweige der Eichen schlüpfen und Waldvögel mit den Wellen ringen; der Pflug ging in den See, und der Kahn schaukelte auf den Schollen des Ackers; Pferde im Wagen sitzend, peitschten die an der Deichsel keuchenden Menschen vor sich her; der Esel schlug unbarmherzig auf den Rücken des wohlbepackten Treibers; Kranke saßen, mühsam sich aufrechthaltend, vor den Betten, und fühlten den Puls des darinnen liegenden, in blühendster Gesundheit aus seiner Perücke hervorstrahlenden Doctors; Kinder, mit der Ruthe in den Händen, rannten den, in ängstlicher Scheu vor ihnen flüchtenden Erwachsenen nach. — Seit jener sind wir keiner

sichtig geworden. Natürlich. Das Bild hört auf, wo die Wirklichkeit eintritt, und wenn die Poesie einmal lebendige Prosa geworden ist, sucht sie sich selbst auf andern Wegen. Daß Rosse leiten und Esel treiben, Kranke heilen und Buben regimentiren ist nun kein phantastisches Bild einer etwa von dem Prinzen von Palagonia barok erfundenen, sondern das Portrait der wirklichen Welt. Ausführungen sind odios.

---

## LI.

## Ein Sprung in den Frühling des Hochlandes.

(Bilder altbayerischen Stilllebens.)

(Schluß.)

Wenn man von Grafrath nach dem Ammersee und nach Inning geht, so steigt der Weg gleich Anfangs sanft aufwärts. Man hat kaum einige hundert Schritte gemacht, so kömmt man in ein dünnes Gehölz. Hier vor dem Walde, auf der Wiese, unter freiem Himmel, wenige Schritte seitab vom Wege, sah ich im Vorübergehen zwei Frauengestalten, zwei Bäuerinnen andächtig knien. Sie hatten das Gesicht gegen die Wallfahrtskirche gekehrt, die in geringer Entfernung vor ihnen lag und beteten; die Vögel musizirten dazu als Gottes freie Spielleute und Chorsänger; hinter ihnen in dem aufgrünenden Walde aus der Ferne hörte man den Ruf eines Guckgucks: es war ein schönes Frühlingsbild stiller, friedlicher Andacht, wie sie uns in den Pergamenthandschriften des Mittelalters, in den Randverzierungen um Gebete oder Legenden, so fromm und anmuthsvoll begegnen. Der Anblick erinnerte mich an ein

kleines Gemälde von Heß, welches italienische Wallfahrerinnen darstellt in dem Augenblicke, wo sie von einer Höhe herab zum erstenmal die Thürme der heiligen Stadt an der Tiber erblicken und voll andächtiger Freude auf die Kniee sinken. Aus einer solchen pilgernden Seele, die mit dem Gesang der Vögel ihr Gebet vereinigte, floß ohne Zweifel auch das ältere fromme Liedlein, das in seiner schlichten Weise anhebt:

Wenn in's grüne Feld komm gehen,
Seh' da tausend Gräslein stehen,
Viele Thier' darunter gehen:
Ehr ich dich mein Herr und Gott!
Wenn ich seh' die grünen Weiden
Sich mit Blumen reich bekleiden,
Die so schön sich unterscheiden,
Lieb ich dich mein Herr und Gott!

Ein ungleich älteres Lied, das unsere Vorfahren seit Jahrhunderten auf solchen Bittfahrten sangen, das sie über Land und Meer begleitete, wenn sie nach Rom und Jerusalem pilgerten, und das in den Rheinlanden noch heutigen Tages gesungen wird, ist das bekannte:

In Gottes Namen fahren wir,
Nach seiner Gnad begehren wir,
Verleih uns die aus Gütigkeit,
O heiligste Dreifaltigkeit! Kyrie eleison.

Wieder drückt ein neueres die Sehnsucht des deutschen Gemüthes aus, wenn der Pilger, durch Feld und Wald ziehend, sich am Rande eines wilden Waldbaches niedersetzt und drüben hoch im Wipfel einer Eiche oder Tanne es rufen hört:

Es singt ein Vöglein: „Witt, witt, witt!
Komm mit, komm mit!"
O könnt ich, Vögelein, mit dir ziehn,
Durch die blauen, schönen Lüfte zumal,
Zu baden im warmen Sonnenstrahl.
Die Erd ist eng, der Himmel weit,
Die Erd ist arm, hat nichts als Leid,
Der Himmel ist weit, hat nichts als Freud!





Das Vöglein hat sich geschwungen schon,
Durchwirbelnd die Luft mit dem süßen Ton,
O Vöglein, daß dich Gott behüt!
Da sitz ich am Ufer und kann nicht mit!

Bei frühem Abende kam ich nach Inning. Die warme Maisonne hatte mich müde gemacht, und ich beschloß hier zu bleiben. In der Post kehrte ich ein. Viele Kramerleute trafen dort zusammen, die am morgen in der Frühe nach Grafrath zum Jahrmarkt wollten. Das Gespräch im Wirthshause kam bald auf den beliebtesten Gegenstand des Tages — nicht etwa die Reichsverfassung und die Grundrechte, oder Schleswig-Holstein, oder Kossuth und die Magyaren, oder Hecker und die Rothen der Pfalz, oder die Frage: ob Republik, ob Monarchie? — nein! die Jagd ist der unerschöpfliche Stoff der meisten Unterhaltungen, die man gegenwärtig bei uns in den Wirthshäusern auf dem Lande, und namentlich längst dem Gebirge, hört: Jagdpartien, Jagdabenteuer, Jagdstreitigkeiten, Jagdunfälle.

Nur gar zu gut hat die rothe Bruderschaft, die auf den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland hinarbeitet, auch diese Frage der freien Jagd auszubeuten und vielfachen Gewinn aus ihr zu ziehen verstanden. Sie hatten hier leichtes Spiel. Einmal war ja diese Frage so höchst populär. Wie viel Stoff zu Streitigkeiten und Unzufriedenheit bot nicht der Schaden, den das Wild angerichtet! Erhielt der Arme nach vielem Laufen nur eine geringe oder gar keine Entschädigung, wen mußte dieß nicht empören? Und kam es zwischen Wilddieben und den Förstern zum Kampfe, und verlor eine dürftige Familie ihren Vater, vielleicht eines Rehes oder eines Hasen wegen, wurde dann nicht der Förster der Gegenstand des allgemeinen Abscheues, mochte er auch zehnmal der Angegriffene seyn. Besteht ja die tragische Poesie der Volkslieder unseres Gebirges zumeist aus solchen blutigen Begegnissen der Wildschützen und Jäger. Anderer Seits bot die Freigebung der Jagd gar Manchem die längst ersehnte Aussicht, einer im Geheimen und mit Gefahr gehegten Leidenschaft nun offen

nachgehen zu können. Kein Wunder daher, wenn an manchen Orten sich unsere Bauern gleich Fischen, die man mit einem gewissen Giftpulver betäubt hat, willenlos fangen und zu Allem gebrauchen ließen, wenn ihnen der Rattenfänger mit der rothen Hecker-Feder nur das Lied von der freien Jagd zu pfeifen anfing.

Der Gewinn aber für die, welche auf den Trümmern der bestehenden Ordnung eine Anarchie auf breitester demokratischer Basis errichten wollen, ist augenscheinlich. Wird ihnen ja hiedurch die beste Gelegenheit zur praktischen Ausführung ihrer allgemeinen Volksbewaffnung. Indem sich das Volk, statt wie bisher seinen Arbeiten nachzugehen, an den Müssiggang, an eine ungeregelte, abenteuerliche Lebensweise, — statt im Kreise der Familie, — gewöhnt: bildet sich so, von den März- und andern Vereinen organisirt, eine brauchbare Mannschaft für die Freischaaren des Umsturzes. Hat dieß Uebel bei uns auch noch nicht die Höhe, wie z. B. in Baden und Würtemberg erreicht: so fehlt es doch auch bei uns nicht an Klagen über die zunehmende Roheit und Verwilderung, und die steigende Unsicherheit auf dem Lande durch Leute, die aus verlumpten Müssiggängern nach und nach Diebe und Raubmörder, Rekruten der rothen Republik, werden.

So mußte ich zu meinem Verdrusse mehrmal bedenkliche Aeußerungen darüber hören, daß ich mich getraue, so allein auf einsamen Fußwegen durch die Berge, die Thäler und Wälder zu ziehen. Früher hätte Niemand hieran gedacht; Angriffe auf das Eigenthum waren unerhört; die Häuser in unserem Gebirge standen unverschlossen, Jedem offen; in der Jachenau ließen Männner und Buben ihre Joppen, wenn sie Sonntags in die Kirche gingen, frei auf der Kegelbahn ohne Aufsicht liegen; ich selbst sah dort noch die Gebetbücher der Gemeinde am Werktag, eines neben dem andern, auf den Kirchenbänken liegen, sie waren so sicher, wie zu Hause. Ja selbst in der Nähe der Hauptstadt herrschte das gleiche Vertrauen in die öffentliche Ehrlichkeit; wie mir ein Augenzeuge versicherte, so





hatten auch die Bauernhöfe, welche bei München die Isar hinauf, längst dem Ufer standen, im Beginne dieses Jahrhunderts kaum Schlößer an ihren Thüren und blieben Nachts offen, wie viele heimkehrende Flößer auch vorüber gingen; so heilig galt das Eigenthum! Mehr noch: in München selbst wurden die Hausthüren bis zum Jahre 1799 Nachts nicht geschlossen. Dafür herrschte aber auch in den Bürgerklassen kein solcher Kleiderluxus, wie gegenwärtig; selbst die vom Adel trugen keine seidenen Strümpfe, sondern von blauer Baumwolle. Das Tuch der Röcke, auch der Vornehmsten, war grob, aber dauerhaft. Auf dem Lande herrschte in den besseren Gegenden die Sitte, daß wenn es Abends zum Gebete geläutet, die ordentlichen Familien das Haus nicht mehr verließen. Das Nachtschwärmen und das lange Wirthshaussitzen brachte um Ehre und Reputation. Dafür aber konnte man auch, wie mir ein Wirth erzählte, einen silbernen Löffel draußen auf dem Tische, unter dem Baume, neben der Straße, am Abend offen liegen lassen, und man war sicher, ihn am Morgen wieder zu finden. Man wußte noch nichts von den Aposteln des Communismus und der socialen Republik, die da lehren: das Eigenthum sei Diebstahl und der Wille der leicht verführbaren begehrlichen Menge, ohne Besitz, ohne Erfahrung, ohne Urtheil und Einsicht, sei einziges und höchstes Gesetz im Staate. Man hätte sie in's Narrenhaus oder in's Zuchthaus gesperrt. Man erkannte noch ein höheres Gesetz an, das sich in der Religion, in der Natur und in der Geschichte ausspricht und in dem Gewissen nachklingt. Ein frommer, ehrenfester, mildthätiger Sinn fing noch sein Tagewerk mit Gott an, und dachte in seinem Thun und Lassen an eine ruhige Sterbstunde und einen ewigen Richter, der über dem Hause, über der Gemeinde und über dem Staate waltet, und alle Marksteine, und Recht und Eigenthum heiligt. Man bezog noch Alles auf ihn, von dem Herr Walther singt:

> Der keinen Anfang je gewann,
> Und Allem Anfang machen kann,

Der schafft, was Ende hat, und nie wird enden.
Da nun Alles steht in seinen Händen,
Wer in der Welt wär höhern Lobes werth?
Er steh voran in meiner Weise,
Es geht sein Lob vor allem Preise:
Beglückt das Lob, deß Er begehrt.

Dieser religiöse Sinn unseres Volkes sicherte das Eigenthum besser, als Schlößer und Riegel, als Gesetz und Polizei. Von diesem gegenseitigen Vertrauen konnte sich einer meiner Freunde überzeugen. Er machte zur Zeit der Befreiungskriege mit Mehreren eine Fußreise in unser Gebirg. Als sie sich Abends zu Bette legen wollten, gewahrten sie auf dem Tische in ihrer Schlafstube einen großen Haufen Geldes, an 3000 bis 4000 Gulden, frei daliegen. Als sie am Morgen die Wirthin darüber befragten, wie sie sich doch getraut habe, so viel Geld bei unbekannten Fremden offen liegen zu lassen, erwiederte dieselbe: da sie gesehen hätte, wie ihre Gäste vor dem Abendessen gebetet, so hätte sie gedacht, bei Leuten, die beten, sei ihr Geld wohl aufgehoben. So dachte man damals in dem noch unaufgeklärten Bayern.

Seit aber unsere Hetzblätter und Klubbredner so vieles andere, was unserm Volke früher heilig und unverletzlich gegolten, dem Zweifel und Hohn preisgegeben, fängt auch die Heiligkeit des Eigenthums an, ein zweifelhafter Glaubensartikel zu werden, wozu das Ablösungsgesetz durch verschiedene seiner Bestimmungen auch das Seinige beigetragen hat. Eine von den vielen Adressen, die jüngst gegen die unbedingte Einführung der Frankfurter Grundrechte bei unserer Kammer einliefen, fleht ausdrücklich um Abhülfe gegen diese zunehmende Unsicherheit, wobei die Schwäche der Behörden und die Verwilderung und Entsittlichung des Volkes sich die Hand bieten. Die Unterzeichner aus den Gemeinden Pilsting, Höselbach und Haibach in Niederbayern sagen darin: „Insbesondere wünschen wir noch, daß die bestehenden oder noch zu erlassenden Gesetze für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zum Schutze der Person und des Eigenthums strengstens von den betreffenden Behörden gehandhabt werden, da bereits Bursche aus mißverstandener

Freiheit in Banden von fünfzig und mehr in Gasthäuser eindringen, und im Falle der Nichterfüllung ihrer frechen Forderungen oder der Mißbilligung ihres zügellosen Benehmens die blutigsten Gewaltthaten ausüben."

Uebrigens aber befinden wir uns hier immer noch, im Vergleich zu andern deutschen Staaten, wo die gemüthliche Anarchie zur Tagesordnung geworden, und die Gesetzlosigkeit mehr und mehr der gesetzliche Zustand wird, wohl geborgen in Abrahams Schooß. Reisende, die aus den Ländern der demokratischen Wühlerei, aus Schlesien, aus Sachsen, aus Hessen und Würtemberg, aus Rheinpreußen und Baden kommen, können den patriarchalischen Frieden, die Ruhe und die vormärzliche Sicherheit, die sie hier finden, nicht genug rühmen. Und was die Jagdfrage betrifft, so wird diese auch bald ihre schlimmste Gefährlichkeit verloren haben; denn es kann nicht mehr lange anstehen, und es wird auch in Bayern weit und breit kein Wild mehr geben. Rennt ja doch Alles hinaus und wird keine schonende Regel beobachtet; ja die Bauern, die selbst die leidenschaftlichsten Jäger sind, lassen nicht leicht einen „Herren" die Jagd pachten, der sie schonen könnte. So ist die von Inning für jährliche zwei Gulden verpachtet, was natürlich die schweigende Bedingung voraussetzt, daß die halbe Gemeinde an diesem Vergnügen mit Theil nimmt.

Daß sich bei solcher Freijägerei die lächerlichsten Geschichten täglich ereignen müssen, die aber auch nicht selten ein tragisches Ende nehmen, versteht sich von selbst, und sie sind es gerade, die unseren Bauern den unerschöpflichsten Stoff zu ihren Wirthshausgesprächen darbieten und sie manche Stunde beim Bierkrug versitzen machen. So wurde ich gleich am folgenden Tage in Wessobrunn bis spät um ein Uhr in der Nacht, fort und fort in meinem Schlaf von einem von Zeit zu Zeit überlaut werdenden Gespräche in der großen Wirthsstube unter meinem Schlafzimmer geweckt; es klang wie Streit und Zank, und ich dachte, der streitbare Eifer könnte wohl der Annahme oder Nichtannahme der Frankfurter Verfassung gelten. Als ich

mich jedoch am Morgen bei der Kellnerin nach dem Näheren erkundigte, erfuhr ich, daß sie sich bis um ein Uhr ganz freundschaftlich über die Jagd unterhalten hätten; wie viel Bier sie dabei zur Erfrischung ihrer beredten Zunge getrunken, vergaß ich, zu fragen. Uebrigens fließt die altbayerische Rede bei diesem heiligen Feuereifer so schnell in den gewohnten Kunstausdrücken, daß man Mühe hat, mit dem Verständniß zu folgen. Nur so viel merkte ich, daß Geisen und Ziegenböcke vor den Sonntagsschützen nicht mehr sicher sind. An grimmigen Streitigkeiten auf den Gränzen fehlt es auch nicht, wenn ein Häslein eine Spanne jenseits des Marksteines, wo der Nachbar schon seiner lauert, über die Gränze hinüber geschossen wird. Oder es geschieht auch, daß eine Kette Hühner von dem gesammten jagenden Landsturm des Dorfes im Kreise umstellt wird; sie fliegen auf; der ganze Kreis schießt zu gleicher Zeit; die Hühner fliegen ihnen glücklich über die Köpfe davon; dagegen fallen einige von den Schützen, die zeitlebens ein Andenken an diese glückliche Jägerstunde in einem vollen Schuß mit sich herum tragen.

Eine für Bayern ungleich wichtigere und gefährlichere Frage ist die Waldfrage: Holz, Weide, Streu! Wohl ist Bayern immer noch ein waldreiches Land; ja in unserem Gebirge gibt es noch in den abgelegeneren, unzugänglicheren Thälern Urwaldstrecken, wo die Bäume zu Tausenden vor Alters sterben und neben den neuaufgewachsenen die Felsenhänge faulend bedecken. Allein auch unser Reichthum ist lange nicht mehr derselbe, der er früher gewesen, und an vielen Orten beginnt der Mangel sich fühlbar zu machen. Die Wälder werden lichter, und die Bäume, wegen der Streue allzu sehr beschnitten, kahl und dürftig. Dazu die vielfachen Streitigkeiten über die Ausdehnung des Weiderechtes, das für die Forstcultur von so großer Bedeutung ist. Alles natürlich ein fruchtbarer Boden für die demokratische Wühlerei! Daß bei der Verwaltung der Staatswaldungen billige Rücksicht auf die unabweislichen Bedürfnisse der Landwirthschaft genommen werde

sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Allein fort und fort von den Hetzblättern, die mit fremdem und mit Staatseigenthum so freigebig sind, aufgestachelt, wird man sich mit dem Billigen begnügen? Hat ja doch für den Bauer die unbedingte Holz-, Weid- und Streufreiheit ungleich mehr Bedeutung und Verlockendes, als die unbedingte Preßfreiheit, von der er meint, daß sie eigentlich mehr für die Herrenleute sei. Wird die Freibeuterei, wenn alles Wild erlegt ist, nicht auch an die Bäume in den Staats- und herrschaftlichen Waldungen gehen? Die souveraine Versammlung der jüngst in Offenburg zusammengelaufenen Republikaner und Communisten, welche die badische Regierung und Verfassung, mit Hülfe meuterischer Soldaten, über den Haufen geworfen, hat bereits die Aufhebung aller Grundlasten, ohne Entschädigung, decretirt. In Würtemberg fahren die Bauern mit Roß und Wagen, die sie sich eigens dazu angeschafft, in den Wald und schlagen die Bäume nieder, als seien sie herrenloses Gut. Der Odenwald und Spessart können gleichfalls Manches von dieser neuen Errungenschaft, von diesem Diebstahl auf breitester demokratischer Grundlage, erzählen.

Auch bei uns, wie weit wir auch sonst noch zurück sind, raunt man den Baueren schon in die Ohren, sie dürften sich nur für die Reichsverfassung, die Grundrechte und das allgemeine Wahlrecht erklären, und sie würden nicht länger Zehnten und Steuern zu zahlen haben, und Alles, was sie im Namen der Volkssouverainetät fordern, also gleich erlangen. Daß diese Reden unserer Märzbrüder und ihrer Blätter nicht immer auf tauben Felsengrund fallen, davon kann man sich leider, zum Beispiel in der Gegend von Miesbach, überzeugen. Ich selbst hörte einen Bauern in der bayerischen Zell in dem vollen Wirthshause mit lauter Stimme erklären: das Rad müsse sich nun drehen, die Baueren müßten jetzt die Herren, und die Herren müßten Baueren werden. Ein anderer perorirte im verflossenen Herbst in meiner Gegenwart in Fischbach: die bisherigen Gesetze hätten gegenwärtig ihre Gültigkeit verloren, und die neuen würden

erst in Frankfurt gemacht. Auf mein weiteres Befragen erfuhr ich, daß es in dortiger Gegend zwei Bauern gebe, die, statt ihrer Arbeit, die sie verstehen, nachzugehen, die Frankfurter stenographischen Berichte, die sie nicht verstehen und die ihre Köpfe nur verwirren können, sehr fleißig lesen. Freilich sind dieß gegenwärtig nur vereinzelte Stimmen; allein die Hetzblätter und die demokratischen Klubbs und Vereine sorgen dafür, daß sie sich von Tag zu Tag mehren. Der Mißmuth und theilweise auch die Entmuthigung über die thatlose Schwäche der Regierung und der Gerichte, diesem Unfuge der zügellosen Presse gegenüber, ist daher auch bei den Besseren auf dem Lande allgemein, und man kann anderer Seits Bürger und Bauern sich also äußern hören: Ja, wofür brauchen wir denn noch einen König und eine Regierung überhaupt, wenn sie uns nicht einmal gegen die Pestilenz dieser rothen Wühlerpresse zu schützen vermögen, die doch täglich zum offenen Aufruhr, zur Meuterei, zur Waffenergreifung, zu Meuchelmord, Raub und Todschlag das Volk mit großen Buchstaben, unter den Augen der Minister und Gerichte, aufruft, die ihre Sittenlosigkeit den Schulkindern schon einimpft, und in der heranwachsenden Jugend ein Geschlecht von blutlechzenden Hyänen und Gergesener Schweinen heranzieht, und jede Regierung, jede gesellschaftliche Ordnung, sei sie nun eine monarchische oder eine republikanische, rein unmöglich macht!

Noch wehrt sich der religiöse Rechtssinn im Kerne unseres Volkes gegen diese hereinbrechende Verderbniß; noch haben in den besseren Gegenden Priester, die von ihrem heiligen Berufe begeistert sind, die Herzen ihrer Gemeinden in den Händen; noch kommen die Bauern in wichtigen Angelegenheiten und fragen sie um Rath, und bitten sie vertrauensvoll, die Sache für sie zu machen. Allein die rothen Maulwürfe durchwühlen auch bei uns den Boden mit unverdrossenem Eifer und schamloser Frechheit, und wird ihnen nicht bald durch das Zusammentreten der Besseren, durch strenge Strafgesetze gegen den Mißbrauch der Freiheit, und durch kräftiges Einschreiten der

Gerichte und Behörden das Handwerk gelegt: so bekommen auch wir eine rothe Wüstenei, worin der giftige Gluthwind endloser Revolution jeden Halm verzehrt.

So weit sind wir indessen noch nicht, und man kann auf dem Lande noch manches zornige Wort über das schamlose, wüste Treiben in den Städten hören, und wie es nicht eher Ruhe würde, als bis man die „Lumpen" alle, wie man hier die rothen Demokraten zu nennen pflegt, auf den Kopf geschlagen. Noch steht die Entscheidung in der Hand des Königs; es bedarf nur seines Rufes, und Tausende und Tausende werden sich erheben und ihm jauchzend zueilen, um den alten Glauben, um Freiheit, Zucht und Sitte, Frieden und Wohlstand mit dem alten tapfern Muthe gegen die Barbarei der rothen Zwingherrschaft zu schirmen. Wie lange aber dieser alte kernhafte Sinn gegen die straflosen Verlockungen revolutionärer Vereine, die das Land mit ihrem Netz überspinnen, und die täglichen Umsturzpredigten einer schrankenlosen Preßfrechheit Stand halten wird, das ist freilich eine andere Frage.

Die Post in Inning steht, wie es meist bei den Wirthshäusern in Bayern der Fall ist, fast der Kirche gegenüber. Aus meinem Fenster konnte ich deutlich die Stimme der betenden Gemeinde hören. Es war der samstägliche Abendgottesdienst, und Rosenkranz und Litanei wurde gebetet. Auf dem Kirchhof, der die Kirche umgibt, steht ein kleines, zierliches Grabkapellchen in gothischem Styl, das der verstorbene Posthalter für sich und seine Frau erbauen ließ. Es sieht wie ein kleines gothisches Kirchlein aus, und ist von einer fast koketten Zierlichkeit. Den Altar dieser Kapelle schmückt ein Gemälde von Moralt.

Der Abend rückte unterdessen vor und die Nacht kam heran. Es gewährt einen eigenen friedlichen Eindruck, wenn man um diese Stunde, zwischen Nacht und Dunkel, um die Zeit, wenn die Abendglocken und Glöcklein läuten, durch die Dörfer in Altbayern geht. Aus den meisten Häusern hört man lautes Gebet; und geht man in's Feld hinaus und steigt den grünen

Bühel hinan, auf dessen Höhe, hinter blühenden Bäumen versteckt, ein schmucker, einsamer Hof liegt, so hört man auch hier schon von Ferne die Stimme der Betenden; und tritt man näher hinzu, an dem plätschernden Brunnen vorbei, und blickt durch die erleuchteten Fenster in die Wohnstube: so sieht man die ganze Hausgenossenschaft vor dem Cruzifix knieen, das in der Ecke über dem großen Haustische hängt; draußen aber liegt Alles weitum in die Runde in stillem Frieden; und Stundenweit hört man oft den verhallenden Ton eines fernen Glöckleins.

Die Kramerleute waren unten im Wirthshause noch in lautem Gespräche, als ich oben zu Bette ging:

> Guten Abend, gute Nacht,
> Mit Rosen bedacht,
> Mit Näglein besteckt
> Schlupf unter die Deck:
> Morgen früh, wenn's Gott will,
> Wirst du wieder geweckt.

In der That, in der frühesten Frühe schon wurde ich von den abziehenden Krämern geweckt. Der sonntägliche Pfarrgottesdienst war, heute, Sonntag 6. Mai, um halb sieben. Es ist dieß der einzige Tag im Jahre, wo er so früh, und zwar ohne Predigt, stattfindet, weil der größere Theil der Gemeinde dem Fest in Grafrath beizuwohnen pflegt.

Ich fand hier die fromme Sitte, daß sonntäglich unter dem Amte die Namen aller im verflossenen Jahre aus der Pfarrgemeinde Verstorbenen der Reihe nach verlesen werden, worauf die Gemeinde ein Vaterunser und den englischen Gruß für die Hingeschiedenen betet. Einige, die in dem frommen Andenken ihrer Gemeinde länger fortleben wollen, haben eine Stiftung gemacht, daß ihr Name fortgenannt wird. Es war eine lange Reihe von Männern und Frauen, von Jünglingen und Jungfrauen, die so von dem Priester am Altare vor der schweigenden Gemeinde heruntergelesen wurden, und es mochte kaum in der Kirche Jemand seyn, der nicht an einen theuern

Verwandten, oder eine ihm im Leben befreundete Seele in dieser Todtenschau gemahnt wurde.

Gegen neun Uhr machte ich mich auf den Weg nach dem See, der nur eine Viertelstunde von hier entfernt ist. Man befindet sich hier auf der großen Landstraße, die von München, am südlichen Ende des Ammersees vorüber, durch Landsberg und das bayerische Schwabenland mit seinen ehemaligen kleinen freien Reichsstädten, nach dem Bodensee führt.

Dieß Landsberg, das ich zur Rechten liegen ließ, ist eine kleine alte Stadt, deren Bürger bis auf den heutigen Tag einen eigenthümlichen, kernhaften, ehrenfesten Sinn sich bewahrt haben. Im Gegensatz zu dem demokratischen Spuck unserer Zeit, wo Jeder befehlen und Niemand gehorchen will, sei es mir vergönnt, hier im Vorübergehen einen Zug von dem freundlichen, vertraulichen Verhältniß anzuführen, in dem unsere alten Fürsten von Gottes Gnaden zu ihren Lieben und Getreuen, den Bürgern ihrer guten Städte, standen. Als nämlich Herzog Ernst von Bayern im Jahre 1434 in Landsberg einen fröhlichen Tag verlebend, mit den schönen Frauen der Stadt auf dem Rathhause getanzt, und mit ihren tapferen, treuergebenen Männern auf ihrer Trinkstube getrunken hatte, da stellte er ihnen dessen zum ewigen Gedächtniß folgende Urkunde seines Dankes aus:

„Von Gottes Gnaden Wir Ernst u. s. w. thun zu wissen, daß wir auf dem Rathhaus zu Landsberg mit den schönen Frauen getanzt haben, daß wir etwas müde wurden und in selber Ermüdung baten uns die von Landsberg, daß wir ihre Trinkstube schauen sollten, weil die unter dem Rathhaus steht. Das thaten wir und beschauten die Trinkstube. In derselben Trinkstube fanden wir allerlei Wein und einen schönen Brunnen, der da mitten in der Stuben ausgeht, und erfrischten uns in derselben Stube von der Müdigkeit wieder ganz; und darum wir unseren Lieben und Getreuen, dem Rath unserer Stadt zu Landsberg, die Vergünstigung für ihre Trinkstube gethan haben, daß wir schaffen" (befehlen) „unsern Hoffischern, daß

sie alle Jahr, wenn die rechte Fischzeit kömmt, den vorgenannten unsern Lieben und Getreuen, wenn sie ihren Boten darnach senden, ewiglich guter Färchen" (eine Art sehr beliebter Fische) „drei überantworten, von den Fischen, die sie uns jährlich schuldig sind zu geben. Die sollen sie dann nach unserem Willen auf der Trinkstube essen und unseres Tanzes dabei gedenken. Wir achten auch nicht, was sie mehr dabei verzehren, urkund des Briefes, der gegeben und mit unserem anhangenden Insiegel besiegelt ist, zu München am Mittwoch nach Sanct Antoni Tag anno 1434."

Das Fischerhaus am See bei Steegen war leer. Der Fischer war eben auch nach Grafrath gegangen. Nur der Ackerknecht war daheim geblieben. Ich nahm ihn, um mich über den See nach Schondorf zu fahren. Der Himmel war licht und blau, und hell schien die Sonne in die klaren, tiefen Wellen des Sees; und blickte ich über den Spiegel des Wassers in die Ferne gen Süden, so erhebt sich dort schon deutlicher und mächtiger die blaue Kette der hohen Alpen mit ihren beschneiten Gipfeln, während niedere Hügel und theilweise flache Ufer den See umgeben. Mein guter Alter, der mir als Schiffer diente, verstand sich ohne Zweifel besser auf das Pflügen des Ackers, als der Wellen; der Kahn wollte ihm durchaus nicht gehorchen; er trieb ihm immer zu weit rechts, so daß er in kurzen Zwischenräumen das eine Ruder eine Weile ruhen lassen mußte, um die Richtung wieder zu gewinnen, bis ich mich endlich selbst an's Steuer setzte und die gerade Bahn festhielt. Die drückende Last eines dürftigen Lebens hatte seinen Rücken gekrümmt. „Die frischesten Jahre", sagte er mir, „habe ich im Militair gedient; wäre ich dabei geblieben, so wäre ich jetzt vielleicht besser daran." Ich erfuhr sodann, daß er sechs Jahre in Ingolstadt beim Fuhrwesen gestanden, und vor 15 Jahren seinen Abschied genommen. Er hatte dort immer dieselben zwei Pferde gehabt, und als er mir erzählte, wie sie so muthig, so frisch und stolz ausgeschaut, wenn sie in der Fronte gestanden: da glänzten seine eigenen alten Augen in der Er-

innerung an diesen Silberblick eines in Mühe und Entbehrung zugebrachten Lebens. So Weniges kann den Menschen erfreuen, während so Vieles ihm nicht genügt!

Jenseits bei'm Wirthshaus auf der grünen Wiese, unter den blühenden Bäumen, tranken wir ein Glas Bier miteinander und schieden als gute Freunde uns die Hand reichend.

Ich trat einen Augenblick in das nahe alte Kirchlein und setzte dann meinen Weg gen Dießen fort. Er läuft längst dem See hin, unweit des Ufers, über die offenen Wiesen und Felder des Hügelsaumes, einige Stunden gen Süden. Die Alpenkette hat man immer vor sich und links zur Seite die weite Fläche des Sees und jenseits den waldigen Höhenzug, der sein östliches Ufer begleitet. Andechs, die Kirche und das Schloß oder Kloster, thront dort, von einem höheren Gipfel weitum die Gegend beherrschend. Stundenlang kann man gehen und immer weicht dieser Sitz alter Erinnerungen einem nicht aus den Augen; immer sieht man den „heiligen Berg", wie das Volk ihn hier nennt, sich gegenüber, als ob man nicht von der Stelle gekommen wäre.

Bei Rieder kam ich vor einem Bauernhof vorbei. Eine alte Frau saß draußen auf der Bank neben der Hausthüre und flickte Strümpfe. Zu ihren Füßen lag ein junger Hund und vor ihr plätscherte der Brunnen mit seinem kühlen Wasser, während die Maisonne mit schwüler sommerlicher Hitze auf die blumenreichen Wiesen und die knospenden und blühenden Bäume ringsum herabschien. Ich setzte mich zu der Alten; sie hütete ganz allein das Haus. Die Kinder waren in die Feiertagsschule. Während der junge Hund spielend seine Freude über den Gast bezeugte, gab mir die Alte freundlich Rede und Antwort und regalirte mich mit einer Schüssel Milch und Brod.

Man sagt vielfach, die Altbayern seien grobe Leute. Ein feines geledtes Wesen haben sie freilich nicht wie die in dem „gebildeten" Norden, und viele Worte und schöne Redensarten machen sie auch nicht. Allein durchgehends habe ich bei ihnen, auch unter dem gröbsten Kleide und hinter dem derbsten,

Ausdruck, eine natürliche innere Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, eine Herzensgüte oder Höflichkeit gefunden, die mir ungleich lieber ist, als all das windige, geleckte Wesen mit feinem Phrasen-Geflunker. Und was werkthätige hilfreiche Barmherzigkeit betrifft, so stehen sie hierin, wie Stiftungen und Schenkungen und Beiträge jeder Art beweisen, hinter keinem zurück, ohne daß sie viel Redens davon machten.

Weiter wandernd über die grüne Höhe, den See entlang, begegnete mir ein Schmied aus der Umgegend. Er war ein hochgewachsener Mann, nicht mehr jung, aber eine rüstige schlanke Gestalt. Auch er war freundlich und mittheilsam. Er hatte ein krankes Aug, das ihn sehr bekümmerte, weil es ihn an seiner Arbeit hinderte. Er wollte nach Dießen in die Apotheke, sich ein Augenwasser holen. Alle, die uns begegneten kannte er und grüßte sie, oder sprach mit ihnen. Von allen Höfen zur Rechten und Linken erzählte er mir, wer darin wohne und wie es mit dem Hauswesen stehe, und wem die Wiese hier und der Acker dort gehöre. Die stumme Landschaft erhält so Sprache und man erfährt von der Noth und der Sorge des menschlichen Lebens gar mancherlei. Hier wohnt eine Frau in dem schönen Hof, eine Weberin; sie hat einen Krebs an der Brust und drei Doktoren gehen da immer ein und aus und operiren mit ihren scharfen Messern an der Unglücklichen. Dort wohnte ein schlechter Haushalter, sein Hof wurde zertrümmert, das Schlimmste, was einem Bauern geschehen kann. Denn mit Recht halten sie in diesen Gegenden mit religiöser Gewissenhaftigkeit darauf, daß auch nicht das geringste Stück Wiese, Feld oder Wald von einem Bauerngute veräußert wird. Es ist daher oft sehr schwer, auch nur ein kleines Stück Land zu kaufen, indem die Eltern sagen: „wir könnten es in unserem Gewissen nicht gegen unsere Kinder verantworten, wenn wir ihnen das Gut auf unserem Todbett nicht so übergäben, wie wir es selbst von unseren sterbenden Eltern ererbt haben, und wie es schon seit unfürdenklichen Zeiten in unserer Familie ist. Und was sollten wir auch mit dem Gelde machen? es nutzlos in dem Kasten

lassen? oder es auf Zinsen ausleihen, und darum immer in Sorgen seyn? oder es verthun? und was haben wir dann?" — So erscheint ihnen jede Veräußerung als ein Diebstahl an ihren Kindern und Enkeln; daher auch der allgemeine Schrei des Abscheues, den die Grundrechte hervorriefen, die den geschlossenen Besitzstand, wie ihn die Sitte seit Jahrhunderten geheiligt, mit Zertrümmerung bedrohen, und den Samen der Zwietracht und zahlloser Processe in den Frieden der Familien streuen würden.

Auch ein schönes, altes Herkommen haben sie in diesen Gegenden am Ammersee, das wohl doppelter Empfehlung werth ist in einer Zeit, wie die unserige, die in ihrem eigensüchtigen Leichtsinne, mit der Nutznießung des anvertrauten Gutes nicht zufrieden, das Erbe der Vergangenheit rein aufzuzehren pflegt und noch obenein Schulden und Anleihen macht, die unsere Enkel bezahlen sollen. Macht ein Bauer hier Hochzeit, so werden drei Eichen gepflanzt, damit sie mit den kommenden Geschlechtern aufgrünen und in ihren Herzen eine dankbare Erinnerung an eine Vorzeit wecken, die nicht bloß an sich gedacht, sondern auch für Kinder und Kindskinder gepflanzt.

Der Weg wurde mir unter den Gesprächen mit meinem Schmied ganz kurzweilig. Auch von einem Hauptgenie, weitum dem besten Jäger und Fischer, erzählte er mir, und wie viel Färchen derselbe jährlich gefangen, und wie er Alles verstehe, was er nur angreife. Jetzt aber, seit dem neuen Jagdgesetz, wo es mit den Pachtungen der Bäche auch anders stehe, werde er freilich auch nicht mehr so viele Fische fangen.

Im Allgemeinen war mein Begleiter nichts weniger als zufrieden mit den neuesten Zeitläuften. Nach dem Kloster Dießen hin zeigend, sagte er mir: als das Kloster noch bestand, da haben mehrere hundert Menschen davon gelebt; jetzt haben sie dafür so viele Bettler und Arme, die nicht wissen, wie sie sich durchbringen sollen. Ueber [illegible] steigende Ausgelassenheit der Zeit klagend, sprach er w[illegible] will Niemand mehr etwas halten!" Ja als übe[illegible] Gewitter



und Grundstein aller G
die wahre Freiheit ruht,
und da rollt ihr Bau,
mögen, fort und fort zu
bei, und wo sie den Fuß
unter ihren fluchbeladenen
der Hölle entgegen, und
der Zwietracht, der Anarc

Keine Zeit hat wohl
unserige, und keine war in
rer Freiheit weniger werth
unserige, die unter Freiheit
und Zügellosigkeit ihrer selb

Mit vollem Rechte hab
selb, als sie unter dem De
Freiheit und der Reichsverfa
vor allem Anderen ihr Zucht
als ihre natürlichen Kampfge
Aehnliches geschehen. Ich f
Denn

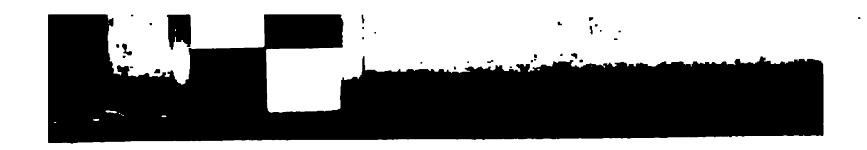
hatte Gesetz und Ordnung in diesem verkommenen Lande eines atheistischen Radikalismus, wenn auch nothdürftig, doch noch eine letzte Stütze in der Disciplin der Soldaten; allein auch diese ist ihm, Dank den Frankfurter Grundrechten, durch die Desorganisation des Heers genommen. Oder hat diese, von nichtswürdigen Demagogen, von Juden, von Advokaten, Journalisten und Freischaarenhäuptlingen, verführte und demoralisirte Soldateska von Rastatt, wie sie sich in ihrer wüsten Trunkenheit von den wahnsinnigsten Lügengerüchten zur Meuterei, zum Meineid und zum Umsturz der gesetzlichen Ordnung hinreißen ließ, irgend etwas voraus vor dem ausgelassenen Treiben zuchtloser Prätorianer in den verderbtesten römischen Kaiserzeiten, als das Reich des Romulus seinem wohlverdienten Untergange, unter dem Joche fremder Barbaren, entgegenging.

Noch empörender und Abscheu erweckender jedoch, als diese Ausschweifungen meineidiger Soldaten, sind die schmachvollen Mißhandlungen, welche das kleine Häuflein ihrer eidgetreuen Kameraden von den Bürgerwehren der badischen und würtembergischen Gränzorte erfuhren, als die Verfolgten wie ein gehetztes Wild, bis zum Tode müde, in Heilbronn endlich Ruhe und gastliche Sicherheit zu finden hofften. Nicht einmal der Leiche eines Hauptmanns dieser Unglücklichen, der sich in der Verzweiflung mit zerrissenem Herzen den Tod gegeben, hat man die Ruhe der Todten gegönnt; Deutsche haben den entseelten Leib eines Deutschen, der treu seinem Fahneneide von dem Aufruhr verfolgt wurde, wie Hyänen verstümmelt und entehrt! Und das thaten jene Bürgerwehren und gesinnungstüchtigen Bauern, welche deutsche Freiheit und Einheit stets im Munde führen, und den Russen und Croaten Barbarei vorwerfen, während ein ruchloser Fanatismus in ihnen selbst jedes menschliche Gefühl betäubt hat. Und nun zum Ueberfluße noch dieselbe Entwürdigung unserer Sprache, wie in der schlechtesten römischen Kaiserzeit: die edelsten Worte mißbraucht, um die verruchtesten Schandthaten einer entmenschten Barbarei und der feigsten Niedertracht lügnerisch zu umhüllen.

Wenn ich dieser trostlosen Zustände unseres Vaterlandes gedenke, und sehe, wie die Zeit, gegen jede Warnung taub, in ihrem frevelhaften Uebermuth die Strafgerichte der verhöhnten und verläugneten Gottheit auf sich herabruft: dann fallen mir so manche schmerzerfüllte Klagelieder ein, die der Sänger von der Vogelweide über seine Zeit gesungen, die ja auch eine Zeit der Zerrüttung gewesen. Ach! sie passen auf uns, als wären sie heute gedichtet. Wenn zum Beispiel die Studenten der Aula Monate lang die Kaiserstadt, und theilweise auch den Kaiserstaat regieren konnten; wenn auch anderwärts die Schüler ihre Lehrer erwählen und im Staate kommandiren wollen, ehe sie etwas gelernt haben und zu Männern gereift sind; und wenn die Pfalz Jeden, der einundzwanzig Jahre alt ist, wählen läßt: und wenn in Baden, kraft der jüngsten Revolution, die Soldaten der Linie sich ihre Offiziere selbst ernennen und die militärischen Strafgerichte dort abgeschafft sind, und ein fortgejagter Lieutenant den Kriegsminister spielt: so kann man dieser Umkehr aller natürlichen Ordnung wohl mit Walther zurufen:

> Die Kinder hat man nun erzogen,
> Daß Sohn und Vater sind betrogen:
> So that man wider Salamonis Lehre,
> Der sagt, daß wer den Besen spart,
> Einst der Versäumniß Lohn gewahrt:
> Den Ungestraften mangelt Zucht und Ehre.
> Wie schön vor Zeiten war die Erde!
> Nun ist sie widrig von Geberde;
> So war es nie zuvor im Land:
> Die Jugend will der Greisen Haupt verhöhnen.
> Ja spottet, spottet nur der Alten!
> Ein Gleiches ist euch aufbehalten,
> Wenn erst eure Jugend schwand:
> Dann erndtet ihr den Lohn an euern Söhnen:
> Das ist mir, mir ist mehr bekannt.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt: die Republik verlange eine ungleich strengere Tugend, als die Monarchie; können





wir uns aber Angesichts der Bacchanalien unserer rothen Demokratie etwa mehr unserer Zucht und Sittenstrenge rühmen, als die Zeitgenossen Walthers, wenn er ihnen strafend vorhält:

Wer zieret nun der Ehren Saal?
Der jungen Ritter Zucht ist schmal,
Die Knechte üben gar nur schnöde Dinge
Mit Worten und mit Werken auch:
Wer züchtig lebt, der ist ihr Gauch;
Nun seht, wie schnell dem Unfug wächst die Schwinge!
Vor Zeiten strafte man die Jungen,
Pochten sie mit Lästerzungen:
Nun mehrt es ihre Würdigkeit;
Sie prahlen und beschimpfen reine Frauen.
Weh ihren Häuten, ihren Haaren,
Die nicht können froh gebahren,
Als mit der Frauen Herzeleid!
Da mag man Sünde bei der Schande schauen,
Womit sich Mancher selbst verschreit.

Und wenn das allgemeine Wahlrecht das Schicksal unseres Vaterlandes in die Hände der Massen legt, die keinen Heerd und keinen Besitz zu vertreten haben, und denen alle Vorbildung, alle Erfahrung und Einsicht zu ihrem hohen Berufe fehlt, gelten dann nicht von dieser selbstmörderischen Verkehrtheit ebenfalls die Worte unseres alten Sängers:

Wo der Hohe niedersteigt,
Wo man dem Niedern Sitze zeigt
Im hohen Rath, da ist der Hof entehret:
Wie rieth' ein unberathner Mann
Wohl, was er weder weiß noch kann?
Soll er mir heilen, was mich nicht beschweret?
Was stehn die Hohen vor den Kemenaten?
Die Niedern sollen jetzt das Reich berathen:
Wo denen nun die Kunst gebricht zu ehrlichem Gefecht,
Da schlagen sie sich durch mit eitel Lügen:
Das lehren sie die Fürsten, und Betrügen.
Sie stören unser Glaubensheil und brechen unser Recht:
So steht es um die Krone schlimm und um die Kirche schlecht.

Nur uns selbst haben wir darum aber auch anzuklagen, wenn wir nach solchen Vorgängen bei den übrigen Völkern in die gleiche Verachtung sinken, wie damals, und wenn wir uns in der Fremde des von uns selbst so schmählich entehrten deutschen Namens schämen müssen. Heute, wie in den Tagen der Vorzeit, folgt die Nemesis der Schuld auf dem Fuß, und Walther singt klagend über Deutschlands Fall von dem Gipfel seiner Macht und Ehre, wie er seinem sittlichen Verfalle folgte:

> Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag,
> Da unser Lob war gemein allen Zungen:
> Wo uns ein Land in der Nähe nur lag,
> Da bat es um Sühne, sonst war es bezwungen.
> Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
> Da riethen die Alten und thaten die Jungen;
> Jetzt, da die Richter bestechlich sind,
> (Die Lösung fehlt, das Räthsel ist blind)
> Was soll es da geben, sprich Meister geschwind.

In gleicher Weise erhebt er an gar vielen Stellen wieder und wieder seine Klage, wie den Menschen seiner Zeit mit der Gottesfurcht, der guten Sitte und dem guten Gewissen alle Zufriedenheit und alle Freude entwichen sei; wie das Leben seine frühere Schöne, seine Heiterkeit, seine Würde, seinen poesiereichen Farbenglanz verloren habe, und öde und gesanglos, roh und traurig, an Lastern und Schande reich, an Tugenden und Freude arm geworden sei. Er sagt:

> Mit den getreuen alten Sitten
> Ist man übel jetzt gelitten:
> Ehr und Gut
> Hat nun selten Jemand, als wer Böses thut.

Und wieder:

> Was soll weise Rede, was soll Singen?
> Was soll Frauenschöne, was soll Gut?
> Seit man Niemand sieht nach Freude ringen,
> Seit man ungeschev





Seit man Treue, Milde, Zucht und Sitte
Stieß aus unsrer Mitte,
So verzagt an aller Lust der Muth.

Doch lassen wir diese trüben Betrachtungen über unsere deutsche Vergangenheit und' Gegenwart, und kehren wir in die heitere Frühlingslandschaft am Ammersee zurück.

Stand auch hier ein finsteres Gewitter jenseits des Sees über Andechs, so schien die Sonne doch fort und fort hell und warm zur Rechten, und die Alpen traten, mit jeder Stunde der Annäherung wachsend, um so klarer und schärfer am tiefblauen Himmel im Süden hervor.

Als wir uns Dießen näherten, hörten wir auf dem grünen Hügel zur Rechten Musik. Es war das Bürgermilitair, das hier am Sonntag Nachmittag seine Uebungen hielt. Ich sah es später im Markt auseinandergehen. Es waren schmucke, stattliche Leute darunter; andere dagegen sahen überaus harmlos und friedlich aus und schlotterten mit dem Gewehr eben nur so dahin. Sie schienen in ihrer ehrbaren Bescheidenheit offenbar noch nicht auf der Höhe dieser Zeit und ihrer demokratischen Volksbewaffnung zu stehen, wo jeder freche Judenbub, jeder lieberliche Schnapphahn und jeder unwissende Schafskopf sich einen Republikaner nennt, und jeder abgehauste Schuhflicker einen Calabreser Schlapphut mit rother Feder aufsetzt, sich einen Heckerbart aus rothen Stachelschweinborsten wachsen läßt, und mit seinen stieren runden Kalbsaugen rechts und links nach seinem Antheil an den demokratischen Errungenschaften herum glotzt, und dabei sein weites Hängmaul aufreißt, als wolle er Windischgrätz und Manteufel auf einmal verschlingen. Gott Lob! daß diese republikanischen Schnapphähne in Bayern einstweilen noch ihre Hände dem Schuhflicken und nicht dem Flicken der Reichsverfassung zu widmen haben; während Baden und die Pfalz bereits von diesen demokratischen Filsläusen, dem abenteuernden Revolutionsgesindel aller europäischen Länder, bis aufs Blut ausgesogen werden.

Im Wirthshaus zu Dießen ging es ziemlich lustig zu und während ich in der Hausthüre stand, kamen vier junge Bursche im Uebermuth trunkener Lust jauchzend hereingewankt. Der Wirth sagte zu mir mißbilligend: „das sind von den Krawallmachern, die immer so tollen.“

Ueberhaupt geht es unsern Bauern dermalen nichts weniger als schlecht. Von eigentlicher bitterer Noth wie in Schlesien und theilweise am Rhein ist hier wenig zu spüren. An Geld fehlt es ihnen, Dank den vielen ergiebigen Jahren und den guten Getreidepreisen, durchaus nicht, was auch da und dort ihr Uebermuth zeigt. Und wie mir erzählt wurde, so haben ihrer Manche, da sie den Zeitläuften nicht trauen, ihr Geld vergraben. Die Summen, die sie auf diese Weise unter der Erde in Sicherheit gebracht haben, sollen oft sehr beträchtlich seyn. Ein doppelter Grund für sie, alle Wühler und Wühlereien fern zu halten.

Das hiesige Kloster ist alten Ursprungs. Es erhob sich hier ursprünglich eine Burg, die ohne Zweifel an der alten Römerstraße stand. Ein Bruder des Bischofes Bartho oder Hantho von Augsburg stiftete 815 in ihrer Nähe, bei St. Georgen, ein Kloster, das wie so viele Orte dieser Gegend im Anfange des zehnten Jahrhunderts, nach den verwüstenden Einfällen der Ungarn, öde und verlassen dastand. 1010 ließ eine Nichte Kaiser Otto's I., Kunigunde, die Wittwe Friedrichs II. Grafen von Dießen, eine Wohnung für drei regulirte Chorherren aufbauen; 1013 wurde das alte Kloster von den beiden Brüdern Adalbert und Ulrich wiederhergestellt; 1124 wurden beide Institute durch den Abt Heinrich vereinigt; und 1132 wurde daraus durch den Grafen Berthold II. von Andechs und seinen Bruder, Otto I., Grafen von Wolfratshausen, das neue, von regulirten Chorherren bewohnte Kloster gebildet. Unweit davon stand ein Kloster für Chorfrauen, das zu seiner ersten Vorsteherin eine Tochter jenes Grafen Berthold II. die selige Mechtildis hatte. Nach einer alten Ueberlieferung war sie eine andere St. [illegible]





enden, wunderwirkenden Geiste, daß Kaiser Friedrich I. der Rothbart, sich des Rathes dieser heiligen Jungfrau in Regensburg bedient habe. Jetzt ist Alles zerstört oder in weltlichen Händen, und schwerlich wird sich ein Kaiser hier mehr Raths erholen.

Gegen fünf Uhr Nachmittags brach ich auf, Wessobrunn zu. Man verläßt bei Dießen den See und die Vicinalstraße. Das uralte Kloster Wessobrunn liegt zwei bis drei Stunden südwestlich, rechts auf dem waldigen, quellreichen Gebirgsrücken, der sich zu Füßen der Voralpen hinzieht und dessen höchste Spitze der hohe Peißenberg bildet, von wo der Blick die weite Alpenkette, von dem Großglockner und den Kärnthner und Salzburger Schneehäuptern im Osten, bis westlich nach den Gipfeln von Vorarlberg und Appenzell in langer Reihe sich hinziehen sieht, und zugleich in unabsehbarer Weite die bayerische Hochebene mit mehr denn 400 Ortschaften und zahllosen Kirchthürmen, mit silberglänzenden Seen, dunkelen Waldungen und sonnigen Fluren, wie ein buntes reich gewirktes Tuch zu seinen Füßen ausgebreitet überschaut.

Ein Fußweg führt nach dem Kloster durch dieß Waldgebirg, das mehrere Thäler und Bäche durchschneiden. Ich hatte keinen Führer und verlor auch bald den Pfad, da sich die verschiedenen Holzwege hier mannigfach theilen, ohne daß ein Wegweiser den Wanderer zurechtwiese. So erfährt man auf eine sehr praktische Weise, wenn man in Waldes Mitte zweifelnd dasteht und nicht weiß, welches der rechte Pfad ist, was es eigentlich heißt „auf einen Holzweg gerathen". Die Bäume, sowie die Thaleinschnitte, die man zu überschreiten hat, hindern die Aussicht. Bauernhöfe, wie sie sonst zerstreut in den geschützten Thalgründen oder auf einer sonnigen Halde liegen, fand ich auch keine. Nur hie und da standen auf den Wiesengründen, von den Waldbäumen umschlossen, zerstreute Heuschober oder Stadel, wie man hier sagt. Keine menschliche Seele war weit und breit zu hören; auch keine Glocke einer

Heerde; denn die Kühe sollten eben erst ihr Winterquartier im den Ställen verlassen. Nur die Vögel begleiteten mich in dieser Verlassenheit mit ihrem abendlichen einsamen Waldgesange; von Zeit zu Zeit kam ich an einen murmelnden Bach, an dem ich auf- und ablief, um eine Stelle zum Ueberspringen zu finden, da ich eben ohne Pfad und also auch ohne Brücke meinen Waldgang fortsetzte. Ich richtete mich dabei, so gut es eben ging, nach dem Stand der Sonne und dem Zug der Thäler.

Während ich so in dieser stillen Waldeinsamkeit bei hereinbrechender Dämmerung bald mit, bald ohne Pfad herumirrte, konnte ich mich mit meinen Gedanken trefflich in jene früheste Vorzeit zurückversetzen, da noch der wilde mächtige Urwald mit seinen riesigen Bäumen und seinen Schlingpflanzen weitum die Berge und die Thäler bedeckte; da wildes Raubgevögel hoch in den Lüften kreiste und reißende Thiere beutegierig die Nacht dieser unbetretenen Wildniß durchirrten, während fromme Mönche unter Betrachtung und Gebet sich mitten in dieser Einsamkeit ihre dürftige Zelle bauten, den Boden urbar machten und den Sinn seiner Bewohner sittigten und sänftigten und auf den Pfad ewigen Heiles hinwiesen.

Ein solches Waldbild der Vorzeit führt ja auch die Legende von der Stiftung des Klosters Wessobrunn uns vor die Seele. Im Jahre des Herrn 753, so erzählt sie, da jagte Bayerns junger Herzog Thassilo II. in diesen Wäldern. Er war ein Sohn Herzog Odilo's und der Hiltrude, einer Schwester Pipins, der ein Vater war Karls des Großen. Auf die Eberjagd war der junge Fürst ausgezogen hier in die Waldungen an den westlichen Marken des bayerischen Reiches zwischen der Amper und dem Lech. Rottwald hieß der Bergforst, wo er jagte. Da nun geschah es zur nächtlichen Stunde, als er in einem Zelte am Ufer eines Baches, der nach ihm Thessilesbach genannt wird, lag und schlief, da hatte er ein seltsames Traumgesicht. Ihm war, als sehe er sich zur Seite eine Quelle des Forstes in Kreuzesform nach

den vier Weltgegenden hin rinnen, und weiter sah er gen Mittag eine Leiter, die stieg hoch auf bis zum Himmel, und die Engel Gottes stiegen die Leiter auf und nieder. Oben aber in den Wolken sah er den Apostelfürsten St. Peter auf die Spitze der Leiter gelehnt, und da hörte er, wie der heilige Apostel die Hymnen und Gebete sang, welche bei der Einweihung eines Gotteshauses gesungen werden: „Mein Haus wird ein Haus des Gebetes genannt werden; und Jeder, der dort bittet, der wird empfangen, und wer sucht, der wird finden, und wer anklopft, dem wird aufgethan werden.“ Nun aber hatte der Herzog zwei Jäger, davon hieß der eine Tharingeri und der andere hieß Wezzo. Und als nun Herzog Thassilo aus seinem Traumgesichte erwacht war und sich in seinem Zelte an dem Bache in dem Forst wieder fand, da zeigte ihm sein Jäger Wezzo die Quelle, die derselbe gefunden, wie sie in Kreuzesform aus der Erde hervorströmte, und die noch heutiges Tages Wezzo's Brunnen genannt wird. Also ließ der Fürst an dieser Stelle, mit Beihülfe des Bonifacius, des großen Apostels der Deutschen, ein Kloster erbauen und begabte es mit Einkünften, und Ilsung, ein Mönch aus dem Kloster Altach, welches sein Vater, Herzog Odilo, gestiftet hatte, war der erste Abt des neuen Klosters. Und also erhob sich dort, wo früher die Eber und Bären in der Wildniß gehaust, das Gotteshaus Wessobrunn, das unter der Regel St. Benedicts so viele Jahrhunderte geblüht hat.

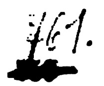
So lautet die alte Ueberlieferung von der Gründung. Und auch andere Klöster, die gleichfalls den frommen Herzog Thassilo als ihren Gründer und Wohlthäter in dankbarem Andenken verehren, führen uns nicht minder in dieselbe wilde Einsamkeit der Vorzeit und ihre pfadlosen Urwälder. So erzählt die Ueberlieferung von dem Ursprunge des Klosters Thierhaupten, wie Thassilo, noch ein Kind, im Eifer der Jagd, einem Wilde nachjagend, von seinem Gefolge sich getrennt, wie er in einer schreckenvollen Wildniß herumgeirrt sei, und da in der Angst seines Herzens ein Gelübde gethan habe, ein Klo-

ster zu gründen, wenn ihn Gott wieder den Weg nach Hause führen wolle. Ebenso wurde Pollingen an der Stelle erbaut, wo der Hirsch das gnadenreiche Crucifix aus der Erde herausgescharrt; und so knüpft sich auch die Gründung der berühmtesten Stiftung Herzog Thassilo's, der Abtei Kremsmünster, an ein unglückliches Waldabenteuer dieser streitbaren Zeit, der die Jagd eine Kampfschule des Krieges war. Sein Sohn, der junge Günther, durchirrte jagend die Wälder; auch er trennte sich im Feuer kühnen Jugendmuthes von den Seinen. Da kam ein Eber von seltener Größe gegen den Einsamen angerannt; der Jüngling hielt ihm muthig, mit aller Kraft, den Speer entgegen. Das getroffene Thier raffte in grimmiger Wuth seine letzte Kraft zusammen und zerriß scharfen Zahnes, den kühnen Jüngling. Herzog Thassilo aber blickte zu Gott in seinem Schmerze, und stiftete die berühmte Abtei Kremsmünster als eine heilige, Gott geweihte Grabstätte für seinen hier so früh dahin gesunkenen Sohn *).

---

*) Wir benützen diese Gelegenheit, um allen Freunden und Gönnern klösterlicher Orden und Institute als eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre die jüngst über Kremsmünster erschienene, gut geschriebene Schrift zu empfehlen: „Das Wirken der Benedictiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte Oesterreichs von Theodorich Hagn, Capitular des Stiftes und Archivar. Leipzig 1848. In Commission bei Quirin Haslinger." Freunde und Feinde können daraus am besten ersehen, nach wie vielen Seiten hin eine solche Anstalt im Laufe eines Jahrtausends segensreich wirken kann, und wie die Söhne des heiligen Benedicts die Worte des Verfassers zur Wahrheit machten, wenn er in der Einleitung sagt: „Jede Zelle, die sie gründeten, jedes Kloster, das sie bauten, wurde für einen weiten Umkreis ein Lichtpunkt, von welchem milde Sitte und gesetzliche Ordnung ausströmten." Wobei er zugleich über die Vorschriften des heiligen Stifters seines Ordens bemerkt: „Das Eigenthümlichste in denselben ist die Anregung zu beständiger Thätigkeit: „„otiositas inimica est animae"" (der Müssiggang ist ein Gift der Seele) sagt die Regel, und







Wie sind seitdem die übervölkerten Länder so zahm geworden! Ueberall ist in ihnen die Wildniß und das Wild der Cultur gewichen; überall werden sie nach allen Richtungen hin von Dampfschiffen, von Dampfwagen, Eilwagen und Stellwagen durchschnitten. Und ein Klausner, der des wirren Treibens dieser Zeit überdrüßig ist, mag nur schwer eine heimliche Stelle einer Trösteinsamkeit finden, wo ihn die Welt nicht heimsucht.

Während ich also in Gedanken weiter und weiter schritt, rückte der Abend voran; die Sonne ging zu Gnaden, wie unsere Väter sagten; es begann zu dämmern; in den Büschen und Bäumen wurde es stiller; nur hier und da ließ sich noch ein Vogel vernehmen. Wäre ich am Rhein gewesen, sicherlich würden die Nachtigallen an einem so schönen Maiabend die Waldesstille mit ihren süßen Liedern belebt haben. Aber Nachtigallen gibt es hier so wenig, wie in München; die Nächte sind ihnen bei den kalten Lüften, die von Norden und den eisigen Schneebergen über die Hochebene gehen, zu rauh. Dafür aber will ich hier des schönen Nachtigallen-Liedes gedenken, das des Rheines Nachtigall, Clemens Brentano, gesungen, und das so wohl mit dieser abendlichen Einsamkeit zusammenstimmt, wo ja auch ein Wanderer mit dem hinschwindenden Tageslicht mehr der Abwesenden und der stillen Vergangenheit mit ihren entschwundenen Bildern, als der Gegenwart zu gedenken pflegt:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird scheinen.

---

so finden sich auch durch alle Stunden des Tages und der Nacht Handarbeit, Gebet und Lesung in weisem Gleichmaße vertheilt."
Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen.

Nachdem ich noch lange unsicher vorangegangen war, kam ich endlich auf einen mehr betretenen Weg, der den Berg hinan führte. Von einem Menschen oder Hause aber war in der Dämmerung immer noch nichts zu sehen. Ueberall Stille und Einsamkeit und die einbrechende Nacht. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich nicht umkehren sollte; indessen ging ich doch voran; der Weg führte mich vollends auf die Höhe des Berges, wo sich mir eine weite Aussicht über die Ebene in der Tiefe darbot. Er hatte mich in der That nicht irre geführt; ich war endlich bei dem Dörflein Haid angelangt, und ganz in der Nähe vor mir zeigte sich mein Reiseziel für heute, der Kirchthurm von Wessobrunn.

(Schluß folgt.)



# LII.

## Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 28. Mai 1849.

Was heute in Baden, in der Pfalz, in den Rheinlanden geschieht, ist nichts als das Eintreten einer Phase der Revolution, von der alle Tieferblickenden längst vorausgesehen haben, daß sie ohne ein eigentliches Wunder nicht ausbleiben konnte. Wie wir Deutsche überhaupt heute nur ärndten, was wir seit Jahrzehnten und Jahrhunderten gesäet haben, so ist auch die dermalige Wendung der Geschicke des südwestlichen Deutschlands nur ein nothwendiges Product von Factoren, die Jeder wahrnehmen konnte, der nicht mit Absicht und Bewußtseyn blind war. — Dennoch sind Alle, welche seit Jahren dortlandes und anderswo Schlimmes voraus verkündeten, als Unruhe stiftende Schwarzseher gehöhnt und verlacht worden. Zu der nunmehrigen Krise aber haben nicht bloß die rothen Republikaner, denen jetzt für den Augenblick der Sieg bleibt, sondern eben so wohl die unterliegenden Gemäßigten und Constitutionellen; nicht bloß die Unbesonnenen; sondern eben sowohl und mehr noch die Feinen und Ueberklugen, nicht bloß die Regierten, sondern in nicht minderm Grade, freilich unbewußt, auch die Regierungen mitgewirkt. Wer sich z. B. erinnert, wie namentlich Baden seit fünfundzwanzig Jahren gerade von Regierungswegen kirchlich

und politisch zugerichtet und seiner jetzigen Entwickelung entgegen geführt, wie es durch die eigenen Minister des jetzt geflüchteten Großherzogs recht eigentlich zur Heimath und Werkstätte dessen gemacht wurde, was man damals in Staat und Kirche deutschen Liberalismus nannte, — (heute, wo die rothe Frucht zeitig wird, heißt es anders!) — wer sich, sagen wir, all dieser Vorgänge erinnert, wird wenigstens den Vortheil haben, Alles was dort geschieht und ferner noch geschehen wird, ganz naturwüchsig und begreiflich, wenn gleich deswegen nicht weniger gräulich und verabscheuenswerth zu finden.

Dort also ist das Ideal der Struve-Heckerschen Phantasie verwirklicht oder seiner Verwirklichung nahe. Nach zwei mißglückten Versuchen hat die deutsche Republik den Ort gefunden, wo sie, wenigstens für eine Weile, offen ihr Haupt erheben kann. Die Vorsehung scheint ihr den Raum zu gönnen, wo sie ihr Panier entfalten, sich in ihrer wahren Gestalt zeigen mag. Die Pfälzer auf dem rechten uud linken Rheinufer werden, menschlichem Ansehen nach, die ersten seyn, welche die Süßigkeiten der Herrschaft der Guillotine, nach denen Jungdeutschland schon so lange lechzt, dann aber auch die Wonne einer französischen Invasion nebst obligaten Folgen kennen lernen werden, nach welcher sich die deutsche Einheitsbegeisterung, beim Schall der Marsellaise, schon seit Jahren heiser gerufen hat. Auch der Communismus wird am deutschen Oberrhein ein ruhiges Plätzchen finden, wo er Wurzel schlagen und liebreich grünen und gedeihen kann. Nur noch einen Augenblick Geduld! das Füllhorn des Segens dieser Errungenschaften wird mit reicher Spende über den liberalsten Theil von Deutschland ausgegossen werden. Die Frage ist nur, ob durch das schauerliche Gericht, welches jetzt über einen Theil ergehen zu wollen scheint, das übrige Deutschland gerettet werden wird. Wir wünschen es wahrlich von ganzem Herzen, können uns aber der bangen Sorge nicht verschließen, daß unsere Landsleute kaum noch die Fähigkeit gerettet haben dürften, durch eigene, geschweige denn durch

fremden Schaden klug zu werden, wenn das abschreckende Exempel auch noch so dicht vor ihren Augen statuirt würde. Was hat das Beispiel von Dresden geholfen? Eine wahnsinnige Partei, die weder deutsche Einheit noch Freiheit, sondern Blut und Raub und Zerstörung will, bereitete dem „deutschen Florenz" ein Geschick, wie keine deutsche Stadt es bisher noch in den blutigsten Kriegen mit einem auswärtigen Feinde erlebte. Inzwischen erlag die Revolution, in Dresden wie allenthalben, wo sie je noch einem ernsten Widerstande begegnete und wo die bestehende Regierung Willensfähigkeit genug besaß, um von den Mitteln ihrer Macht frei und unerschrocken Gebrauch zu machen. — Hat diese Thatsache ernüchternd, belehrend, orientirend auf unser Vaterland gewirkt? Mit nichten! Die Antwort auf die Dresdner Niederlage ist die Schilderhebung in der Pfalz, in Karlsruhe, in Rastatt, in Elberfeld, in Iserlohn gewesen. Täuschen wir uns nicht: diese Partei bekehrt sich nicht, sie muß vernichtet werden oder sie muß uns vernichten.

Fragen wir nach den nächsten Gründen der jetzigen Katastrophe im westlichen Deutschland, so liegen dieselben in dem Zusammentreffen einer Menge von Umständen, von denen jeder, schon allein und für sich, hinreichen mußte, der zerstörenden Flamme, welche unser Vaterland verzehrt, neue Nahrung zu geben. Was der Partei des Umsturzes den meisten Muth einflößte, war die nicht genug zu beklagende, unklare, nach mehr als einer Seite hin zweideutige Stellung, welche Preußen, — statt sich eng an Oesterreich zur gemeinsamen Nothwehr anzuschließen — seit den letzten drei Monaten zur deutschen Revolution und zur Paulskirche genommen hat. Diese schillernde Haltung konnte ihre Wirkung nicht verfehlen; sie verrieth der revolutionären Faction das gefährliche Geheimniß, daß unter den beiden mächtigsten, deutschen Regierungen jener Grad von Uebereinstimmung nicht herrsche, den der Drang der Zeiten gebietet. Ließ sich eine mächtigere Aufforderung zu jedem, auch dem unsinnigsten Wagniß denken?

So war im Allgemeinen die Constellation, als die Versamm-

lung in der Paulskirche den Zündstoff ihrer „Reichsverfassung“ in die fieberkranke, deutsche öffentliche Meinung warf. Die Partei, welcher die Umwälzung weniger Mittel als Zweck ist, brauchte ein Panier, um welcher sie sich, so zum Angriffe auf das wirkliche und bestehende Deutschland, wie zur Vertheidigung der revolutionären Errungenschaften schaaren konnte. Sie hatte schon früher bald nach diesem, bald nach jenem, hochtönenden, klingenden Vorwande gegriffen, — (Waffenstillstand von Malmö, Bedürfniß der Rache wegen Blums Hinrichtung, Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin, Dekret über Oesterreichs fernern politischen Bestand u. dgl.) — und immer fanden sich kindische Schwachköpfe in Fülle, die hinter den Rattenfängern drein in der Frau Venus Berg liefen. Jetzt war endlich der rechte Zauberspruch gefunden, der Deutschland aus seinen Angeln heben sollte, — und der ach! nur allzu wirksam sich erwiesen hat. Das volkssouveräne Parlament dekretirte eine deutsche Gesammtverfassung; der Sache nach eine, durch ein paar jämmerliche, quasimonarchische Fetzen schlecht umhüllte, französische Republik, ohne Leben und Lebensfähigkeit. Im Namen der „Volksherrlichkeit“ sollte sie von einer kleinen, aber zu jedem Verbrechen aufgelegten Faction, der widerstrebenden, unermeßlichen Mehrheit der Deutschen aufgedrungen werden. Und je weniger es möglich war, daß die bestehenden Regierungen das revolutionäre Project annehmen konnten, wenn sie anders nicht ihrer Ehre und ihrer Pflicht vergessend, mit dem fernern Bestande ihrer Staaten Freiheit, Wohlstand und Eigenthum ihrer Unterthanen auf dem Altare der Revolution schlachten wollten, — desto willkommner war die Chimäre des in der Paulskirche dekretirten politischen Zustandes den Wühlern, die nichts weniger als die sogenannte Reichsverfassung, sondern ganz einfach tyrannische Herrschaft für sich und ihre Partei über ganz Deutschland wollten. Diese hofften sie durch einen glücklichen Handstreich erobern zu können. Das Feldgeschrei war demnach die „Verfassnng“ des projectirten Reiches.

*Die rothe* Republik wußte und weiß nur zu gut, daß

ihren Absichten und Zwecken in Deutschland zur Stunde nur noch ein Hinderniß entgegen steht: die stehenden Heere und der in ihnen lebende, traditionelle Geist der Ehre und Treue. Dieser sollte bis auf die Wurzel ausgerottet werden. Daher die Stellung, welche, gleichmäßig wie auf geschehene Verabredung, die klugrevolutionäre Partei aller Orten zu den Heeren zu nehmen pflegt. Bekanntlich geht der Plan in allen Ländern, welche die Revolution beherrscht, dahin: die atomisirten, aufgelösten, desorganisirten Massen zu bewaffnen, dagegen aber, aus einleuchtenden und nahe liegenden Gründen, den Kriegerstand, — den einzigen der außer dem priesterlichen der Auflösung und Verwesung dieser Zeit widerstanden hat, — bis auf die Fundamente zu vernichten und abzuthun. Dazu sollten Lockerung der Disciplin, kürzest mögliche Dienstzeit und längstmöglicher Urlaub führen. Bearbeitung des Militärs durch geschickte und schlaue Demagogen, Hereinziehen desselben in das Adressen- und Clubbwesen, Stiftung von politischen Gesellschaften in den einzelnen Heeresabtheilungen, — diese Mittel, denen wenn sie angewendet werden durften noch nie eine Truppe auf die Dauer widerstanden hat, thaten seit einem Jahre das Ihrige. Die Feigheit in den höhern und sehr hohen Regionen, welche den Ruf reactionärer Bestrebungen mehr als die ewige Verdammniß fürchtet, diese sah das Uebel, wagte aber nicht sich zur Vertheidigung zu ermannen. Man hätte dadurch „unpopulär" werden können; — ein anderes Donnerwort, welches in jenen Kreisen jeden Gedanken an Widerstand im ersten Keime erstickt.

So war am Rhein und namentlich in Baden das Maß längst zum Ueberlaufen voll, als die Vereidigung der badischen Truppen auf die paulskirchliche Reichsverfassung den letzten Tropfen in den Becher goß. Die Wirkung war furchtbar, konnte aber keinen billig Denkenden überraschen. Der Soldat hatte seit Wochen die Radikalen lobpreisend und begeistert von der Reichsverfassung sprechen gehört; sein Instinct mußte dieses unsichtbare Gedankending mit Hecker, Heinzen und Struve in

die engste Verbindung bringen. Verpflichtung auf jenes Symbol stellte mithin sein gesammtes Denken auf den Kopf. Ihm konnte nur noch das Bild des Krawalls, der wilden Auflösung, des verwirrten, tollen Durcheinanderlaufens vorschweben, worauf er jetzt allein noch angewiesen, dem er jetzt sogar durch Eid und Pflicht von seinem eigenen Fürsten und Kriegsherrn dienstbar gemacht sei. Ueber das, was weiter folgte, wird sonach kein Vernünftiger sich wundern. Die Truppen, welche sich hier fortan in die verkehrte Welt versetzt halten mußten, liefen auseinander und gingen in ihre Heimath. Die Folgen dieses Tumults aber waren die, welche sich gewöhnlich an die gewaltsame Auflösung eines militärischen Organismus knüpfen, der an seinen Führern irre geworden und dem die, jede bewaffnete Körperschaft zusammenhaltende Disciplin abhanden gekommen ist. In Folge dessen liegt der Südwesten von Deutschland jedem französischen Einfalle offen, und Herr Arnold Ruge darf gegründete Hoffnung hegen, die Sehnsucht seines kosmopolitischen Herzens gestillt zu sehen. Das sind die Früchte der deutschen Revolution.

---

Den 22. Mai.

Der österreichische „Lloyd" entwirft eine (auch für dieses politische Organ selbst) höchst charakteristische Charakteristik Ludwig's von Kossuth, welche, gewiß ohne daß der „Lloyd" es will und ahnet, ein grelles Schlaglicht auf die vormärzliche, josephinisch-österreichische Zwangsbildung wirft, in deren Modell drei Generationen der österreichischen Jugend, ohne daß eine Ausnahme gestattet war, gewaltsam hineingepreßt und gekeltert wurden. Il faut commencer par décatholiser le peuple! — das war auch in Oesterreich der (damals) geheime Zweck, zu dem sich ja bekanntlich heute noch der „österreichische Lloyd" aber mit großer

Naivität und alttestamentarischer Keckheit bekennt. Aus solcher Saat mußten solche Früchte sprießen! Wir entlehnen aus jenen biographischen Notizen (deren Styl und Form wir nicht zu verantworten haben!) nachfolgende Stelle, welche wir unsern Lesern bestens zur Beherzigung und reiflichen Erwägung empfehlen.

„Kossuth's geistige Bildung war mehr durch das mündliche Wort, als durch ernste Bücherstudien emporgekeimt. Da zu jeder Zeit der stärkere Wortklang auf seine Empfänglichkeit eindringlicher wirkte, als die klugheitskarge Einsprache kleiner Geisterbeschwörer oder die Vermittelung „„einer zahmen, schwächlichen Gelegenheits-Opposition““, wie er die Klügern nannte, so hielt er sich auch in der Literatur an die Demokratie.“

„Große Bibliotheken, auch alle neuern Erscheinungen der Literatur enthaltend, fand man in Ungarn, mit ehrenvollen Ausnahmen, nur zumeist bei Menschen, die niemals lasen, oder sich wenigstens nicht mit tiefern Anschauungen befaßten. Als die Einwirkungen der Neuzeit die Blicke hinaus über Kirchthurm, Comitat und Land lenkten, und die Grafschafts- und Landtagsverhandlungen die ganze bürgerliche Gesellschaft zweier Welttheile in organischen Schöpfungen als Beispiel anzuführen begannnen, da strömten freilich Büchermassen in die Comitate, allein die Wirkung war nicht die geordnetste, weil man Alles untereinander verschlang, und demzufolge nur fragmentarisch, zumeist jedoch durch Brochuren und Zeitungslecture das Neuere ergänzte, wodurch man in den öffentlichen Verhandlungen lykurgische oder bewegende Ansprüche verwirklichte. Thomas Paine, der Contract social, Volney und der in Ungarn vielgelesene Börne vertrugen sich in den Köpfen ganz gemüthlich neben dem Rotteck-Welkerschen Staatslexikon oder Pölitz. Es war ein Herumtappen in den heterogensten Ideen *) und Projecten, und

*) Uns scheinen die Elemente der damaligen josephinisch-österreichischen Bildung sehr homogener Natur gewesen zu seyn.

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

da die Verjüngung des Vaterlandes bereits Mode und Nothwendigkeit zugleich geworden, so stieß man aller Orten auf Begegnisse, die bezüglich der literarisch-politischen Wechselwirkungen sehr oft an die mythologische Fabel von den Töchtern des Peliäs erinnerten."

„Kossuth machte keine Ausnahme von diesem ungeregelten Gedankenleben. Er mußte selbst für die Ausbildung seines Talents Sorge tragen, und ihm mangelten die Mittel, um solches geordnet zu erstreben. Er hatte sonderbarer (?) Weise wenig Geschichte gelesen, obwohl er diese für sein eigentliches Lieblingsstudium ausgegeben. Die langsame, regelmäßigere Abhaspelung einer geschichtlichen Bildungsperiode, so wie die verschiedenen Verbindungskräfte, welche troß aller Schwierigkeiten die Strömung nach den physischen Naturgesetzen bewegen, oder wie der große Dichter sagt: „„die Wellen kommen eine nach der andern herangeschwommen, und eine nach der andern zerbrechen und zerstieben sie auf dem Strande, aber das Meer selber schreitet vorwärts"", diese mysteriöse Mechanik, wodurch die Vorsehung ihre Allmacht und die Natur ihre Gesetze geltend macht, hatte er nur in den Tagen späterer Entmuthigung begriffen und wieder vergessen. Seine dämonische Gemüths- und Geisteserfassung erwärmte sich nur an den Siroccos der Geschichte; starke Gewitter und große Volksmänner wußten nur allein seine Aufmerksamkeit zu fesseln. In seiner Geschichtsbeurtheilung mißachtete er immer den Rahmen des Bildes. Er riß das Bild heraus und stellte es zwischen die fremdartigsten Verhältnisse. Er hatte von England, Frankreich, Deutschland gar keine tiefern Begriffe, und faßte politische Geräuschlosigkeit, Revolutionen und Staatsorganismus nur nach dem Wörterbuche einer gänzlich entlehnten überspannten Parteiansicht auf. In der römischen Geschichte interessirten ihn zumeist die Grachen, Cäsar und Brutus, die er mit gleicher Sympathie umfaßte. Er wiederholte öfters die Klage, daß die Frauen Ungarns keine Cornelias seien. Glaubensreformer beschäftigten

ihn wenig. Seine religiösen Anschauungen zeigten wohl Spuren von Voltaire, Volney und Strauß, allein er liebte nicht, über Glaubenssysteme zu sprechen, und wenn er sich später auch im Pesther Comitate an den Debatten über die gemischte Ehe betheiligte, so geschah dieß bloß, weil diese Frage eine Bedeutung gewinnen, bei welcher er weder fremd, noch neutral bleiben wollte, und weil sie vielleicht seine häuslichen Verhältnisse berührte. Seine protestantische Religion war ein zufälliges Mittel, seine Glaubensgenossen, die schwerwiegendste Partei in Ungarn, leichter zu gewinnen. Luther war kein Ideal Kossuth's, weil er ihn wegen der Parteinahme für die Fürsten im Bauernkriege für keinen Volksmann hielt."

Dieß also war die vormärzliche, im Geiste der josephinischen Aufklärung geleitete Bildung der höhern Klassen der Bevölkerung Oesterreichs! Ist denn jetzt etwa demselben Organ, welches uns jene interessanten Notizen mittheilt, ein Licht darüber aufgegangen, wohin jene Wege führten? — Nichts weniger! Auch in Beziehung auf die Volksschule müßte, wenn es nach dem Willen dieser, von einem wüthenden, wahrhaft blinden Hasse gegen das Christenthum beseelten Partei ginge, der Dekatholisirungsproceß streng durchgeführt werden. Denn also schreibt der „Lloyd" vom 4. Mai:

„Der Keim aller Uebel wurzelt in dem Volksschulwesen. Von vielen Seiten haben sich nicht erst jetzt, sondern schon seit Decennien, Stimmen gegen die Art, das Volk zu bilden, erhoben; wir können uns deßhalb bloß das Verdienst der Wiederholung erwerben. Oesterreich steht in dem fraglichen Punkte weit hinter der Zeit zurück, und zwar hauptsächlich darum, weil die Schule bisher nichts weiter, als ein Kirchenanhängsel gewesen, und der Staat selbst seinen rechtlichen und pflichtschuldigen Einfluß auszuüben unterlassen

hat. Der Untergang des feudalistischen Princips nöthigt jetzt freilich die vollziehende Gewalt zur Erfüllung ihrer Pflicht; allein noch frägt sich's, welches Maß der Verbesserungen dem Schulwesen zu Theil werden wird."

„Vor Allem thut es Noth, daß die Schule einen selbstständigen Organismus bilde, und keinem außer ihrem Wirkungsbereiche stehenden Machteinflusse zu gehorchen gezwungen werde. Wer kennt die schädlichen Folgen nicht, die das hierarchisch-ultramontane Element hervorgerufen, wer kennt nicht die frühere gänzliche Unterdrückung, und den nach dem Sinken der absolutistischen Fesseln eingetretenen schrankenlosen Mißbrauch der Freiheit?"

Daneben ist es interessant, zu beobachten, wie dasselbe Blatt, gewiß wider Willen und bloß bestimmt durch jenen Einfluß dem es, wie man sagt, gehorchen soll, vielleicht auch im wohlbegründeten Vertrauen auf die Gedankenlosigkeit der ihm zunächst stehenden Lesewelt, Notizen mitgetheilt, die seinem offen eingestandenen Christenhasse bei allen denkenden Menschen nothwendig das Spiel verderben würden. In einem Artikel (in der Nummer vom 5. Mai), der augenscheinlich nicht auf dem Boden gewöhnlicher Correspondenten des Lloyd gewachsen ist, wird dem Leser ein höchst lehrreicher Blick in die Organisation der demokratischen Vereine am Rhein geöffnet. Diese Kenntniß ist heute doppelt wichtig. Denn wenige Tage darauf sollte die Welt in der Pfalz, in Baden und weiter unten am Rhein erfahren, welchen Zwecken eben diese Umtriebe und Verbrüderungen dienen sollten.

Nach der dem Lloyd gewordenen Mittheilung beruht die Möglichkeit der Kraftäußerungen von Seiten der Demokratie, theils in dem, dem Volke eingeflößten Ekel an der bestehenden Regierung, theils und hauptsächlich in der geschickt in einander greifenden Organisation des ganzen demokratischen Wesens. Die Maschinerie desselben sei folgende:

„Zum Bereiche der Wirksamkeit des leitenden Comités aller demokratischen Vereine des ganzen Landes gehört, außer Rheinhessen und der Umgegend von Kreuznach, auch der protestantische Theil von Nassau; dieser ganze Landstrich ist in Bezirke, und diese sind wieder unter besondern Vorständen in Cantone eingetheilt, unter welchen die Vereine der einzelnen Ortschaften stehen, welche auf dem vorgezeichneten Wege ihre Verhaltungsvorschriften von dem Comité des Vororts Mainz erhalten."

„Alle haben sich verbindlich gemacht, den von oben erhaltenen Aufträgen blindlings und unverzüglich Folge zu leisten. — Ihre Verbindungen im Lande erhalten sie durch besondere Boten; Briefe mit wichtigem Inhalt werden von ihnen nie auf die Post gegeben; durch diese Boten werden auch Flüchtlinge auf Nebenwegen von Etappe zu Etappe aus dem Lande gebracht, und dieß mit solcher Sicherheit, daß die Regierung noch keines Einzigen habhaft werden konnte."

„Die Geldmittel, welcher sie bedürfen, werden durch freiwillige Beiträge zusammengebracht, auf dem Lande meistentheils von Haus zu Haus gesammelt, auf ähnliche Art, wie vormals die Bettelmönche terminirten, nur nicht so öffentlich, aber desto unerschütterlicher in den Anforderungen."

„Den Geist des Volkes in steter Aufregung zu erhalten, werden in den Cantonen alle Sonntage, jedesmal in einem andern Dorfe, Volksversammlungen veranstaltet, wozu die Landleute der Nachbarschaft eingeladen werden; die Hauptredner dazu senden die Bezirks- oder Cantonsvorstände. Bei solchen Gelegenheiten kann übrigens jeder Demokrat Vorträge halten, was besonders die Schullehrer und manche Viertelsliteraten anreizt, ihre Weisheit auszukramen. Die dabei stattfindenden Belustigungen, Saufen, Singen, Tanzen, machen die Sache dem rohen und jungen Volke besonders interessant."

„Besteht in dem Orte noch kein demokratischer Verein, so

wird dort aus der schon organisirten Umgegend so lange angeregt, bis sich etliche Einwohner zur Bildung eines solchen herbeilassen. Der Cantonsvorstand veranstaltet dann ungesäumt in dem Dorfe des neuen Vereins eine Volksversammlung mit Festlichkeit; Musik wird herbeigeschafft, Umzüge mit Fahnen gehalten, Reden geführt, und die Sache so ansprechend gemacht, daß in der Regel bald wieder der größere Theil der Ortsbewohner dem neuen Vereine beitritt."

„Die größte Thätigkeit wird aber dort rege, wo sich in einem Orte Pius- oder Bürgervereine gebildet haben, oder bilden wollen. Diese werden von den Demokraten rastlos verfolgt, und bis jetzt mit solchem Erfolge, daß sich fast alle (?) gleich nach ihrem Entstehen wieder aufgelöst haben."

„Die Mittel, welche diese Leute anwenden, um Gegner zu verderben, sind, nachdem sie doch nur verdeckt wirken können, erstens und hauptsächlich: die Verleumdung. — Gleichzeitig durch's Land verbreitete Gerüchte müssen den Betreffenden, wenn er auch der rechtschaffenste Mann wäre, um Ehre und Ruhe bringen, da das Volk die schändlichsten Lügen glaubt, wenn allerorts das Nämliche erzählt wird; wie soll sich der Gekränkte vertheidigen, da die Anklage nur von Ohr zu Ohr geht, und er die Spur des Urhebers nicht aufzufinden vermag?"

„Dem folgt die Entziehung der Gewerbsquellen. Unglaubliches geschieht auf diesem Wege, es werden in dem Comité Berathungen, oft lange Verhandlungen darüber gehalten, wie man es einleiten müsse, eine mißliebige Person um ihre Nahrung zu bringen, bis sie mürbe werde. Ein Demokrat darf überhaupt einem Nichtdemokraten keinen Geldverdienst zufließen lassen, ohne sich selbst der Gefahr von Verfolgungen auszusetzen."

„Nach diesem kommen die persönlichen Beleidigungen, welche besonders bei den untern Volksklassen im Schwunge

sind; dazu gehört auch das verachtungzeigende Nichtzulassen verpönter Familien in die Gesellschaften und Häuser der Demokraten. Von Gerechtigkeit und Billigkeit kann bei den Handlungen dieser Leute nur dann die Rede seyn, wenn sie zu ihrem Vortheil führt, sie haben fast Alle das weite Gewissen der Advokaten."

„Durch dergleichen Mittel haben die Demokraten, unter der gegenwärtig so kraftlosen Regierung, es dahin gebracht, daß alle Bürgermeister und Ortsvorstände im ganzen Lande aus ihrer Partei gewählt wurden."

„Wer einmal Mitglied demokratischer Vereine war, und wieder abfällt, der ist gewiß ein verlorener Mann, der Demokrat muß mit dem Strome schwimmen, oder untergehen. — Das leitende Comité, die Centraljunta aller dieser Vereine, hat den Sitz in Mainz, und besteht aus fünf Mitgliedern mit einem Präsidenten. Es hält wöchentlich zwei Sitzungen, Dienstag und Freitag; Deputirte auswärtiger Vereine bringen Berichte vor, oder erholen sich Rath; zu bewundern ist das große Vertrauen, welches dieses Comité genießt, und der pünktliche Gehorsam der Vereine in Befolgung seiner Anordnungen."

„Kommt ein politischer Proceß vor, so übernimmt eines der Comitémitglieder die Vertheidigung, und da bei weitem die Mehrzahl der Geschwornen und Zeugen auch Demokraten sind, so läßt sich der Ausgang solcher Processe leicht errathen."

. . . . . . . . . . . . .

„Demokrat ist der neumodische Name der alten Republikaner, womit sie sich bezeichnen, nachdem der alte in neuerer Zeit so schmutzig geworden ist."

Gibt es, diesem verderblichen Getriebe gegenüber, gar keine Elemente des Widerstandes? Der Natur der Sache nach kann der zum Fanatismus gesteigerten schlechten Gesinnung gegenüber, nur der wahre Glaube ehrlich Stand halten. Es

ist ein höchst merkwürdiges, der Aufmerksamkeit unserer Leser wohl zu empfehlendes Phänomen, daß der spezifisch-christenfeindliche, rastlos zur Ultramontanenverfolgung aufstachelnde, österreichische Lloyd durch höhere Macht gezwungen wird, dieser Wahrheit Zeugniß zu geben.[1]

„Die Antipoden der Demokraten sind die Bürger- und Piusvereine, welche, obgleich conservativ, dennoch der Regierung nicht sehr befreundet sind; diese hat sich noch keine Partei zu gewinnen gewußt."

„Das Wirken der Bürgervereine ist ein passives, aber dadurch von Gewicht, weil seine Mitglieder, meistens wohlhabende Familienväter, ihre jüngern Angehörigen in Schranken halten, und ihre Fonds den Umsturzspekulanten nicht zur Disposition stellen."

„Der Piusverein dagegen tritt thätig auf. Auch ihm stehen Fäuste zu Gebote, er darf sich vor offenem Angriff nicht verkriechen; er zählt in Mainz, außer der gesammten Geistlichkeit, bei fünfhundert Mitglieder, welche mit wenig Ausnahmen der mittleren und unteren Volksklasse angehören. Das unaufhörliche Hetzen und Verfolgen der Demokraten hält sie compakt zusammen, und reizt nur ihren Zorn. An Geldmitteln fehlt es dem Piusverein nicht, und die Frauen lassen nicht zu, daß man ihm allzu wehe thut. Ihr Weg ist ein eigenthümlicher, und verleugnet nie seine Mutter — die Kirche; — der Verein sorgt für seine Armen mit großer Aufopferung, und geht jetzt mit dem Plane um, eine Schulanstalt, welche ganz unter der Geistlichkeit steht, und ein Krankenhaus mit barmherzigen Schwestern zu errichten. — Es sind zu diesem Zwecke schon beträchtliche Summen beisammen. — Um von dem Stadtrath auch einen Beitrag aus den städtischen Fonds zu erhalten, war der Verein willens, diesem eine Petition mit Kreuz und Fahne in Prozession zu überbringen, allein die Demokraten drohten mit so ernsthaften Gegendemonstrationen, daß man es

für rathsamer hielt, davon abzustehen. Als die Sache im Stadtrath (öffentlich) zur Verhandlung kam, machten die Demokraten einen so heillosen Lärm (wobei sie sich besonders ihres neuen Losungswortes des Mißfallens: „„gehenkt, gehenkt!““ vermischt mit Pfeifen und Scharren, bedienten), so oft ein Stadtrath für den Piusverein sprechen wollte, daß durchaus nichts erreicht werden konnte, und der Antrag auf sich beruhen blieb.“

„In der jüngstvergangenen Zeit hat der Piusverein bei Gelegenheit der Bischofswahl an seinem Ansehen einen starken Stoß erlitten.“

. . . . . . . . . . . .

„Der Verein hat sich schon viele Mühe gegeben, Filialvereine zu gründen, was ihm auf den linken Rheinufer nicht gelingen wollte, es besteht auch nur einer, und das in dem großen Dorfe Findheim, wo hingegen kein demokratischer Verein aufkommen kann.“

„Anders verhält es sich im Nassauischen, im katholischen Rheingau; dort haben die Demokraten ihre Rolle ausgespielt. (Es bestehen im Rheingau demokratische Vereine, namentlich in Geißenheim, Rüdesheim und Elfeld, die Mitglieder derselben sind aber meistentheils angesiedelte Fremde. Diese Vereine bestehen auch nur für sich als abgeschlossene Gesellschaften, die im Volke keine Sympathien haben; umgekehrt ist's in Mainz.) Die Geistlichkeit hat die Oberhand, und für die Republik darf Niemand sprechen; was man in öffentlichen Blättern von der demokratischen Herrlichkeit in diesem Ländchen liest, ist erlogen. Die Religion bestimmt in Nassau die Parteien, die Protestanten sind Demokraten, und die Katholiken conservativ, und so geachtet als Minister Hergenhahn bei den Protestanten ist, eben so und noch mehr wird er von den Katholiken gehaßt. . . . . . . . .
Allgemein ist der Glaube, daß der Herzog in seinem Innern

nur österreichische Gesinnungen hege, und wenn er diesen entgegen handle, so folge er nur dem Zwange der Umstände, er wird deßhalb auch von seinen protestantischen Unterthanen mit scheelen Augen angesehen. Sollte es in diesem Ländchen zu politischen Kämpfen kommen, so könnte der Herzog meist nur auf seine katholischen Unterthanen zählen. Dieser Stand der Volksgesinnung im Rheingau hat sich recht eigentlich nur durch den Einfluß der dortigen Piusverbindung so herausgestellt."

„Hier in Frankfurt, wo schon seit langer Zeit an Bildung eines Piusvereines gearbeitet wurde, ist endlich einer zu Stande gekommen; die katholische Geistlichkeit hier hatte früher die Bestrebungen zu dessen Begründung nicht unterstützt, und auf eine von einer hohen Person veranlaßte Frage wegen dieser Angelegenheit ausdrücklich erklärt, daß sie so lange davon zurückzubleiben gedenke, bis die erledigte Stelle des Stadtpfarrers besetzt sei, und auch dann nur beitreten würde, wenn sich die bedeutendsten Familien der Gemeinde dabei betheiligten, weil ohne diese Stützen der Verein den vorauszusehenden Angriffen ihrer Gegner nicht widerstehen könnte; beide Bedingungen sind nun eingetreten."

. . . . . . . . . . . . . .

„Schon jetzt spricht der noch nicht ganz hervorgetretene Verein sich dahin aus, daß er dem Hause Oesterreich auf seinem künftigen Wege als leitendem Sterne zu folgen entschlossen sei; das wissen seine Gegner, die Demokraten (derzeit Preußenfreunde), wohl, und legen ihm daher alle möglichen Hindernisse in den Weg, und suchen ihn vor den Augen des Publikums verächtlich zu machen."

. . . . . . . . . . . . . .

---

Den 24. Mai 1849.

Die Allgemeine Zeitung enthält in einem Correspondenzartikel aus Paris vom 18. Mai ein Geständniß, welches in einem die Interessen der Revolution sonst in der Regel mit so vieler Umsicht und Gewandtheit vertretenden Blatte billig auffallen muß. — Die Bauern wählen in manchen Departements vorzugsweise rothe Republikaner und Socialisten in die künftige Nationalversammlung, „was um so bemerkens- aber auch beklagenswerther ist, als man keinen andern Erklärungsgrund dafür finden kann, als daß der Bauer nichts denn die Steuer im Auge hat. Am 10. Dec. versprach man ihm Rückzahlung der fünfundvierzig Centimes, und er stimmte für Ludwig Bonaparte; am 13. Mai versprach man ihm die Rückzahlung der Milliarde, und er stimmt für die Rothen und Socialisten. Man verspreche ihm, daß er ein- für allemal keine Steuern mehr zu zahlen brauche, und er stimmt für den Teufel in höchst eigener Person, mag dieser im rothen, weißen oder was immer für einem Gewande erscheinen, — das Geld hat eben keine Farbe.“ — Uns hat diese Wahrnehmung mit nichten überrascht; sie ist die unvermeidliche Folge der immer tiefer in die untersten Volksklassen dringenden religiösen Indifferenz und der Herrschaft der materiellen Interessen. Interessant wäre es uns aber gewesen, von der Redaction jener journalistischen Großmacht zu vernehmen, wie die von ihrem Correspondenten berichtete Thatsache mit der politischen Mündigkeit der Massen zusammengeht, ohne welche die gesammte Theorie der Revolution, unter deren Einflusse wir leben, nichts als eine große Lüge ist.

Einmal von dem Thema der widerwilligen oder unvorsichtigen Geständnisse der Allgemeinen Zeitung handelnd, können wir nicht umhin, auch von einigen andern, höchst interessanten Aeußerungen Act zu nehmen, deren volle Bedeutung freilich

noch nicht heute, aber in einer hoffentlich nicht mehr fernen Zukunft erkannt werden wird. Bekanntlich hatte der Kölner Gemeinderath einen revolutionären Städtetag nach Köln ausgeschrieben, die Regierung ihn verboten, der Piusverein sich für die Ordnung und die Aufrechthaltung des Ansehens der rechtmäßigen Regierung ausgesprochen. Darüber geräth ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung „aus Aachen" (vom 6. Mai) in einen heiligen Eifer der Entrüstung. „Sollten Sie es für möglich halten, daß unser Gemeinderath mit großer Majorität die Beschickung des vom Kölner Gemeinderath ausgeschriebenen Städtetages abgelehnt hat? Die politische Gesinnung der Majorität unseres Gemeinderathes ist eine sehr unentschiedene, und neigt sich den Tendenzen des Piusvereines zu; daher wird diese Passivität minder befremden." — Irren wir nicht, so war es die Allgemeine Zeitung, welche vor wenigen Monaten noch ihre Spalten Artikeln öffnete, welche die, treu an der Sache ihrer Kirche festhaltenden rheinischen Katholiken wegen geheimer Hinneigung zur Revolution denunzirten. Bald darauf, als die Actien der als Erbkaiserthum maskirten rothen Republik sich besser stellten, lautete die die Sprache anders. „Traurig muß es aber jeden Patrioten stimmen, wenn er sieht, wie man die politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes religiösen Parteizwecken unterordnet, und seine Freude nicht drob bergen kann, daß ein protestantischer Kaiser nicht das Scepter Deutschlands führe. Der Kölner Piusverein und seine Gesinnungsgenossen verzeihen dem Ministerium Brandenburg all seine Willkür und seinen Trotz gegen den Volkswillen" (als wenn die Piusvereine nicht auch ein Stück des „Volkswillens" verträten, und vielleicht ein besseres als die Allgemeine Zeitung und ihre Correspondenten!), „und winden ihm gar eine Lorbeerkrone, weil sie durch diese Rathgeber der Furcht ledig geworden, daß die Kaiserkrone auf das Haus der Hohenzollern übergehe." — Noch weiter, aber auch um so unvorsichtiger, läßt ein anderer Artikel der Allgemeinen

Zeitung vom 8. Mai hinter den Vorhang blicken. Dem Kölner Stadtrathe fehle auch in der Angelegenheit des Städtetages, für die er die Initiative ergriffen, die einheitliche Leitung.

„Sein Vorstand, der kommissarische Oberbürgermeister, ist oder war Vorsteher des Piusvereins, und schließt sich von vornherein aus. Die Herren vom Piusvereine, früher die erbitterten Feinde Preußens, sind jetzt nämlich die begeisterten Anhänger des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel geworden. Wie sollten sie auch nicht! Hat doch dieß Ministerium in wenig Wochen zum Schaden Preußens mehr gethan" (es hat die Monarchie erhalten wollen!), „als Alles, was zu diesem Ende seit 1837 mit emsiger Betriebsamkeit von dem rheinischen Ultramontanismus geleistet worden ist! Das Militär ist in den Kasernen consignirt; auch ist ein neues Regiment, das Dreißigste, zu all den Bataillonen, die wir schon haben, eingerückt; zu Tumult und Unruhen kommt es aber sicherlich nicht, überhaupt ist an eine thätige und bewaffnete Erhebung des Rheinlandes für die Reichsverfassung nicht zu denken. Viel eher könnte das Parlament auf die Westphalen rechnen. Dieß Land, dessen südlicher protestantischer Theil im vorigen Jahre einen wahrhaften Fanatismus der Loyalität zeigte und eine schwarzweiße Vendee werden zu wollen schien, ist jetzt in furchtbarer Aufregung und im tiefsten Herzen empört. Es zeigte sich das besonders vorgestern bei dem Congreß der constitutionellen Vereine Rheinlands und Westphalens, der in Deutz gehalten wurde. Diese constitutionellen Vereine repräsentiren ursprünglich die gemäßigte Meinung, sind aber nach und nach als reactionäre, nur die Bourgeoisie-Interessen vertretende Gesellschaften in Verruf gekommen, und ihre Thätigkeit war sehr im Einschlummern begriffen. Die „„schwere Noth der Zeit"" hatte sie aber zu einem Congreß in Deutz zusammengeführt, wo fünfundvierzig derselben vertreten waren, und wo denn mehrere der Deputirten aus Westphalen durchaus den Gedanken einer Absetzung des Königs von Preußen nicht fahren lassen

wollten. Der jetzt so erbitterte, früher stockpreußische Theil der Bevölkerung Westphalens ist eifrig protestantisch; als die Kunde von der Uebertragung der Kaiserkrone an Preußen zu diesen Leuten kam, war große Freude und Herrlichkeit in den Thälern der Wupper und Ruhr, bei der Heerde Ehren-Krummachers und den „„Stillen im Lande““: sie glaubten, ein protestantischer Kaiser nach dem Herzen Gottes werde nun alsogleich dazu schreiten, den „„abscheulichen““ katholischen Götzendienst mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die preußische Kabinetspolitik hat diese Hoffnungen zu Wasser gemacht, daher zum Theil der Zorn!“

Daher aber auch umgekehrt der Zorn der Allgemeinen Zeitung und ihrer Correspondenten gegen die Piusvereine, die nicht mit dem Strome der Revolution schwimmen wollen! Die preußische Regierung aber hat bei dieser Gelegenheit spüren und erfahren können, welche Stütze sie der Monarchie an dem mit so schnöder Ungerechtigkeit gegen die Katholiken gehegten und geförderten Protestantismus in Rheinland und Westphalen geschaffen hat.

Wir können für dießmal von der Allgemeinen Zeitung nicht scheiden, ohne zum Schluße noch mit diesem sehr geschätzten Organe des deutsch-liberalen Zeitgeistes (s. Beilage zu Nummer desselben vom 18. Mai) einen Blick auf die buchhändlerischen Errungenschaften der Leipziger Ostermesse von 1849 zu werfen.

„Den Tuch-, Leder- und Calicohändlern hat Merkur mit seinem Flügelstabe dießmal, trotz Krieg und Revolution, goldene Aerndten gezaubert; als aber die Buchhändler mit ihren Stratzen und Verlangslisten kamen, floh der schlimme Gott auf behenden Sohlen davon, und die Messe verdient weit mehr Lugete- als Jubilate-Messe genannt zu werden. Das eine nur war an dieser Messe tröstlich: es zeigte sich ein guter geschäftlicher Wille. Einige der ersten Sortimentsherren waren per-

sönlich auf dem Platze erschienen. Jene Anarchie, die im vorigen Jahre in dieß im Ganzen so schön geordnete deutsche Buchhandlungswesen hereinzubrechen drohte, hat sich nicht fortgesetzt, im Gegentheil würde man gern gezahlt haben, wenn nur mehr — abgesetzt gewesen wäre. . . . . Wer hatte Muße und Lust etwas zu lesen als Zeitungen? Wer hielt nicht ängstlich Haus mit seinen finanziellen Mitteln? Die Aufhebung der Censur benahm den Reiz der Verbote, die so vielen Schriften sonst zur Beförderung ihres Absatzes dienten. Oesterreich, durch seine Büchersperre sonst so bücherlüstern, ist gegen die Literatur entweder jetzt ganz blasirt, oder von Krieg, Revolution und Zeitungslectüre so in Anspruch genommen, daß das Geschäft nach jener sonst so ergiebigen Gegend hin dießmal kaum in Betracht kam. Wenn nicht glücklicherweise die deutsche Sprache auch außerhalb Deutschland geliebt wäre, würde unser Buchhandel unter jetzigen Umständen kaum bestehen können. Das Interesse, das in Amerika, England und den russischen Ostseeprovinzen am deutschen Büchermarkte noch genommen wird, hat ihm dießmal fast ausschließlich die baaren Geldmittel zugeführt, mit denen der Buchhandel bis zum nächsten Jahre sich fristen soll. Und wie wird es dann aussehen? Ist der vaterländische Boden von Rosseshufen zerstampft, mit Bruderblut befleckt — wer weiß, ob dann nicht die Bücher als Streu in den Ställen der Kosaken dienen!"

Dieß Alles öffnet freilich dem deutschen Buchhandel, der doch so redlich das Seinige für die Herbeiführung des großen Jubeljahres 1848 gethan, sehr trübe und mißliche Aussichten. Aber was ist dagegen zu thun? Der Protestantismus von vor hundert Jahren würde etwa einen Buß- und Bettag ausgeschrieben haben. Das wäre heute reactionär. Dennoch aber hat die Allgemeine Zeitung, — es freut uns, dieß anerkennen zu können! — nicht jedes Bedürfniß nach einem Herbeiziehen höherer Hülfe abgestreift. Auch sie hat noch, — es ist fast unglaublich, aber dennoch wahr! — eine Art religiöser Mahnung verspürt,

wie sie auch die Freisinnigsten in bangen Zeiten zu überschleichen pflegt. Nur ist der Gegenstand ihres Cultus ein anderer geworden, und an die Stelle der Anrufung des bisherigen, nunmehr quiescirten Herrschers aller Dinge, ist der Göthedienst getreten. Oder sollte es bittere Ironie seyn, wenn die Allgemeine Zeitung die oben mitgetheilten Klagen mit folgendem Vorschlage schließt:

„Vielleicht wirkt der allgemeinen Verwilderung der Gemüther und der einseitigen Verflachung unserer geistigen Interessen, etwas wenigstens, die Goethe-Feier entgegen. Die Regierungen, die ihre Kraft jetzt nur in Spitzkugeln und Shrapnells suchen müssen, sollten zur Versöhnung der Humanität etwas für die Erinnerung an Goethes hundertjährige Geburt thun, und auf die Belagerungszustände des Vaterlandes einige, wenn auch Treibhausblumen streuen. Ein Aufblick zu den Wahrheiten und Gütern" (nur ja nicht zu dem ewig Wahren und Guten!), „die über den Kampf der Parteien erhaben sind, thut der Nation wahrlich noth!"

Allerdings! Vielleicht würde sich dadurch auch der Absatz von Goethe's Werken, nebst deren zahlreichen Nachträgen und Ergänzungen, wieder heben, und so das Angenehme und Nützliche sinnig verbinden.

---

# LIII.

## Die katholischen Vereine in Deutschland, ihr Zweck und ihre Bedeutung.

(Sendschreiben an Herrn Dr. Moritz Lieber in Camberg, Präsidenten der zweiten Generalversammlung der katholischen Vereine in Breslau, von Einem seiner Freunde.)

München, den 31. Mai 1849.

Die freudige Kunde, daß Du, mein alter, theurer Freund! der zweiten, allgemeinen Versammlung der Abgeordneten aller katholischen Vereine Deutschlands in Breslau unter dem augenscheinlichen Seegen des Himmels vorgestanden, und daß Du von dieser Zusammenkunft heimgekehrt bist, mit den freudigsten und reichsten Hoffnungen für diese neu erwachsende Blüthe und Frucht unserer, sonst nicht sowohl pflanzenden, als zerstörenden und ausreutenden Zeit, diese Kunde drängt und treibt mich, gleichzeitig Dir und dem katholischen Vereine meinen aufrichtigen und innigsten Glückwunsch abzustatten. Dir, — denn die Vorsehung hat Dich gewürdigt, in einer schwierigen Zeit, unter den mißlichsten Umständen Hand an ein gutes Werk legen zu sollen, welches Deutschland und der ganzen Kirche zum Heile gereichen kann, und Du darfst das frohe Bewußtseyn haben: Deine Pflicht helfend, fördernd, das rich-

tige Maß weise bewahrend gethan zu haben. *Dem katholischen Vereine in Deutschland* — denn daß die Präsidentschaft seiner zweiten allgemeinen Versammlung gerade in die Hände des „praktischen Juristen" gelegt wurde, scheint, mir wenigstens, eine günstige Vorbedeutung für sein Gedeihen im rechten Geiste zu seyn, und dürfte vielen besonnenen und ruhigen Beobachtern als Hoffnung einer Bürgschaft für den Bestand und die Zukunft des katholischen Vereines gelten.

An diesen aufrichtigen und parteilosen Glückwunsch erlaube ich mir aber auch eine offene Darlegung alles Dessen anzuschließen, was ich über das katholische Vereinswesen in Deutschland überhaupt auf dem Herzen habe. Mein Gewissen gibt mir das Zeugniß, daß ich in meinem Urtheile von engherziger Gespensterseherei, wie von sanquinisch-rosenfarbenen Hoffnungen ziemlich gleich weit entfernt bin. Ich glaube daher daß ein unbefangenes Wort, sine ira et studio zur rechten Zeit gesprochen, vielen entschiedenen Katholiken in Deutschland nützlich werden, sie auf das, was nothwendig geschehen müßte, aufmerksam machen, Manche von falschen Schritten abhalten, Andere von einer hie und da bereits betretenen Bahn, die nur zum Verderben führen würde, zurückrufen kann. Deßhalb aber wähle ich diesen etwas abnormen Weg: unsere Correspondenz dießmal durch eine Zeitschrift gehen zu lassen, die unter allen mir bekannten katholischen Organen durch ganz Deutschland vielleicht am weitesten und gleichmäßigsten verbreitet ist.

Die Bildung von Gesellschaften ist dem katholischen Geiste so wenig fremd, daß man im Gegentheil behaupten und nachweisen kann, die eigentliche Heimath des modernen Associationsprincips, des wahren Corporationsgeistes, ist die *Kirche*.

Die allgemeine Kirche Christi ist der eine große Leib der Gesammtheit aller Gläubigen. Alle wahren Katholiken sind Glieder dieses Leibes unter einem Haupte, welches Christus ist. Das trennende, auseinander reißende, vereinzelnde Element, welches die Menschen scheidet, jede wahre Vereinigung

... Gemüther und Herzen

die Vielheit der Meinung unterschiebt, und eben dadurch jede freiwillige, nicht durch bloßen Zwang gebotene, dauerhafte Vereinigung auch in rein äußerlichen Dingen unmöglich macht, — dieß trennende Element ist die hoffärtige Selbstsucht. — Umgekehrt ist es die, aus dem Glauben erblühende Liebe, welche den Gliedern der Kirche das Bewußtseyn ihrer höhern Gemeinsamkeit gibt, die Ichheit derselben in den Hintergrund drängt, und sie als Brüder einträchtig zusammen leben läßt. Deßhalb sind auch zu allen Zeiten engere Vereine zu guten Zwecken jedweder Art gerade vorzugsweise dem Boden der Kirche entsprossen, und häufig haben diese Gebilde des katholischen Geistes Jahrhundert überdauert. Das Vereinswesen an sich ist also, ich wiederhole es, der Kirche nicht nur nicht fremd, sondern im Gegentheil ist die Kirche die wahre Mutter und Nährerin aller wohlthätig und im aufbauenden Sinne wirkenden Vereine. Daß der Absolutismus mit immer steigender Erbitterung und Gehässigkeit den der Kirche eingebornen katholischen Corporationstrieb bekämpfte, daß er, — nach dem Vorbilde des österreichischen Josephinismus, — fromme Bruderschaften, deren einziger Zweck Gebet und gemeinsame Andacht war, mit wahrhaft dämonischem Hasse verfolgte, ohne sie jedoch (selbst nur in Oesterreich!) ausrotten und mit der Wurzel vertilgen zu können, wie er es wollte, dieß ist ein eben so trauriges als allbekanntes Factum.

Nachdem der Sieg der Revolution im vorigen Jahre (wahrlich ohne Absicht wie ohne Wissen Derer, die ihn durch einen Handstreich erfochten!) die widersinnige Kette gesprengt hatte, welche die Katholiken gefesselt hielt, regte sich im Herzen der Gläubigen jener Trieb nach Vereinigung und Gemeinsamkeit in engern und weitern Kreisen, der in der Natur des Menschen liegt. Der Ruf nach katholischen Vereinen bedarf, wie die thatsächliche Errichtung derselben, weder der Rechtfertigung, noch der Erklärung. Wer ein katholisches Interesse hatte, fühlte das Bedürfniß: sich mit Gesinnungsgenossen zusammenzufinden, mit ihnen seine Hoffnungen und Befürchtungen

gen auszutauschen, sich an der Erfahrung und dem Augenscheine: daß es noch Gleichgesinnte gibt, zu stärken und zu trösten, aus der Zusammenkunft mit eifrigen Genossen unsers Glaubens neuen Muth zu schöpfen, und sich mit diesen über gemeinsame Maßregeln, so des Schutzes und der Nothwehr gegen äußere oder innere Feinde, wie der Beförderung des Guten und Heilsamen zu besprechen. — Dieß Alles war und ist die Frucht eines vollkommen gerechtfertigten, ja eines Lob und Anerkennung verdienenden Bedürfnisses, und auf dieser, durch die einfache Natur der Dinge gegebenen Grundlage sind aller Orten in ganz Deutschland fast gleichzeitig die katholischen Vereine erwachsen. Ihre Organisation, ihre Verbindung unter sich, ihre Centralisation auf periodisch-wiederkehrenden Versammlungen von Abgeordneten aller einzelnen Vereine, dieß Alles ist etwas später Hinzugekommenes; es ist die weitere Ausbildung, nicht der Grund und die Wurzel der Association selbst.

Nach meiner Auffassung nun kann dieses katholische Vereinswesen, wenn es sich im rechten Geiste entwickelt, von den rechten Händen geleitet, und zum rechten und wahren Ziele gelenkt wird, der Hebel werden, dessen sich die Vorsehung bedienen will, um Deutschland aus dem Abgrunde der sittlichen und intellectuellen Anarchie zu ziehen; es kann das Werkzeug seyn, dessen die Kirche bedarf, um heute in der, von den Zeitverhältnissen gebieterisch geforderten Form für Wahrheit, Recht und Ordnung zu wirken und die in Trümmer zerfallende Gesellschaft neu zu erbauen.

Aber andererseits kann ich mich auch über die Gründe zu mancherlei Besorgnissen nicht täuschen. Wenn die Leitung dieses Vereinswesens in unreine Hände geriethe, wenn statt des Geistes Christi, der ein Geist der Demuth, des Gehorsams, des Glaubens und der Liebe ist, — ein Geist des systematischen Widerspruchs, der Alles zermalmenden, Alles besser wissenden Kritik, der hoffärtigen Ueberhebung, des rationalistischen Stolzes, der nivellirenden Gleichmacherei in den Vereinen herrschend würde, — so müßten wir in diesen nicht bloß eine zu Grabe

getragene Hoffnung beweinen, sondern in ihnen die größte aller Gefahren erkennen, welche der Kirche in dieser furchtbaren Zeit der allgemeinen Prüfung drohen.

Ich gestehe frei, daß wenn ich die bisherigen Erscheinungen auf dem Gebiete des katholischen Vereinswesens, denen ich mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt bin, unparteiisch erwäge und die Thatsachen zusammenstelle, — ich beiderlei finde: Gründe der Hoffnung, wie der eben angedeuteten Besorgniß. Heute freilich überwiegt noch die Hoffnung. Aber es ist auch Zeit, und wahrlich hohe Zeit, die Gefahren klar und scharf in's Auge zu fassen und unverweilt dazu zu thun, daß der Abweg gewissenhaft vermieden, die Saat des Unkrauts von dem Weitzen fern gehalten werde. — Personen, Orte, einzelne gedruckte oder auf mündlichen Aeußerungen beruhende Belege aufzuführen, wirst Du mir gewiß erlassen. Ich will, so viel an mir ist, rathen und warnen, nicht anklagen und verdächtigen. Darüber dürfen wir uns aber in keiner Weise täuschen, daß das Associationswesen bei uns Deutschen ein frischer, unangebauter Acker ist, daß wir keine alteingewohnte Praxis wie unsere brittischen Stammesvettern, und wenigstens kein überwiegendes Talent mitbringen, uns eine freie und leichte Bewegung auf diesem Felde schnell anzueignen. Im Gegentheil: die eigenthümliche Neigung des, durch gelehrte oder halbgelehrte Bildung geschulten, modernen Deutschen zu wortreichen Disputen um des Kaisers Bart scheint mir ein wesentliches und höchst gefährliches Hinderniß jeder gedeihlichen Wirksamkeit katholischer Vereine in Deutschland. Wenn ich höre, wie häufig in unsern Versammlungen ein Redner energischen Widerspruch gegen den andern erhebt, ohne daß er, bei Lichte besehen, etwas Anderes zu sagen wüßte, als mit andern Worten Dasselbe, was schon der Gegner sagte, den er bestreitet, so will es mich bedünken, daß wir, um praktisch in's Leben eingreifende Vereine zu bilden, erst noch Manches *vergessen* müßten, — z. B. die unwiderstehliche Neigung, uns selbst sprechen zu hören, — und Manches lernen, z. B. schweigen, wenn

wir nichts Neues und zur Sache Dienendes zu sagen wissen, item die schwere Kunst: uns kurz zu fassen, wenn wir das Wort haben. Dieß Alles jedoch nur im Vorbeigehen und um darzuthun, daß doppelte Vorsicht und Bescheidenheit uns vor Allem Noth thun dürfte, wenn wir bei der Handhabung des Associationsprincips nahe liegende, alles Gute in der Geburt erstickende Mißgriffe vermeiden und alteingelebte Untugenden uns abgewöhnen wollen. Das Alpha und Omega des Gedeihens der katholischen Vereine ist aber, daß diese wirklich das seien, was ihr Name besagt: katholische Vereine.

Einen katholischen Verein nenne ich einen solchen, der vom Geiste der Kirche durchdrungen ist.

Ist ein Verein vom Geiste der Kirche durchdrungen, so ist damit auch seine Stellung zur Kirche gegeben. Er darf nicht über der Kirche stehen wollen, auch nicht neben der Kirche, sondern als Organ, als dienendes Werkzeug unter der Kirche.

Im Princip dürfte diese Aufstellung wohl nicht leicht einem öffentlichen Widerspruch begegnen. Ob aber die Praxis allenthalben der eben aufgestellten Forderung entspricht? ob nirgends der Geist unchristlicher Splitterrichterei, und quasi-protestantischer Kritik über Bischöfe und Priester sich ganz oder theilweise einzelner Vereine zu bemächtigen gesucht hat? ob nicht einzelne katholische Blätter, selbst solche, die von Geistlichen redigirt werden, die annoch auf der untersten Stufe der hierarchischen Leiter stehen, von einer, gleich viel ob theilweise berechtigten oder gänzlich ungerechten, offenen oder verdeckten, jedenfalls aber maßlos herben und bittern Polemik gegen ihre Ordinarien leben? dieß sind Fragen, die wir hier vorläufig nicht beantworten wollen. Beeilen wir uns, so schnell wie möglich den Mantel der christlichen Liebe über dieses Thema zu werfen.

Es gibt ein unerläßliches Zeichen des katholisch-christlichen Geistes. Dieß ist der Gehorsam, gerade so wie das Gegentheil des Gehorsams, die hoffärtig eigenwillige Auflehnung,

unter welcher gleißenden Hülle sie sich auch verstecken möge, das unfehlbare Zeichen eines, in seiner tiefsten Wurzel unkirchlichen Geistes ist. Gehorsam aber ist nur da vorhanden, wo gehorcht wird, nicht bloß in soweit der Befehl des Obern mit unserer subjectiven Ueberzeugung von dem Besten und Zweckmäßigsten, oder mit Dem, was wir selbst gerne wollten, übereinstimmt, — sondern wo gehorcht wird selbst gegen die eigene Neigung, mit Aufopferung des eigenen Willens, mit Ueberwindung unserer selbst. Dieser kirchliche Gehorsam hat ferner das mit dem militärischen gemein, daß er nicht ein Gehorsam in abstracto ist, eine Unterwerfung unter eine „Idee", deren Dollmetscher und Vollstrecker im einzelnen Falle wir selbst sind, — sondern Unterordnung unter diesen, ganz bestimmten und concreten Träger der Autorität, der gerade in diesem Falle über uns zu befehlen hat. Wehe dem Soldaten in Reihe und Glied, der zwar den militärischen Gehorsam in thesi anerkennen, allenfalls auch dem Feldmarschall gehorchen wollte, aber nicht dem ihm zunächst vorgesetzten Korporal! Dabei versteht sich freilich die rechtliche Möglichkeit der Berufung an eine höhere Autorität von selbst, aber es versteht sich auch von selbst, daß die Aufhebung des in erster Instanz gefällten Spruches nicht vermuthet, und daß noch weniger etwa unter dieser Voraussetzung der Widerstand gegen die mißfällige Anordnung des untern Befehlshabers anticipirt wird.

Wenden wir das eben Gesagte auf die katholischen Vereine in Deutschland an, so leuchtet von selbst ein, daß wir sie nur, und nur in so fern als katholisch anerkennen, ihnen Bestand und Dauer wünschen und von ihrem Gedeihen Gutes erwarten können, als sie sich den kirchlichen Autoritäten jeder Diöcese unterordnen, ihnen gehorchen, und zwar nicht mit Murren und widerstrebendem Zwange, sondern willigen Gemüthes und billigen Sinnes, sich zu ihnen überhaupt, wo es möglich ist, in das Verhältniß einer wahren und aufrichtigen entente cordiale stellen. Nur unter dieser Voraussetzung eines guten und herzlichen Einverständnisses mit der geistlichen

Behörde kann die Wirksamkeit eines katholischen Vereines von Seegen seyn. Es ist dabei nicht meine Absicht, die positive Leitung der Vereine unter die ordentlichen, kirchlichen Behörden (Bischöfe und Pfarrer) zu stellen, dergestalt, daß diese immer und nothwendig den Vorsitz in deren Versammlungen führen, zu Allem, was gethan oder gesprochen werden soll, den Anstoß geben, jede Regung und Bewegung von unten her aber nothwendig und immer unterdrücken und still stellen müßten. Im Gegentheil! dieß wäre eine Beschränkung, die der Natur der Sache und dem Interesse der Kirche widerspräche, und weit über die Gränzen hinaus ginge, die das kanonische Recht gezogen hat. Redner, Antragsteller, Leiter und Führer zu That und Wort müssen sich ungezwungen und naturwüchsig aus den Vereinen selbst hervorbilden und die kirchliche Autorität wird und muß, wo sie selbst in den rechten Händen ist, allem Guten und der Kirche Dienlichen froh und bereitwillig entgegenkommen. Was ich aber den rechtmäßigen und ordentlichen kirchlichen Behörden vindizire, ist das kirchliche jus supremae inspectionis und jus cavendi in Beziehung auf alle Vereine, die als „katholisch" gelten wollen. Ein solches scheint mir einfach in der Natur der bischöflichen Sendung zu liegen, und jeder Verein, welcher der kirchlichen Autorität die Berechtigung dazu bestritte, stünde allein schon durch die Thatsache dieses Widerspruches außerhalb der Kirche. Wollte ein Bischof sogar (ähnliche Fälle sind vorgekommen!), gleichviel ob aus guten oder übeln Gründen, den heutigen Vereinen zu kirchlichen Zwecken in seinem Sprengel gar keine freie Stätte gewähren, oder wollte er sie ihnen nur unter Beschränkungen einräumen, die dem Verbote gleich kämen, so wäre das Aufgeben jedwedes Versuches: dergleichen an solchen Orten zu gründen, nicht bloß der pflichtmäßigste, sondern ohne Zweifel auch der für die Kirche nützlichste Entschluß, und ohne Frage das geringere Uebel. Denn selbst der höchstmögliche Grad des Vortheils, den die Vertheidigung der kirchlichen Interessen durch die Piusvereine gewähren könnte, würde bei weitem aufgewogen durch den sichern moralischen Schaden,



der sich aus einem stillschweigenden Kriege, aus einem, wenn auch nicht mit Worten eingestandenen Bruche zwischen dem Bischofe und der Vereinspartei ergeben müßte. Das Heil der Kirche läßt sich nun einmal nicht durch die bekannten, zeitgemäßen Mittel des Widerspruches fördern, das „Oppositionmachen" nicht ohne die zerstörendsten Wirkungen von dem politischen auf das kirchliche Gebiet übertragen. In der Kirche darf selbst das Gute nicht auf unkirchliche Weise gewollt und erstrebt werden. Eine sogenannte „gute Absicht" solcher Art war zu allen Zeiten die fruchtbare Mutter ursprünglich niemals gewollter Schismen und Häresien. Tritt der oben geschilderte, bedauerliche Conflict ein, läßt er sich durch gegenseitige Verständigung nicht beseitigen, so ist Gehorsam und Abwarten vorläufig der einzige Rath, der dem treuen, es mit der Kirche wahrhaft wohlmeinenden Katholiken gegeben werden kann. Unterbliebe etwa in solchem Falle an einem einzelnen Orte, in einer gewissen Diöcese etwas unzweifelhaft Gutes, was möglicher oder wahrscheinlicher Weise durch einen katholischen Verein hätte erreicht werden können, so hätten nicht die Laien und überhaupt nicht Jene, deren Theil der Gehorsam ist, es hätte der Bischof, welcher die Association aus falschen, ungenügenden, vielleicht entschieden unkirchlichen Gründen hinderte oder beschränkte, den Schaden, der daraus, ehe der Papst es hindern konnte, erwuchs, vor dem Richterstuhle Gottes zu vertreten.

Ich habe in dem Bisherhergesagten an die naturgemäße und dem canonischen Rechte entsprechende Schranke aller und jeder katholischen Vereine, als an die sich von selbst verstehende negative Gränze ihrer Thätigkeit erinnert. Dieß ist das **Veto** der Bischöfe.

Begreiflicherweise kann aber dieses Aufsichts- und Verwahrungsrecht nur Mißbräuchen und falschen Richtungen entgegenwirken. Aber aus der Abwehr des Uebels erwächst an und für sich noch keine heilbringende und segensreiche positive Wirksamkeit der Vereine, wie sie der Kirche Noth thut. Hier kömmt es nicht bloß auf eine Unterlassung des Bedenklichen und

Gefährlichen, sondern auf eine, von dem Schwunge einer frischen Gottbegeisterung getragene Thätigkeit an, und diese wird nicht durch Maßregeln der Ueberwachung und Beaufsichtigung erzeugt, sondern der in dem Vereine lebende und treibende Geist wird ihren Charakter bestimmen. Auch in dieser Beziehung will ich mich hier darauf beschränken, meinen Gedanken kurz und scharf in seinen Umrissen anzudeuten. Der Geist, von dem ich spreche, kann einem katholischen Vereine nur von oben kommen. Hiermit ist keineswegs gesagt, daß jede, katholischen Zwecken dienende Gesellschaft nothwendig und ausschließlich Gebetsverein seyn solle. Gewiß nicht! Meine Meinung ist nur, daß jeder Verein, der statutenmäßig nicht betet, entweder von vornherein nicht katholisch ist, oder unvermögend seyn wird, sich in lebendiger Verbindung zu erhalten mit dem Geiste, der lebendig macht. — Ich will nicht, daß der heutige, katholische Verein rein und völlig in dem Typus der ältern katholischen Brüderschaften aufgehe; ich weiß daß er andere nächste Zwecke verfolgend anderer Formen bedarf, und bin mir in Betreff der letztern keiner engherzigen, kleinlichen Ausschließlichkeit bewußt. Dennoch aber hängt in meinen Augen, — und ich bitte wohl diese Prophezeiung zu beherzigen! — das Schicksal und die Zukunft des Piusvereines wesentlich davon ab, in welchem Maße er sich an dem lebendigen, praktisch ascetischen Leben der Kirche betheiligen wird. Mit den Gewalten, mit welchen die Kirche und die Sache der Ordnung und des Rechts auf Erden heute im Kampfe liegt, vermag der Mensch nicht ohne Intervention der Mächte des Himmels zu streiten. Mit jener kalten, dünkelhaften Hoffart, welche die hier angesprochene Ansicht als Mysticismus und Köhlerglauben höhnt, von Abschaffung der Ascese spricht, mit Verachtung auf alle Uebungen des Gebets, auf alle katholische Andacht herabsieht, den geistlichen Gehorsam für zeitwidrig und veraltet erklärt, und die Frömmigkeit des Herzens als katholischen Pietismus schmäht, mit dieser zu rechten, ist hier einstweilen nicht der Ort und jetzt nicht Zeit. Aber

mit Bestimmtheit sage ich voraus: dieser rationalistische Dünkel, wie er sich auch als Wissenschaftlichkeit blähen möge, wird mit seinen dürren und dürftigen Formeln die Welt nicht retten, sondern gerade im Kampfe mit dem vollen consequenten Unglauben sich in seiner ganzen nichtigen Hohlheit und Ohnmacht darlegen. Wäre es möglich, daß dieser sich hin und wieder noch regende, seinem Wesen nach einer bereits abgethanen Periode angehörende Geist, sich jemals der katholischen Vereine einzelner deutscher Länder bemächtigen könnte, so wäre dort das Loos über die katholische Sache und die Zukunft des dortigen Vereinswesens auf viele Jahre hinaus geworfen und menschlichem Ansehen nach jede Hoffnungssaat zerschmettert.

Werden nun gleich die eben bezeichneten Gegensätze sich, wie überall, so auch auf dem Boden des katholischen Vereinswesens begegnen und hier, wie es das Loos der Menschen und des Himmels Fügung ist, ihren Kampf auskämpfen, so bürgt mir doch der begeisterte Anklang, den Deine, den Nerv der Sache treffende Ansprache in Breslau gefunden, für den Sieg der guten Sache in dem katholischen Vereine Deutschlands. Ja wohl ist es der Glaube, nicht der Wissensdünkel rationalistischer Schulen, der das ganze Leben durchdringen muß, und mit diesem Glauben ist der Gesellschaft das Herz aus dem Leibe gerissen! Trachten wir, in alter katholischer Einfalt und Treue, diesen wieder zu beleben, und spricht Gott dazu sein allmächtiges Werde, so ist Deutschland gerettet. Denn das ist der Punkt, auf den Alles ankömmt: Wiedervereinigung unsers Volkes im rechten Glauben! dann wird und kann, was drei Jahrhunderte getrennt haben, sich auch wieder in rechter Liebe an einander schließen, und dann, aber auch nur dann! darf Deutschland Hoffnung schöpfen auf bessere Zeiten.

Nächstens gedenke ich Dir meine Ansicht über einzelne Gegenstände einer nützlichen Thätigkeit des katholischen Vereins, und insbesondere über dessen Stellung zur Politik im engern Sinne mitzutheilen. Bis dahin lebe wohl!

---

## LIV.

### Die Volkssouverainetät *).

Hört man die Revolution ihr liebstes Wort gebrauchen, so lautet dieses: Volkssouverainetät. Die politische Autorität läugnet sie auf jeder andern Grundlage, als die der freie Wille des souverainen Volkes gesetzt habe. Den Gebrauch des „Ausdrucks“ von Gottes Gnaden hat sie ausdrücklich proscribirt. Vom Volke soll die Gewalt ausgehen, die das Volk regieren und richten soll. An dem souverainen Volkswillen soll sich der, natürlich auch souveraine Einzelwille nur in sofern brechen, als er in der Minderheit bleibt. Von Gott ist nicht die Rede. Wird er nicht ausdrücklich geläugnet, so wird er doch völlig außer Rechnung gelassen.

Die Autorität also, deren wenigstens materielle Wirksamkeit die Revolution, wie sie sieht, doch nicht entbehren kann, soll seyn, aber sie soll keine Wurzel über und außer dem Menschen haben, und dieß ist die erste Lüge, die Urlüge, das πρωτον ψευδος des Systems, wenn man die aus der Begierlichkeit des menschlichen Stolzes zusammengerafften Meinungen mit diesem Namen belegen will. Der Versuch, den Menschen mit

---

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution.“ (Siehe oben S. 721.)

der Autorität des Menschen, in letzter Instanz, zu leiten und zu bändigen, gleicht nun allzu sehr, in einem oft gebrauchter Gleichnisse dem in den Sumpf gefallenen Reiter, der sich selbst sammt seinem Pferde bei seinem eigenen Zopf aus dem Schlamme herausziehen will. Um dieser schlagenden Aehnlichkeit willen würde viel besser diese neue und neueste Lehre vom Zopfe Namen und Bezeichnung führen, als alle jene Ueberlieferungen unserer Vorfahren, die man so gerne mit diesem Worte lächerlich macht, ohne das nie Alternde und Ewige von dem Veralteten und Abgetragenen darin zu unterscheiden. Der Mensch kann dem Menschen Autorität seyn, und soll es, und muß es auch in allen Ordnungen des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens, aber seine Autorität ist abgeleiteter Natur, und wer in dem gebietenden Menschen nicht in letzter Höhe Gott selbst vernimmt, ehrt, liebt und fürchtet, dessen Unterwerfung wird nie über die Fälle des Zwanges oder der Noth hinaus Stich halten. In dieser Beziehung ist jene Lehre eigentlich gottesläugnerisch, gleich viel, ob sie zur spekulativen Läugnung Gottes in der Theorie sich erschwingt, oder den Gedanken an Gott nur ununterbrochen und absichtlich von aller Beziehung der Menschengesellschaft entfernt hält. Sie ist der wahrhaft atheistische Staat, den man einmal als Musterstaat empfohlen hat, dessen bittere Früchte aber, wo auch nur leise Versuche zu seiner Verwirklichung gemacht wurden, den Grund der Lüge, auf den gebaut worden war, alsobald an den Tag legten.

Indem nun aber die Autorität von dem Menschen ausgehen sollte, gerieth man bei der Frage, von wem sie eigentlich ausgehe, in nicht geringe Verlegenheit. In der Wirklichkeit und in dem historischen Europa regierten Fürsten. Deren Autorität wurde von den revolutionären Parteiführern innerlich geläugnet, äußerlich mußte man suchen, so erträglich als möglich mit ihnen zu Rechte zu kommen, so lange man nicht stark genug war, seinen letzten Gedanken Ausdruck zu geben. Man gewährte ihnen also eine lügenhafte Anerkennung, grün-

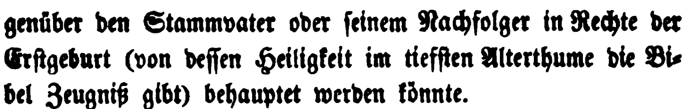
dete ihre Autorität auf den Staatsvertrag, den Staatsvertrag und seine Formen auf die Souverainetät des Volkes, und viele Fürsten waren schwach und kurzsichtig genug, diese neue Stellung als bloße Volksbeamte ihrer früher geglaubten: aus göttlichem Rechte vorzuziehen, vielleicht auch bequemer zu finden. Diese Lüge ward eine praktische.

Souverainetät des Volks! Diese volltönenden, großlautenden, vielandeutenden und doch wenig aussprechenden Wörter und Redensarten sind der eigentliche, klassische Boden der Lüge. Unsere Zeit bezahlt mit Klängen und Phrasen, und je umfassender und vieldeutiger ein Ausdruck ist; je mehr er sich der mannigfaltigsten, selbst widersprechendsten Deutung und Auffassung fügt, desto willkommener ist er den Predigern der Revolution, denn er sagt Allen zu, weil Jeder seinen Lieblingsgedanken darunter denkt, und die Mehrzahl, die gar nichts denkt, sucht doch eine Wahrheit hinter dem Worte, das so groß lautet, und worüber Andere so viel Schönes zu sagen wissen, was sie zwar nicht verstehen, aber doch allerlei Verworrenes dabei meinen. Die Unklarheit war allezeit, und ist besonders heut zu Tage eine der mächtigsten Stützen der Unwahrheit. Mit hohlen Wörtern gängelt man das Volk, Freiheit, Aufklärung, Fortschritt und tausend andere, von denen jedes allerdings einen wahren, echten, ehrwürdigen Sinn hat, die aber dem großen Haufen sinnlos bleiben, oder was noch viel schlimmer ist, zu tausend Mißverständnissen und Verdrehungen Anlaß und Gelegenheit bieten. — Versuchen wir, dem großen Worte der Volkssouverainetät näher in die Augen zu blicken, und zu entdecken, ob ihm ein wahrer Sinn abzugewinnen ist.

Einmal: was heißt souverain? Schon mit diesem Worte wird doppeltes Spiel getrieben, und die Souverainetät nur allzuhäufig mit der Autorität, oder Regierungsgewalt verwechselt. Obwohl nun beide in der Praxis fast immer zusammentreffen, so ist doch der Sinn und die Meinung beider Ausdrücke wesentlich verschieden, und eine klare und aufrichtige

Rede soll jeden Ausdruck in seiner eigentlichen Geltung anwenden. Souverainetät deutet eine Beziehung nach oben, Autorität nach unten; souverain heißt, wer keinen Herrn und Oberen auf Erden über sich hat; Autorität besitzt, wer Gehorchende und Untergebene unter sich hat. Ein einsamer Robinson Crusoe wäre auf seiner Insel vollkommen souverain; Autorität aber könnte man ihm nicht zuschreiben, wenigstens nicht, bevor ihm sein gut Glück den Freitag zugeführt. Wir geben die Seltenheit solcher Fälle, und daß sie mehr der Fiction als Realität angehören, vollkommen zu, und haben darum an das thatsächliche Zusammentreffen beider Charaktere, als die überwiegende Regel der Wirklichkeit, vor Allem erinnert; es bleibt aber nichts destoweniger nothwendig, schon um falschen Spielen, welche Wörter wie Karten tauschen, ihr Spiel zu verderben, auch in dem wirklichen Regenten die souveraine und auctoritative Seite zu unterscheiden. Nach dem angegebenen, allgemein gültigen Begriff der Souverainetät begreift sich recht wohl, wie ein Fürst, oder eine regierende Körperschaft souverain heißen könne, die letzte in so ferne, als die Handlungen der Gesammtheit keiner irdischen Controlle unterliegen; aber schon größere Schwierigkeit erregt die Anwendung des Begriffes auf ein Volk. Ein souveraines Volk, was will das sagen? Meint man damit, daß ein Volk als solches keinem andern Volke untersteht, so ist damit nichts gesagt, denn es ist nur eine gewisse, keine allseitige Unabhängigkeit behauptet, und es könnte nach diesem Sinne jeder Privatmann souverain heißen, in so ferne er keinem andern Privatmanne untergeben ist. Meint man dagegen, daß keine Herrschaft, weder eines Einzelnen, noch einer Genossenschaft, über ein Volk bestehen könne, die nicht durch das Volk selbst eingesetzt wäre, und von ihm widerrufen werden könnte, so ist damit allerdings Etwas gesagt, aber eine Lüge. Denn anzufangen von der patriarchalischen Herrschaft der Urvölker, dem Keim und Ursprung aller irdischen Gewalt, welch eine große Mannigfaltigkeit rechtlicher Thatsachen ist gedenkbar, die ein Volk der rechtmäßigen Ge-

walt eines Einzelnen, einer Familie, einer Körperschaft unterwerfen können, ohne alle Zustimmung, wenigstens der Gesammtheit als juridischer Person, und ohne die mindeste Berechtigung derselben, diese Herrschaft umzustürzen, oder sich derselben zu entziehen? Wer aber das Thatsächliche, das historische Recht nicht anerkennt, der kennt überhaupt kein Recht. Denn über dem Factum, in Gott selbst, ruht nur die Rechtsidee; das wirkliche, bestehende Recht ist allemal historisch, und ruht auf der Thatsache. — Uebersehen wir dabei nicht, daß in jener Voraussetzung dem Volke der Charakter einer juridischen Person, eines einzelnen Rechtssubjects nothwendig zuerkannt wird, was jedenfalls eine Gratisannahme ist, und des Beweises bedarf. Dann machen wir uns auch darüber klar: Was ist ein Volk? — Auch dieses Wort hat, wie fast alle Wörter unserer menschlichen Sprache, einen mehrfachen Sinn, und auch mit dieser Sinnesmannigfaltigkeit wird getäuscht und gelogen. Zuweilen nimmt man das Wort in genetischer Bedeutung, als natio oder gens, a nascendo et gignendo, d. h. es bezeichnet dann eine Vielheit von Menschen gleicher Abstammung, die, wie die Juden von Abraham und andere Völker des Alterthums von andern Patriarchen, ihre Geschlechtsregister von demselben Stammvater gemeinsam ableiten. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß die älteste und ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist, und die ebenfalls so oft gemißbrauchte Idee der Nationalität und Nationalsympathie hierin, als in der erweiterten Familieneinigung und ursprünglichen Blutsverwandschaft ihre natürliche Erklärung und relative Berechtigung findet. Aber gerade in dieser Bedeutung wird das Wort, wenn nicht von Urvölkern, oder wenigstens Völkern des Alterthums die Rede ist, schwerlich eine durchaus gültige Anwendung finden. Die Geschichte hat die Menschheit und ihre Stämme zu sehr durcheinandergesiebt, als daß von reinen, ungemischten Völkern im genetischen Sinne gesprochen werden könnte. Und reden wir von solchen, so scheint es, daß in ähnlichen Familiengesellschaften am wenigsten eine Souverainetät des Ganzen ge-





genüber den Stammvater oder seinem Nachfolger in Rechte der Erstgeburt (von dessen Heiligkeit im tiefsten Alterthume die Bibel Zeugniß gibt) behauptet werden könnte.

Eine andere moderne Auffassung des Begriffes eines Volkes setzt denselben in die Gemeinsamkeit der Sprache, so daß alle jene zusammen ein Volk ausmachen, welche eine und dieselbe Sprache reden. Da gerade hierin ein Hauptkunststück der neuesten, nationalen Revolutionsmacherei verborgen liegt, so muß man wohl, um der Lüge jeden Versteck zu nehmen, die Sache an der Wurzel angreifen. Wir fragen also zuvörderst: Was ist eine Sprache? — Die Frage ist keineswegs so einfach, als die revolutionäre Unwissenheit und Oberflächlichkeit sich vorstellen, und Kenner der Physiologie der Sprache wissen, daß die Gränze, wo die bloße dialektische Abweichung aufhört, und eine ganz andere Sprache beginnt, unendlich schwer und oft kaum zu ermitteln ist. Fragen wir z. B., gibt es eine böhmische und polnische Sprache? — so hören wir alsobald Jedermann mit Ja antworten. Fragen wir weiter: gibt es eine mecklenburgische und tirolische Sprache? so lautet die Antwort eben so schnell und entschieden Nein, und die Erklärung dafür, das seien nur Dialekte derselben deutschen Sprache. Mit dieser Entscheidung dürfte aber die Thatsache in einem bedenklichen Widerspruche stehen, daß sich die böhmischen und polnischen Bauern allenthalben ziemlich sicher verstehen; der mecklenburgische und tyrolische dagegen völlig nichts miteinander anzufangen wissen, und Einer für den Andern fast so gut wie chinesisch redet. Die obige Behauptung, daß das Böhmische und Polnische zwei verschiedene Sprachen, das Mecklenburgische und Tirolische dagegen bloß zwei Mundarten derselben Sprache seien, ist also keineswegs aus der Sache, hier aus der Sprache, selbst hervorgeholt, sondern unbewußt einem fremdartigen Moment entnommen, daß nämlich Böhmen und Polen von jeher verschiedene politische Körper oder Staaten ausmachten, Mecklenburg und Tirol hingegen so viele Jahrhunderte demselben Reiche deutscher Nation angehörig waren.

Das verlegt aber die Frage völlig auf ein anderes Gebiet, von welchem später die Rede seyn wird. — Liegt aber, um nur von der Sprache zu reden, die Eine Schwierigkeit schon in der Entscheidung: was bloß dialectische Varietäten, und wirklich verschiedene Sprachen seien, so ergibt eine andere, nicht geringere die weitere Frage, wie man denn, unter verwandten Sprachen, die wirklich verschiedenen, oder die Sprach-Individuen allezeit hinreichend charakterisiren wolle? Und bestimmt die Sprache das Volk, sollen bloß diejenigen ein Volk machen, welche denselben Dialekt, oder dieselbe Einzelsprache, oder auch, welche verwandte Sprachen, Zweige desselben Sprachstammes, reden? — Und wie nahe muß der Grad der Verwandtschaft seyn, um noch Anspruch auf dieselbe Volksgemeinschaft zu geben? — Genügt jede, wenn auch noch so ferne, aber unläugbare Verwandtschaft, so werden sich die Inder und Perser mit den Germanen, Romanen und Slaven zu Einem Volk zusammenfinden; die Magyaren dagegen ihre Volksgemeinschaft bei den Ostiaken und anderen nordasiatischen Finnen zu suchen haben. Berechtigt dazu nun eine nähere und nächste Verwandtschaft, wer bestimmt den Grad dieser Nähe? — Ist die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Vlämischen nahe genug, hingegen jene mit dem Englischen oder Dänischen nicht mehr nahe genug? — In welche Masse von Schwierigkeiten oder Willkürlichkeiten verwickeln wir uns hier? — Und wenden wir nun auf den also bestimmten Begriff Volk die Volkssouverainetät im obigen Sinne an, wer erschrickt nicht alsbald vor dem Ungeheuer des Unsinns? — Und vergessen wir dabei nicht, daß die Revolution den Begriff Volk wirklich in diesem Sinne zu bestimmen, und dann daran die Folgerung zu knüpfen liebt, daß Alle, die Eine Sprache reden, auch Ein politisches Ganze, Einen Staat zu bilden berufen und berechtigt sind. Hier geht der Trug und die Lüge wirklich in's Kolossale.

Nach einer dritten, der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes Volk versteht man darunter einen Inbegriff von Menschen, die demselben Staatsverbande angehören. Dieser Sinn

des Wortes ist der politische, und wird hiebei sowohl von der Abkunft, als von der Sprache der Volksbestandtheile gewöhnlich völlig abgesehen. Man spricht zum Beispiel von einem französischen Volke, ohne im mindesten davon sich irren zu lassen, daß dort über eine gallo-romanische Grundlage die fränkische Einwanderung sich ergossen, burgundische und baskische Elemente im Süden, so wie britannische und normännische im Norden schon seit uralten Zeiten, in neueren Deutsche in Elsaß und Lothringen, italienische auf Corsica mit jenen sich verschmolzen; daß noch heute unter den letztgenannten Bestandtheilen deutsch und italienisch, in der Nieder-Bretagne eine celtische Mundart geredet wird. Eben so, und noch disparater als das französische möchten die meisten heutigen Völker in diesem Sinne nach Abkunft und Sprache sich darstellen. Diese Zusammengehörigkeit eines Volkes in einem politischen Ganzen ist das Resultat eines Factums, oder mehrerer Facten, und nur nach diesen Facten wird rechtlich darüber zu urtheilen seyn. Die bestehende Form des Ganzen kann durch alle Stufen der Monarchie und Aristokratie bis zur breitesten Demokratie hinabgehen. Von vorne herein behaupten wollen, daß in all diesen Formen die Gesammtheit als solche souverain, d. h. unabhängig nach oben sei oder auch nur seyn soll, wäre die krasseste petitio principii, wenn überhaupt nicht Unsinn in beiden Fällen läge. In dem bisher gegebenen Begriff der Souverainetät eigentlich wohl das Letztere, und es wird einleuchten, wenn man versucht, in jeder dieser gegebenen Formen, die geordnete Demokratie nicht ausgeschlossen, die Unabhängigkeit der Gesammtheit und die bestehende Gewalt recht lebhaft neben einander auszudenken. Ueberhaupt wird es am schwersten werden, nach diesem letzten Begriffe von Volk die juristische Einheit des Ganzen, das Rechtssubject in ihm herauszufinden. Sie sind eben nur ein Volk, weil sie eine gemeinsame Verfassung und Regierung haben; über dieses Gemeinsame, was ihnen erst die Einheit gibt, kann diese Einheit doch

nicht selbst sich wieder stellen, oder diese Einheit kann nicht unabhängig seyn von Demjenigen, was sie hervorbringt.

Fassen wir aber den Begriff der Souverainetät in dem andern, etwas mißbräuchlichen Sinne, wo er mit der Autorität zusammenfällt, und nicht sowohl die Unabhängigkeit nach oben, als die (rechtliche) Gewalt nach unten ausdrückt, und versuchen wir hiernach mit dem Gedanken einer Volkssouverainetät in's Klare zu kommen. Also die Gesammtheit eines Volkes in was immer für einem Sinn (die Natur der Sache wird hier aber immer nur auf den dritten führen, und die Revolution selbst scheint es hauptsächlich so zu meinen, wenigstens, selbst wenn sie behauptet, daß alle Sprachgenossen auch Staatsgenossen seyn sollen, mit dem zweiten den dritten Sinn nothwendig einzubegreifen) hat Autorität; über wen? — Ueber ein anderes Volk, — das ließe sich noch etwa begreifen, aber davon ist hier nicht die Rede. Also über sich selbst; was heißt das? — Wieder über die Gesammtheit? Die Gesammtheit über die Gesammtheit? Das wäre Unsinn. Also über die Einzelnen. Aber die Gesammtheit besteht aus Einzelnen, und wenn die Gesammtheit Autorität hat, so muß diese von den Einzelnen zusammengebracht werden. Wir müssen also auch dem Einzelnen Autorität beimessen. Ueber wen? — Hier wird die Frage schwierig. Ueber sich selbst? Davon kann juristisch nicht die Rede seyn. Ueber seine Kinder oder sonstig rechtlich Untergebene? Das liegt völlig außerhalb der Frage. — Also jeder Einzelne über jeden anderen Einzelnen? — Das wird wieder völliger Unsinn, wenn wir nicht die Sache so fassen, wie sie denn wirklich gewöhnlich gefaßt wird, daß die Mehrheit der Einzelnen Autorität und Gewalt habe über die Minderheit der Einzelnen. Die Volkssouverainetät verwandelt sich also hier in eine Majoritätssouverainetät, und jeder Einzelne darf nur in so ferne hoffen, seinen Theil Souverainetät geltend zu machen, als er mit seinen Ansichten und Bestrebungen in der Mehrheit zu stehen kommt. Wir sind hier vor einem großen Worte des Jahrhunderts angelangt, seiner Zauberformel, welche

die Geister herrisch bannt, und wider welche man sich weder Wort noch Gedanken zu erlauben vermißt. Die Majestät der Majorität, dieß ist der kurze Ausdruck des politischen Glaubensbekenntnisses dieser Zeit. Wir wollen auch dieser Vorstellung näher in's Auge zu leuchten uns bemühen.

Wenn die Majorität herrschen soll, so muß sie dazu Erstens und vor Allem ein Recht haben, und es wird auch gut seyn nachzuweisen, daß sie dazu zweitens die Befähigung hat.

Wir haben gesehen, daß die Souverainetät der Majorität gestützt wird auf die Souverainetät der Gesammtheit, und daß diese wieder nur gedacht werden kann als Vereinigung der Souverainetäten aller Individuen. Immer in's moralische Individuum muß diese Lehre in letzter Instanz den Quell der Souverainetät verlegen. Nun wollen wir die ungeheure Lüge dieses Satzes bei den vielen kindischen, weiblichen, greisenhaften, geistesschwachen und anderen Individuen, bei der gränzenlosen Abhängigkeit, in welcher gerade das menschliche Individuum geboren wird und so lange verbleibt, gar nicht hervorheben. Wir wollen gar nicht ausmalen und zur praktischen Vorstellung bringen, wie denn alle diese Knaben, Greise, Weiber, Bauern, Kranke ꝛc. ihren Theil der Souverainetät wahren und ausüben sollen, und also den wirklichen Menschen mit jenem im Systeme geträumten abstrakten Vernunftpopanz zusammenhalten: — sondern wir wollen für den Augenblick sogar auf die Grundlage eingehen, und einmal annehmen, die Menschen insgesammt seien souverain und haben Autorität. Gut. Also sind sie doch in dieser ihrer Souverainetät alle gleich? — Freilich sind sie Alle gleich! höre ich mir mit Vergnügen entgegenschreien, und ich habe mit diesem Worte der Gleichheit wieder eine besondere Lieblingsvorstellung der Zeit berührt. Souveraine müßten dann nun freilich auch in dieser Eigenschaft der Souverainetät wirklich alle gleich seyn; aber vernehmen wir die Folgen. Aus welchem Grunde und nach welchem Rechte hat die Minderzahl der Souverainen sich der Mehrzahl zu unterwerfen? Hier ist der unendlich faule Fleck des Systems.

der von den Lehrern desselben mit lügenhafter Arglist immer verdeckt, von den blindgläubigen Schülern mit gedankenloser Willfährigkeit eben so umgangen wird. Was hat die Majorität für ein Recht über die Minorität? — An sich betrachtet, und ohne weitere Unterlagen kein anderes, als das Recht des Stärkeren. Das ist aber nichts anderes, als die rechtloseste, bodenloseste Gewalt und Unterdrückung, der Despotismus ohne Scheu und Scham, die Tyrannei im großartigsten Maßstabe und der unverhülltesten Anwendung. Warum soll ich Einzelner mir das Gesetz machen lassen von zwei Andern, bloß weil ihrer Zwei sind? Haben sie sonst keinen gültigen Anspruch auf mich, was gehen sie mich an? Und warum soll ich ihnen mein Recht, meine Lebensweise, meine Gewohnheit, mein Glück opfern? Und warum sollen dieß Hunderte von Tausenden erleiden? — Die Geschichte der Revolution lehrt auf allen Blättern, mit welcher absoluten Rücksichtslosigkeit diese despotischen Majoritäten mit den Rechten, Interessen und Besitzungen der Minoritäten vorgehen, heißen diese nun Adel, Clerus, Gemeinden, Kapitalisten oder wie sonst immer. Soll nun dieser Mehrheitsdespotismus begründet werden durch die Nothwendigkeit irgend einer Herrschaft, so ist dieses Argument im höchsten Grade unbrauchbar, denn es ist eben so gut für jede andere Art der Herrschaft, und am natürlichsten und ungezwungensten für die historisch gegebene, rechtlich begründete, von der Revolution angefeindete, gültig. Es ist nur Ein Fall gedenkbar, der einer Minderheit eine pflichtmäßige Unterwerfung unter die Mehrheit auferlegt, wenn nämlich Alle in geschlossener Gesellschaft dieß rechtlich vertragen haben. So kann zum Beispiel eine Handelsgesellschaft die Weise und Leitung der Unternehmungen dem Beschlusse der Mehrheit überlassen, und der Minderheit bleibt dann auch rechtlich nichts übrig, als Unterwerfung, oder, in so fern es die Statuten gewähren, den Austritt. Eine solche rechtliche und gesellschaftliche Einigung der Gesammtheit eines Volkes zur Majoritätsherrschaft ist aber von der Revolution nicht [illegible]

worden, sondern umgekehrt weist die Geschichte allerseits und in den verschiedensten Revolutionserscheinungen die rechtlose und despotische Unterdrückung und Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit, oder richtiger: der stupiden, trägen Masse durch eine kleine freche, aber zu jeder Gewaltthat aufgelegten Partei auf hundert Blättern nach.

Wenn es demnach mit dem behaupteten Rechte der Mehrheiten, über die Minderheiten zu herrschen, so überaus mißlich steht, so verlohnt es der Mühe, der anderen Seite der Frage, von deren Befähigung hiezu, gleichfalls einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist ein altes Sprüchwort, daß vier Augen mehr als zwei sehen. Das ist ganz richtig von den Dingen, die einfach mit Augen können gesehen werden, obschon auch hier der mögliche Fall nicht völlig außer Acht gelassen werden darf, daß die vier Augen krank sind, die zwei aber gesund. Bei Gegenständen und Aufgaben hingegen, zu deren richtiger Erkenntniß und zweckmäßiger Lösung gewisse besondere Eigenschaften des Talents, der Wissenschaft, Erfahrung rc. rc. erfordert werden, kann man zuversichtlich den Satz aufstellen, daß das Urtheil irgend einer Mehrheit von Menschen überhaupt das verkehrteste und schlechteste, dasjenige einer Mehrheit von Sachkundigen dagegen (von solchen nämlich, die es sind, und nicht bloß heißen) in der Regel, und mögliche Ausnahmen abgerechnet, das zutreffendste und glücklichste seyn wird. Schon ein alter deutscher Schriftsteller hat einmal das Beispiel gegeben, daß wenn sich's etwa um einen zweckmäßigen Münzfuß handelte, unter hundert Menschen höchstens zehne wissen, was ein Münzfuß, und vielleicht bloß Einer, was ein unter den gegebenen Umständen zweckmäßiger Münzfuß sei.

Die politischen Fragen sind aber nicht bloß Fragen über einen Münzfuß, und man kann sich des Beweises überheben, daß zu deren Behandlung und zu den Bedingungen der Herrschaft eine solche Fülle ächter, reicher und tiefer Einsicht in die Natur des Menschen und der Gesellschaft, in die Wesenheit der

bestehenden Verhältnisse, in die Beschaffenheit der vorliegenden Aufgaben und der Mittel ihrer Lösung erfordert werde, welche weder mit den fünf Sinnen, noch mit dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande gegeben ist oder erworben werden kann. Das ist also gewiß kein Thun für die Majorität eines Volks, und schon die weisen Athener klagten sehr beweglich über den Umstand, daß bei ihnen Bürger Walker und Bürger Gerber Staat und Gesetze machten. — Man wendet ein, daß zu den besonderen Zweigen der Regierung und Verwaltung die geeigneten und verständigen Männer angestellt werden. — Aber wer stellt sie denn an? — Die Mehrheit, die Ungeeigneten und Unverständigen. Soll der selbst untaugliche Richter sein über den Tauglichen? So wie es ein schlechter Grund ist, den Ruhm eines Regenten zu schmälern, wenn man von ihm behauptet, er sei selbst von geringer Bedeutung gewesen, habe aber ausgezeichnete Minister gehabt, indem ja gerade die Wahl solcher Diener die Fähigkeit des Wählenden beurkundet: so ist es umgekehrt eine nicht minder schlechte Art, sich über die Unwissenheit des Volks zu trösten, indem man voraussetzt, daß die von den Unwissenden Bestellten wissend und weise sein werden. — Man wendet ferner ein, das Volk bleibe nicht sich selbst überlassen, sondern es gäbe staatsverständige und verfassungskundige Männer, politische Leiter, in allen öffentlichen Vorkommnissen geübte und erfahrene Anführer, mit einem Worte, Demagogen, deren liebste Pflicht es sei, das Volk über seine wahren Obliegenheiten und Interessen aufzuklären, und die richtigsten Schritte thun, oder die besten Wahlen treffen zu lehren. — Wir nehmen das vortreffliche Geständniß, welches in diesem Einwande abgelegt wird, für weiteren Gebrauch indeß zur Kenntniß, und entgegnen inzwischen bloß das für jetzt zur Sache dienliche. Woher weiß denn die Menge, daß diese sich ihr anbietenden oder aufdringenden Demagogen wirklich alles das sind, wofür sie sich ausgeben? Und zuverläßig — in neubegründeten Volksherrschaften fast ohne Ausnahme — werden sich die eitelsten und

Talent, als eine vor dem Haufen so leicht zu behauptende Redefertigkeit, Prahler und Preller, welche das A. B. C. der Dinge nicht verstehen, von welchem sie mit keckem Munde sprechen, zu solchen Führern und Verführern ihres Volkes aufwerfen. Aber setzen wir annahmsweise den Fall, es gäbe dergleichen redliche und tüchtige Männer wirklich, und man wüßte sie zu unterscheiden, wozu dann der Umweg? Statt daß solche geschickte Hände erst die inerte Masse des Volks zu stoßen hätten, damit dieses richtig erkenne und rathschlage, und die Ausführung vielleicht wieder in andere Hände lege — wäre es denn nicht viel gescheuter und einfacher, jene Phönixe von Staatsmännern lieber gleich selbst zu Regenten zu machen, ohne das Volk weiter zu bemühen? — Dann gebe es freilich keine Volkssouveränität und die Regierung wäre aristokratisch, ein schlimmes Wort; um es zu vermeiden, wählt man eine viel schlimmere Sache.

So scheinen sich die Berechtigung und die Befähigung der Herrschaft einer Volkssouverainetät als zwei große und umfassende Lügen zu constatiren. Aber diese schimmernde Vorstellung hat deren noch eine so große Menge in ihrem Gefolge, daß es gerathen scheint, diese selbe Majoritätsherrschaft, und ihre Wurzel, die Volkssouverainetät, noch von einigen andern Seiten der Betrachtung zu unterziehen.

---

## LV.

## Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 5. Juni 1849.

Der Wiener „Lloyd" sagt in einem seiner leitenden Artikel bei Gelegenheit der, über den Aufstand in Baden und in der Pfalz angestellten politischen Betrachtungen Folgendes: „Der wahre Staat ist dasselbe Ideal und Utopien, wie die wahre Kirche und der wahre Glaube. Gerathen die Menschen einmal über den Glauben in Streit, so behauptet der Lutheraner, der Calvinist, der Katholik, der Socinianer, der Deutschkatholik u. s. w. sein Glaube sei der wahre, und seine Kirche die wahre. Die Wahrheit ist aber da, daß der wahre Glaube so wenig, als irgend ein Ideal eine vollkommen entsprechende Realität hat: denn für die das Ideal bleibt die Realität nothwendig ein Jenseits." (D. h. von dem hegelisch seyn sollenden Jargon entkleidet: die Frage nach dem wahren Glauben ist der Streit der Narren um die Kappe.) „Gleichwohl hat der Streit um die wahre Kirche einen dreißigjährigen Krieg hervorgerufen" (während der antichristliche Indifferentismus und der Skepticismus jenen Zustand der Umwälzung und Zerstörung hervorriefen, der nunmehr bereits seit sechzig Jahren auf Europa lastet!). Der „Lloyd" meint daher ferner, daß nach Bee[illegible] dre[illegible]

„sich Jeder mit seinem wahren Glauben, in seine wahre Kirche und zur Ruhe (!) begeben konnte, ohne daß der allgemeine wahre Glaube zur Weltherrschaft gelangt wäre. Und der Streit um den wahren Staat könnte wohl, — die Ereiferung um denselben spricht wenigstens dafür — denselben Verlauf nehmen.“

Daß solche Weisheit, wie schon der allerordinärste, reformjüdische Radikalismus sie in jedem Kaffeehause, in jedem demokratischen Schmutzblatte feilbietet, dortlandes noch für conservative Politik verkauft werden kann, daß es heute, nach den Erfahrungen des Jahres 1848, noch Politiker gibt, die es, wie der Augenschein beweist, für einen, den Kostenaufwand lohnenden Gewinn halten, wenn das Wiener Publikum in solchen Lehren befestigt und recht gründlich eindoctrinirt wird, daß eine gewisse, nichts weniger als ohnmächtige Partei das neue Oesterreich auf den Felsengrund dieser Lehren bauen will, — dieß Alles sind Thatsachen, die Niemanden, der den Weltlauf kennt, in sonderliches Erstaunen setzen werden. Was die Folgen betrifft, so wird das Gesetz der Natur ja auch dießmal wie immer, und dort wie allenthalben seine Macht bewähren und sein Recht behaupten. Wir sind so billig, daß wir von der Menschenklasse, in deren Händen größtentheils die deutsche politische Presse gerathen ist, schon um ihrer Nationalität willen wahrlich nicht verlangen, daß sie christliche Ideen haben, oder auch nur verstehen solle. Wir wissen, daß die Literaten dieses Volkes, mögen sie sich unter ein rothes, oder unter ein schwarz-gelbes Banner stellen, mag ihre Firma „Lloyd“ oder „ostdeutsche Post“ oder wie immer heißen, der Hauptsache nach doch immer nur ein und dasselbe Geschäft treiben: Die Einen wie die Andern unterwühlen die rechtlichen Grundlagen des christlichen Staates mit demselben unversöhnlichen Hasse, so daß sie, trotz der Scheingefechte, die sie sich zu Zeiten liefern, füglich einander, je nach Umständen und Gelegenheit, wechselseitig in der Redaction aushelfen könnten. Aber wir hätten das zeitungsschreibende Israel für klüger gehalten, als daß es

die noch immer zahlreiche christliche Bevölkerung, in deren Mitte es lebt, jetzt schon mit so rohem, plumpen Uebermuthe in's Gesicht schlagen würde.

---

Den 6. Juni.

Das in Genf gedruckte Manifest der deutschen Demokraten (wie es die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 1. Juli auszugsweise veröffentlicht) ist betrübend, weil es einen Blick in die Geistesnacht und sittliche Verkommenheit der consequenten, deutsch-revolutionären Zustände gestattet, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte noch nicht gehabt; es ist aber andererseits auch ein verdienstliches Werk, und hat, auf uns wenigstens, in gewisser Weise einen tröstenden und ermuthigenden Eindruck gemacht. Wo Consequenz ist, ist noch Hoffnung. Eine Partei, die solcher Offenheit und rücksichtslosen Freimüthigkeit fähig und zu gleicher Zeit im Stande ist, sich über sich selbst und ihr letztes Ziel in solchem Grade klar zu werden, — einer solchen Partei kann es unter ihren Mitgliedern unmöglich an Solchen fehlen, die, nachdem sie die Bahn des Irrthums durchlaufen, auch noch ein hinreichendes Maß von sittlicher und intellectueller Fähigkeit zur gründlichen Umkehr gerettet haben werden. Diese Entschiedenheit muß zur Krisis führen. Die gränzenlose Erbärmlichkeit des „gemäßigten", doctrinären Liberalismus dagegen, muß ohne weiteres für immer aufgegeben werden. Diese „Mitte", wie schon Dante sie schildert, verstößt der Himmel und die Hölle verschmäht sie; deßhalb versucht sie einstweilen in den deutschen Kammern ihr Zelt aufzuschlagen und bei uns ihr Reich zu gründen.

Das Manifest der deutschen Demokraten zerreißt nun mit *schonungsloser* Unbarmherzigkeit die fein gesponnenen Schleier, *mit welchen die mittelrevolutionäre* Partei, der, die Allgemeine

Zeitung lesenden, Klubbbesuchenden, Verfassung berathenden Deutschen die Augen umhüllt hatte. Und wahrlich diese Schleier sind dicht. Denn vielleicht ist seit Erschaffung der Welt noch niemals so viel geheuchelt und gelogen, als während die deutsche Revolution sich auf ihren Vorbereitungsstadien befand. — Vor Allem hat man, während dieser und bis auf die neuesten Zeiten, die eigentlichen, wahren und letzten Zwecke der Revolution den Augen der Menge mit treuem Bemühen entzogen. Besonders hatte dazu die Doctrin von den drei Gewalten, von ihrem Gleichgewicht, von der Theilung der regierenden Macht nach den Zweigen ihrer Thätigkeit, von der durch Aristokratie und Königthum gemäßigten Volksmajestät, mit einem Worte: es hatte dazu der gesammte liberal-constitutionelle Jargon die trefflichsten Dienste geleistet, jener Jargon, wie er sich in tausend Compendien, Zeitungen und Wörterbüchern als Druckerschwärze und Löschpapier verkörpert hat, als welche wieder Welcker Fleisch und Blut geworden. Dieser constitutionelle Liberalismus beherrschte in Deutschland unbedingt alle Halbwisser, alle Pedanten, alle „Zeitgemäßen" von Profession, alle „wohlmeinenden" Klubbschwätzer. Er log dem gewerbtreibenden Mittelstande Ermäßigung der Steuern, den Beamten eine schnellere und glänzendere Dienstlaufbahn, den Buchhändlern sich einen in's Unendliche steigernden Absatz, den Eiteln Fackelzüge und Ehrenbecher ohne Zahl, den Kammerphraseologen Ministerposten, den Fürsten ein heiteres, unverantwortliches, müßiges Eden ununterbrochener Ruhe auf dem schwellenden Divan einer reichen Civilliste vor. Daß die constitutionellen Throne die dauerhaftesten und sichersten seien, war bis vor anderthalb Jahren noch Axiom unter den deutschen Staatsmännern. Die Wenigen, die dem Frieden nicht trauten, wurden scheel und argwöhnisch von der Seite angesehen, oder als Phantasten geschmäht, als Ultramontane beaufsichtigt.

So hatte sich die Revolution die verschiedensten, ja die entgegengesetztesten Interessen dienstbar zu machen gewußt, als sie endlich die Maske abwarf. Das hier in Rede stehende

Manifest spricht von dem „Zerrbild der constitutionellen Monarchie", als von der „*Mißgeburt einer halben Revolution.*" Das ist offen und frei geredet. Diese Demokraten (man muß es anerkennen!) wollen die *ganze* Revolution, die Revolution sans phrase, die Revolution nebst Zubehör und Allem, was daraus folgt, und sie sind ehrlich genug zu sagen, was sie wollen. Den feigen Heuchlern oder kurzsichtigen Pedanten, welche den Wahn hegen, daß der, welcher auf der abschüßigen Eisenbahn hinunter fährt, beliebig, wo es ihm gefällt, dem Dampfwagen der Revolution Halt gebieten könne, — dieser Zunft von Mittelleuten, welche gern an die Principien und Vordersätze der Umwälzung die Folgerungen der Ordnung geknüpft hätte, — dieser schleudert die rothe Demokratie ihr Manifest als den Ausdruck der maßlosesten Verachtung in's Gesicht. — Von den Monarchisch-Constitutionellen ist nicht einmal die Rede mehr, sie sind ohnedieß „ein längst überwundener Standpunkt." Die „gutmüthigen" (rothen) „Demonstrationen in Mainz, Wiesbaden, Hanau, Karlsruhe bilden ein Gegenstück zu Shakespeare's Fallstaffsceenen." Die Juniusschlacht habe die Gleichgültigkeit und Nutzlosigkeit, nicht bloß der religiösen, sondern auch der *nationalen Parteikämpfe* nachgewiesen. Auch die letztern waren also, wie wir es immer behauptet, dieser Partei nichts als Mittel zum Zweck, und Niemand glaubte weniger als sie selbst an die Nationalitätsschwärmerei, welche sie predigte. — In Wien habe man mit Muth und Ausdauer gefochten, aber nicht praktischen Verstand genug gehabt, den errungenen Sieg auszubeuten und zu benutzen. Man habe „Thron, Adel, Bureaukratie und Börse geschont." Selbst der Hecker'sche Freischaarenzug findet keine Gnade vor dem Angesicht dieser „Ganzen und Unbedingten." Die rothe Fahne des Proletariats sei dabei immer noch von „der *spießbürgerlichen Tricolore*" überflattert worden, und die badischen Geschwornen, welche Struve verurtheilt, aber in Beziehung auf den Hecker'schen Zug ihr Nichtschuldig ausgesprochen, hätten die beste Kri

ausschuß, „das erste Revolutionstribunal der Deutschen habe sich schon damals in seinen Reichscommissarien Spatz und Venedey blamirt"; das deutsche Parlament „mit dem betrunkenen Grobian Soiron an der Spitze" schwankte zwischen Eitelkeit und Feigheit, zwischen Selbstüberschätzung und Muthlosigkeit. Man sieht, es ist eben Alles, was die deutsche Revolution bisher geleistet hat, ungenügende, zwitterhafte Halbheit, welche diejenigen nicht befriedigen kann, die sich ihres letzten Zweckes und Zieles bewußt sind.

Was würden die Verfasser des Manifestes erst gesagt haben, wenn sie damals schon das tragische Geschick des vollen und unbedingten Revolutionsmenschen Adalbert von Bornstedt gekannt hätten, den selbst die rothe Republik, nachdem sie eben erst in Karlsruhe zum Durchbruche gekommen, durch einen der ersten Acte ihrer souverainen Verwaltung in's Narrenhaus schickte.

Nachdem wir in solcher Art gesehen, womit sich die unbedingte Demokratie nicht zufrieden stellen läßt, liegt die Frage nahe nach dem, was sie will.

In dieser Hinsicht legt das in Rede stehende Manifest, ein sehr einfaches, offenes, unumwundenes Geständniß ab.

Die deutsche Demokratie will die Revolution „mit aller Kraft festhalten und in die tiefste Schichte des Volkes hinabsenken, damit sie von dort aus einen Staat und eine neue Menschheit emporwühle."

In diesem neuen Menschheitsstaate würde dann von Freiheit, von Berechtigung der Privatexistenzen gegenüber dem Staate mit nichten mehr die Rede seyn. „Wir erklären," sagen unsere Demokraten, „die Allmacht des Staates über alle ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse als obersten Grundsatz." (Also Staatsdespotismus hier und Staatsdespotismus dort; der Unterschied liege nur in den Menschen, von denen er gehandhabt würde!) „Nicht nur die große, sondern alle und jede Production soll Recht des Staa-

tes seyn; er soll sie mit den Bedürfnissen Aller, wie mit der Freiheit der Einzelnen" (wohl nur ironisch gemeint!) „in Uebereinstimmung bringen. Der erste Schritt dazu ist, daß der Staat die Verkehrswege, Eisenbahnen, Kanäle, Straßen an sich nimmt, und jede Fabrik, in welcher die Arbeit still steht, für eigne Rechnung treibt. Der großen Industrie wird dann die kleine bald folgen müssen. Daß die landwirthschaftliche Produktion in die Hände des Staats komme, wird durch die Domänen und durch die großen Feudalgüter,*) welche der Staat natürlich übernehmen muß, eingeleitet." — Daß dieß baarer Kommunismus sei, leugnen unsre Demokraten selbst nicht. „Nach der (Pariser) Juniusschlacht" (einer Art Hedschra der neuen Revolution) „gibt es keine wirklich revolutionäre Partei mehr, welche nicht vollständige Umgestaltung der Eigenthumsverhältnisse erstrebt." Mehemet Ali hat dazu in der Behandlung der Fellah's bereits das entsprechende Vorbild geliefert.

Aber so soll denn doch wenigstens der geknechteten Menschheit die Freiheit des geistigen Lebens, die des Gedankens, des Glaubens, der wissenschaftlichen Bewegung, es soll ihr doch der freie Aufblick zum Himmel offen und gesichert bleiben? Mit nichten! „Die Bildung," sagen unsre Demokraten, „ist für uns" (d. h. für die neue herrschende Klasse der Epopten des Atheismus) „das Mittel, wodurch der Mensch seine wahren Zwecke und Interessen kennen lernt, wodurch er mit den Interessen der Gesammtheit in Uebereinstimmung gebracht, wodurch ein freies (?) humanes" (neumenschheitliches) „Zusammenleben möglich gemacht wird. Die Umgestaltung der jetzigen gesellschaftlichen Zustände muß also durch eine Umgestaltung der Bildung, der Erziehung und des Unterrichts begründet

*) Die Verfasser des demokratischen Manifestes scheinen hiernach, klüger als unsere doctrinären Liberalen, keine sonderlichen Freunde der Theilung des Grundeigen[illegible]

und dauernd gemacht werden. Die Erziehung und der Unterricht müssen also aller religiösen Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten entkleidet werden." (Also eine antireligiöse, von Staatswegen ertheilte Zwangserziehung; keine Staatsreligion mehr, aber ein Staatspolizeiatheismus!) „Ihr" (der Erziehung) „einziger Zweck ist den Menschen zum Zusammenleben mit andern zu befähigen." (Als ob das ohne Religion und neben der gewaltsamen Einpflanzung einer Gottlosigkeit, die den Menschen zur antisocialen Bestie macht, möglich wäre!) „Die Religion, welche aus der Gesellschaft verdrängt werden muß, soll aus dem Gemüth des Menschen schwinden. Kunst und Poesie werden die Ideale des Wahren, Guten und Schönen realisiren, welche die Religion in das unbestimmte Jenseits verlegt. Die Revolution vernichtet überhaupt die Religion," (wenn sie kann!) „indem sie die Hoffnung auf den Himmel durch die Freiheit" (wir haben gesehen, wie das gemeint ist) „und Wohlfahrt Aller" (ohne Eigenthum!) „auf Erden überflüßig macht. Wir berücksichtigen deshalb die religiösen Kämpfe und Bestrebungen, die Bildung freier Gemeinden rc. — nur in so fern unter religiöser Freiheit die Freiheit von aller Religion verstanden wird. **Wir wollen nicht die Freiheit des Glaubens, sondern die Nothwendigkeit des Unglaubens.**" (Die Hand auf's Herz: hat die preußisch-freimaurerische Aufklärung, hat der josephinische Illuminatismus je etwas Anderes gewollt?) „In dieser, wie in jeder andern Beziehung suchen wir vollständig mit der Vergangenheit zu brechen. Wir wollen auf den Stamm kein neues Reis pfropfen; wir wollen in keiner Beziehung die Reform, sondern überall die Revolution."

Dieß ist der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem er, im Laufe der Geschlechtsfolgen die Frucht der Losreißung, von der Kirche in sich langsam aber stetig vorschreitend zur vollen Reife gebracht, und dieß sind die Zwecke, zu denen sich heute die consequente Demokratie ohne Scham

und Furcht vor Gott oder Menschen bekennt. Wird sie dieselben erreichen? Unsre Antwort darauf lautet sehr einfach: wenn die Zeit des Antichrist schon gekommen ist: ja! Sonst aber, wenn die Weltgeschichte sich noch ein Stück weiter fortspinnen soll, so steht die Partei der Empörung und Umwälzung dicht vor einer Niederlage, wie sie dieselbe in den letzten drei Jahrhunderten noch nicht erlebt hat. Denn so viel ist klar: entweder die menschliche Gesellschaft muß zu Grunde gehen oder die Revolution. Der jetzige Mittelzustand kann sich schwerlich länger fortpflanzen; die Spannung ist zu hoch gestiegen, als daß ein totaler Bruch, eine Lösung der widernatürlichen Verwickelung lange ausbleiben könnte.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Mittel der Revolution, über die sie uns gleichfalls mit nicht geringerer Offenheit Rede steht. Der größte Erfolg der Pariser Junius-Schlacht sei die Einsicht, „daß die demokratische Partei auf dem allmäligen ruhigen Wege der Reformen nicht einen Zoll breit Landes zur Realisirung ihrer Zwecke und Plane finde," daß sie ihren Feinden mit allen Mitteln, mit aller Schonungs- und Rücksichtslosigkeit entgegen treten müße, „daß es einen Vernichtungskampf der eigenen oder der entgegengesetzten Partei gilt," daß die Grundsätze der demokratischen Partei „erst nach vollständiger Unterwühlung und Zertrümmerung aller jetzigen gesellschaftlichen Zustände" verwirklicht werden können. — Mittel zu diesem Zweck seien die Magyaren, — „das einzige Volk, welches das Banner der Revolution noch fliegen läßt;" „sie bilden die Brücke zwischen der alten und neuen Revolution und werden ihren Nachbarn den Polen, den Deutschen und weiterhin selbst den Italienern die neue siegreiche Volkserhebung" (richtiger die Unterjochung des wirklichen Volkes unter die kleine Faction der verschwornen Demokraten) „ermöglichen." Die Partei erklärt: daß sie bei dieser „kein Mittel scheuen werde," um zur Realisirung ihrer Ansichten zu gelangen. „Die Stützen und An-

hänger des „„edlen““ Gagern wird man nicht mehr kritisch, sondern factisch vernichten.“

Sehr richtig deutet die Partei, welche dieses Manifest ergehen ließ, auf den Punkt, von welchem aus der europäische Umschwung (wir hoffen zum Guten!) beginnen wird. „Die ungarische Insurrection, das erkennen jetzt alle Parteien, ist keine nationale Bewegung, sondern eine europäische Revolution.“ (Gerade so wie die heutige europäische Revolution kein Kampf ist um politische oder sociale Formen, sondern eine dämonische Auflehnung eines Titanengeschlechtes gegen Gott, gegen die Ordnung der Natur, gegen den Bestand der menschlichen Gesellschaft!) „Magyaren, Deutsche, Franzosen, Italiener kämpfen den Vernichtungskampf gegen den vereinigten Absolutismus der östlichen Mächte.“ (Gerade daß sich in Ungarn die revolutionäre Grundsuppe der europäischen Menschheit zusammenfand, nöthigte die östlichen Mächte zu ihrem Bunde.) „Dieser Kampf hat der Revolution eine Armee geschaffen, die in allen Ländern Europa's sich Schlachtfelder und Lorbeern suchen wird,“ (wenn nicht die ungarischen Pusten das Grab der einen, Sibiriens Schneegefilde das weite Gefängniß der andern Hälfte dieses Revolutionsheeres werden). „Der ungarische Krieg ist eine glänzende Rechtfertigung der Minorität,“ und Derer, welche von jeher tauben Ohren predigten: daß jede dem revolutionären Prinzip gemachte Concession, ein Schritt weiter in den Abgrund ist! „Der Ausgang dieses Kampfes entscheidet Deutschlands nächste Geschichte.“ — Gott gebe bald!

---

## Ein Sprung i

(L

Vor vielen Jahr
gewesen. Seitdem ist
in Wessobrunn ander

Damals wohnte
stergebäude selbst; sei
den, und man wies
steht. Auch der Rest
dem Verfalle mit stark

Es macht dieß e
wie jene einst so herrl
die im Laufe eines

ein ruinirter Mann in höchster Verzweiflung selbst um's Leben. Einem Folgenden wurde das Kloster zwangsweise verkauft.

Ueberhaupt wäre es eine in mancher Beziehung lehrreiche Aufgabe, wollte sich Jemand die Mühe nehmen, und zuverlässige Erhebungen über das Geschick der Besitzer sowohl, als der geistlichen Besitzungen in Bayern seit der Säcularisation einsammeln. Nur zu oft hat sich der furchtbare Fluch bewährt, den die ersten Stifter auf die Hände gelegt, die sich an dem, was sie Gott, der Kirche und den Armen geopfert, vergreifen würden. Flüche, oft so schauerlicher Art, daß der kriegerische Gustav Adolf bekannter Maßen, als ihm die Stiftungsurkunde des Juliushospitals in Würzburg mitgetheilt wurde, scheu die Hand zurückzog.

Die Säcularisation des neunzehnten Jahrhunderts ließ sich indessen durch solche Bedenklichkeiten „alten Aberglaubens" nicht irre machen; sie griff nicht bloß mit heißhungeriger Gier, sondern mit Gott lästerndem Grimme und dämonischem Hohne zu. Und Manches, was sie nicht brauchen und verschlingen konnte, wie Bücher, Bilder und Kirchenschmuck, das zerriß sie mit knirschender Wuth, oder trat es in den Koth, oder warf es in's Feuer, damit es auf immer vernichtet sei, und nie mehr dem heiligen Zwecke, zu dem es bestimmt war, dienen könne.

Es ist aber wenig Segen bei diesem Beginnen gewesen. Wie viele der Käufer, früher wohlhabende Leute, sind verdorben und verkommen, oder schleppten in fortwährender Bedrängniß ihr Leben eben nur so dahin, unvermögend auch nur die Dachung der früher so blühenden Klosterökonomien in Stand zu halten!

Wo zuvor eine unerschöpfliche Quelle geistiger und leiblicher Wohlthaten für die ganze Umgegend floß; wo eine reichgeschmückte Kirche stand, worin die vorübergegangenen Geschlechter Trost im Unglück, und Vertrauen und Muth für den Kampf des Lebens gefunden; wo gastliche Hallen sich erhoben, in denen den Künsten und Wissenschaften eine stille Zufluchtsstätte bereitet war; wo die Hungerigen gespeist, die Nackten beklei-

..., übera
Robert; von W
Gemälden, von Ge
statt dessen Bewoh
also noch viel weni
rone, Speculanten,
zes Leben nur darau
ren; vergeblich klopf
wohlverriegelte Pforte
Herzblut verschreibt.

Und der Staat
Goldberge von der S
gewonnen? Die Zeit
Jahrhunderten angesam
schlechter als ein unant
mit ihren eigenen milden
zender Gier auf einmal
nous le déluge! Sie hat
schuldete Gemeinden mit
ten pflegen. Unbet...

Berge, splitternakt von dem höchsten Scheitel, bis hinab zur Thalsohle; trotz aller Mühe mag auf diesem trockenen, harten Steinboden, über den die rauhen Nordwinde ungehindert dahin pfeifen und den die versengenden Reife bedecken, kein Baum noch Halm fortan mehr gedeihen!

Die Henne, die ihnen so lange die goldenen Eier legte, haben die Financiers geschlachtet, und nun ist der Katzenjammer gefolgt und der gebotene Fasttag, und die Bankerotten wissen ihres Lebens keinen Rath mehr vor der schwersten Noth der Zeit, der Finanznoth.

Noch sind keine fünfzig Jahre seit der Säcularisation in Deutschland verflossen; würde es aber den letzten Prälaten gestattet seyn, zur mitternächtlichen Stunde eine Geisterschau an den Stätten zu halten, wo ihre Gotteshäuser gestanden, welchen Gräuel der Verwüstung und der Zerstörung würden sie dort finden! Und würden die Fürsten und Minister, die diese Säcularisation vollstreckt, sie auf dieser traurigen Geisterfahrt begleiten, und einen Blick auf die Folgen ihres Wirkens und die aufgelösten Zustände der Gegenwart werfen, wahrlich es würde ihnen nicht an Stoff fehlen, zu heilsamen Betrachtungen über das Walten einer göttlichen Nemesis, die Jedem zurückmißt, wie er ausgemessen! Waren in ihren Tagen die Hüter des Heiligthumes, die Würdeträger der Kirche das Ziel des Hasses und Hohnes, und waren die Rechte und Güter des Altares die schutzlose Beute weltlicher Machthaber: welch Gericht hat seitdem diese getroffen! Ist in unseren „demokratischen" Zeiten nicht der letzte Taglöhner und der elendeste Schuhflicker besser daran, als der König und sein erster Minister, denen jeder hergelaufene Judenbub und hungerige Winkelscribent im Namen des souverainen Volkes straflos sein Gift und seinen Geifer in's Gesicht spuckt, und mit der Volksjustiz, mit Sensen und Barrikaden, droht.

Als ich das erstemal in Wessobrunn war, zeigte man mir noch die Abtheilung des Hauses, wo zu Klosterszeiten wandernde Handwerksbursche eine gastliche Aufnahme fanden.



... ein Unterkom
Es ist ihnen hi
senden Studenten, di
der Säcularisation ve
mals, als noch überal
ster zerstreut standen!
oder Abends nach lan
dann klang ihnen von
Tiefe des Thales, am
lich entgegen; sie durfte
und Trank, und ein Na
Zehrpfennig zur Weiterre
Ich erinnere mich
Docen einst auf der M
ten für reisende Studenten
war ein gereimter Wegw
Schüler; die Klöster und
Abend einkehren und auf e
ten, waren darin stations
Aermste, besonders

lang unterstützt und gänzlich erhalten! Viele jener Männer, die später der Ruhm ihres Vaterlandes wurden, die Zierden der Kirche und des Staates, der Künste und Wissenschaften; große Gelehrte, Staatsmänner, Gesetzgeber und Feldherren, berühmte Maler, Bildhauer und Musiker, wurden sie nicht von barmherzigen Klosterbrüdern in den Hütten der bittersten Noth, wo sie hülflos und von aller Welt verlassen darbten, aufgefunden und mit liebreicher Hand aufgenommen! Und was wäre aus ihnen ohne diese Unterstützung geworden? Die Welt würde wohl schwerlich jemals das Geringste von ihnen erfahren haben. Und doch haben nicht Wenige von ihnen — z. B. in der französischen Revolution — ihren Wohlthätern nur mit dem schwärzesten Undanke als ihre herzlosesten Verfolger später gelohnt!

Wenn ich nicht irre, so erinnerte sich auch noch jüngst Robert Blum auf seinem letzten Gang nach der Brigittenau, als er im Vorübergehen das Meßglöckchen einer Kirche schallen hörte, der Armuth seiner ersten Kindheit, der frommen Ermahnungen seiner Mutter und der Unterstützung, die er von geistlicher Hand empfangen.

Nun ist das Alles dahin! Die gastlichen Glocken der Klöster auf dem Lande sind längst zum Schweigen gebracht; dafür doziren „Lichtfreunde" und Juden auf den Kathedern und in der Schmutzpresse: Klöster, geistliche Orden und Bruderschaften seien gegen den Geist der Zeit; Phrasen, die keinen Hungerigen sättigen und keinen Nakten bekleiden. Einstweilen haben daher unsere Pfarrer auf dem Lande die fechtenden Handwerksbursche und die reisenden Studenten geerbt. Mancher von ihnen gibt mit freigebiger Hand und über sein Vermögen. Allein gäben sie auch den letzten Heller und den Rock vom Leibe, ihre Mittel sind zu beschränkt, als daß sie die Lücke vollkommen ausfüllen könnten, welche die Aufhebung der Klöster gelassen.

Das Wirthshaus in Wessobrunn hat eine freie Lage auf der Höhe; man genießt von seinem ersten Stocke aus

.. ..agen, eines üb
sie unmittelbar zur
anstechen konnte.
dieser Zurüstung erf
„Hochzeitmahl" gefei
dabei gestattet, so
Preis des Couverts
viel Bier der Wirth
die Person gerechnet
und Frauen, eines in
ten mit eingeschlossen,
selbst besteht hauptsächl
speisen; was sie nicht e
Mögen auch Man
mäßig erscheinen, so m
solche außerordentliche F
den Bauern im Ganzen n
nach ihrer Wohlhabenheit
ist noch immer die täglich
liche Aus..

gium, daß sie, wie die Hochzeitgäste, so viel Bier trinken dürfen, wie sie mögen. Als der Arzt nun seinen Kranken, der ihm nicht so bedenklich schien, examinirte, äußerte dieser große Zweifel an seinem Aufkommen, indem er meinte, daß ihm wohl nimmermehr könne geholfen werden. „Denn", sagte er zerknirscht, „als ich noch Bräuknecht war, habe ich leider dem Bier ein wenig gar zu sehr zugesprochen." Und nun gestand er, daß er des Tages nicht weniger als vierzig Maaß getrunken habe! Andere solcher Schwein-Virtuosen der Biervöllerei, von denen man mir als Wundermenschen erzählte, hatten es dahin gebracht, daß sie zu völligen Fässern geworden waren. Sie gingen eine Wette ein, sperrten ihr Maul mit dem weiten Schlund auf, ließen sich zwölf Maaß in einem Zuge hineingießen, und gewannen die Wette!

Was man sonst häufig in Gebirgsgegenden findet: schöne, alte, poetische Gebräuche und sinnreiche Herkommen, die mit Hochzeiten verbunden zu seyn pflegen, das hat hier die nüchterne Prosa der Neuzeit, die nur handgreiflichen Genüssen nachgeht, abgeschafft. Westenrieder hat uns noch die langen, sonst üblichen Reimsprüche, wie sie bei dem sogenannten Abbanken der Hochzeitgäste in Altbayern statt fanden, aufgezeichnet. Jetzt sind sie, mit so vielem Anderen der alten Zeit, an den meisten Orten, und so auch in Wessobrunn verschollen. Essen und Trinken und Musik und Tanz, das ist die ganze Poesie, welche unsere Zeit dem Landvolke gelassen; kein Wunder, wenn daher auch, bei dieser langweiligen Nüchternheit des Geistes, der Leib und das Thier im Menschen sich entschädigt, und das Essen zum Fressen, das Trinken zum Saufen, und das Tanzen zum wiehernden, bacchantischen Gestampf wird.

Hier in Wessobrunn war es übrigens, wo ich bis um ein Uhr in der Nacht dem lauten Wortwechsel der Bauern über Wild und Jagd zuhören mußte. Ich habe früher bereits bemerkt, wie der Unfug, der, Dank den Frankfurter Grundrechten, gegenwärtig mit der Wilderei und Freijägerei

emancipirten Jagd getrieben wird, durch die Verwilderung der Bauern die beste Pflanzschule für die Freischaaren des Umsturzes bilde. Seitdem ist mir eines der jüngsten Blätter der von dem republikanischen Juden Oppenheim redigirten Karlsruher Zeitung zu Gesicht gekommen, das die beste Bestätigung meiner Behauptung enthält. Diesem trefflichen Blatte, das die republikanische Verjüngung der Menschheit von der Meuterei trunkener Soldaten und den Mistgabeln und Dreschflegeln aufgehetzter Bauern erwartet, schreibt ein nach Stuttgart in Sachen der Propaganda hinübergewanderter Commis Voyageur der demokratischen Revolution unter dem 5. Juni: „Auf unserem Wege von Frankfurt sind wir in Miltenberg außerordentlich festlich empfangen worden; es galt der äußersten Linken. Ich hörte dort, daß der Spessart ganz vorzüglich gut sey; in kürzester Frist könnten dort vier- bis fünftausend Schützen aufgetrieben werden, welche verwegen und brauchbar sind, weil die ganze Bevölkerung dort wildert."

Welche Verwilderung aber unter diesen „demokratischen" Wilderern der Karlsruher Zeitung und ihren Gesinnungsgenossen, den Blutfinken der rothen Fahne, mehr und mehr einreißt, davon hat uns erst jüngst wieder der Tod des hessischen Regierungscommissärs Prinz ein schreckliches Beispiel gegeben. Eine bübische Schandthat, die sich würdig der Reihe jener scheußlichen Meuchelmorde zugesellt, womit die rothe Brüderschaft seit der Ermordung von Leu unsere deutsche Geschichte fort und fort befleckt. Da die Presse aber großentheils in den Händen dieser Partei ist, so werden solche Thatsachen, die ein allzu grelles Licht in den Abgrund werfen würden, dem sie uns zuführt, wo möglich verheimlicht, oder auf die lügenhafteste Weise entstellt, sophistisch beschönigt, und alsbald der Vergessenheit übergeben. Unserer stumpfsinnigen, verkommenen Zeit kann man aber nicht oft genug den Spiegel der Wahrheit vorhalten. Die näheren Umstände dieses Mordes sind folgende.

Nachdem die Führer der jüngsten „Schilderhebung"

in der Pfalz und Baden, mit Hülfe ihrer straflosen Hetzblätter, ihrer demokratischen Vereine, ihrer republikanischen Volksversammlungen und des in der Trunkenheit zur Meuterei verführten Militärs, die rechtmäßigen Regierungen entsetzt, und ihre glücklichen Provinzen unter den Terrorismus des bewaffneten Lumpengesindels von ganz Europa gestellt, und allem Elende einer der muthwilligsten und niederträchtigsten Revolutionen, die die Geschichte kennt, preisgegeben hatten: mußte ihnen natürlich Alles darauf ankommen, ihre Brandfackeln ringsum über die Gränzen zu schleudern. Ganz Deutschland sollte von dem Brande ergriffen werden und derselbe sich, indem die Flammen von Frankreich, Ungarn und Italien zusammenschlügen, zu einem allgemeinen Weltfeuer steigern. Dieselben Mittel, die daheim so rasch und vollständig zum Ziele geführt, wurden daher auch hier in Bewegung gesetzt: Presse, Vereine, Volksversammlungen, Verführung des Militärs. Namentlich rechneten sie auf die großen Volksversammlungen, die sie durch bewaffneten Zuzug von Freischaaren verstärkten. War Alles gehörig vorbereitet, dann sollte, wie in Baden und der Pfalz, so auch anderwärts, im Taumel des Augenblickes der letzte Ausschlag gegeben werden. Hatte man hier unter dem Gebrülle der bethörten Menge die rechtmäßige Regierung für ab- und die revolutionäre für eingesetzt erklärt, dann war ja die Revolution gemacht.

Wenn die großen Volksversammlungen in Reutlingen und in unserem bayerischen Franken nicht, gleich denen von Offenburg und Kaiserslautern, zu diesem vollen Resultat führten, so war es, weil man sich der Zustimmung des Volkes noch nicht für sicher hielt, und insbesondere, weil man den „verthierten Söldlingen" in Würtemberg und Bayern noch nicht vollkommen traute.

Eine ähnliche Volksversammlung nun wurde für Mittwoch den 23. Mai auf der hessisch-badischen Gränze in Groß-Laubenbach bei Heppenheim an der Bergstraße angekündigt. Ueber die Absicht konnte kein Zweifel obwalten. Die Anstifter rechneten dabei vermuthlich hauptsächlich auf die „Wil-

derer“ des Odenwaldes. Wäre ihnen Alles nach Wünsch gegangen, so hätten sie ohne Zweifel das Aufhören der „volksfeindlichen“ hessischen Regierung decretirt und sich Darmstadts bemächtigt, wie sie es mit Karlsruh von Rastatt aus gethan. War aber einmal Darmstadt und Hessen in ihrer Gewalt, so durften sie hoffen, durch ein allgemeines Aufgebot sich auch Frankfurts zu bemächtigen. Welche unermeßliche Vortheile ihnen aber der Besitz Frankfurts mit seinen Millionären geboten hätte, leuchtet von selbst ein. Hätten dort die Blousen- und Sensenmänner mit den rothen Heckerfedern, die polnischen, ungarischen *), italienischen und französischen Landsknechte der Revolution, die alle für die „deutsche Einheit und Freiheit und die Reichsverfassung“ Gut und Blut einsetzen, nach dem Beispiele ihrer Väter aus der ersten Revolution, und wie Napoleon mit Hamburg gethan, den reichen Geldsäcken der Krämerstadt eine Brandschatzung von hundert Millionen, zahlbar nach Sicht, auferlegt, welch ein Teufelsheer aus dem übervölkerten Europa wäre ihnen dann erst zugerannt!

---

*) Welcher Art diese zusammengelaufenen Abenteurer sind, die sich in den Rheinlanden unter diesem oder jenem Costüme für Kämpfer der deutschen Einheit und Freiheit ausgeben, davon gibt uns folgende kurze, dem Lloyd (Num. 274) entlehnte Notiz ein merkwürdiges Beispiel: „Koblenz, 5. Juni. Sie werden in unsern Blättern einen Aufruf zur Bildung einer deutsch-ungarischen Legion in Karlsruh finden, der von „„Jovanovits, Hauptmann der Honveds aus Ungarn““ unterzeichnet ist. Es dürfte zweckmäßig seyn, das deutsche Volk aufmerksam zu machen, wie sehr es getäuscht und betrogen wird, und welche saubere Individuen hier zusammenströmen. Dieser Hauptmann v. Jovanovits ist nichts weniger als ein Ungar, spricht keine Sylbe ungarisch, war seit den Kämpfen gar nicht in Ungarn, heißt auch gar nicht Jovanovits, sondern ist Eines der verrufensten, liederlichsten Subjecte aus Wien, Namens Heinrich Peter, Bruder des berüchtigten Oscar Falke, der aller Orten schlechte Streiche durchgemacht hat, vom falschen Spieler bis zum Wechselfälscher.“





Die hessische Regierung, die sich über die Endabsichten der badischen „Schilderhebung" nicht täuschen konnte, erließ Verbote gegen Volksversammlungen, und Herr **Prinz**, den Wühlern längst ein Dorn im Auge, wurde abgeordnet, das aufgehetzte Landvolk zu beschwichtigen und ihnen die Augen über das teuflische Spiel, welches eine verworfene Bande mit ihnen trieb, zu öffnen.

Ich lasse den weiteren Verlauf von einem Augenzeugen erzählen, der unter dem 26sten Mai also aus dem hessischen Hauptquartier schreibt:

„Am Mittwoch Nachmittag sollte in Groß-Laudenbach bei Heppenheim an der badischen Gränze eine große Volksversammlung abgehalten werden, weßhalb Herr Prinz, Director bei der Regierungs-Commission zu Heppenheim, sich veranlaßt sah, daselbst zu erscheinen, und die versammelten Leute aus der Umgegend zu ermahnen, sich nicht irre leiten zu lassen, was besonders die aus dem Badischen herübergekommenen Freischärler beabsichtigten, in der Meinung, sie könnten bei dieser Gelegenheit den ganzen hessischen Odenwald, wo der tiefste Frieden herrscht, in Revolution versetzen. Da es nun Herrn Prinz gelungen war, die Leute zur Ruhe zu bringen, so glaubten diese Aufständischen um so mehr diesen rastlosen Förderer der Ruhe außer Wirksamkeit setzen zu müssen, da dieser das herbeigezogene hessische Militär wieder abgeschickt hatte; sie verhöhnten anfangs den Regierungscommissär, und später, als er den Bürgermeister geholt, umringten sie ihn, schlugen den nochmals zur Ruhe Ermahnenden zu Boden, schossen ihm von hinten mit einem Schrotschuß zwischen die Schultern, sowie eben dahin mit einer Büchsenkugel, welche am Hals herausfuhr. Der Schwerverwundete richtete sich auf, bat mit aufgehobenen Händen um Schonung; allein diese Mörderbande, welche sich Verfechter der deutschen Freiheit und Einheit nennt, schlug mit Knitteln und Hirschfängern dermaßen auf dieses unglückliche Opfer, daß es bald seinen Geist aufgab. Der dabei gewesene Gensdarm, ebenfalls verwundet, schlug sich durch, und holte

das in 250 Schritte Entfernung befindliche Militär herbei, drei Compagnien von dem dritten hessischen Infanterieregimente unter Oberst Dingeldey, welche sogleich anmarschirten, und auf Commando des Hauptmann Rebel ohne Weiteres ein so treffliches Zugfeuer eröffneten, daß auf dem Platze zwölf Todte liegen blieben, so wie viele Verwundete. Die Uebrigen gingen durch, nachdem vorher ihre Führer schon auf die feigste Weise das Weite gesucht hatten. Im Ganzen ließen die Freischärler 51 Mann Todte und Verwundete auf dem Platze, welche ich selbst sah und zählte, so wie von ihnen 107 Mann gefangen wurden. Man wird wieder viel schreien hören von Unschuldigen, welche zufällig dabei waren; allein das sind gemeine Ausflüchte. Die Vorgänge waren der Art, daß jeder ruhige Zuschauer Böses ahnend, vorher sich bereits entfernt haben mußte. Wer diese Gefangenen sieht, ihre Gesichtszüge näher in's Auge faßt, der wird überdieß schon nichts mehr von der Schuldlosigkeit derselben hören wollen. — So entsetzlich beklagenswerth auch der unerhörte Mord dieses edlen Mannes war, so darf man dabei zwei wesentliche Punkte nicht unberücksichtigt lassen: der eine, daß man abermals den augenscheinlichsten Beweis hat, daß man mit Güte nicht mehr durchkommt, daß tüchtig drein geschlagen werden muß; der andere, daß der Geist der hessischen Truppen vortrefflich ist, die sich nicht durch erbärmliche Reden von ihren Offizieren und Fahnen abbringen lassen. Als das Kriegsvolk zum „„Feuern"" commandirt wurde, sagte ein Soldat zu seinem Nachbar, einem Rekruten vom zweiten Aufgebot, erst vier Wochen im Dienste, „„schieße nur nicht"", da stürzte der Anredner aber auch schon zu Boden, denn der Rekrut hatte ihn mit seinem Kolben dergestalt in's Genick geschlagen, daß er für todt weggetragen werden mußte. Alle Soldaten wünschen nun eifrigst zum Feuer geführt zu werden, was sich die Badener Freischärler hinter das Ohr schreiben mögen. Die hessischen Truppen stehen von Gernsheim bis über die Bergstraße im Odenwald, jeden Tag des Angriffs gewärtig, aber fest entschlossen, sich als alte, treue hessische Soldaten zu

bewähren, was die Badischen nicht thaten." So weit der Bericht eines Augenzeugen.

Was indessen den an jenem unglücklichen Beamten verübten Mord noch schwärzer erscheinen macht, das ist ein Umstand, der vermuthen läßt, daß die feige That nicht einmal eine aus dem Zorn des Augenblicks zufällig hervorgegangene, sondern eine schon früher beabsichtigte war. Wie nämlich die „Rheinische Volkshalle" schreibt, so gab Professor Birnbaum gleich nach der vollbrachten Ermordung einen Brief bei Gericht ab, den er acht Tage früher von seiner Frau aus Gießen erhalten hatte, worin ihm diese damals schon schrieb, ob es wahr sei, daß Prinz bei einer Volksversammlung an der Bergstraße erschossen worden sei? —

Doch hören wir noch einen andern Augenzeugen aus diesen Gegenden der zügellosen Demokratie. Ein Reisender, der am 5. Juni durch Heidelberg kam, mit welchen traurigen Zügen schildert er die einst so anmuthige Stadt! Ist es nicht, als ob sie sich in ein großes, wüstes Bordell politischer und sittlicher Liederlichkeit und Ausschweifung verwandelt hätte, wenn wir ihn hören: „Wie hatte Heidelberg, diese reizende Neckarstadt, ihr Antlitz verändert seit den dritthalb Wochen, daß ich sie nicht gesehen! Auch damals strotzte schon Alles in Waffen, allerwärts übte die Jugend sich in militärischem Spiel, noch lag der Hauch der Begeisterung wie zauberhaft über das aufgeregte Land hingeweht, noch ging Hand in Hand damit eine freiwillige Zucht; man mochte fast klagen, daß der Aufstand nicht einer deutscheren Sache gelte, daß so viele irregeführt waren zu ganz andern Zielen, als man ihnen vorgespiegelt. Jetzt aber war die Maske von den Drängern abgerissen, die Bewegung in ihrer nakten Gestalt erschienen; ein unerträglicher Terrorismus, zum Theil von Buben gehandhabt, über das ganze Land organisirt gegen jede unabhängige Meinung; das Standrecht in ganz Baden (die Ausnahmen sind nur scheinbar) verkündet, man wußte nicht recht gegen wen und was. Der alte liebliche Musensitz war plötzlich zu einem Waffenplatz umgewan-

Ueberall wimmelt
daten machen sich
ihr besoffener Gesi
Durcheinander, w
Lande vorgekommen
Herabwürdigung u
Würtemberg und n
Und doch stößt man
müthige Schwärmer
trauen, es sei Sehnsu
betrogenen deutschen V
Stämme sich sofort
trafen wir in der größ
ner aus der Stadt, w
rend, waren aus dem
bracht worden; andern
Theilnahme feierlich zur
andere Todte in den Wei
man, der Ueberfall sei d

Schatten des Friedens! Allum tiefe Ruhe und behagliches Stillleben. Ueberall strahlte aus den Gesichtern Heiterkeit und Zufriedenheit. Fröhliche Musik erschallte abwechselnd mit dem Gesang der Vögel von dem Hause der Braut herüber. Die Gäste rüsteten sich zum Kirchgang; auf den verschiedenen Pfaden kamen die Befreundeten aus den benachbarten Höfen in ihrem festlichen Putze über die aufgrünenden Wiesen dem Dorfe zugeschritten, und Freudenschüsse verkündeten den Beginn des Festes. Man fühlte es, daß man sich in einem Lande befand, wo der Märzverein und seine Genossen noch wenig vermögen, wo das Volk noch im alten Glauben und in alter Treue arbeitet und betet, und der Segen Gottes noch nicht entwichen ist.

Und könnte die Pfalz und Baden nicht eben so glücklich seyn? Sind ihre Fluren und ihre Hügel nicht von Gott noch reicher in Hülle und Fülle gesegnet? Allein der Uebermuth und die Zügellosigkeit der Menschen hat aus diesem Paradies eine Hölle der Revolution gemacht, ein Feldlager für Meuchelmörder und zuchtlose Freischaaren, ein ödes Blutfeld des nichtswürdigsten Bürgerkriegs. Die vollendete Schlechtigkeit der Einen, und die Schlaffheit, die Feigheit und Uneinigkeit der sogenannten Wohlgesinnten und Halben, die den Teufel stets mit Concessionen zufrieden stellen möchten, sie haben diese noch jüngst so blühenden Länder in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt. Freiheit und Sicherheit, Wohlstand und Ordnung sind dahin, und alle sittlichen Bande zu Gunsten einer permanenten Revolution gelöst. Wohl kann das blanke Eisen da noch Ruhe schaffen; aber die Demoralisation, die sittliche Faulniß, diese Entfrembung von allem Göttlichen, diese Knechtschaft unter dem Joche aller thierischen Begierden und Leidenschaften, diese Erschlaffung aller edleren, geistigen Triebe und Spannkräfte, diesen Krebs, der an dem Herzen unseres deutschen Vaterlandes nagt, kann das Eisen allein nicht heilen. Möge Gottes Barmherzigkeit und der gesunde, tüchtige

Sinn unseres Volkes wenigstens Bayern vor ähnlichem Unglück, wie die Pfalz und Baden, bewahren!

Ich machte von dem Wirthshause aus einen kleinen Morgenspaziergang, besuchte die gegenwärtige Kirche, denn die frühere Klosterkirche ist abgerissen; auch mit dem Einen und dem Andern knüpfte ich da und dort ein Gespräch an.

Von der Geschichte des Klosters aber muß ich schweigen; denn wo sollte ich bei dem Raume dieser Blätter ein Ende finden? Beschließt ja ein solches Haus, das vom Jahre 753 bis 1803, länger als ein Jahrtausend bestanden, eine kleine Weltgeschichte in sich; denn mit allen seinen schlimmen und guten Eigenschaften und Gaben, die draußen in der Welt thätig sind, tritt der Mensch auch in die stillen Mauern des Klosters ein. Und wie viele Geschlechter haben hier nicht gewirkt und gewaltet, gelitten und gestritten, bis sie in die ewige Ruhe zu ihren Vorgängern eingingen, um Andern ihren Stuhl in der Kirche, ihre Zelle im Kloster einzuräumen! War der Schauplatz ihres Wirkens auch ein engerer: so spiegelte sich dennoch die Menschheit darin nicht minder ab. Und kömmt es ja dort, wo der Geist waltet, ohnehin nicht auf die äußere Größe des Raumes und die Souverainetät der Kopfzahl an. Wie denn für uns die Geschichte eines kleinen Staates oder einer Stadt, wie z. B. die von Athen, ungleich interessanter ist, als die eines mächtigen asiatischen Kaiserreiches, das an Umfang und Volkszahl die Stadt der blauäugigen Pallas um das Tausendfache übertrifft.

Wessobrunn aber hat gar manche wohlverdiente Männer hervorgebracht, Männer, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, durch Tugenden und wissenschaftliche Strebsamkeit. Einer seiner Söhne hat die Geschichte und die Schicksale des Klosters unter der langen Reihe seiner Prälaten in einem Quartbande beschrieben, der nicht weniger als 560 Seiten umfaßt. Das Werk führt den Titel: „Historia monasterii Wessofontani, illustrans historiam Bavaricam universalem et particularem, deprompta ex approbatissimis scriptoribus rerum Germanica-

rum et maxime Bavaricarum, authore P. Coelestino Leutner, Benedictino Wessofontano exemptae congregationis Benedictino-Bavaricae secretario, protonotario Apostolico publico in curia Romana immatriculato. MDCCLIII." Dazu hat er noch nachträglich als zweiten Theil, oder Appendix instrumentaria, einen Urkundenband beigefügt. Wer sich also darüber unterrichten will, der findet hier Belehrung zur Genüge.

---

Nur zweier Merkwürdigkeiten, die Wessobrunn eigenthümlich sind, will ich gedenken: des berühmten Wessobrunner Gebetes und der Wessobrunner Klausnerin Diemut.

Das Wessobrunner Gebet, dessen Handschrift nun in der großen Bibliothek in München aufbewahrt wird, ist eines der ältesten und merkwürdigsten Denkmäler unserer deutschen Sprache. Wie denn überhaupt die Geschichte unserer Sprache und Literatur die Erhaltung der meisten ihrer ältesten Kleinode, nebst St. Gallen und Fulda, unsern bayerischen Klöstern und dem thätigen Geiste ihrer Mönche verdankt.

Das Wessobrunner Gebet ist zwar dem Umfange nach sehr kurz; es zählt in der Handschrift nur einundzwanzig Zeilen; nichts destoweniger aber ist es durch seine Sprache und den darin herrschenden Geist immer eine der kostbarsten Reliquien unserer deutschen Vorzeit, und bietet gerade durch seine Kürze und die uralten Sprachformen der Erklärung mancherlei Schwierigkeiten. Die Erforscher des deutschen Alterthums haben ihm darum auch in vollem Maße ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und schon im Jahre 1827, als Wilhelm Wackernagel eine eigene kleine Schrift unter dem Titel: „Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen", darüber herausgab, waren bereits vor ihm schon dreizehn verschiedene Ausgaben desselben erschienen, darunter eine von den beiden Brüdern Grimm unter dem Titel: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte. Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Gebet. Cassel 1812. 4."

Es ist bedeutsam für die Gottvergessenheit und die sittliche

Erschlaffung dieser unserer Zeit, daß gerade einer der ältesten Laute, der aus unserer frühesten Vorzeit, da die Urwälder noch grünten, zu uns herüberklingt, ein ernstes Gebet ist, das mit einer Erinnerung an den Urbeginn aller geschaffenen Wesen anhebt, an den Anfang der Tage, da noch nicht Morgen war noch Abend, und das sich dann an die Güte des Schöpfers, der alle die Wunder der sichtbaren und unsichtbaren Welt mit seiner heiligen Allmacht gewirkt, wendet, und ihn anfleht um rechten Glauben und wahre Weisheit, und um Kraft, dem Teufel und der Sünde zu widerstehen! — denn das ist der Inhalt jenes Gebetes.

Aus seiner Sprache aber mit den volltönenden Worten, die ohne den Kitt von Präpositionen, Hülfsverba und Artikeln, gleich den alten Riesen- und Cyclopenmauern aus lebendigen Felsblöcken zusammen gefügt sind, weht uns noch die frische Luft des Urwaldes, ein Hauch jenes alten germanischen Heldengeistes entgegen, dessen hohe Reinheit und Keuschheit, dessen Treue, Freiheitsmuth und Todesverachtung einst Tacitus bewundert.

Mit welchen Blicken zornigen Abscheues und tiefster Verachtung würden die hochherzigen Heiden des alten Deutschlands, die Besieger des verderbten Roms, auf ihre verkommenen Enkel, die jungdeutschen Heiden und ihren Treubruch und Meineid, ihren Meuchelmord, ihre feige Arglist, ihre ehrlose Lügenpresse, ihre zuchtlose Entartung und liederliche Gottlosigkeit herabblicken!

Die einzelnen Absätze dieser alten Sprache, mit ihren vollen Vocalen a, i, u und o, an deren Stelle das farblose e getreten, klingen wie scharfe Schwertschläge auf tönende Helme und blanke Schilder. Mich erquickt jedesmal dieser sittliche, hohe Ernst, die gesunde, durch keine Laster geschwächte Urkraft, der züchtige, tapfere, hochherzige und zugleich milde und gemüthvolle Geist, der in jedem Bruchstücke unserer alten Sprache lebt. Man glaubt, wenn man jene kräftig klingenden Worte liest, die alten riesigen, schnellkräftigen Heldengestalten

vor sich zu sehen, wie sie mit kühnem Auge, mit fester, hoher Brust und starkem Arme, auf hohen Rossen, die Speere schwingend, oder Schwert und Schild zusammen schlagend, singend in die Schlacht ziehen, und dem Tode, der sie nach dem himmlischen Heldensaal führte, entgegenjauchzen. In dieser Weise singt ja noch das Ludwigslied auf den Sieg von Saucourt vom Jahre 881 in dem alten Heldengeiste von den christlichen Franken:

| | |
|---|---|
| Ther kuning reit kuono. | Der König ritt kühne, |
| Sang lioth frano. | Er sang ein heilig Lied, |
| Joh alle saman sungun | Und alle zusammen sangen: |
| Kyrrie leison. | Kyrie eleison. |
| Sang uuas gisungan. | Der Sang war gesungen, |
| Uuig uuas bigunnan | Der Kampf war begonnen, |
| Bluot skein in uuangon | Das Blut schien in den Wangen, |
| Spilodun ther Frankon. | Es kämpften die Franken. |

Auch das Wessobrunner Gebet gehört, gleich diesem Ludwigsliede, dem neunten Jahrhunderte, und zwar seinem Anfange an. Es gibt uns somit ein Beispiel, wie unsere Sprache zur Zeit Thassilo's und Karls des Großen, da das Kloster Wessobrunn in seiner Waldeinsamkeit gegründet wurde, lautete. Es enthält in seinen Schriftzeichen sogar noch einige Runenbuchstaben, und in seiner ganzen Fassung klingt noch ein Ton jener ältesten, mit unserer Sprache auf's innigste verwebten Weltanschauung nach, wie sie die uralte Wohle, die heilige Sibylle, die vor- und rückschauende Seherin des Nordens in der Voluspa der Edda den nachgebornen Geschlechtern gesungen, die ja gleichfalls von der Zeiten Anbeginn und der ersten Morgendämmerung der Schöpfung in geheimnißvollen kurzen Lauten mit begeistertem Munde anhebt.

Dieser germanische Heldengeist, der in seiner Keuschheit, in seiner Heilighaltung der Treue, in seiner Ehrfurcht vor dem Willen der unsichtbaren Gottheit, seinem Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß, seiner Todesverachtung und zuversichtlichen Hoffnung auf ein künftiges Leben nach dem

ster verfaßt, so athmeten die frommen Brüder der
rerbten deutschen Geist gleich der Lebensluft mit
:utterlauten ein, und so verschmolz er sich auf's
it den Lehren des Christenthums. Macht er sic
unseren ältesten Uebersetzungen und Harmonien
en geltend.

ch vielleicht möchte Einer oder der Andere das
nner Gebet, das mir zu diesen Betrachtungen Vera
t, selbst vernehmen. Es lautet, in das neuere H
ibersetzt, wörtlich also:

as erfrug ich als die größte der Wissenswürdigkei
Erde nicht war, noch der Himmel; noch ein B
Baum; und daß die Sonne nicht schien, noch
uchtete, noch die wogende See."

ıd da nichts war von Marken und Gränzen, da w
allmächtige Gott, der mildeste der Menschen, und
ıch der guten Geister manche mit ihm."

ıd Gott heilig, Gott allmächtig, der du Himmel u
haffen (gewirkt), und der du den Menschen so man
geben, gib mir rechten Glauben zu deiner Gnade u
illen, Weisheit und Vorsicht und Kraft den ...

Führt uns dieses nun tausendjährige Gebet mit seiner edlen einfach-ernsten karolingischen Sprache an den göttlichen Urquell der Zeiten, an der Dinge ersten Uranfang; so ist uns das Bruchstück eines anderen altvaterländischen Gedichtes *) erhalten, das uns ihr letztes Ende schildert. Es wird darin unseren Blicken in demselben altgermanischen Geiste jener furchtbare Tag des letzten Gerichtes vorgeführt, da jeder seinen Lohn nach seinen Thaten empfängt; jener Tag des Schreckens, wo die

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum;

wo das große Buch, das aller Menschen Geschichte enthält, aufgeschlagen und jeder zur Rechenschaft vorgefordert wird:

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Diesen Schluß aller irdischen Geschichte mit dem Untergange der Welt stellt uns jenes zweite altdeutsche Gedicht dar.

---

Bayern gebetet. Sie können sich daraus selbst überzeugen, wie damals unsere deutsche Sprache ihren Schwestersprachen: der griechischen, der lateinischen, der persischen, der slavischen und der indischen Sanskrit-Sprache unendlich näher stand, als heute; wie denn auch damals, das, was sich heute als deutsche Mundarten im inneren Gebiet der deutschen Sprache selbst so weit aus einander gespalten hat, sich noch ungleich näher stand. Ungeübte Leser werden meinen, es sei jede andere Sprache nur keine deutsche, wenn sie den Anfang unseres Gebetes also lauten hören:

Dat gafregin ih mit firahim
firiuuizzô meista,
dat ero ni uuas
noh ûfhimil,
noh paum nohheinig
noh pereg ni uuas u. s. w.

*) Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt. Aus einer Handschrift der königl. Bibliothek zu München, herausgegeben von J. A. Schmeller. München 1832.

...einem lateinischen Sermon des hl. Augustinus, ...
...t den lateinischen Widmungsversen ein Geschenk w...
...er dritte Erzbischof von Salzburg, Adalram (...
...21 † 836) dem Sohne Kaiser Ludwigs des Fromm...
...I. dargebracht hatte. Dieser Ludwig, zugenannt ...
..., hielt vom Jahr 828 als König von Bayern ...
...isburg und herrschte vom Jahr 843 bis 876 ü...
...nd.

...) dieß alte Denkmal theilt mit dem Wessobrunner Ge...
...Reime vorangehende alliterirende Form unserer ältes...
...hen Dichtung, in der ohne Zweifel die frühesten Gött...
...enlieder unserer Vorfahren gedichtet waren.

...n ernster Inhalt aber sollte ohne Zweifel der Se...
...n Fürsten warnend jenes Bild des ewigen Richter...
...gs der Könige, vorführen, damit er auf dem Thro...
...Richterstuhl und in der Schlacht der furchtbaren Stun...
...en Gerichtes vor dem

Rex tremendae majestatis

und in allem seinen Thun und Lassen die ewige G...
... vor Augen hätte, die auch ihm das Urtheil sprech...
...enn jener Tag erschienen:

Noch mehr aber als in dem kurzen Wessobrunner Gebet weht in dieser Dichtung vom Ende der Welt jener vorchristliche germanische Heldengeist, mit seiner ernsten Weltanschauung und seinen Erinnerungen aus den Ueberlieferungen der grauesten Vorzeit.

Sie schildert den Schrecken der Hölle, „wo Feuer ist und Finsterniß;" die Herrlichkeit des Himmels, „wo Leben ist ohne Tod, Licht ohne Finsterniß, ein Wohnen ohne Sorgen und Niemand krank," und ruft dann Jedem mahnend zu: wie noth ihm darum sei, „daß ihn sein Inneres dazu antreibe, daß er Gottes Willen gerne thue und der Hölle Feuer ernstlich meide, des Pfuhles Pein, wo der alte Satan heiße Flammen beut."

Und den Vorhang zum großen Schlußact der Weltgeschichte aufrollend hebt sie weiter an: „Wenn nun der mächtige König das Gebot ergehen läßt zu dem Gericht, zu welchem jedes Erdengeschlecht kommen muß: da darf keines der Menschenkinder den Bann (die Vorladung) versitzen, allermänniglich muß er an die Malstatt (Gerichtsstätte), und da muß er vor dem Gericht zu Rede stehen über das, was er auf Erden gethan.

„Die Weltweisen," so fährt die Dichtung fort, „hört ich sagen, daß der Antichrist dann kämpfen wird mit Elias. Die Kämpfer sind so stark, die Streitsache so groß! Elias, kämpft um das ewige Leben. Er will den Gerechten das Reich befestigen; darum wird ihm helfen der, der des Himmels waltet." Dem Antichrist aber steht der Altfeind, der Satan, zur Seite.

Sie schildert nun wie der Antichrist mit dem Bösen in diesem Kampfe, der dem Weltgericht und dem Weltende vorangeht, erliegen wird und fährt fort: „Doch wie der Gottes-Männer viele glauben, wird auch Elias in diesem letzten Streite verwundet" und mit seiner Verwundung beginnt auch das Ende und Gericht: „wie sein Blut auf die Erde träuft, da fangen die Berge an zu brennen; kein Baum bleibt stehen auf Erden; die Ströme trocknen aus; das Meer verzehrt sich; der Himmel vergeht in Flammen; es fällt der Mond; der Erdkreis steht in Brand; kein Stein bleibt unerschüttert auf seinem Grunde.

Dann bricht herein der Tag der Vergeltung, er kommt, die Sterblichen heim zu suchen mit Feuer. Da mag kein Blutsfreund dem andern helfen vor der [illegible] (Muspilli, Muspelheim). Wenn die ganze weite Erdfläche in Brand steht, und Feuer und Luft Alles dahinfegt, wo ist dann" (o Fürstensöhne der Karolinger!) „die Landmarke, um die man sich hier gestritten mit seinen Blutsfreunden? Die Mark ist verbrannt! die Seele steht belastet mit der Sünde, weiß nicht, womit sie büße und geht in die Verdammniß! Darum ist dem Menschen gut, wenn er zur Gerichtsitzung geht, daß er über jede Sache recht urtheile, dann kann er unbekümmert seyn, wenn er vor (Gottes) Gericht geht. Nicht weiß der arme Mensch, welches Loos er haben wird, wenn er durch Bestechungen das Recht verkehrt." —

„Wenn dann die himmlische Posaune erschallt und sich der erhebt, der da richten wird über Lebendige und Todte, da erhebt sich mit ihm ein unzählbares, kühnes Heer, dem sich Niemand wiedersetzen kann. Er zieht zur Malstatt, die da festgesetzt ist. Da ergeht das Gericht, von dem man von je gesagt. Da ziehen Engel hin über die Lande, wecken die Völker, rufen sie auf zu dem Gericht. Da wird er männiglich aus dem Staube erstehen, sich losmachen unter des Grabes Bürde und wieder sein Leben empfangen, daß er Rede stehen möge und gerichtet werde nach seinen Thaten."

„Wenn nun der zu Gerichte sitzt, der richten wird über Todte und Lebendige, da stehen um ihn der Engel Schaaren, der Seligen zahlloser Kreis und die da erstanden sind zum Gerichte. Niemand mag da etwas verhehlen. Die Hand, das Haupt, jedes der Glieder bis an den kleinsten Finger wird reden und sagen, was er unter den Menschen verbrochen. Keiner, wie listig er sei, wird da etwas zu erlügen vermögen, oder zu verhehlen eine That, daß sie nicht offenkundig werde vor dem König, wofern er sie nicht gesühnt hat durch Almosen und durch Fasten die Schuld gebüßt.... Dann wird hervorgetragen das hehre Kreuz, an welchem der heilige Christ erhangen [illegible] [illegible]igt er die Wundmale, die er empfing in der [illegible]

die er aus Liebe zu diesem Geschlecht — — (hier bricht die Dichtung ab).

Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae;
Ne me perdas illa die.
Preces meae non sunt dignae,
Sed tu, bone, fac benigne,
Ne perenni cremer igne.

Die zweite Denkwürdigkeit aus der Geschichte des Klosters Wessobrunn, von der wir sprachen, betrifft die Klausnerin Diemut. Damit verhält es sich aber also.

In einer uralten, unserer lieben Frauen gewidmeten Kapelle zu Wessobrunn, und zwar in ihrer Mitte, dicht bei dem Grabe des heiligen Thiento und seiner Genossen, befand sich ein anderes Grab, dessen bleierne Inschrift die Worte enthielt:

III. Kal. Aprilis obiit pie memorie Diemut inclusa, quae suis manibus Bibliothecam. S. Petro hic fecit.

Das heißt: „Am 30. März starb frommen Andenkens Diemut die Klausnerin (Inclusa), die mit ihren Händen dem hiesigen Gotteshause St. Peters eine Bibliothek schuf.“

Wen es Wunder nehmen sollte, daß eine Klausnerin, eine Nonne, mit ihren schwachen Händen eine Bibliothek „gemacht habe“, der kann sich noch heute in der königl. Bibliothek zu München durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Grabschrift überzeugen. Denn hierhin ist das Beste aus den Handschriften und den Druckwerken des Klosters Wessobrunn, im Ganzen 2999 Nummern, nach seiner Aufhebung hinübergewandert. Und darunter befindet sich denn auch eine ganze Reihe von Handschriften, die diese Wessobrunner Klausnerin Diemut vor mehr denn fünfhundert Jahren mit bewunderswerthem Fleiße abgeschrieben. Die Schriftzüge derselben sind durchaus gleichmäßig; eine Seite, ein Buchstabe ist wie der andere; Alles mit der gleichen Sauberkeit, der gleichen Sorgfalt geschrieben; und ist die Hand so fest, wie die eines Mannes.

dürftige Nachrichten
sich und all ihr Th
ner der vielen von i
oder ihres Lebens 1
Silbe gedacht, oder
beigesetzt.

Nur so viel wiss
dem Schutzpatron ihr
sie abgeschrieben, auf
Ende des eilften und
gelebt; und daß sie mi
ihrer Zeit, die in ihre
luca, einen Briefwechs
sagt davon: Noch ben
Starnberger See) die so
welche Diemut an die
sie von derselben empfing,
liebreichen Ermahnungen
Ein altes Verzeichni

Origenes, Lebensgeschichten der Heiligen, und manche andere Werke ernsten, theologischen und historischen Inhaltes, in lateinischer Sprache.

Und doch war diese Jungfrau, bei dieser unglaublichen Masse, wie sie kaum die Feder eines Mannes niedergeschrieben, nach der Aussage eines Augenzeugen, der der Versetzung ihrer Gebeine in die Klosterkirche beigewohnt, von einem zarten, schwachen Leibe.

Wer aber weiß, wie hoch, vor Erfindung der Druckerei, Handschriften im Preise standen, der wird begreifen, welch einen Schatz diese Klausnerin mit ihren schwachen Händen ihrem Kloster erarbeitet.

Merkt ja das Verzeichniß selbst an, daß eine derselben für ein Landgut (praedium) verkauft wurde; andere wurden den Bischöfen von Augsburg und Trier verehrt; wie denn überhaupt das Kloster in seinen Nöthen und Bedürfnissen seine Zuflucht zu diesem Schatze seiner Handschriften nahm und sich damit die Gunst der Mächtigen gewann.

Mit Recht wurde daher der Name der fleißigen Schreiberin Jahrhunderte hindurch zu Wessobrunn in frommem Andenken erhalten. Mehr als hundert Jahre nach ihrem Tode schenkte Konrad Pozzo, Klosterbruder von Wessobrunn, seinem Gotteshause ein Lehen, „damit aus dem jährlichen Ertrage", wie seine darüber ausgestellte Urkunde aussagt, „an dem Tage der seligen Diemut allen seinen wissenschaftlich gebildeten Mitbrüdern (omnibus litteratis' confratribus Deo ibidem militantibus) eine Erquickung bereitet, und am Vorabend ihres Jahrestages in der Marienkapelle bei ihrem Grabe eine Vigilia major, und am folgenden Morgen eine Seelenmesse im Beiseyn des gesammten Convictes feierlich begangen werde.

Wessobrunn kann sich aber auch eines seiner Klosterbrüder rühmen, der, wenn auch nicht in der Schönheit der Schrift, doch in dem Fleiße des Abschreibens, mit der Diemut wetteiferte. Es ist dieß Bruder „Ludeuuicus", dessen

Handschriften mit mancherlei lateinischen Schlußversen, die sich auf sein Leben beziehen, gleichfalls dermalen in der Münchener Bibliothek sind. Ein altes Verzeichniß des Klosters führt ihrer nicht weniger als siebenundfünfzig an. Und bildet gerade dieses Verzeichniß der Arbeiten Ludwigs, — der sich in seinen Versen einen armen, geringen, niederen Bruder, einen Fremdling nennt, der fern der Heimath und weinend um den Verlust eines geliebten Vaters, in der Kälte und bei nächtlichem Lichte diese Bücher geschrieben, und um die Fürbitte der Lesenden fleht — es bildet eines der glänzendsten Zeugnisse für die wissenschaftliche Bildung unserer Mönche im Mittelalter (im zwölften und dreizehnten Jahrhundert); denn es werden unter seinen Abschriften nicht nur viele kirchliche Werke und Schriften aus den verschiedensten wissenschaftlichen Fächern aufgeführt (Jus Noricorum — Medicinalia duo — Oratores. duo volum.), sondern dasselbe enthält auch die Blüthen der klassischen Literatur: Cicero, Salust, Virgil, Horaz, Persius, Terentius, Statius, Macrobius, ja, wer sollte es glauben? „Homeri duo vol.!“ Alles Abschriften dieses armen Klosterbruders!

Jetzt dürfte man in den verödeten Räumen von Wessobrunn und in weiter Umgegend, trotz Druckerei, Schulen, Pfennigausgaben und Aufklärung, lange suchen, bis man jene Klassiker und den Homer fände, wie sie schon vor fünfhundert Jahren in den stillen Zellen der Mönche, tief in der Waldeinsamkeit auf der Berghöhe, im heiligen Frieden des Altares in selbstgemachten Abschriften geborgen lagen.

Doch der Band geht zu Ende und sein Ende mahnt mich zur Heimkehr. „Der Sang ist gesungen!“ sagt das Ludwigslied. Scheidend grüß ich darum noch einmal die Schneegipfel der Alpen, wie sie vor meinen Augen hoch in die Wolken des Himmels hinanragen! Den luftigen Bergmatten, den stillen, schattigen Wäldern, den spiegelhellen Seen, den ernsten, trauernden Mauern unserer alten Gotteshäuser und den anmuthigen Einöd-Höfen unserer frischen Bauern muß ich für dießmal Lebewohl sagen, und mich den staubigen Straßen der Stadt eder zuwenden.

---

